# CHAMISSOS WERKE

# Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

# Mitarbeiter

## von Hempels Klassiker-Ausgaben

Dr. W. Freiherr von Biedermann
Dr. Robert Boxberger
Prof. Dr. H. Düntzer
Dr. Friedr. Förster
Dr. Christian Groß
Direktor Dr. E. Große
Prof. Dr. H. J. Heller
Dr. G. Hesekiel
E. Hiersemenzel
Prof. Dr. S. Kalischer
Dr. H. Kletke
Dr. A. Lindner
G. von Loeper
W. Frhr. von Maltzahn
Dr. R. Pilger
Dr. Carl Chr. Redlich
Prof. Dr. Alfred Schöne
Dr. Fr. Strehlke
Dr. Th. Vatke
Dr. Ad. Wilbrandt
Dr. Wollheim da Fonseca
Prof. Dr. Georg Zimmermann

## der Neubearbeitung

Privatdozent Dr. Karl Alt
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Hans Bodmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Privatdozent Dr. Werner Deetjen
Dr. Max Drescher
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Dr. Karl Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Reinhold Gensel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Hans B. Grube
Dr. Curt Hacker
Dr. Helene Herrmann
Elsa Hertzer
Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Leffson
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Privatdozent Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Dr. Augusta Steinberg
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Dr. Christian Waas
Dr. Wilhelm Waetzoldt
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Sp. Wukadinović
Dr. Walther Ziesemer
Privatdoz. Lic. Leopold Zscharnack

Adelbert Chamisso.

# Chamissos Werke

in drei Teilen

Auf Grund der Hempelschen Ausgabe

neu herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Max Sydow

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

IG
C44855

# Chamissos Werke

## Erster Teil

## Gedichte I

Herausgegeben

und mit einem Lebensbild versehen

von

Max Sydow

102634
21/6/10

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Hallberg & Büchting (Inhaber L. A. Klepzig), Leipzig

# Chamissos Leben und Werke.

Unweit St. Menehould in der Champagne, im heutigen Marnedepartement, erhebt sich hinter den letzten Häusern des Dörfchens Vieil Dampierre an der Aube ein schlichtes, ganz in rotem Backstein gehaltenes Kirchlein, dessen schiefergedeckter Turm an seiner Spitze einen Wetterhahn aus Messing trägt. Am Eingange befindet sich über der Fensterrose die Widmung: „Beatae Virgini Mariae anno 1781". Es ist dies die einzige noch sichtbare Lebensspur, die das ehemalige Herrengeschlecht, das jahrhundertelang in dieser Gegend gewaltet, hier zurückgelassen hat. Der Vater unseres Dichters, Louis Marie Comte de Chamisso, Vicomte d'Ormond, Seigneur de Boncourt, Magnieux, Tournoison, Leviel, Dampierre etc., Capitaine au Régiment Royal étranger de Cavallerie, Chevalier de l'ordre militaire St. Louis, puis (1792) Lieutenant Colonel, Aide de Camp du Maréchal de Broglie, der letzte Schloßherr von Boncourt, das nur wenige Schritte von hier mit steinerner Brücke und Tor, mit Türmen und Zinnen stolz und trutzig in die Lüfte ragte, baute diese Kapelle in demselben Jahre, in dem ihm und seiner Gemahlin, Marie Anne Gargam, am 30. (?) Januar der vierte Sohn geboren wurde, der in der Taufe die Namen Louis Charles Adelaide erhielt[1]).

Der Stammbaum der zum lothringischen Uradel gehörigen, reich begüterten Familie geht bis in den Anfang des vierzehnten

[1]) Grundlegend für die Biographie Chamissos ist auch heute noch der fünfte und sechste, von seinem Freunde Hitzig herausgegebene und mit biographischem Kommentar versehene Briefband der „Werke", die 1864 in der 5. Auflage vorlagen. „Briefe sind Archive" konnte Chamisso mit Recht von den seinigen behaupten. Aus dieser Hauptquelle habe ich am meisten geschöpft und soviel wie möglich dem Dichter selbst, ohne charakteristische Kleinigkeiten in grammatischer Hinsicht zu retuschieren, das Wort gegeben. Die wichtigsten Arbeiten der Fachliteratur sind am Eingang der Anmerkungen zusammengestellt. — Der Königlichen Bibliothek in Berlin, die mir freundlichst die Erlaubnis gewährte, in die Chamissopapiere des Varnhagenschen Nachlasses Einsicht zu nehmen und zwei Stücke daraus faksimilieren zu lassen, fühle ich mich zu tiefem Danke verpflichtet.

Jahrhunderts zurück und nennt als ältesten bekannten Ahnherrn Gérard de Chamissot, der in einer Urkunde vom Jahre 1305 vorkommt und schon das Wappen zeigt, das bis auf den heutigen Tag den Trägern seines Namens verblieben ist: auf silbernem Schilde zwei nach unten gewandte (gestürzte) schwarze Hände und darüber fünf in Form eines Herzens gelegte Kleeblätter, als Wappentiere einen stehenden und einen ruhenden Löwen.

Als Ortsbezeichnung ist der Name frühzeitig verklungen; zum erstenmal und zwar als Königspfalz wird Cambisonum (Chamesson sur Seine près Chatillon sur Seine) aber schon in einer Urkunde Karls des Großen aus dem Jahre 769 erwähnt.

Die Sires et Chevaliers de la Châtellenie de Chamizzot, zu welcher Herrschaft neben der Stadt Chamizzot noch die Städte Lanienville, Gouhailant und andere gehörten, leisteten den lothringischen Herzögen treue Lehnsfolge und traten, ausgezeichnet durch Rang und Reichtum, nicht nur mit diesem Fürstenhause, sondern auch mit vielen regierenden Häusern, den Hohenzollern in Brandenburg, den Königen von Dänemark, Frankreich, Spanien und Neapel in verwandtschaftliche Beziehungen.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand die Familie als eine der begütertsten und angesehensten der ganzen Landschaft da, und um dies auch nach außen hin zu bekunden, wurde das Stammschloß Boncourt im modischen Prunkstil der damaligen Zeit von Grund aus umgebaut.

In diesem Schlosse, das rings von meilenweiten Wäldern umgeben war, verlebte Adelbert — so nannte sich Chamisso später als deutscher Dichter — seine Jugend, über die wir im ganzen wenig unterrichtet sind. Er hatte drei ältere Brüder. Hippolyt (1769—1841), Prudens (1771—1796), Charles (1774—1824) und eine ältere Schwester, Luise. Sein Bruder Eugen war ein Jahr jünger als er. Die beiden älteren Brüder Hippolyt und Charles zeichneten sich als Leibpagen Ludwigs XVI. aus. Charles rettete dem Könige mit eigener Gefahr am 10. August 1792 das Leben und harrte getreulich bis zum letzten Augenblick in dessen unmittelbarer Nähe aus. Ein Degen, den der dankbare Fürst seinem Leibpagen mit einem Blättchen Papier zusteckte, auf dem die Worte standen: Je recommande M. de Chamisso, un de mes fidèles serviteurs, à mes frères; il a plusieurs fois risqué sa vie pour moi. Louis. — wird noch heute in der Familie als teures Erbstück aufbewahrt.

Obwohl sein Vater, nachdem er aus dem Militärdienste ausgeschieden war, geruhig auf seinem Schlosse lebte, ohne nach den Auszeichnungen des Versailler Hofes lüstern zu sein, auch

das Familienleben ein sehr herzliches gewesen zu sein scheint, hat Chamisso später seine Jugend nicht in rosigem Lichte gesehen. „Die ersten Kinderjahre", schreibt er 1803 wohl mit Hinblick auf die Katastrophe im Jahre 1790, „bieten mir nur traurige Erinnerungen; ein Kind von neun Jahren fühlte ich mich unglücklich." Einer strengen, unwissenden und verhaßten Erzieherin überlassen, liebte er es, sich abzusondern und über einem Buche zu träumen. Wenn er dann seines verschlossenen, wortkargen Wesens wegen von seinen Spielgenossen gehänselt wurde, pflegte die Mutter zu sagen: „Laßt ihn und quält ihn nicht; er wird euch alle dereinst in seiner Laufbahn überholen, wie er es jetzt euch schon in Folgsamkeit und Wissen zuvortut!"

Die herrliche Umgebung des Schlosses, die meilenweiten Wälder lockten den Knaben frühzeitig in Feld und Flur hinaus, um mit offenen Augen die Wunder der Gotteswelt einzuschlürfen. Schon 1805, lange bevor er sich die Naturwissenschaft als wissenschaftliches Arbeitsfeld erwählt hatte, schreibt er einmal an seinen Freund de la Foye: „Kinder auf dem Lande werden gewöhnlich mächtig von der Natur angezogen; Blumen, Insekten, alles was da ist, blühet, sich reget, und die größeren Massen, die geheimnisvollen Berge, die Gewässer, die Erscheinungen der Luft haben einen unsäglichen Reiz für ihre Seele. So war wenigstens ich, und ich weiß noch, wie ich die Insekten erspähte, neue Pflanzen fand, die Gewitternächte anschauend und sinnend an meinem offenen Fenster durchwachte, wie alle meine Spiele, mein Schaffen und Zerstören auf physikalische Experimente und nach Forschen der Gesetze der Natur ausging, weiß, daß, damals geleitet, ich vielleicht jetzt ein Buffon mit unendlichen Kenntnissen ausgerüstet dastehen würde und dem höheren Blicke sicher reifend, zu dem diese Epoche mich gereift hat."

Im Jahre 1790 erhob die Revolution auch in der Champagne ihr Schreckenshaupt, Boncourt wurde eingeäschert, die Güter konfisziert und verkauft, die Familie rettete nur das nackte Leben über die Grenze. Der Vater trat in das Emigrantenkorps des Marschalls Broglie als Oberstleutnant, die Mutter weilte längere Zeit mit den Kindern zuerst in Lüttich, dann im Haag. Hierauf vereinigte man sich wieder in Düsseldorf und blieb dort 1794/95. Schließlich bot ihnen Würzburg ein Asyl.

Nichts war aus Frankreich gerettet worden, die Not groß. Die beiden ältesten Söhne erhielten die Familie durch die Erträge, die sie als Miniaturmaler verdienten. Auch Adelbert befleißigte sich dieser Kunst und erlangte auch bald eine nicht

geringe Fertigkeit. Diese Übung im Malen und Zeichnen, die gefördert wurde durch seine Freundschaft mit Martin Wagner, dem Sohn des Hofbildhauers und späteren Kunstberaters König Ludwigs I. von Bayern, war ihm später als Naturforscher beim Zeichnen der Pflanzen von großem Nutzen.

Da die Schwierigkeiten, die Familie zu ernähren, immer größer wurden, erwog man den Plan, Adelbert einem Tischler in die Lehre zu geben. Nicht viel besser wurde es, als die Familie nach Baireuth ging, wo auch Adelbert als Miniaturmaler mithelfen mußte, die Familie über Wasser zu halten. Seine Brüder übrigens vervollkommneten sich so in ihrer Kunst, daß sie 1797 von der Akademie der Künste in Berlin zu Mitgliedern gewählt wurden. Über diese Würzburger Zeit schreibt Chamisso nicht ohne Bitterkeit einmal an einen seiner Brüder, der nach Rußland gegangen war: „Neulich fielen mir Deine Briefe aus der Zeit in die Hände, wo Du Dich in der Nähe von Moskau niederzulassen gedachtest. Was ist daraus geworden? O Eitelkeit menschlicher Pläne! . . . . . Gott lenkt alles! . . . . . Als Graf von Chamisso zu Boncourt geboren, komme ich nach Würzburg, wo man beratschlagt, ob man mich zum Tischler machen soll; statt dessen werde ich wohldressierter Blumenverfertiger und Verkäufer zu Baireuth; dann expediert man mich als Porzellanmaler nach Berlin, wo sich eine glänzendere Karriere (erst als Page der Königin und dann als Offizier), vor mir auftut; — werde ich nicht zur Klasse der guten und schlichten Bürger zurückkehren, die der Welt und ihrem Vaterlande nützen, Kinder, die wie wir einander lieben, zur Tugend und zum Glück erziehen und selbst das Glück von einer Frau empfangen, die dem Manne das ihrige verdankt?"

Unterdessen hatte Prudens, der sich dem geistlichen Stande gewidmet und in Berlin eine Hauslehrerstelle in dem bekannten Hause Dutitre angenommen hatte, mit glücklichem Erfolge bei der Königin Friederike Luise, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., für Adelbert sich verwandt und außerdem seinen Eltern die Erlaubnis ausgewirkt, ihren Wohnsitz von Baireuth nach der preußischen Hauptstadt zu verlegen. „Ich habe", antwortete Friedrich Wilhelm II. in einem eigenhändigen Schreiben auf das Gesuch der Gräfin, „Ihren Brief durch denjenigen Ihrer Söhne erhalten, der in einem sonst nur der Erheiterung bestimmten Talente die ehrenvollen Mittel gefunden hat, heute seine Familie damit zu unterstützen. Wenn man seine Kinder in dieser Weise erzogen hat, so muß man zweifelsohne sie doppelt lieben und doppelt den Wunsch haben, sich ihnen zu nähern."

Im Juli 1796 siedelten denn auch die Eltern nach Berlin über und weilten hier vier Jahre lang in der Nähe ihrer heranwachsenden Kinder. Ihr jüngster Sohn Eugen trat in das Kadettenkorps ein, und Adelbert wurde als Page bei der Königin eingestellt, die auch dafür sorgte, daß die Lücken seiner Bildung einigermaßen ausgefüllt wurden. Neben reichlichem Privatunterricht durfte er Herbst 1796—1798 an einzelnen Unterrichtsstunden des Französischen Gymnasiums sowie später an den Vorlesungen der Militärakademie teilnehmen. Im Gymnasialprogramm von 1798 findet sich die lobende Bemerkung: „Herr von Chamisso, der einige Zeit hindurch die Kursus der Rhetorik und Philosophie verfolgt hat, zeichnete sich von der vorteilhaftesten Seite ganz besonders aus."

Der Pagendienst war wenig nach Adelberts Geschmack. Besonders unangenehm war es ihm, bei Ausfahrten, wie es für die Edelknaben Vorschrift war, auf dem Wagentritt zu stehen. Auch war seine naïveté champenoise, seine offene Biederkeit wenig danach angetan, sich irgendwie einzuschmeicheln. Auf einem Hofballe bemerkte ihn die Königin-Mutter und würdigte ihn einer Ansprache: „Sie tanzen nicht? O, Sie müssen tanzen!" Darauf Chamisso: „Ew. Majestät, meine Aufwartung zu machen, war mein einziger Wunsch, da ich gar nicht tanze und auch keine Lust dazu habe — denn man muß sein Talent zu nichts zwingen, wozu man kein Geschick hat."

Auf Grund zweier militärwissenschaftlicher Aufsätze, in denen er die Ergebnisse seiner Fachstudien zusammenfaßte, wurde er am 31. März 1798 zum Fähnrich und am 29. Januar 1801 zum Leutnant im Linien-Infanterieregiment von Goetze (Nr. 19 nach der alten Rangliste) ernannt.

Chamisso war mit Lust und Liebe Soldat geworden. Desto größer war die Enttäuschung, als er die Dinge in der Nähe besah, als er beobachten mußte, daß der friderizianische Geist schon längst erloschen war, daß Hochmut und Prahlsucht, schlimmerer Dinge zu geschweigen, die vorstechendsten Eigenschaften der Offiziere waren. Über die Verhältnisse im preußischen Heere entwirft er in den Briefen an seine Verwandten geradezu haarsträubende Schilderungen. „Wohl ist es," schreibt er im Mai 1800 an seine Schwester, „eine schöne Sache, Soldat für sein Vaterland zu sein, an der Grenze zu fallen, sein Leben in der Mitte von besiegten Feinden seines Vaterlandes zu verlieren; aber dieses Leben, liebe Lise, zu verkaufen um den Preis von 8 Tlr. 25 Gr. monatlich, das ist ein schändliches Metier ..... Ein Dritteil des Heeres besteht aus Fremden und

der Kern unserer Friedenskompagnie ist ein abscheulicher Mischmasch des Abschaums aller Nationen. Ohne Zweifel gibt es darunter auch gute Soldaten, allein die Hälfte sind Deserteurs von Profession." Er zog sich deshalb von seinen Kameraden zurück und vertiefte sich in seinen Mußestunden in die Lektüre Goethes und Schillers sowie Shakespeares in der Eschenburgischen Übersetzung. Kein Wunder, daß er durch Zerstreutheit und Vergeßlichkeit manche Scherereien im Dienste bekam. Nimmt man hinzu, daß er, wie sein ganzes Leben lang, auch als Soldat im Anzuge nicht immer genau war, so ist es begreiflich, daß er noch auf seiner Weltreise von unangenehmen Erinnerungen aus dieser Zeit in Träumen geplagt wurde. „Der Wirbel schlug, ich kam herbeigelaufen, und zwischen mich und meiner Kompagnie stellte sich mein alter Obrist und rief: ‚Aber Herr Leutnant in drei Teufels Namen.' — O, dieser Oberst! Er hat mich, ein schreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Weltteile, wann ich meine Kompagnie nicht finden konnte, wann ich ohne Degen auf die Parade kam, wann — was weiß ich, unablässig verfolgt; und immer der fürchterliche Ruf: ‚Aber Herr Leutnant, aber Herr Leutnant!'"

Mittlerweile war zu Anfang des Jahres 1801 seine Familie auf Grund der vom Ersten Konsul Bonaparte den Emigranten gewährten Erlaubnis nach Frankreich zurückgekehrt. Nur pekuniäre Sorgen hielten ihn davon zurück, den Dienst zu quittieren und ebenfalls in die Heimat zurückzueilen. Mußte er doch mit 15 Talern, wovon 8 auf Essen und Trinken kamen, monatlich haushalten. Selbst seine bescheidensten Wünsche, in seinem kleinen Dachstübchen sich ein Maleratelier einzurichten und als treuen Gefährten seiner Einsamkeit einen Pudel anzuschaffen, ließen sich kaum verwirklichen, obwohl er sich bemühte, durch Illuminieren von Kupfern sein Taschengeld aufzubessern. „Meine Gage," heißt es in einem Briefe an die Eltern, „verschwindet wieder, ehe sie noch recht angekommen ist, und das beste dabei ist, daß es mir an allem fehlt. Ich habe keine Hemden, keinen Mantel, nur ein Paar Stiefel, und sie schreien mich mit offenem Munde an; meine Gamaschen fehlen, meine Kleider werden zu kurz, löcherig, verschwinden; ich habe kein Petschaft, einen für den Offizier jeden Augenblick nötigen Gegenstand. Ich habe weder einen Korb, meine Sachen zu tragen, noch Vorrat, ihn zu essen, überhaupt nichts, was man braucht. Um meine Sachen wieder etwas in Ordnung zu bringen, müßte ich wenigstens 100 Tlr. gewinnen, 30000 Tlr. wären zu wenig für ein Vermögen. Ich hüte mich wohl, in die Lotterie zu setzen, aber ich

überlege, was ich machen würde, wenn ich gewänne. Lise will die Grundlage von Sand zu dem Schlosse geben, das ich in die Luft baue .... Einen Taler zu sehen, ist eine Glückseligkeit für uns; wie lieblich uns auch die Physiognomie eines Kuchens erscheine, wir fasten wie die Heiligen. Ich möchte nur meinen Ausgaben gewachsen sein und meine Gläubiger befriedigen können! — aber! — Ich bin traurig wie eine Nachtmütze!" — Und ähnlich spricht er sich seinem Bruder Hippolyt gegenüber aus: „Ich bin unzufrieden mit meinem Schicksal, und sich zu beklagen, ist dem Menschen natürlich, und wenn mein Ideal sich verwirklichte, würde es nur neue Wünsche in mir erwecken. Doch Du hast mir immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich seufze ja nicht nach einer physischen Verbesserung, ich wünsche nicht eleganter zu wohnen, weicher zu schlafen, feiner zu essen, sorgfältiger bedient zu werden — Gott bewahre! — manchmal aber, wenn ich die stark hervortretenden Muskeln meiner Glieder ansehe, gehen mir sonderbare Gedanken durch den Kopf."

Hierzu kam noch, daß ihm fremde Dienste überhaupt zuwider waren. „Ich glaube," bekennt er seinen Eltern, „daß mit einigem Vermögen ein zurückgezogenes Privatleben glücklicher als jedes andere sein muß, und erwäget wohl, daß keine Pflicht mich auf den Platz, den ich einnehme, gerufen hat. Wenn Ihr mir sagen wollt, daß jeder Mensch einen Beruf zu erfüllen hat und durch Pflichten gebunden sein muß, so werde ich Euch antworten, daß ich die Pflichten des Gatten, des Familienvaters, des Sohnes zu erfüllen hätte, daß die Sphäre meiner engbegrenzten Tätigkeit besser ausgefüllt wäre, daß ich vielleicht viel in einem kleinen und nichts in einem großen Kreise sein würde."

Auffällig früh legen sich bei ihm Gedankenbahnen fest, die in der Folgezeit sich tiefer eingraben und zu kennzeichnenden Merkmalen seines Wesens werden. Schlemihlklänge sind es, wenn er an seinen Bruder Hippolyt schreibt: „Ohne Zweifel wird Dir das Leben rauhe und schwere Pfade, Mühe und Arbeit nicht ersparen, aber Deine Freuden werden sich steigern durch das Bewußtsein, sie im Schweiße Deines Angesichts errungen zu haben, und Du wirst dem, der alles lenkt, noch für Dein Schicksal hienieden danken und ihm segnend sagen können: ‚Hättest Du mich unter die Reichen und Großen gestellt, so hätte ich vielleicht traurig als ihresgleichen vegetiert, und der göttliche Lichtstrahl, der mein Leben erhellt und mein Herz belebt, wäre vielleicht erloschen.' Du bist ohne Vorurteil, Du

hast die privilegierte Klasse durchgemacht, ohne sie um ihr Schicksal zu beneiden, hast die Hohlheit ihres Daseins und den trügerischen Schein ihrer Vergnügungen kennen gelernt. Vergnügen gibt es für alle Menschen; glaub' mir, daß ich für alle ihre Gesellschaften nicht die wohltuende Wärme des Sonnenstrahls in den ersten Frühlingstagen hingäbe, daß ich das wunderbar wechselnde Schauspiel der Natur, welches denen unbekannt bleibt, die es nicht mit meinem Herzen zu genießen wissen, all ihren Redouten und Festen vorziehe" .... Ein Satz, der fast wörtlich vierzehn Jahre später im „Schlemihl" wieder aufklingt.

Und dieses Bild vervollständigt sich nur, wenn wir hören, daß Chamisso selbst auf der Wache, während die Kameraden Karten spielten oder die Sauglocke läuteten, Griechisch lernte, und es liebte, auf den Schwingen seiner durch eifriges Studium der deutschen Literatur beflügelten Einbildungskraft seiner Misere zu entschlüpfen. Von diesem Gedankenfluge bringt er aber nichts anderes heim als einige in den Augen der Menschen bizarre Ideen. „Ich spiele unter Euch", schreibt er seiner Schwester, „die Rolle des kleinen Jungen, dem man zuhört, wenn er schwatzt, dessen Naivität manchmal Lächeln, zum öfteren aber Achselzucken verursacht . . . ich drücke meine Ideen, die vielleicht nie etwas wert gewesen sind, auf eine Art, die nicht nach der Mode ist, aus, denn ich bin weder in der Zeit noch am Platze und muß den Anstrich eines Narren haben . . . ich vegetiere zwar noch hier, aber ich lebe nicht mehr hier .... aber sei ruhig, . . ich bin verständig, wie ein kleiner Engel, und gehe überall hin, wie ein Hund, den man dahin peitscht, wo er hin soll." Er bekennt zwar, den Charakter des Volkes zu schätzen, das wenig verstehe, den Geschmack der Speisen zu verfeinern — er hatte vorher darauf hingewiesen, daß er sich freuen würde, auf französischem Boden Rindfleisch mit Pfefferkuchen, Suppe mit Speck und Mandeln usw. wiederzufinden —, aber nicht unterließe, große Dichter und Philosophen zu erzeugen, und fügt hinzu, daß er manche liebe Erinnerung an die guten Leute, an die Orte, wo sich sein Jünglingsalter entwickelt und wo er unter dem Einfluß der Verhältnisse in der Tat das geworden war, was er war, mit hinwegnehmen könne. Sein ganzes Inneres jedoch strebte nach Frankreich zurück. An seine Schwester schrieb er damals: „Ich habe, gute Freundin, ein wenig Heimweh, und alles, was mir den Ort, der mich zur Welt kommen sah, ins Gedächtnis zurückruft, ist für mich die Pflanze von Otaheiti, mein Herz klopft beim Anblick gewisser

Gegenstände, gewisser Gerichte, die an mein liebes Frankreich erinnern, und ich bin wie ein Kind. Neulich malte ich mir den Garten im Gedächtnis bis in die kleinste Krümmung der entferntesten Alleen, bis auf den unbedeutendsten Strauch, und meine Einbildungskraft wurde so lebhaft, daß sie mir mit der größten Bestimmtheit alle diese unbeachtet gebliebenen Einzelheiten vorführte. Ich war wie außer mir" . . . Wir haben hier die Wurzelfasern eines Gedankenganges vor uns, aus dem später eines seiner besten Gedichte, „Schloß Boncourt", hervorblühen sollte.

Dieses Verlangen nach der Heimat und den Verwandten wurde durch ein trauriges Ereignis schneller erfüllt, als Chamisso es hätte erwarten können. Sein Bruder Eugen erkrankte ernsthaft, und Adelbert beschloß, ihn zu den Eltern zu bringen. Als der Bruder kurz darauf starb, wurde er in Geschäften für seinen schon kränkelnden Vater festgehalten und kehrte erst zu Anfang des Jahres 1803 nach Berlin zurück. Dieser Besuch ist deshalb bemerkenswert, weil Chamisso trotz der Liebe und alten Zutraulichkeit im Elternhause einsehen mußte, daß ihre Ansichten über wichtige Fragen des Lebens so grundverschieden waren, daß eine glatte Verständigung fortan nicht mehr möglich war. Seinem herzlichen Verhältnis zu Eltern und Brüdern tat dies aber keinen Abtrag, ebensowenig seiner Liebe zur französischen Heimat.

Bald war er wieder in Berlin im alten Geleise. Den Dienst empfand er immer mehr als drückende Fron, zumal da er, „der Ausländer, der Franzos, der Mischling von zwei Nationen, von denen die eine ihn der andern zuschiebt", unter den Kameraden keinen Freund fand, dem er sich mit ganzem Herzen anschließen konnte. Er zieht sich wieder von aller Gesellschaft zurück und spinnt sich in seine Studien ein. Besonders schätzt er die historischen Vorlesungen des „Philosophen" Ancillon, des späteren Ministers, der damals Professor an der Militär-Akademie war, und die philosophischen seines früheren Lehrers am Französischen Gymnasium und wohlwollenden Freundes Erman. Nur die Stunden, in denen er sich seinen Studien hingeben kann, hält er für gerettet aus dem Schiffbruch. Systematisch geht er die französische Literatur durch. Diderot, Rousseau, Voltaire stehen hier im Vordergrund seiner Lektüre, und unter dem Einfluß der Rousseauschen Schriften, nicht einzelner Sätze, sondern der gesamten Lebensstimmung dieser Kulturrobinsonaden, hat sein Charakter das für immer entscheidende Gepräge bekommen.

Seine Kenntnis der deutschen Literatur ließ ihn die Franzosen mit strengem Maßstabe messen. So schreibt er nach wiederholter Lektüre der Voltaireschen Dramen: „Ich sehe diesen Lumpenkerl an Charakter und Gesinnung und seinen Esprit als Eigenarten der französischen Literatur an, welche man in Deutschland ebensowenig zu erreichen imstande sein wird, wie man im Französischen z. B. Schiller mit seiner poetischen Urkraft, dem Schwunge seiner Gedanken, der Tiefe seines Gemüts und allen seinen übrigen hervorragenden Eigenschaften nimmer kopieren könnte."

Schiller war in dieser Zeit Chamissos erklärter Lieblingsdichter, zugleich sein erster Sprachlehrer, und in seinen Jugendgedichten ist der Einfluß Schillers wohl zu verspüren. Besonders hatten es ihm die philosophischen Gedichte angetan. Schon 1799 bittet er in einem Briefe seine Brüder: „Tâchez je Vous prie de Vous procurer die Ideale, une pièce fugitive de Schiller, et de la lire comme une lettre de Votre frère." Auch öffentlich bekundete er seine Verehrung in einem Huldigungsgedicht an Schiller. Es mußte ihn schmerzen, als er sich brieflich an den geliebten Meister wandte, keine Antwort zu erhalten.

Neben Schiller reizte ihn Klopstock zu eifrigem Studium. Zuerst nahm er sich die Messiade vor. Hatte er sich hier schon Vers für Vers durchringen müssen, so steigerte sich begreiflicherweise die Schwierigkeit, als er die Oden (chefs d'œuvre d'obscurité, qui font pâlir un Allemand) zu bewältigen suchte. Später griff er sogar auf die ältere Sprache zurück und freute sich an dem frischen Kerndeutsch der Lutherschen Rede.

Wie wir sehen, ging Chamisso ganz methodisch darauf aus, in die deutsche Sprache sich einzuleben, was ihm denn auch als Erfolg langjähriger Mühen gelungen ist, so zwar, daß sein ganzes Leben lang kleine Unkorrektheiten und Gallizismen den Ausländer verrieten. Alle seine Arbeiten pflegte er der kritischen und diplomatischen Durchsicht seiner Freunde zu unterwerfen.

Ganz richtig aber hatte er gleich zu Anfang seiner deutschen Studien erkannt, daß er sich des Deutschen nur bemächtigen würde, wenn er nicht bloß rezeptiv verführe. „Il faudra", schreibt er gegen Ende des Jahres 1799, „que j'écrive quelque chose en allemand; car au fait il faudra bien l'apprendre cette coquine de langage." So übersetzt er frischen Muts das Alexandrinerdrama „Les amants malheureux ou le comte de Comminge" des François Baculard d'Arnaud (1718—1803), des Lieblings Friedrich des Großen, seines Ovids, der nach dem

Bruch mit Voltaire gegen diesen ausgespielt wurde. Diese Prosaübersetzung mit eingelegten klopstöckelnden Strophen ist nicht im Druck erschienen; sie soll viele Sprachschnitzer enthalten und nach Hitzigs Urteil das mühselige Ringen mit der deutschen Sprache an der Stirn getragen haben.

Besser schon sollte ihm der Kampf mit der deutschen Sprache gelingen in einem Versuche, der als Frucht seiner philosophischen Studien zu betrachten ist, denen er sich damals mit Leidenschaft hingab: dem Faustfragment vom Jahre 1803.

Schon gegen die Wende des Jahrhunderts muß er mit Kants Werken bekannt geworden sein. Wieweit er damals mit seinen Kenntnissen der deutschen Sprache in ein tieferes Verständnis eindringen konnte, steht dahin. In einem Briefe vom 5. Mai 1800 bittet er seine Schwester, sie möge über seinen Freund Kant keine Bemerkungen machen, wie damals, wo sie ihn so zum Lachen brachte, als er ihr nicht folgen und sie nicht widerlegen konnte, da er ihn noch nicht gelesen hatte.

Mittlerweile aber hatte er sich tüchtig mit Kant beschäftigt und war bei wachsender Vertrautheit mit der Sprache auch in die tiefsinnigen Lehren eingedrungen. Denn mit Kantischen Thesen sucht sein Faust das eiserne Tor aus den Angeln zu heben, das ihn, wie er wähnt, von der Welt der tieferen Wahrheitswerte trennt.

„Was ist des Denkens, was der Sinnen Welt?
Die Zeit, der Raum, die Allumfassenden,
Und ihre Schöpfungen, durch die sie werden?
Was außer ihnen das Unendliche?
Was ist die Gottheit, jeder großen Kette
Ein erstes, ewig unbegriffnes Glied,
Das, nicht getragen, alle Glieder trägt? —
Erscheinung nur und Wahn ist alles mir.
Es wirft das Licht, das innre, dort hinaus
Auf ausgespannte Nacht die Bilder hin,
Ein leerer Widerschein des eignen Ichs,
Und so entsteht die Welt, die ich erkenne.
So hat — vielleicht der Zufall es geordnet,
Der große Bildner, den sie Gottheit nennen.
Und wenn, nicht bloß gedacht, dort Geist und Körper
Und Gottheit sind, — wie faß' ich sie? — Umsonst!
Es treten ewig zwischen sie und mich
Der Sinne Lügen, der Vernunft Gesetze."

So liest sich die Dichtung, zu der natürlich das Goethische Fragment vom Jahre 1790, besonders die Erdgeistszene, den

Anstoß gegeben hatte, wie ein poetisches Privatissimum der Kantischen Lehre, und zwar klingt in den jambischen Partien das Vorbild Schillers, in den lyrischen, die schon ganz trefflich gelungen sind, dasjenige Goethes an. Dieses Fragment hat Chamisso, obwohl er die Schwächen des knabenhaften metaphysischen Versuches sehr wohl fühlte, aus Dankbarkeit in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Denn es ward der Anlaß zu einem bedeutsamen Umschwunge in seinem Leben, zu einer Wandlung zum Besseren und zur Aufhellung des düsteren Horizontes, der sich um ihn gebildet hatte: er lernte Varnhagen von Ense kennen und ließ es sich bald wohl sein in einem Kreise wackerer Freunde und gleichstrebender Gesinnungsgenossen.

Zufällig hatten sich Chamisso und Varnhagen in Charlottenburg getroffen. Varnhagen erzählt uns davon in seinen Denkwürdigkeiten: „Mit Staunen und Bewunderung hörte ich, was er daraus (aus dem Faust) in seiner zerquetschenden Aussprache, in einer Tür stehend und den Durchgang hemmend, mir aus dem Gedächtnisse hersagte. Seiner Poesie wurde ich sogleich ein rühmender Verbreiter und alsbald des Dichters, der sich als der bravste Kerl von der Welt zu erkennen gab, vertrauter Herzenbruder. Die deutsche Bildung und Sprache waren der Gegenstand seiner tiefsten Verehrung und Sehnsucht und unsere Bestrebungen in diesem Gebiete arbeiteten seitdem im förderlichsten Verein." An einer andern Stelle gibt er von Chamisso folgende Charakteristik: „Den Franzosen konnte Chamisso in keinem Zuge verleugnen. Sprache, Bewußtsein, Sinnesart, Manieren und Wendungen alles erinnerte an seine Herkunft, nur war sein ganzes Wesen dabei mit einer besonderen, seinen Landsleuten sonst nicht gerade eigenen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch viele Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausschloß, sondern ihnen nur etwas Wunderliches zugesellte; woraus denn allerlei hervorging, was er selbst oder andere als Unfall oder Übelstand zu tragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Stock und die Handschuhe, alles konnte ihm unvermutet Ärgernis machen. Am meisten aber und am sichtbarsten kämpfte er mit der Sprache, die er nur unter gewaltigen Anstrengungen mit einer Art von Meisterschaft und Geläufigkeit radebrechte, welches er auch in der Folge zum Teil beibehalten mußte."

Neben Varnhagen gehörte zu Chamissos engerem Freundeskreise sein Landsmann, Schicksalsgenosse und Regimentskamerad de la Foye, dem er innerlich am nächsten stand und in rückhaltloser Offenheit sein Herz auszuschütten pflegte, sein späterer

Biograph, „Vater und Mutter, Leitstern und Leithammel" Hitzig, damals Referendar beim Kammergericht, der junge Theologe Theremin und Wilhelm Neumann, der auf dem Kontor des Hauses beschäftigt war, in dem Varnhagen eine Hofmeisterstelle bekleidete, und wie dieser in seinen Mußestunden emsig darauf ausging, sich weiter zu bilden und als Dichter etwas zu leisten. An den „poetischen Tees" beteiligte sich auch Ludwig Robert, der Bruder der gefeierten Rahel Levin, Varnhagens späterer Gattin, der vielgewandte, strudelköpfige Mediziner Koreff, ferner August Neander, der später berühmte Kirchenhistoriker, und Julius Klaproth, der in der Folgezeit als Orientalist sich einen Namen machte. Meistens trafen sich die engeren Freunde bei Chamisso auf der Wache, am Brandenburger oder Potsdamer Tor, und blieben bis zum hellen Morgen beisammen.

In diese Zeit reicher Anregung und regsten Gedankenaustausches, die Chamisso, da er lange danach gelechzt, mit frohen Hoffnungen erfüllte, fällt ein Ereignis, das den eingetretenen Wendepunkt seines Lebens noch schärfer bezeichnet: er gerät in eine schwere Herzenskrise, die ihn jahrelang in Spannung hält.

In dem geselligen Hause des Bankiers Ephraim lernte er eine Landsmännin kennen, die 24jährige geistvolle Witwe Cérès Duvernay, die im Ephraimschen Hause als Erzieherin eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, und verliebte sich sofort bis über die Ohren in die schöne fesselnde Frau, die, wie Varnhagen von ihr rühmt, seltene Schönheit mit tiefer Bildung vereinigte. Englisch wie italienisch sprach sie vollkommen geläufig, in Shakespeare und Tasso fühlte sie sich ebenso heimisch wie in den französischen Klassikern. Varnhagen fügt hinzu: „Ihre Auszeichnung und Lage deutet auf höhere, doch unglückliche Verwicklungen, deren Geheimnis aber, aller Forschung ungeachtet, stets gewahrt geblieben."

Da dieser Herzensroman im Leben Chamissos eine hochbedeutsame Rolle gespielt hat, müssen wir hier etwas weiter ausholen.

Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß Chamisso im elterlichen Hause das Musterbild einer glücklichen Ehe und eines gesunden Familienlebens vor Augen gehabt hatte. Denn hieraus allein erklärt es sich, daß er in dem damaligen Berlin, das sich am Evangelium der Lucinde berauschte, so felsenfest bei seiner Gesinnung blieb und von vornherein nicht auf flüchtige Liebschaften, sondern auf das stille Glück der Ehe lossteuerte. Sein Freund Varnhagen zum Beispiel unterschrieb die radikalen, in den Fragmenten des Athenäums hingeschleuderten

Brandreden gegen das Institut der Ehe Wort für Wort, gegen eine Ehe à quatre hatte er nichts einzuwenden, der Gedanke, einmal Bräutigam und Gatte zu werden, war ihm überaus lächerlich.

Ganz anders Chamisso. Merkwürdig früh zeigt sich bei ihm die Sehnsucht nach einer Lebensgefährtin, ein Wunsch, der sich dadurch wohl noch gesteigert haben mag, daß er die Qualen der Vereinsamung, losgerissen vom väterlichen Boden und in eine fremde Gegend fern von den Verwandten verschlagen, besonders drückend empfinden mußte.

Schon in seinem neunzehnten Jahre (5. Mai 1800) legt er seiner Schwester Lise das Bekenntnis ab: „Eine gute Ehe scheint mir das Meisterstück der Schöpfung, nichts ist schöner in der Natur, als der Anblick zweier jungen Gatten, die ein Band noch fester als das der Liebe, die das heilige Band der Elternschaft vereinigt." Hierauf setzt er ihr auseinander, welch trauriges Geschöpf der alleinstehende Mann sei, sowie derjenige, der die Ketten einer verhaßten Ehe trägt, und fährt dann fort: „Leider tragen unsere Verdorbenheit, unsere Sitten, unsere Vorurteile, alles zusammen dazu bei, das Glück einer Ehe viel schwieriger und viel seltener zu machen, so daß selbst die Herzen, die dazu geschaffen sind, das Glück in dem Band der Ehe zu finden, davor zurückschrecken. Wenn ich auch ein bißchen töricht bin, so bin ich doch nicht so närrisch, wie Du vielleicht glaubst. Ich sehe in der besten Ehe Kummer und Sorgen, aber meine Liebe, diesen Kummer selbst ziehe ich meiner Gleichgültigkeit vor, wie ich ein schönes Gewitter am Abend eines heißen Frühlingstages der Ruhe in der Natur im Dezember vorziehe."

Anlaß zu diesen Betrachtungen gab ein Heiratsplan mit einem schlichten, einfachen Landmädchen, den die Mutter, weil sie Adelberts Wünsche kannte, angesponnen hatte. Er ging auch sofort darauf ein. In dem eben angeführten Briefe äußert er sich nach Ablehnung der Frage, ob eine leidenschaftliche Liebe bei der Knüpfung des Bundes erforderlich sei, folgendermaßen: „Ich glaube meines Charakters sicher zu sein. Die Frau, die es versteht, mir Achtung abzuzwingen, die wahr und offen suchen wird, das Glück eines braven Mannes zu machen, würde bald meine ganze Zärtlichkeit haben, und ich glaube sicher, ich würde auch ihr Glück machen können. Vor allem keine schöne Dame, keine elegante, kein Schöngeist, das übrige wird sich von selbst finden! Du sagst mir z. B., daß Tin..... ein Landmädchen sei, aber meine Liebe blicke mir doch ein wenig ins Auge (und dazu habe ich Dir vor einigen Tagen Gelegenheit gegeben) und sage mir offen,

ob ein Mädchen vom Lande nicht an der Seite meiner langen Gestalt besser aussehen würde, als irgendeine Stadtschönheit, die herabblicken würde auf diesen Querkopf, einen Mischling von zwei Nationen, von denen die eine ihn der anderen zuschiebt. — Du sagst, daß sie ohne Lebensart sei, nun bei Gott desto besser, Manieren lernen sich nur zu bald und zu leicht, Verstand, Geist, Bildung, alles das ist unabhängig von dem, wovon Du sprichst, und viel wichtiger und doch sagst Du kein Wort davon. Ich liebe bei weitem mehr den ungeschliffenen Diamant, als den, den ein anderer poliert hat."

Dieser Brief ist übrigens auch deshalb von hohem Interesse, weil wir hier schon die Farben finden, die sich später zu dem Bilde der Mina des „Schlemihl" zusammenschließen.

Als sich aber bald herausstellt, daß die Charaktere zu verschieden sind, um eine glückliche Ehe zu versprechen, kehrt er zu seinem früheren Plane zurück, daß eine Preußin ihn an die Scholle ihres Vaterlandes fesseln soll, und in guter Laune fordert er seine Brüder auf, sich mit der Sprache ihrer zukünftigen Schwägerin bekannt zu machen, „denn Ihr wißt es, daß ich heiraten will, und daß es dann hier geschehen soll, erhellt aus dem Grunde der Sache — où la chèvre est attachée, il faut qu'elle broute. Ferner könnt' ich wohl noch hinzusetzen, daß ich den deutschen Mädchen sehr gut, recht sehr gut bin und sie weit Euren Schwerenotsfranzösinnen vorziehe. Deutsche Weiber, deutsche ehrliche Weiber, wie es deren noch gibt, schätze ich höher als alle jene Zierpuppen."

Freilich ist er noch weit davon entfernt, diesen Plan als beste Lösung zu empfinden. Wie sein Bruder Prudens schon 1796 daran gedacht hatte, nach Amerika auszuwandern, um sich dort eine neue Existenz zu gründen, so spielt auch Adelbert jetzt mit diesem Gedanken, der übrigens in bestimmten Zwischenräumen wieder aufzutauchen pflegt, bald schwächer, bald stärker und bestimmter sich in den Vordergrund drängend. Außerdem aber — man sieht so recht, wie er zwischen seiner alten und neuen Heimat noch unentschlossen hin und her pendelt — träumt er davon, die Rückkehr ins Vaterland seiner Braut verdanken zu können. „Das Geschick hat noch nicht sein Siegel unwiderruflich auf meine Auswanderung gedrückt, und dies wird von meiner Lebensgefährtin abhängen."

Und wieder sind es Vorklänge des „Schlemihl", wenn er seiner Schwester beichtet: „Glücklich der, der in Frieden von der Milch seiner Ziegen lebt . . . Ja, meine Liebe, eine Hütte, und keine Titel, keine Reichtümer, die nur mit der Übersättigung große

Bedürfnisse hervorrufen und doch nur geringe Mittel haben, sie zu befriedigen. Du wirst sagen, die Trauben seien sauer, nun gut ein wenig, aber das ist wahr, auf Ehre, wenn ich Reichtümer verlange, so ist es nicht, um das Leben eines Reichen zu führen oder mir dessen Existenz zu geben; wenn ich reich wäre, dann würde ich entweder mich ändern, und das zum Schlechten (und ich wage es dem unreinen Einfluß des Geldes zuzuschreiben), oder sehr viele würden sagen: was für ein Geizhals, was für ein Filz! und dennoch würden sie sich alle irren, es würde nicht das sein, sondern es würde, ich glaube es sagen zu dürfen, es würde Weisheit sein . . . Frei ist in der Welt selbst der Reiche nicht, sondern nur wer von seiner Hände Arbeit lebt."

Zeigen sich hier schon Gedanken, die später zum Teil in seinem Fortunat wieder wach werden, so faßt er in einem Briefe an seine Schwester vom 28. Oktober 1800 seine Wünsche, die rechten Schlemihlwünsche, in den Worten zusammen: „Wenig Vermögen, eine kleine Behausung, umgeben vom Schatten, näher dem Walde als der Stadt, sich einschränkend im Nötigsten, um etwas übrig zu haben für das Unnötige, so will ich die Gemütlichkeit und das Glück genießen, so sind die bescheidenen Ansprüche meines Herzens beschaffen, so gestaltet sich der Traum, der mich an das Leben fesselt . . ."

Auch der Grundton seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, die ihn zum Sänger und Verherrlicher der Ehe machen sollte, ist jetzt schon deutlich vernehmbar: „Die Rolle der Frau, liebe Freundin, ist die Milde, die Zärtlichkeit, sie ist der Efeu um den Ring geschlungen, das schwache Wesen hat seinem Beschützer ihren eigenen Willen zum Opfer gebracht, dieses Opfer aber hat dem Weibe nichts gekostet, im Gegenteil, es hat ihm das Herz seines Gatten und das Glück gebracht." (28. Oktober 1800 an seine Schwester.)

Es war eine geradezu tückische Ironie des Schicksals, daß Chamisso, durchtränkt mit solchen Ansichten, für die geistvolle Madame Duvernay, die sich gern darin gefiel, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, in heftiger Leidenschaft entbrannte. Das bisherige Urteil über Cérès, wonach sie eine geistreiche, vergnügungssüchtige Kokette gewesen sei, die bald mit anmutiger Liebenswürdigkeit den jüngeren Liebhaber an sich fesselte, bald durch offensichtliche Nichtbeachtung ihn zum Spielball ihrer Launen machte, baut sich hauptsächlich auf gelegentlich im Unmut hervorbrechenden Äußerungen Chamissos sowie auf einer Schilderung auf, welche eine der Töchter jenes Hauses von ihr entworfen hat. Diese Beurteilung aber, die in alle Chamisso-Biographien

übergegangen ist, scheint meines Erachtens nicht das Rechte zu treffen.

Chamisso war zum erstenmal von einer wirklichen Leidenschaft gepackt und geschüttelt, und so wurde der sonst schon schweigsame und wenig weltläufige Gesellschafter noch schweigsamer und wunderlicher in Cérès' Nähe. Dieselbe Tochter des Ephraimschen Hauses, die in ihr eine femme du monde sah, welche es in ausgezeichnetem Grade verstanden, sich durch feine Manieren, erhöht durch anmutige Erscheinung und Eleganz der Toilette, durch Effekte des Esprit und einschmeichelndes Benehmen in der vornehmen Gesellschaft beliebt zu machen, schildert in schneidenden Konträrfarben das Bild Chamissos: er sei unbeholfen und schüchtern in seinem Auftreten und zöge sich selbst in fröhlichster Gesellschaft in irgendeinen Winkel zurück, in dem er stundenlang sitzen könne, ohne ein Wort zu reden, mit finsterer, teilnahmloser Miene vor sich hinstarrend und kurz und trockend antwortend, wenn man ihn anrede. In allen Zügen das Bild eines Menschen, der die Geliebte von vielen umworben und umschmeichelt sieht und, von leidenschaftlichen Gefühlen ergriffen, es nicht gelernt hat, sein Inneres unauffällig hinter irgendeiner Maske zu verbergen — eine Kunst, die Chamisso sein ganzes Leben lang nicht geschätzt und auch nicht gelernt hat. Cérès sah schärfer als die übrigen und zeigte sich nicht abweisend, so daß Chamisso es wagte, ihr zum Geburtstage einen weißen, mit den Attributen der Ceres sinnreich geschmückten Atlasbeutel zu schenken, dessen Schnur er aus eigenem Haare selbst geflochten hatte. Stiefmütterchen waren ihre Lieblingsblumen. Eines Tages entfiel ihr ein Strauß, den sie am Busen trug. Chamisso hob ihn auf, um ihn ihr zurückzugeben; sie aber schenkte ihm die Blumen und er brachte sie am nächsten Tage mit einem Gedichte zurück, das in sinnigen Versen das doppeldeutige pensée ausmünzt.

Cérès hatte in ihrer Stellung Rücksicht zu nehmen und wollte auch wohl nicht so schnellen Kampfes gewonnen werden. Infolgedessen behandelte sie Chamisso mit einer gewissen Zurückhaltung. Als sie sich eines Tages mit den Frauen ihres Kreises im Garten mit mehreren zu Besuch gekommenen Herren lebhaft unterhielt, ließ sie Chamisso gänzlich unbeachtet. Im Laufe der Unterhaltung flocht sie Blumenkränze, von denen sie jedem der Anwesenden einen auf das Haupt drückte. Chamisso, der einzige, der keinen bekommen hatte, rief in einem schmerzlichen Tone aus: „Et je serai donc le seul qui n'en aura pas!" Vielleicht hatte Cérès gerade hierdurch ihn auszeichnen wollen,

daß sie ihm nicht gab, was sie in gesellschaftlichem Scherze allen übrigen gegeben hatte. Chamisso aber fühlte sich gekränkt; er wurde jedoch sofort getröstet durch die mitleidige Henriette Ephraim, jene schon genannte Tochter des Hauses, deren Beurteilung Chamissos wir soeben gehört haben. Sie holte nach, was Cérès verabsäumt hatte, und flocht auch für ihn einen Kranz, der die melancholischen Verse hervorlockte: „Ihr, die mir das Haar bekränzet Mit dem schönen grünen Zweig . . .“

Bei den Anschauungen, die Chamisso über die Ehe hegte, werden wir uns nicht darüber wundern, daß er bald der Angebeteten einen förmlichen Heiratsantrag machte. Cérès verhielt sich ausweichend, nicht nur deshalb, wie ich vermute, weil Chamisso als mittelloser Sekondeleutnant keine lockende Partie war, sondern weil durch das schnelle stürmische Vorgehen Chamissos ein tieferes gegenseitiges Verständnis sich noch nicht hatte herstellen können. Sie bricht nicht ganz ab, sondern bittet ihn — um das Kränkende des kalten Prosawortes abzuschwächen, hatte sie die Absage in leichte Verse gegossen —, nicht die Leidenschaft an Stelle der Freundschaft treten zu lassen: „Recevez le doux nom de frère et donnez-moi celui de sœur.“

Chamisso hat die stances irrégulières dieser Absage gleichzeitig mit dem Original, wie es nach der Handschrift scheint, nachgebildet in dem „Lied von der Freundschaft“ und darunter das bekannte Wort geschrieben:

„Freundschaft ist ein Knotenstock auf Reisen,
Lieb' ein Stäbchen zum Spazierengehn.“

Von dem tiefen Eindruck, den die Absage auswirkte, geben die Verse Zeugnis: „En m'arrachant le bandeau du mensonge . .“ Er war schwer getroffen. „Je vous ai offensé madame ?“, ruft er ihr vorwurfsvoll zu, „Vous, vous m'avez trompé.“ In jenen düster elegischen „An Sie“ betitelten Stanzen, in denen ein wirklich stattgefundenes Stelldichein, wie der in der Anmerkung zu diesem Gedichte mitgeteilte Brief zeigt, dichterischen Ausdruck gewonnen hat, ruft er ihr zu: „Der Liebe Stunde ließest du verglühen, du kennst die Liebe nicht . . .“

Diese Stimmung aber verrauchte bald, als ihm Cérès in vertrauten Gesprächen den eigentlichen Grund ihrer Absage mitteilte. Sie habe sich einem Amerikaner versprochen — Varnhagen nennt uns auch den Namen Tilton oder Tilthon — und obwohl ihr wahrscheinlich eine unglückliche Ehe bevorstünde, da ihre geistigen Interessen gänzlich auseinander gingen, fühle sie sich doch verpflichtet, ihr Wort zu halten; sie überlasse sich ihrem

Schicksale, doch hoffe sie, ihr Freund solle kommen und wieder ohne sie gehen und sie wolle sich noch durchschlagen durch die Welt.

Durch diese und ähnliche Worte wurden Chamissos Besorgnisse vor dem unangenehmen Amerikaner, der, wie er schreibt, „aber nicht der silberhaarige Greis ist, für den ich ihn hielt, sondern ein dreißigjähriger Mann", wieder zerstreut und seine Hoffnung schöpfte neue Nahrung. Auch Cérès geriet in immer tiefere Herzenswirren, so daß sie einmal sogar mit Selbstmordgedanken gespielt zu haben scheint.

Währenddem war ihre Lage, wie Chamisso seinem Freunde de la Foye mitteilte, bei Ephraims unerträglich geworden. „Dieses Geschlechtes Gerede bewirkten dies, daß sie mich sichtbar vermied und nur in kurzen raschen Momenten mir den Zwang vergelten konnte, welches sie wohl tat; allein hab' ich sie nicht wiedergesprochen. Ich habe mein Bild gemalt, ein schönes, ähnliches Porträt, das Antlitz en face, ruhend auf einem Grunde von lapis lazuli, zum Gegenstück τ. τ. π. ἀ. deren Strahlen durch den Schlangenring der Ewigkeit, Totenblumen, meine Blumen betauen und den Armschmuck, von ihren Haaren bindend die Blumen. Diese zwei Bilder, in einem goldenen Medaillon gefaßt und von einer langen Kette meiner Haare getragen, gab ich ihr. Und dem Künstler ward sein Fleiß belohnet, denn er sah sie auf dem schönen Marmoraltar heimlich verwahrt ruhen. Sie wehrt sich indessen das Geschenk zu behalten, ich muß fast glauben, es sei, weil etwas von Gold daran ist. Sie hat so schon mein Bild und eine Schnur von meinen Haaren, sie sagt mir, sie wolle eben darum dieses nicht behalten."

Cérès war gewillt, ihre Stelle im Ephraimschen Hause aufzugeben, hatte sich aber noch nicht schlüssig werden können, ob sie in Berlin unabhängig bleiben und ein Mädchenpensionat errichten oder unter vielen anderen Plänen eine Stelle in Königsberg annehmen solle, wo ihr Sohn in demselben Hause, in dem sie Erzieherin der Tochter sein würde, vom Hofmeister des Sohnes sollte erzogen werden. „Über die Wahl sprachen wir auch. Das erste schien ihr zu gewagt: sie fürchtete sich vor sich selbst, mir und der Welt; sie hätte mich nicht bei sich sehen wollen." Dennoch machte sich Chamisso mit dem Gedanken schon vertraut, „Hausherr in einem florierenden Erziehungsinstitute" zu werden. Cérès ging dann bald darauf, freilich nur auf kurze Zeit, nach Königsberg.

Mag man hinsichtlich der Rolle, die sie in Chamissos Leben gespielt hat, der bisherigen Beurteilung zuneigen oder nicht,

eins ist gewiß: Chamisso hatte als Mensch unendlich gewonnen. Die bärbeißige Schwere seines linkischen und schweigsamen Wesens verlor sich, er war zu einem neuen Menschen umgeschaffen worden, und sein dichterisches Talent nahm jetzt erst einen frischen Aufschwung.

Chamisso hatte sich zwar schon früher dichterisch versucht. In seinem Nachlasse fand sich ein Heft, das eine Reihe kleinerer Gedichte, Logogriphen und Rätsel enthielt, mit dem Titel: „Les jeux de mon imagination rédigés par une verve encore dans l'enfance. Chevalier de Chamisso, âgé de 13—14 ans. A Liège, Düsseldorf et autres lieux 1793—94."

Bis zum Jahre 1801 bediente er sich in seinen dichterischen Versuchen der französischen Sprache. Er stellte diese Gedichte in einem sauber geschriebenen Heft zusammen unter dem Titel „Contes en vers par un jeune exilé, premier cahier 1801", darunter eine Übersetzung des ersten „Die Göttinnen" betitelten Stückes aus dem „Philosophen für die Welt" des Popularphilosophen J. J. Engel. Auf den Vorschlag aber, den ihm seine Brüder zur Aufbesserung seiner finanziellen Lage nahelegten, klassische deutsche Werke, z. B. Schillers Geisterseher, ins Französische zu übersetzen, konnte er noch nicht eingehen. Er lese, antwortete er, zwar beide Sprachen mit gleicher Geläufigkeit und getraue sich wohl eine leidliche französische Übersetzung zustande zu bringen, aber die Übertragung aus der eignen Sprache in die andere sei für ihn so schwer und zeitraubend, daß er schon vor dem Gedanken, einen ganzen Band zu übersetzen, zurückschrecke. Nicht lange darauf aber scheinen diese Schrecken überwunden zu sein. Er übersetzte, wie schon oben erwähnt wurde, die Alexandrinertragödie Arnauds und schrieb 1803 seinen „Faust". Vollen Wind in die Segel aber brachte ihm erst seine Leidenschaft zu Cérès und sein Freundschaftsbündnis mit Varnhagen, Hitzig und Neumann.

In reger Schaffenslust und gegenseitigem Wetteifer, sammelten sich ihre Gedichte bald so an, daß sie im Pulte unruhig zu werden begannen. Wie Varnhagen erzählt, ging der Gedanke einer Veröffentlichung ihm und Chamisso plötzlich auf, als sie am späten Abend in einem Garten wandelten. „Wir vereinigten uns auf der Stelle zu gemeinsamer Ausführung, zu welcher die Herausgabe eines Musenalmanachs so bequem als anständig erschien." Neumann wurde sofort gewonnen, und als sich bei Prüfung der vorhandenen Arbeiten herausstellte, daß manches zum Drucke nicht reif war, ging Chamisso mit Eifer daran, Mitarbeiter zu gewinnen. Für den ersten Jahrgang

steuerte Hitzig einige Übersetzungen aus dem Spanischen, Englischen und Italienischen nebst mehreren eigenen Gedichten bei. Ludwig Robert und Theremin zeigten sich ebenso bereitwillig zur Mitarbeit, und durch Chamissos Gutmütigkeit wurde auch ein Gedicht von dem sogenannten Naturdichter Hiller aufgenommen, das aber die Freunde „hundertmal wegwünschten".

Ein Verleger fand sich nicht. Schließlich übernahm Chamisso die Druckkosten, und obgleich Neumann und Varnhagen einen Teil der Exemplare ihm abkauften, kam er bei dem geringen Absatz nicht ohne Einbuße davon. „Genug, wir waren gedruckt, wir alle zum ersten Male, und das war keine Kleinigkeit!"

Im zweiten Jahrgang des „grünen" Almanachs, wie die Freunde ihr grünbroschiertes Bundesbuch scherzhaft zu bezeichnen pflegten, hatten sich schon mehr Mitarbeiter eingefunden, unter denen Koreff und Klaproths Schwester Augusta zu nennen sind. Besonders stolz waren die Herausgeber auf den Beitritt Fichtes, den Chamisso und Neumann in einem Sonett willkommen hießen. Auch für den dritten und letzten Jahrgang wurden noch einige neue Kräfte gewonnen: Bernhardi, Varnhagens Schwester Rosa Maria und Fouqué, der durch Schlegel unter dem Namen Pellegrin in den Sattel gehoben war und bald zu Chamisso in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat. Die Veröffentlichung eines vierten Jahrgangs scheiterte daran, daß der Hamburger Verleger, dem man den Almanach anbot, daraus Mißtrauen schöpfte, daß man kein Honorar verlangte. Als eine Fortsetzung können die „Erzählungen und Spiele" angesehen werden, die Varnhagen und Neumann herausgaben. Chamisso, an der Redaktion nicht beteiligt, konnte nur einige mit scharfen politischen Spitzen versehene Epigramme einsenden, die „Encheiridion" betitelt sein sollten. Der Beitrag mußte jedoch der Zensur geopfert werden. Chamisso lieferte als Ersatz seine erste Prosaerzählung „Adelberts Fabel".

Die beiden Jahre aber, die zwischen dem Erscheinen des letzten Musenalmanachs und der Abfassung dieser für die Beurteilung des Menschen und Dichters überaus wichtigen Märchendichtung lagen, waren für Chamisso in der zweiten Hälfte eine Kette von schweren Prüfungen.

Als im Frühjahr 1804 einige der Mitglieder des Freundschaftsbundes ihrer Studien wegen Berlin verlassen mußten — Theremin ging nach Genf, um seine theologischen Studien zum Abschluß zu bringen, de la Foye eilte auf die Nachricht vom Tode seines Vaters nach Frankreich, Koreff beabsichtigte in Halle

zu promovieren, Hitzig ging als Assessor nach Warschau — schlossen sich die Zurückbleibenden enger zusammen, und um sich mit den Freunden in der Ferne eins zu wissen, gründeten sie einen Freundschaftsbund, dessen Symbol der Nordstern war. Der schwarmköpfige Mystiker und Theosoph Baader hatte in seiner Schrift „Über das pythagoräische Quadrat in der Natur und in den Weltgegenden" (Tübingen 1798) die vier Weltgegenden mit Religion, Sittlichkeit, Poesie und Wissenschaft verknüpft. August Wilhelm Schlegel hatte diese Ideen in Berlin seinerzeit in Umlauf gesetzt. Da der Norden der Wissenschaft entsprechen sollte, machte Koreff den Vorschlag, den Polarstern als Symbol zu nehmen, dessen griechische Abkürzung τ. τ. π. α von nun an als Symbol des Bundes neben ihrer Unterschrift in den Briefen zu stehen pflegt. Selbst zum Anrufe und Gruße benutzten sie diese Worte gleich maurischen Erkennungszeichen. Chamissos Auffassung dieses Bundes spiegelt sich in dem Sonett „*Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον*".

Prüft man die literarischen Leistungen dieser Vereinigung, die als Berliner Seitenschößling der Romantik zu gelten hat, so wiegen sie herzlich leicht. Ihre Bedeutung liegt vielmehr darin, daß in diesem Kreise eine Gesinnung gepflegt wurde, die, weit entfernt, die romantische Liebäugelei mit einer genialisch zugeschnittenen Moral und extravaganten Lebensallüren nachzumachen, auf den sittlichen Wert des Menschen, auf Reinheit seiner Gesinnung das Schwergewicht legte. In jener Zeit nicht etwas Selbstverständliches, da die romantischen Kreise Berlins es sich angelegen sein ließen, jeden sittlichen Ballast als überflüssig aus dem Lebensschiffe hinauszuwerfen. So schreibt Chamisso einmal an seinen Freund de la Foye, der im Begriff stand, den preußischen Dienst zu quittieren: „Aber Guter, ich, Dein Freund, ermahne, beschwöre Dich, durch die ehrliche Pforte hinauszuwandeln, auf daß nicht die Gemeinheit einen Laut des Tadels über Dich erheben dürfe. Fordere beizeiten Deinen ehrlichen Abschied und bleibe nicht, wie schon einmal, über Urlaub." Und ein andermal an Varnhagen: „Apropos! ‚Schulden', das ist ein Wort des Mißtons. Solide Männer, wie es an dem ist, daß wir solche sein sollen, dürfen unter keinerlei Vorwand mehr brauchen, wie sie haben — das ist meine Idee über Schulden. — Andrerseits will es mir bedünken, als schwärmtest Du zu sehr bei Leuten umher — habe Sitzfleisch und arbeite!"

Als Varnhagen die Absicht hatte, nach Erscheinen des ersten Musenalmanachs einen Band Kritiken herauszugeben, setzte ihm Chamisso gehörig den Kopf zurecht: „Freund, laß Dir sagen:

wir sind Jungen, die da kauen lernen, und lehren zu wollen und aburteilen zu wollen, würde mir höchst spaßhaft vorkommen; ich erinnere mich des Distichons recht gut:

‚Das, was sie gestern gelernt, das lehren sie heute schon wieder,
O was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!'

Und nichts weniger als die Schlegel sind gemeint. Lerne Dein Abc!"

Späterhin stellten sich zwischen Varnhagen und Chamisso manche Ansichtsverschiedenheiten ein, die eine Entfremdung hätten zustande bringen können. Aber diese Zeit des blühenden Nordsternbundes, in denen die Zukunft ihnen umkränzt schien von der Morgenröte großer Hoffnungen und künftiger Großtaten, klang in den meisten ihr ganzes Leben lang hindurch und ließ die Schwächen der Freunde in milderndem Lichte erscheinen. Welche Bedeutung der Bund für ein ganzes Menschenleben besaß, hat Neumann einmal auseinandergesetzt. „Ich hab' es," schreibt er, „wie sehr auch gedrückt, doch tausendmal in mir empfunden, daß ich unedler und unwürdiger hindurchgeschritten wäre durch den Schlamm des Lebens, wenn jene Zeit mir nicht geleuchtet hätte, und jetzt noch immer mit klarerem Bewußtsein als je, begegne ich allem, was mir die Alltagsgewalt entgegenstellt, mit dem innerlichen Gefühl der Wahrheit, das nur die Frucht einer schön erwachten Jugend sein kann."

Was Chamisso anlangt, so hatte er sich in dieser Zeit stark gemausert, war ein völlig anderer geworden. Wenn Varnhagen uns erzählt, daß Karoline Lehmann, später mit dem Komponisten Muzio Clementi verheiratet, Varnhagen zwar für ein Gedicht mit einem Kusse belohnte, Chamisso aber leer ausgehen ließ, was sich bei einer Schaukelszene wiederholte, die in dem Roman „Karls Versuche und Hindernisse" einging, und daß überhaupt das wunderliche Wesen seines Freundes nicht jedermann zusagte und besonders die jungen Frauenzimmer seine derbe Anmut scheuten: so trifft letzteres auf die Nordsternbundzeit nicht mehr zu.

In Potsdam, bei den Eltern seines Freundes Hitzig, lernte er eine Freundin der Töchter des Hauses kennen, namens Maschinka Burja. Als Chamisso nach einleitenden Tändeleien und Neckereien ihr das Gedicht „Rankend sich an deinen Busen", das er auf Befehl der Gesellschaft für seine Geliebte hatte dichten müssen, und außerdem ihr sehr gut geratenes Porträt absichtlich vor allen bei der Tafel überreichte, sahen alle Beteiligten in beiden ein wohl zusammenpassendes künftiges Paar. In einem Briefe, worin er zuerst seinem Freunde

de la Foye die Resultate seiner Erkundigungen über die Familie mitteilt, heißt es weiter: „Finde Dich daraus, wie Du kannst und magst, ich aber lasse der bis jetzt so frommen, trägen, lahmen Schindmähre meines Schicksals die Zügel schießen und sporne nicht und empfehle mich dem lieben Gotte, klagend nur, daß diese Romane mich nicht so sehr angreifen, wie sie wohl könnten oder sollten. Das könnte mir Ärger über mich selber geben. Soll ich etwa der Cérès von der Maschinka erzählen und der Maschinka von der Cérès? Ich bin, weiß Gott, der Kerl, der den genialischen Streich ausführen könnte. Aber was von einem andern pudelnärrisch sein würde, würde bei mir so einfältig gutmütig sein, daß es wiederum dadurch desto pudelnärrischer werden könnte. Na, Gott besser's!"

Er ließ aber klugerweise sein pudelnärrisches Wesen diesmal auf sich beruhen und schwieg gegen Cérès. Ebenso als sich mit Augusta Klaproth, der Schwester seines Freundes, der er Unterricht im Französischen erteilte — „die Lehrstunde war ernst und Lehrer und Lehrling heiter" —, ein zartes Verhältnis zu entspinnen schien, dem aber auf die Bitte des Bruders der regen Verleumdung wegen keine weitere Folge gegeben wurde.

Interessant ist hier eine Briefstelle, die uns zeigt, wie Chamisso noch immer nicht gelernt hat, sein Inneres vor der Gesellschaft zu verbergen. Als er gewahr wird, daß Augusta ihn liebt, diese „Sehnsuchtsblume, die da zum blauen Äther aufstrebet und durch einen schwachen Stiel an der Erde festgebunden ist und der Stiel verdorrt und sie selber welkt", quält ihn Unruhe den ganzen Tag. „Am Abend", schreibt er, „war ich in Gesellschaft, wo ich, ein Abwesender, die erbärmlichste, lächerlichste Figur abgab."

Nehmen wir noch hinzu, daß er für die Reize der vielgeliebten und weitherzigen Sophie Sander, die später mit Theremin ein so stadtkundiges Verhältnis hatte, daß dieser nach der Schlacht bei Jena ausrief: „Ach, das Gerede ist ja nur gemacht, damit sie in der Kolonie von etwas anderem zu reden haben, als von mir und der Sander" — nicht blind war und sie in einem Sonette feierte, so verstehen wir vollständig, daß er sich schuldig fühlte, als ihn Cérès einmal in der Lützowischen Abendgesellschaft — wohl in dem Hause einer der reichen, jüdischen Familien, die zur Sommerszeit in Charlottenburg wohnten, und in denen Varnhagen und Chamisso häufige Gäste waren — mit dem ungemessensten Ausdruck einer Leidenschaft überschüttete. „Daß ich die Henriette liebte, sei natürlich," sagte sie, „aber daß ich sie, Cérès, so betrogen, um

ihre Liebe geworben, sie zum Deckmantel zu meinem Einverständnis mit jener gebraucht habe, sei schlecht von mir usw."

Wir erinnern uns jener Gartenszene, in der die „mitleidige" Henriette sich des armen von Cérès übersehenen Chamisso annahm. Cérès, die unter den kleinlichen Bosheiten der Familie viel zu leiden hatte, wird mit der feinen Witterung des liebenden Weibes hinsichtlich Henriettes wohl das Richtige getroffen haben. Nur versagte in diesem Fall die hieran geknüpfte, an und für sich ganz richtige Schlußfolgerung, daß Zuneigung von der einen Seite gewöhnlich auf gleiche Empfindungen von der anderen rechnen kann, so daß es Chamisso leicht fiel, die Vorwürfe als bösartige Scherzspiele zurückzuweisen.

Diese Verstimmung ging aber bald vorüber. Als Cérès, „das sonderbare, unbegriffen schöne Wesen", Berlin verließ, um in Königsberg ihre neue Stelle anzutreten, kann er dem Freunde de la Foye berichten, daß sie sich ihm gegenüber bei der Abreise sehr liebevoll zeigte. „Ich trage nun am Finger, lieber Freund, einen Ring, den ich nie verlassen soll, wohl auch nie verlassen werde", und in demselben Schreiben gesteht er, „das liebevolle, schöne Weib ist mir doch wahrhaft nur Schwester und es muß dahin kommen, es wird auch dahin kommen, daß ich nur Bruder sei".

Über einen Punkt aber kommt er schwer hinweg. „Wie wenig doch im Grunde hat sie des schwesterlichen Vertrauens gegen mich gehabt — ich weiß ihren Namen nicht!"

Und dabei ist es geblieben. Die Beziehungen zu Cérès reichen bis zum Jahre 1809. So oft aber Chamisso in sie gedrungen, Vertrauen zu haben, das geheimnisvolle Rätsel zu lüften: er hat nie etwas erfahren. Und damit stehen wir vielleicht vor der Erklärung ihres eigentümlichen Verhaltens Chamisso gegenüber, das ihr in dessen Lebensbeschreibung die Rolle einer oberflächlichen, koketten Herzensschauspielerin eingetragen, die Chamisso dann später zum Modell für seine Agrippina im „Fortunatus" verwendet habe. Berücksichtigen wir außerdem noch die Varnhagensche Auffassung, der auf höhere, doch unglückliche Verwicklungen schließen möchte, deren Geheimnis aber, aller Forschungen ungeachtet, stets bewahrt geblieben, so ergeben sich zwei Erklärungsmöglichkeiten: entweder war Cérès noch gebunden, oder aber eine unglückliche Vergangenheit lag hinter ihr, durch deren Enthüllung sie Chamissos Liebe verloren oder doch über sein Lebensglück einen trüben Schatten geworfen hätte. Denn sie kannte Chamisso zu gut, um nicht zu wissen, daß er nur in „reinen Verhältnissen" des Lebens und der Sonne froh werden

könnte. So hat sie geschwiegen, vielleicht hoffend, daß noch alles zum besten sich kehren würde, vielleicht aber auch resignierend, doch nicht stark genug, ihr Herz zu bezwingen und alle Fäden abzureißen.

Und Chamisso fühlte sicherlich, daß die Geliebte unter dem Verhalten leide, das sie gegen ihn zur Schau trug, und aller gelegentlichen Unmutsausbrüche ungeachtet, währten die Beziehungen weiter. Als Cérès nach kurzem Aufenthalt in Königsberg wieder in Berlin eintrifft, um in die Heimat zu reisen, da ihre Familie sie mit Macht zurückrufe, ihre Schwester Césarine sich verheirate, „auch ihr Verfolger itzt entfernt sei", wiederholt er seinen Heiratsantrag und bittet sie, endlich die Schleier zurückzuschlagen, in die sie sich auch gegen ihren Freund gehüllt. „Und das alles schien sie wohl gern zu vernehmen, trotzdem lehnte sie ab, und über das letztere sagte sie mir wie sonst: ich hätte ihre Geheimnisse, ich solle sie nicht verraten. Bestimmt war's, daß wir in Frankreich, wo sie ging, uns bald wiedersehen würden, gleichsam das Fernere zu besprechen. Ich speiste abends allein bei ihr in ihrem Kämmerlein, drückte heilige Küsse auf ihre Lippen." Als er ihr aber am nächsten Tage einen Brief seines Bruders Hippolyt zeigte, in dem dieser — wahrscheinlich weil die Heiratspläne seiner Familie durch die Entdeckung oder Andeutung seiner Herzenswirren vereitelt schienen — ihm schrieb, „daß durch Wege und Abwege, und wo ich auch von ihm abginge, und in Freuden und durch Leiden und durch Schuld er doch ewig mein Freund sei", zerriß sie lächelnd das Band von seinen Haaren, das sie, wie wir wissen trug, und erklärte ihm, daß sie sich nie wiedersehen dürften, für immer getrennt sein müßten. Sie fühlte aus diesem Briefe heraus, daß seine Verwandten in ihr einen Stein des Anstoßes für die Pläne sahen, die sie mit Chamisso hatten, und „sie wolle für keiner Eltern Sohn Verführerin gelten".

Diese Stimmung ließ Chamisso aber nicht aufkommen. Am Tage des Abschieds war alles beim alten, „und sie gehet unbekannt, wie sie kam, und sie läßt nur diese Adresse: poste restante. Nun brannte meine Seele nach Frankreich hin, wie nach der Sonne stets, der Leuchterin, der Mond. Und meine Eltern lassen an mich den Ruf ergehen, alsbald zu ihnen zu eilen, und — Fluch und Langeweile! Kriegsrüstungen entstehen und wir sind bestimmt, in Provinzen-Garnisonen verlegt, uns — abzuzählen, welche Schläge von anderen kräftigeren Händen fallen werden. Ich nage an meinem Herzen, wie der Pelikan, um, die ich allein erzeuge, die dunklen Sorgen zu ernähren. Wut nur erschafft mir

Lust und Erhöhung. Endlich, endlich wird es anders. Krieg soll es sein, und auch wir gehen hinein, Krieg also, sei er wild und bezahle mir, was er mir alles raubt. In wenigen Tagen sollen wir ins Feld." (20. September 1805.)

Schon im Juni 1801 trug sich Chamisso, als ein Krieg mit Frankreich nahe bevorzustehen schien, mit dem Gedanken, seinen Abschied zu nehmen oder während des Feldzuges bei der Reserve zu bleiben, da sein Gefühl und seine Grundsätze sich dagegen auflehnten, wider sein Vaterland zu kämpfen. 1804 tauchte bei gleichem Anlaß derselbe Gedanke auf, und nur dem dringlichen Zureden seiner Verwandten gelang es, ihn von diesem Schritte, den sie aus pekuniärem Grunde für unersprießlich hielten, zurückzuhalten. Trotzdem aber strebte er danach, seiner Fesseln ledig zu werden. „Ich möchte mit Fäusten um mich schlagen! Ein Kerl von 24 Jahren und nichts getan, nichts erlebt, nichts genossen, nichts gelitten, nichts geworden, nichts erworben, nichts, rein nichts in dieser erbärmlichen, erbärmlichen Welt!" (20. September 1804.) Er fühlt sich zu gut für das Gewerbe, und um bei einem etwaigen Wechsel seiner Lage einen festeren Halt zu haben, läßt er sich für vierzehn Taler auf Grund einer Abhandlung in Wittenberg zum philosophischen Doktor stempeln. Mit der ihm eigenen Selbstironie ruft er aus: „Ich möchte gar zu gern Doktor im Regiment von Goetze und Leutnant in der Philosophie sein!"

Damit seine Studien eine gesunde Basis bekämen, wandte er sich, von Fichte dazu eindringlich ermahnt, mit Eifer der Lektüre des Griechischen zu und stellte in wenigen Monaten die Erfolge eines begabten Gymnasiasten in den Schatten. Er schreibt griechische Briefe an seine Freunde, und das Zitieren griechischer Wendungen hat er mit der Freude des Autodidakten ebenso wie Schopenhauer bis an sein Lebensende beibehalten.

Im Juli 1805 ist das Verzeichnis seines Arbeitspensums, das er den Freunden mitteilt, schon nicht unbeträchtlich. „In vierzehn Tagen werde ich die vier Bände des Homeros durchgelesen haben (und das gut) — ferner zwei Tragödien des Euripides, drei Bücher der Anabasis des Xenophon, den Anakreon und zwei der größern Dialogen des Lukian, auch die erste Philippika des Demosthenes. Nur muß ich noch zu der Grammatik ernst zurückkehren . . ."

Wie er diese Lektüre betrieb, ersehen wir aus einem Briefe vom 20. Januar 1805 an de la Foye, wonach er Vokabeln und Grammatik nur beim Lesen lernt. „In sechs Wochen muß ich ihn (Homer) lesen können ohne Stelzen und wie ein anderes Buch, wenigstens ihn gleich griechisch verstehend." Er widmet seinen griechischen Studien sechs bis acht Stunden täglich und gönnt sich nur

an wenigen Tagen der Woche wenige Stunden, die er in der Gesellschaft zubringt.

Als dann die Freunde und Cérès, die alle ebenfalls von diesem Lerneifer ergriffen waren, einer nach dem andern Berlin verließen, klagt er bald den Freunden: „Geklemmt zwischen schwerwandelnde Rekruten und griechische Lexika sehe ich übrigens farblos dahingleiten die Tage meines Lebens, die nur, wie Balsamtropfen Eure köstlichen Briefe und Erinnerungswinke erfreuen; diese zu erwidern aber bin ich itzt arm, ärmer, denn je ein Mensch war."

Die trübe Stimmung, in der ihm Berlin wie ausgestorben schien, wird verstärkt worden sein durch die überaus scharfen Rezensionen, die der Musenalmanach von mehreren Seiten hervorrief, und durch das Gefühl der eigenen dichterischen Unzulänglichkeit, das, früher schon vorhanden, noch gesteigert wurde, wenn er an seine Gedichte mit dem Maßstab der griechischen Klassiker herantrat. Deshalb gibt er seinen Freunden Varnhagen und Neumann, hauptsächlich aber sich selbst den Rat: „O Freunde, lasset uns nicht, die wir mit angestemmtem kräftigem Lernen erfüllen müssen, die Zeit, mit Bemühungen des Dichtisieren zersetzen! und Machwerke doch zum öfteren nur machen. Die Zeit, Kunstwerke zu erschaffen, müssen wir aussäen, auf daß sie reife. Das lege ich Euch ans Herz, für meinen Teil will ich nicht dichten wollen. Werde ich es einmal von innen heraus müssen, wird mich ein anders gestalteter Wille ergreifen." Er setzt den Vorschlag hinzu, den dritten Musenalmanach den letzten sein zu lassen.

Mißmutig und voller Unzufriedenheit mit sich und der Welt fühlte er sich nur durch die Aussicht getröstet, im Frühjahr 1806 Urlaub nach Frankreich zu nehmen, um mit seinen Eltern, die mit seinen wissenschaftlichen Plänen wenig einverstanden waren, seine fernere Zukunft zu besprechen. Er hatte die feste Absicht, nach seiner Rückkehr die verhaßte Fron abzuschütteln und mit ganzer Kraft wissenschaftlichen Studien sich zu widmen, um späterhin eine weitere Reise mit Nutzen unternehmen zu können.

Alle diese Pläne und Wünsche fielen jählings zusammen, als das Regiment Goetze Marschorder bekam und im Herbst 1805 ins Feld rückte.

Tief bekümmert schrieb Chamisso damals an Varnhagen (23. September 1805): „Der Krieg scheint alle meine nächste Hoffnungen aus dem Grunde ausgerottet zu haben, ich habe gelitten, und habe mich endlich darin gefunden, — aber mein redlicher Wunsch wird mir vielleicht auch nicht gewährt, daß ich doch,

Aus ihren und mehr noch aus meinen Briefen, habe ich mir die Gewohnheit erblühen lassen Ceres als meine verlobte Braut zu betrachten. und also kam es und auch aus einem gewissen Gedenkt daß ich den Töchtern des Pfarrers zu Rautenberg von ihnen am ersten Tage schon befragt, ~~[illegible]~~ den kleinern Ding den ich am ersten Finger tage, ernst und ruhig meinen Brautring nannte, — mir war es wohl bei den Töchtern des Pfarrers zu Rautenberg, diese Landesmägdlein da die erste Schüchternheit vorüber war kamen mir mit naiver Theilnahme entgegen, beim wohlversorgten Tische und dem funkelten Glase erschloß sich das Herz mir und die Zunge ward ~~[illegible]~~ gelöst, Vaterland Liebe Freundschaft und Sternen wurde es zugetrungen und ich ward bes~~[illegible]~~ und ich konnte sprechen, auch wohl von Dingen sprach ich in anderen Gespräche, die ihnen wie Räthsel ~~[illegible]~~ bedunken mußten, Boesie Weltsinn Verständniß der Dinge, was mir klar wurde sprach ich ruhig aus in ihre Nähe, und die ihnen seltsam klingenden Worte, verwehten doch nicht alle in den Winden, von den Freunden, der Braut, dem Sterne, den Liedern, den Deutungen der Dinge des seltenen Gastes (also hat ich mich genannt am ersten Tage unter einem Liede an Sie gedichtet) war acht Tage lang in ~~[illegible]~~ einem fast Bauern Hause, die Stimme und eure Nahmen erfüllten es. — und nun — ich mußte scheiden — Adelf: es ist doch ein seltsames Ding um die Eitelkeit, wie es sich gern mit selbstliebe ~~[illegible]~~ gescheuchelt zeigen will, und wie ein Triumph auszusprechen süß ist und wir alle, alle darin nichts taugen. — die Weiber treiben glaub ich anders, sie genießen es, ob mit unendlicher Lust

doch still verschlossen in sich, welche von ihnen wenigstens
die man Nicht-Kokete nennt. einer von uns kennst
du, auf den die Ziege passend sind, ~~sind~~, einen andern von
uns kenne ich auf dem die dinge wohl nicht unpassend
sein möchten.* aber was mich anbetrifft ich will es
aus Selbstkasteiung in deine Brust vergraben wie
in die Erde und die Erde zuschütten. — eine der
Magdlein — und zwar die Nicht interessanteste — ich fürchte
schon ihre Blicke und mußte ihr mehr von meiner Braut
~~erzählen~~ erzählen, eine der Mägdlein, wie ich von dem herzlichen,
freundlichen Chor, den Abschied nahm, fiel an meine Brust
mit unendlichen Thränen, und schrach mir Worte die mir
Wehe, sehr wehe Thaten. ich gelobte der Armen und ihren
Schwestern sie nie zu vergessen, auch wohl an sie zu
schreiben, und ich mischte mich rasch in die ziehende
Schaar wohl lauschten sie noch über den Zaun und
winkten. — mir war es doch wohl bei den Töchtern
des Pfarrers zu Rautenberg, da blühten mir noch rosen
Blüthen.

Zu den heftigen lebhaften Freuden die ich in
diesem Zuge noch erlebet habe zähle ich — und alles was
ich lebe mußt du kleinlichst wissen, du armer
vereinselter in deiner Absonderung — zähle ich
sag ich, nach 3 wöchentliger Trennung meinen
viel geliebten, guten, herrlichen Figaro wieder umarmt
zu haben, — o was hätten wir uns nicht alles zu
erzählen, o du mein armes gutes getreues Pudelhaupt,
er ist doch der einzige vernünftige Mensch den

ich jetzt sprechen kann, ich will noch zu ihm meinen guten getreuen Knecht Bendel zählen, mit dem ich manchmal sehr vertrauliche Gute geschprechen führe und ~~[illegible]~~ dem ich es auch wohl oft sage wie es mir ums Herz ist, aber nach den Zweien wüßt ich keinen zu nennen. — dagegen schreib ich viele Briefe und dagegen erhalte ich biß jetzt wenige zum Tausch. –

Οὐδέ τι τῷ σαφέρ ἴδμεν ὅπως ἔσται τάδε ἔργα.

Αὐτὰρ Ὀδυσσεύς,
Ἱέμενος καὶ καπνὸν ἀποθρώσκοντα νοῆσαι
Ἧς γαίης, θανέειν ἱμείρεται.

Bendel hat es mir oft gesagt, und ich muß ihm beistimmen, du hast adelf daß beste gewählt und ich wollte ich säße zur Stunde bei dir, die Füße am Camine ~~und~~ schmauchten ~~[illegible]~~ unsere Pfeifen ~~[illegible]~~ und lesen uns etwas von Göthe vor — o ich elende was habe ich gethan, mir solche Bilder vor zu rufen, sieh die Augen sind mir naß worden — und wo führet mich hin der Zug dem ich gefangen gegeben bin — o da, ließ das Sonett. — ~~[illegible]~~ A sollst du abschreiben.

was ~~[illegible]~~ thust du adelf daß du mir nicht schreibst, ich werde zornig, ich will wissen wenn wenigstens du noch lebst, und du sollst nicht ein Koressen mir werden. ὅρκιον μιμνάσθαι

alle Briefe kommen an Hildesheim adw. du sollst mir schreiben

Adelbert

Brief Chamissos an de la Foye.

Original im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

zum Lohne alles Hingeopferten, den Schauplatz der wildesten Wirksamkeit der Kräfte sich mir eröffnen sehe und das stürmische Gewirr des Krieges. — Geld gehet dahin auf Equipierung, das ich nicht habe; das Griechische erliegt, Euch sehe ich nicht wieder und Koreff und Theremin nicht, und nicht mein Frankreich, woh:n mich zu ziehen Gewicht an Gewicht sich hängt, und am Ende schlage ich mich nicht einmal!" Und diese Befürchtung, nicht vor den Feind zu kommen, sollte sich leider erfüllen.

Es war kein frischer fröhlicher Krieg, in den sich Preußen damals, ohne daß es recht wußte wie, hineingetrieben fühlte. Die schon seit dem Baseler Frieden befolgte unglückselige Neutralitätspolitik hatte trotz mancher scheinbaren Augenblickserfolge das Ergebnis gehabt, daß Preußen völlig isoliert dastand, als Napoleon nach Niederwerfung Österreichs daran ging, zum vernichtenden Schlage gegen Preußen auszuholen. Eben war es noch bereit gewesen, der dritten Koalition gegen Frankreich beizutreten — am Sarge Friedrichs des Großen hatten die beiden Monarchen in theatralischem Duett feierliche Schwüre gewechselt —, da wurde nach der Schlacht bei Austerlitz das Steuer ganz plötzlich herumgeworfen, der Schönbrunner und bald darauf der Pariser Vertrag unterzeichnet, der Preußen zu einem Vasallenstaate Napoleons degradierte.

Die schwächliche Schaukelpolitik ließ die ins Feld gehenden Truppen ganz im unklaren, welchem Feinde sie entgegenzögen. Man glaubte, es ginge gegen die Russen. Dieser Meinung war auch Chamisso, wie das Sonett bezeugt, in dem er die neue Zeit willkommen heißt, der Deutschland im Bunde mit Napoleon entgegenreife:

„Berührt vom gottgesandten Dämon fallen
Verjährte Formen krachend, Männer springen
Aus trägem Schlafe zürnend und es schallen
Die freien Stimmen, die aus Trümmern dringen."

Im ziellosen Hin und Her, auf schlechten Wegen und in noch schlechterem Wetter wanden sich die Truppen durch die Mark, bis sie über Hildesheim und Göttingen in Hameln einzogen, um diese Festung, da mittlerweile das schimpfliche Bündnis erzwungen worden war, für den französischen Alliierten zu besetzen.

Die Briefe Chamissos aus dieser Zeit haben nicht nur biographisches Interesse, sondern besitzen in hohem Grade den Wert historischer Dokumente. So, wenn er gleich anfangs aus Brandenburg schreibt: „Eine liebenswürdige Unordnung herrscht bei unserem Zuge, Brot und selbst Futter fehlen, werden erst

nach oder auch wohl gar nicht geliefert, und ich habe gemerkt, daß hohl im Leibe seiende Pferde gar nicht gern von Zeitungslesen satt werden. Ein ungeheures Gepäck schleppen wir nach unseren unbehilflich seienden Armeen und möchten wir bald nicht mehr zu schleppen haben. Meine Kompagnie ist die unordentlichste unter allen, derselben Capitain d'armes ein unbeholfener Schuft. Derselben Capt. ein karger, wohl charakterisierter charakterloser Waschlappen, mein Premier-Leutnant aber ein sehr guter Soldat und Kamerad, mit dem ich bei dem ersten Marsch Kriegsbruder auf Du und Du geworden bin. Der Fähnrich ist nichts als ein in jeder Hinsicht ekliges Muttersöhnchen, der unglücklich ist und Ärger ausbrechen läßt, weil ihm Lavendelöl abgeht. Die Subalternen liegen mehrstens zusammen — im ganzen lobe ich mir unsere raschen, munteren Franzosen."

Das Blindschleichentempo des Marsches, das ihm Zeit läßt, seine griechischen Studien fortzusetzen — er vertieft sich in den Originaltext des Neuen Testaments und des Homer, dessen *οὐδὲ τί πω σάφα ἴδμεν ὅπως ἔσται τάδε ἔργα* (denn noch wissen wir nicht, wohin sich wende die Sache Il. II, 252) er gern und häufig zitiert — gibt ihm auch Gelegenheit, das Zufallsglück angenehmer Quartiere auszukosten. So schneit er im Hildesheimischen in das Pfarrhaus zu Rautenberg und durchlebt hier im glücklichsten Familienkreise, im Kreise der Alten und dreier Töchter — nicht sehr jung, nicht sehr hübsch, gar nicht sehr gebildet, aber herzensguter lustiger Kinder — einige sonnige Tage, an die er noch später gern zurückdenkt.

Mit feinem Gefühl ahnt er die Gefährlichkeit der Situation, und mit geringer Neigung zu Varnhagenisieren gibt er seinen Ring für einen Brautring aus, „welches bei Pfarrerstöchtern von diesem Schlage doit couper court à tout". Trotz dieser Vorsicht aber konnte er es nicht verhindern, daß eine der drei Töchter Neigung zu ihm faßte, die beim Abschiednehmen in einer Weise zum Ausdruck kam, die Chamisso wehe tat. Ein ungedruckter Brief aus dem Varnhagenschen Nachlaß (vgl. das Faksimile) schildert uns, in den Eingangsworten das Verhältnis zu Cérès streifend, ausführlich diese Episode und zeigt uns, daß Chamisso hinsichtlich des Ringes nicht geflunkert hat. „Aus ihren und mehr noch aus meinen Briefen, habe ich mir die Gewohnheit erblühen lassen, Ceres als meine verlobte Braut zu betrachten, und also kam es und auch aus einem gewissen Instinkt, daß ich den Töchtern des Pfarrers zu Rautenberg, von ihnen am ersten Tage schon befragt, den kleinern Ring, den ich am ersten Finger trage, ernst und ruhig meinen Brautring

nannte, — mir war es wohl bei den Töchtern des Pfarrers zu Rautenberg. Diese Landesmägdlein, da die erste Schüchternheit vorüber war, kamen mir mit naiver Teilnahme entgegen, beim wohlversorgten Tische und dem funkelnden Glase erschloß sich das Herz mir, und die Zunge ward gelöst; Vaterland, Liebe, Freundschaft und Sternen wurd' es zugetrunken, und ich ward beseelt und ich konnte sprechen, auch wohl von Dingen sprach ich in anderem Gespräche, die ihnen wie Stächel bedünken mußten, Poesie, Weltsinn, Verständnis der Dinge, was mir klar wurde, sprach ich ruhig aus in ihrer Nähe, und die ihnen seltsam klingenden Worte verwehten doch nicht alle in den Winden, von den Freunden, der Braut, dem Sterne, den Liedern, den Deutungen der Dinge des seltenen Gastes (also hatt' ich mich genannt am ersten Tage unter einem Liede an Sie gedichtet), war acht Tage lang in einem fast Bauernhause die Stimme, und Eure Namen erfüllten es — und nun ich mußte scheiden — Adelf: es ist doch ein seltsames Ding um die Eitelkeit, wie es sich gerne mit Selbstliebe geschmeichelt zeigen will, und wie ein Triumph auszusprechen süß ist, und wir alle, alle darin nichts taugen. — Die Weiber treiben es glaube ich anders. Sie genießen es, ob mit unendlicher Lust, doch still verschlossen in sich, welche von ihnen wenigstens, die man Nicht-Kokette nennt. Einen von uns kennst Du, auf den die Dinge passend sind [Varnhagen], einen andern von uns kenne ich, auf den die Dinge wohl nicht unpassend sein möchten. Aber was mich anbetrifft, ich will es aus Selbstkasteiung in Deine Brust vergraben wie in die Erde und die Erde zuschütten. — Eine der Mägdlein — und zwar die nichtinteressanteste — ich fürchtete schon ihre Blicke und mußte ihr mehr von meiner Braut erzählen, eine der Mägdlein, wie ich von dem herzlichen freundlichen Chor den Abschied nahm, fiel an meine Brust mit unendlichen Tränen und sprach mir Worte, die mir wehe, sehr wehe taten. Ich gelobte der Armen und ihren Schwestern sie nie zu vergessen, auch wohl an sie zu schreiben, und ich mischte mich rasch in die ziehende Schar, wohl lauschten sie noch über den Zaun und winkten. — Mir war es doch wohl bei den Töchtern des Pfarrers zu Rautenberg, da blühten mir noch Rosenblüten." Emphatisch versichert er in einem gleichzeitigen Briefe, in dem er Varnhagen und Neumann die Episode mitteilt: „Ich vergesse Euch nie, nie, die Ihr mir also Freundschaft und Teilnahme erwiesen habet, nein, bei der leuchtenden Sonne, ich vergesse Euch nie!"

In eine ähnliche Idylle läßt uns sein Aufenthalt in Erbsen sehen, einem ausgehungerten Dorfe in der Nähe Göttingens.

Als echter Romantiker vertieft sich der preußische Leutnant in die Werke des teutonici philosophi, des gottseligen hocherleuchteten Jakob Böhme. Dabei durchstreift er mit hellem Auge Harz und Wesergebirge, erbaut sich „an dem Gebirge wie es geworfen hat seine hohe Notwendigkeit", ärgert sich über den berühmten Weißenstein mit seiner Ritterburg, dem chinesischen Dorfe und dem Springquell, der dreimal im Jahre springt, schreibt täglich seine zwei Briefe „wie eine wohlgenährte Henne ihre zwei Eier legt", schlägt aus der Nase seines Hauptmanns in humoristischer Laune satirisches Kapital und läßt seinem steigenden Mißmut über die zwecklosen Kreuz- und Querzüge, bei denen er nur lerne, welcher Farbe und Tiefe der Dreck in den verschiedenen Gefilden Deutschlands sei, sowie über die Unfähigkeit der Führer die Zügel schießen. „Sähen alle Esel so aus, wie die, die uns führen, dann würden keine übrig bleiben, die man nach der Mühle mit Nutzen peitschen könnte, und es würde überall so fein wie im gebenedeiten Berliner Lande, wo die Eselsseelen maskiert gehen und nicht in schönbeohrte Eselshäute fahren."

Dabei verdüstert sich seine Stimmung von Tag zu Tag: „Je suis triste aujourd'hui comme un bonnet de nuit, düster wie die Regenwolken, die des Weges zu ziehen scheinen, den wir morgen ziehen werden . . . . . Ich höre mich selbst heut an, wie eine Geige, die 24 Stunden im Regen gehangen hat, und muß mir selbst zuschreien, daß es nicht immer also ist, daß gutbesaitet ich Klänge habe, die anders lauten." In dieser Kümmernis sind die Briefe der Freunde für ihn der einzige Sonnenstrahl.

Wie sich während dieser Zeit die Spannung gesteigert hat, so daß ein Wort genügt, um den ganzen Menschen in Aufruhr zu bringen, zeigt sich in einem Briefe an Varnhagen vom 1. Dezember 1805: „‚Kein Volk, kein Vaterland, einzeln müssen wir es treiben!' — Siehe, das hast Du mir aus dem Herzen in das Ohr geschrien, daß ich erschrak und mir die Tränen, die rollenden, von den Wangen wischte. — O das muß in allen meinen Briefen schon gesteckt haben. Noch ein anderes wunderherrliches Wort hast Du gesprochen und ein Wort, das Du nicht vergessen sollst! ‚Ich glaube fest an sie wie an eine Fabel'. Jung', ich möchte Dich küssen, Dich vor Freude würgen — wie an eine Fabel glauben — das ist es, was mich lange gequält hat, das hast Du so herausgesagt und vielleicht ohne es selbst zu wissen; wo zum Teufel hast Du das hergenommen, — gestohlen hast Du es mir aus dem Schatze der Dinge, die mein gehören sollten."

Diese Worte lassen vermuten, daß sich Chamisso schon damals mit Gedanken trug, die sich einige Monate später zu „Adelberts Fabel" verdichteten. Daß dieses Wort so tief einschlug, war nur möglich, weil es in eine schon vorhandene Beziehungsfülle hineingeriet. Und dies war in der Tat der Fall, wie nicht nur eine Notiz in einem späteren Briefe (28. Januar 1806), wo das Wort unter den Themen vorkommt, die er epigrammatisch verwerten will, sondern auch eine Stelle in seinem Fortunat und endlich ein ungedrucktes Albumblatt beweist, das er wahrscheinlich seinem Quartiergeber in Erbsen widmete: „Es glaube der Mann an das Heilige fest wie an eine Fabel; er erkenne, und nach seiner Erkenntnis gebäre sein Wille, der Mächtige, die erste Tat, die ein Keim zu unaufhaltsamer Fortentwicklung in die Strömungen der Zeit mit Vertrauen gegeben, fortwirke, bis erscheine der Tag der Erfüllung. — Es glaube nicht das Weib an das Heilige, erkenne, wolle nicht: es hervorbringe das Heilige nach innerer Notwendigkeit und sei es selber bewußtlos. Kraft heißt der Name des Mannes, des Weibes Name heißt Schönheit. — O des heiligen Ringes aus zwei zueinander strebenden getrennten Fragmenten, die Du also wärest und worin Du also bist — das sind die großen Schlüssel des Geheimnisses, an die ich glaube, fest wie an eine Fabel."

In der Folgezeit häufen sich die Klagen und werden immer dringlicher. Die Ungewißheit, das ziellose Hin und Her, drückt ihn ganz zu Boden. Erzählt er noch Januar 1806 mit behaglicher Laune seinen Freunden das Märchen von dem Müller in Wichershausen, der seine Pferde, die er vor den Bagagewagen hatte spannen müssen, nach Herzenslust peitschte und ihnen zurief: „Ziehe, ziehe, zieh, was du kannst! wir fahren die Preußen aus 'm Land!" — so zeigen die nächsten Briefe eine sich stetig verdüsternde Färbung und sind voll Unmuts und quälenden Mißbehagens.

Wir fühlen heraus, wenn er in die Klage ausbricht: „Meine Seele ist müde bis in den Tod, daß ich an die Gemeinheit geworfen bin, und ich bin jung genug und habe Kraft, und ich will mich regen" oder wenn er aufstöhnt: „Ich bin wie ein unbeholfenes Kind auf dem Felde, wann die schneetragenden Winde unter dem Himmel gehen und es nicht sein Haus sehen kann, wohin es eingehen will" — daß hierin nur Obertöne einer tieferen Unruhe und Bekümmernis laut werden, die ihm das Innerste umdreht.

Unterdessen war der Pariser Vertrag geschlossen. Die Truppen, die auf der Straße nach Würzburg standen, bekamen

Gegenbefehl, Hannover zu besetzen. Als sich für Chamisso hierdurch die Aussicht eröffnete, in neu errichteten Regimentern zwei Jahre Rekruten zu exerzieren, war sein Entschluß gefaßt. Unwillig schäumte er auf, und er, der sich das passivste Tier von der Welt schilt und aufs peinlichste seine Lage auf dem Kriegsetat zu stehen und Abschied zu fordern empfindet, trifft endlich das erlösende Wort: „Nein, da dauere ich nicht aus, und ich ändere es gewaltsam!"

Freilich melden sich sofort, während er seinen Freunden die Zukunft ausmalt, wie er mit ihnen gemeinsam die Universität Halle beziehen wolle, die „leidigen Bauchsorgen", und in biblischen Wendungen — er hatte sich neben der Lektüre des Korans in das Studium Luthers und der Bibel so vertieft, daß er einmal aus Erbsen schreibt: „Winterquartiere hier — und ich bin ein Schriftgelehrter worden" — fügt er jener Stelle hinzu: „denn ich bin zu nackt, wie wann ich in die Welt gekommen bin, und der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege." Er macht sich mit dem Gedanken vertraut, zusammen mit den Freunden kümmerlich sich durchzuschlagen. „Ich habe erprobt, daß Stroh ein gutes Lager ist, und daß Brot nähret, dieses macht mir keinen Kummer — aber ich habe Euch des Luxus beflissen gesehen und zuzeiten selbst der Verschwendung, und das macht mir Kummer, zumal wenn wir, wie ich denke, Dach und Fach teilten und ich mit leeren Händen in den gemeinschaftlichen Schatz schütte .... Dieses und jegliches Opfer nehm ich von Euch an, das auch mich unserem Ziele näher rückt; denn sind wir etwa Ich und Du und Er und der Andere, nein wir sind ‚Uns'." Unter diesen Plänen aber klagt er: „*Περίλυπος δέ ἐστιν ἡ ψυχή μου ἕως θανάτου* [tieftraurig ist meine Seele bis in den Tod, Matth. 26,38]. Die Zeit vergehet und rinnet fort und fort. Ich aber mühsamen Schlafes schlafe in bangen Träumen und fühle mich gebunden und gehalten" (26. Febr. 1806).

Da sollte ein Ereignis ihn jählings aus diesen Banden lösen. Varnhagen und Neumann wollten gegen Ostern 1806 Hamburg verlassen, um die Universität Halle zu beziehen. Chamisso hatte wiederholt und inständigst die Freunde gebeten, „den Bruder in der Wüste" vor seiner Pilgerfahrt nach Frankreich zu besuchen.

Am zweiten Osterfeiertage, dem 7. April 1806, hatte Chamisso, wie uns Varnhagen berichtet, am Ostertor zu Hameln die Wache. Neumann und Varnhagen brachten ihre Stunden bei ihm zu, und mancherlei Gespräche fanden statt, die das künftige Studieren, Bilden, Handeln zum Gegenstande hatten. „Unter solchen

Erörterungen kam die Nacht. Die drei Freunde lustwandelten bei herrlichem Mondschein durch die einsamen Festungswerke. Da übernahm Chamisso ein mächtiges Gefühl, er fiel den Freunden um den Hals und erklärte feierlich, er wolle nun ganz ihnen gehören, ihre Studien und Geschicke teilen, den Abschied fordern und ihnen nach Halle folgen. Von diesem Augenblick rechnete er selbst die ganze nachherige Entscheidung seines Schicksals."

Unter dem Eindruck dieser Osternacht, die nur das letzte Glied in die Stimmungskette einreihte, die wir im Vorangegangenen sich zusammenfügen sahen, kam die monatelang sich steigernde Spannung zu plötzlicher Lösung: er forderte seinen Abschied.

Das Gesuch ging jedoch nicht weiter, und die Ungewißheit ließ ihn lange in zagen Zweifeln. „Es geht mir," klagte er seinem Freunde Varnhagen am 23. Mai 1806, „wie einem armen geplagten Teufel, der da auf der Erde sitzt mit rücklings gebogenem Haupte und weit aufgesperrtem Maule — indem der Zahnbrecher hinter ihm den Zahn gefaßt hat und — und — noch nicht auszieht." Trotzdem spürte er die beruhigende, spannunglösende Wirkung des endlich gefaßten Entschlusses, der ihn aus peinvoller Halbheit und lähmender Zwiespältigkeit gerissen. „Ja, ich war noch gequält, wie Ihr mich verließet, nunmehr müssen wohl alle Federn gesprungen sein, ich bin so gleichgültig worden wie ein Weiser oder ein Tor."

Nach vier Monaten erfolgte der königliche Bescheid, daß die Berücksichtigung des Gesuches erst nach allgemeiner Demobilisierung in Aussicht genommen werden könne, und damit lag die Entscheidung über die Gestaltung seiner Zukunft wieder bis auf weiteres im Ungewissen.

In „Adelberts Fabel" hat die Stimmung dieser „schicksaligen" Zeit ihren poetischen Niederschlag gefunden. Er schickte die kleine Erzählung am 25. April seinen Freunden von der Hauptwache zu Hameln mit der Bemerkung, daß er seit acht Tagen an ihr sich dumm gedacht und die Wachtnacht von 10 Uhr des Abends bis 6 Uhr des Morgens blind geschrieben habe.

Die Bedeutung dieser kurzen Prosaerzählung, deren Gedankengerippe trotz nicht geringer Kunst der Schilderung zu bloß liegt, um eine reine künstlerische Wirkung auszulösen, besteht darin, daß sie ein aus persönlichster Erfahrung geschöpftes Seelenbild bietet, das den Hauptwendepunkt seines inneren Lebens deutlich festlegt und uns einen Blick in den tiefsten Kern seines Wesens gewährt.

Wir werden zuerst in eine nordische Polarlandschaft versetzt. Mauern von Eis türmen sich auf und drängen sich immer enger an den in träumerischem Halbschlaf befangenen, von seiner Weltwanderschaft ausruhenden Adelbert, der hin und wieder aufwacht, um mit schlaftrunkenen Augen die Gegend zu betrachten, und dann in der Hoffnung sich wieder hinlegt, daß bald Tauwetter eintrete.

Es ist leicht ersichtlich und schon früh bemerkt worden, daß Chamisso in diesem Anfange seine Berliner Zeit, das Vegetieren in drückenden Verhältnissen, ohne einen festen Entschluß fassen zu können, gezeichnet hat. Die Einkleidung ergab sich von selbst, indem er die Unbilden des eben überstandenen Winters, über die er unaufhörlich zu klagen hatte, hyperbolisch steigert.

Wir können es deutlich beobachten, wie sich diese Steigerung einstellt. Am 18. Januar 1806 schreibt er, bitter scheltend über die zwecklose Herumtreiberei im tiefsten Kote, an Varnhagen: „Wahrlich, wahrlich, wäre mir solches auf Grönlands Küsten geschehen, es würde mir zu hohem Ruhme gereichen, denn ich könnte es erzählen und sagen: Ja, teure Freunde, solches ist mir auf Grönlands Küste geschehen, und es ist ein gar von Gott verfluchtes Land — wenn das Tal einer Dreckpfütze ähnlich sieht, weiß man dort, vor dem vielen Schnee, nicht Himmel und Erde zu unterscheiden, der Wind pfeift, man siehet nichts, fühlt unten und oben gleichen Widerstand usw.“

Und wie hier, so schimmert deutlich auch im folgenden das persönliche Erlebnis durch, wenn er schildert, wie der Träumer, der sich vorgenommen, die Notwendigkeit männlich zu ertragen und nicht gegen das Verhängte zu murren, seine einzige Freude daran findet, zu den Sternen am leuchtenden Nachthimmel emporzuschauen und am Polarstern die Abwandelung der Zeiten zu beobachten; wenn er des weiteren erzählt, daß eines Mittags eine wundersame Erscheinung sich ihm gezeigt habe, eine hohe weibliche Gestalt, die mit ernstem Blicke sich nahte, eine Locke von seinem Haare schnitt und alsdann eine Locke von ihrem eigenen Haar, die sie durch einen vom Finger gestreiften Ring zog.

Bis in die kleinsten Züge hat er hier, wie aus jenem oben zitierten Briefe erhellt, sein Erlebnis mit Cérès ausgemünzt. Selbst ihr hartnäckiges Schweigen klingt an, wenn er die Schilderung dieser Erscheinung beschließt: „. . . Ihr ward ein Schweigensschleier übergeworfen, und sie hüllte sich in den Schleier.“ Und so verschwindet sie rasch den Augen Adelberts,

der sie vergeblich zurückruft und Tag und Nacht ihr Bild nicht wieder vergessen kann. „Sein Herz war zu ihr entbrannt in Liebe, und er fühlte, sie sei ihm und seinem Schicksale alles." Immer wieder betrachtet er, während Monde dahingehen, in dämmernder Tatenlosigkeit beim Schimmer des Polarsterns den Ring mit den eingegrabenen Zeichen. — Einmal aber fährt es wie ein Blitzstrahl durch seine Seele, er entziffert die Zeichen und findet das mächtige Wort: Θέλειν, Wollen.

Wir erinnern uns, welche Rolle in Chamissos Leben der Ring spielte, den er von Cérès erhalten. Sein Anblick hielt die Empfindung wach, die er bei ihrer Abreise in die schon oben zitierten Worte faßte: „Nun brannte meine Seele nach Frankreich hin, wie nach der Sonne stets, der Leuchterin, der Mond."

Hauptsächlich diese Sehnsucht und drängende Unruhe nach Frankreich hin hatte ja seine tiefe Unzufriedenheit bis zum Überlaufen gesteigert und ihn an jenem bedeutungsvollen Ostertage dazu gebracht, nicht mehr die Dinge so gehen zu lassen, wie sie eben gingen, sondern sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Seine Liebe zu Cérès, symbolisiert in dem Ringe, schenkt ihm, dem „passivsten Tiere von der Welt", das Θέλειν die Kraft des Entschlusses, durch den sein Schicksal in andere Bahnen gelenkt wird.

Und dieser Entschluß wirkt mit der Kraft eines Wunders. Die Eismauern brechen zusammen, mit seinem Wanderstabe schlägt er gegen die Wand des eisigen Burgverlieses, und mit Donnerkrachen zerschellt es in Splitter und Trümmer. Er steckte den Ring an den Finger, „überblickte nur einmal noch die Merkmale seiner langen Schmach, und weinte nicht, und lachte auch nicht auf; sondern er war ruhig ernst, bereit, Liebe im Busen, Kraft in den Gliedern, die vorgehabte Wanderung anzutreten."

Als aber die Sonne gen Mittag steigt, schmelzen die Eismassen. Bald umgurgeln ihn wilde Wassermassen und wollen ihn in ihren Schlund hinabreißen. Aber die Liebe ist stärker denn alle Gewalten, und als ihm ein Windstoß die geheimnisvolle Locke entführt, stürzt er sich behend in die Fluten.

Und das Tosen verhallt, die Wasser glätten sich, und das Bild des geheimnisvollen Weibes lockt ihn, geflügelten Fußes vor ihm hinschwebend, zu eifriger Verfolgung. Über Meere und Länder, nach allen Himmelsrichtungen führt ihn seine Sehnsucht, bis er durch die Gestalt in ein grausiges Bergtal gelockt wird, dessen überhängende Felsenwände, sich enger und enger zusammenschiebend, von dem Getöse der Brandung widerhallen. Durch eine enge Pforte gelangt er auf einem Gange, der sich in

unendliche Tiefen hinabzusenken scheint, in einen großen, sich hoch aufwölbenden Saal, in dem er unzählige Webstühle findet. An jedem arbeiten im Gegenkampf zwei Gestalten, die eine mit einem Karfunkel, die andere mit einer eisernen Krone auf dem Haupte. In den beiden Gestalten, die ihm am nächsten stehen, erkennt er die beiden Schicksalsgenien seines Lebens, und zwar jenes geheimnisvolle Weib als den Karfunkel seiner inneren Selbstmacht, die ankämpft gegen den finsteren Widerstreit der äußeren Weltmächte. Inmitten des Raumes aber sieht er einen Alten in hehrer Majestät sitzen, auf der Stirn trägt er seinen Namen: *ΑΝΑΓΚΗ*, Notwendigkeit. Nach den Akkorden, die er seiner Harfe entlockt, ordnen sich die Sterne seines Gewandes, das gesamte Weltall und die Bewegungen der webenden Gestalten. Als er jetzt den Ring vom Finger streift, entziffert er das zweite Wort: *ΣΥΝΘΕΛΕΙΝ*, Mitwollen.

Es ist zur tieferen Ausschöpfung des Märchens vermutet worden, daß sich hier platonische Vorstellungen geltend machen, in die Chamisso durch seinen Freund Neander eingeführt worden sei, der, als Varnhagen und Neumann kurz vor seinem Übertritt zum Christentum ihn kennen lernten, als siebzehnjähriger Jüngling völlig in platonisierenden Vorstellungen eingekapselt war. Chamisso, der brieflich mit ihm in Verkehr trat, fand Neanders Briefe herrlich und göttlich: „Platon ist sein Idol und sein immerwährendes Feldgeschrei; er sitzt Tag und Nacht über ihm und es mag wenige geben, die ihn so ganz und so in aller Heiligkeit in sich aufnehmen."

Es ist auffällig, daß Neanders Briefe Chamisso so ergriffen haben. In ihrer nebelnden, schwärmerischen Verstiegenheit und ihrer bohrenden rabulistischen Gefühls- und Begriffsstüftelei hätten sie eher einen abstoßenden Eindruck hervorrufen müssen. Denn alle Spekulation war ihm zuwider. Fühlte er sich doch aus dem Schiffbruch seiner philosophischen Studien nur durch eine glücklich ihm in den Weg kommende Planke gerettet, „la morale, que j'ai trouvée écrite en traits ineffaçables au fond de mon cœur" (Mai 1801 an Hippolyt). Die entgegengesetzte Wirkung dieser Briefe ist nur so zu erklären, daß sich die Vorstellungen, in denen sich Neander, hauptsächlich platonische und Fichtische Gedanken zusammenflechtend, damals bewegte, mannigfach mit denen Chamissos berührten, die ihrerseits aber aus ganz anderen Quellen herflossen.

Man hat frühzeitig die Ähnlichkeit bemerkt, die in manchen Punkten zwischen den Lehren der Stoa und denen des Christentums herrscht. Wenn Chamisso in dem eben angeführten Briefe

seinem Bruder gesteht: J'ai repris de bonne foi, mais avec modestie, le joug de la religion de mes pères. Je n'ai plus la foi, qui ébranle des montagnes, mais ma foi sera d'autant plus difficile à détruire, qu'elle n'es plus aveugle et fondée sur des principes. Je regrette cependant l'ignorance, que j'ai perdue, et la foi fervente et aveugle, que je respecterai toujours comme un trésor dans les autres. Voilà, mon ami, ma confession de foi sincère; elle ressemble peut-être assez à celle du vicaire (in J. J. Rousseaus Emile l. IV.) — so haben wir hiermit, obwohl er gleich darauf sagt, daß die Lektüre der Rousseauschen Schriften ihn enttäuscht habe, einen Fingerzeig dafür, unter welchem Einflusse seine von Haus aus tief eingewurzelte christliche Weltanschauung sich umgebildet hatte. Rousseausche Gedanken finden wir bei Chamisso nicht nur, wenn er dem Freunde de la Foye seine Erfahrungen über Kindererziehung ans Herz legt: sein ganzes Leben ist vielmehr in Stimmung und Haltung geradezu mit Rousseauschem Geiste durchtränkt.

Von Anfang an beobachten wir bei ihm eine Neigung zur Idylle, zu einem stillen, dunkeln Lebenslose, fern von den Menschen und ihren leeren Gesellschaftsformen, eine Neigung, die sich hin und wieder zu dem Wunsche steigert, in einem stillen Tale das Leben eines Eremiten zu führen. Am Schluß des „Schlemihl" sollte er sie dichterisch verwerten.

Und diese Stimmungen setzen sich tiefer fest und bekommen begriffliche Schärfe, als er der stoischen Philosophie nähertrat, die in ihrem Rufe nach einer naturgemäßen Gestaltung des Lebens mannigfache Beziehungen zu dem Rousseauschen Evangelium aufweist.

Gerade in jener Zeit, als er sein Märchen niederschrieb, suchte er mit Hilfe einer Übersetzung in das Verständnis des Stoikers Epiktet einzudringen. Den Titel des bekannten Werkes Epiktets „Encheiridion" benutzte er gleich für jene schon berührte Sammlung von Epigrammen, die in den von Varnhagen und Neumann herausgegebenen „Erzählungen und Spielen" erscheinen sollten, von der Zensur aber beanstandet wurden.

Und dieses Büchlein, das in schlichter Anspruchslosigkeit den Stempel des Erlebten an der Stirne trägt und den feinsten Extrakt der antiken Ethik enthält, die in dem mächtigen Lehrgebäude der Stoa ihren geschlossensten Ausdruck gefunden hat, muß auf Chamisso tief eingewirkt haben, weil die Kernsätze ihm schon lange mehr oder minder bereits in Fleisch und Blut übergegangen waren. Der großartige Pantheismus der Stoa, der die harmonische, nach unwandelbaren Gesetzen lebende und webende

Einheit des Alls in begeisterter Ergriffenheit feiert und an den einzelnen Menschen, der als winziges Glied in die Riesenkette eingelassen, die ethische Forderung richtet, unter Preisgabe alles Begehrens sich im Einklange mit dem Ganzen zu wissen und das unabänderliche Walten des Schicksals mit Ergebung zu tragen, verschmolz sich ihm mit ähnlichen christlichen Vorstellungen sowie Gedankengängen Fichtes, dessen Wertschätzung ein begeistertes Studium seiner Schriften stetig steigerte.

Daß Chamisso sich dieses Einströmens stoischer Elemente bewußt war, geht aus einem ungedruckten Briefe an de la Foye deutlich hervor, in dem er von seinem Stoismus redet, der ihm Ruhe der Seele und Ertötung alles Begehrens eingetragen habe, und zum Schluß die griechischen Zitate Matthäus 26, 42 (Dein Wille geschehe) und Epiktet Encheiridion 8 enthält: „Verlange nicht, daß die Ereignisse sich so ereignen, wie du willst, sondern sei es zufrieden, daß sie sich so ereignen, wie sie sich ereignen, und du wirst in innerer Ruhe leben." Überdies findet sich in einem andern Werke Epiktets, den von seinem Schüler Arrian aufgezeichneten, leider stark verwässerten Dissertationen, einer Sammlung von Unterhaltungen Epiktets mit seinen Schülern, eine Stelle, die genau mit dem Kernpunkt der Fabel, auch dem Wortlaute nach, übereinstimmt: „Immer ziehe ich das vor, was geschieht. Denn was Gott will, achte ich mehr, als was ich will. Als ein Diener und Begleiter schließe ich mich ihm an, verlange mit ihm, sehne mich mit ihm, kurz, will mit ihm." (*ἀλλ' ἀεὶ μᾶλλον ἐκεῖνο θέλω, τὸ γινόμενον. κρεῖττον γὰρ ἡγοῦμαι ὃ ὁ Θεὸς θέλει, ἢ ἐγώ. προσκείσομαι διάκονος καὶ ἀκόλουθος ἐκείνῳ, συνορμῶ, συνορέγομαι, ἁπλῶς συνθέλω.* Dissertat. Lib. IV. Cap. 7. Schweighäuser 1798).

An diesem Punkte, der Frage nach dem Verhältnis des Einzelwillens zum All oder zur Gottheit, treffen sich Chamisso und Neander, der von Plato kommend, in gleicher Weise Determinismus und Indeterminismus miteinander zu verbinden sucht. In einem seiner Briefe an Chamisso findet sich die Stelle: „Der wahrhaft religiöse Mensch . . . will nur einstimmen in die Saiten der Anangke, nicht sie umstimmen. Und so ist die wahre Freiheit ein Ausfluß der Notwendigkeit und mit ihr absolut eins, und Platons Spruch, der Freiheit verkündende, läßt mit dem absoluten Fanatismus sich paaren" (April 1806).

Gerade um dieses Problem hatten Chamissos Gedanken schon frühzeitig gekreist, wie aus jenem schon zitierten, seine philosophischen Studien beleuchtenden Brief an seinen Bruder erhellt, der ihn vor der Lektüre schlechter Bücher gewarnt hatte. Auf

Rousseaus Vicaire Savoyard hinweisend, stellt hier Chamisso die Frage: Juge d'après cela, si le fatalisme ou plutôt la détermination (dans la fameuse question du libre arbitre), suivant lequel nous ne sommes que la pierre, qui roule de la montagne avec le sentiment de la liberté et la croyance en obéissant au loi de la pesanteur qu'elle obéit à sa propre volonté — juge dis-je, si ce système odieux en morale et qui détruit toutes imputations, est peut-être dangereux pour moi?" Hiernach ist es verständlich, daß Chamisso so tief von Neanders Briefen getroffen wurde: sie berührten verwandte Saiten in seinem Innern, und er freute sich über den Einklang ihrer Seelen.

Worin der Grund für die auffällige Tatsache zu suchen ist, daß in diesem französischen Grafensohne, preußischen Leutnant und Doktor der Philosophie eine stoische Lebensstimmung Platz greifen konnte, die ihn in mannigfacher Hinsicht zu einem wunderlichen Eigenbrödler machte, der von den Segnungen der modernen Kultur und der sogenannten guten Gesellschaft mit einem Anflug von antikem Kynismus wenig wissen wollte, wird sofort deutlich, wenn wir an die Lebensschicksale Chamissos denken. Er selbst war sich völlig klar darüber, daß sein Charakter sich geformt und, wie wir hinzufügen können, gestählt habe unter dem Eindruck der Erfahrungen, mit denen der Ausbruch der Revolution ihn überschüttete. Der plötzliche Umschwung aller Lebensverhältnisse muß das empfängliche Kindergemüt an der Wurzel erschüttert und für die spätere Aufnahme der tröstlichen, resignationsfreudigen Lehre der Stoa den Boden aufgelockert haben. Wie tröstlich müssen ihm Sätze geklungen haben, wie folgende: „Sage nie, ich hab's verloren, sondern ich hab's zurückgegeben," oder: „Deine Aufgabe ist es, die erhaltene Rolle gut durchzuführen; die Rolle auszuwählen kommt einem andern zu." (Ench. 11, 17.) Zur Richtschnur nicht nur seines Denkens, sondern seiner ganzen Lebenshaltung jedoch wurden ihm Ansichten, wie sie etwa Epiktet ausspricht im folgenden: „Du mußt nicht scheinen wollen, etwas Rechtes zu verstehen (Ench. 13). Du mußt ein Mensch aus einem Gusse sein, entweder ein guter oder ein schlechter. Entweder mußt du dein Inneres ausbilden oder deine Eigenschaften für das äußere Leben! Du mußt entweder deiner Seele leben oder der Welt" (Ench. 29), wo einem sofort die Schlußsätze des „Schlemihl" einfallen.

Im Zusammenhange mit dieser stoischen Grundlage seines Wesens steht nicht nur seine sich stetig steigernde Abneigung gegen die spekulative Philosophie, auf die schon mehrmals hingewiesen wurde, seine Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung, seine

später in den Gedichten sich spiegelnde Sympathie für ungebrochene Naturen, reine Verhältnisse und einfache Kulturzustände, die ihn mit allem Nachdruck gegen die Bezeichnung „Wilde" protestieren läßt, sondern vor allem sein felsenfester resignationsfreudiger Optimismus, der seiner späteren Prosa — und zwar nicht ihres formellen Gepräges wegen, sondern kraft ihrer frischen, ungeschminkten Einfachheit und abgeklärten Ruhe — eine Goethische Wirkung verleiht und in seinem besten Gedichte, „Schloß Boncourt", in schlackenloser Reinheit sich kristallisiert hat.

Damals freilich, als er sich in seiner Fabel die drückende Last eines widrigen Schicksals von der Seele schüttelte, fühlte er selbst, daß er noch keine ruhige Prosa schreiben könne. „Das Ding wird verzerrt genug dastehen. Dem sei, wie ihm wolle, ich lege einiges Gewicht auf dies Gedicht. Aber das Ei ist gar zu frisch gelegt, und ich muß mir aus Erfahrung alles Urteil darüber absprechen." Besonders bittet er, und wir wissen aus welchem Grunde, um das Urteil Neanders, „der, bin ich nicht ganz verkehrt, manches uns Gemeinschaftliche darin wiederfinden soll".

Das Urteil der Freunde fiel günstig aus. Varnhagen und Neumann nahmen es in ihre „Erzählungen und Spiele" auf, und Chamisso fühlte sich durch den Erfolg bewogen, sofort ein neues Märchen in den Rahmen zu spannen.

Wohl im Hinblick auf die Gestaltung der Fabel, deren Ansätze, wie sich zeigte, schon monatelang vorher sich zusammenfinden, hatte sich Chamisso damals in eine ausgebreitete Märchenlektüre eingesponnen. Neben den Märchen von „Tausend und einer Nacht", die ihm das Urteil entlocken: „Märchen, und selbst die abgeschmacktesten, sind doch das Vernünftigste, was man lesen kann", lernt er, täglich einen Band lesend, moderne Märchen in der zwölfbändigen von F. J. Bertuch 1790—1800 veröffentlichten „Blauen Bibliothek" kennen. Ebenso werden ihm später auch die „Märchen der Deutschen" von Musäus bekannt, und Goethes Märchen sowie Novalis' Osterdingen, dessen Dichtungen er schon 1805 seinem Freunde de la Foye zur Lektüre mit den Worten empfiehlt: „Seine Dichtungen sind Akkorde der Aolsharfe, seine Rede lauteres Liebesfeuer", treten in seinen Gesichtskreis. Das Goethische Märchen nennt er „ein gar wunderbares großes Ding — es löst sich aber nur für mich in vielfachen beweglichen Ahndungen auf, und ich zweifle auch, daß man es, mit Zirkel und Winkelmaß, in Prosa flachgedrückt konstruieren könne oder nur in Menschensprache die Figuren nennen". Bei Novalis

dagegen, dessen Märchen im Osterdingen von Goethe beeinflußt sei, hält er eine ausschöpfende Interpretation für möglich.

Die Einwirkung dieser beiden Vorbilder, besonders des letztgenannten, auf Adelberts Fabel ist nicht zu verkennen. An Heinrichs Traum von der blauen Blume, um nur einen Punkt herauszugreifen, erinnert vieles in der Schilderung der Sehnsuchtswanderung Adelberts nach dem rätselhaften Weibe, von dem er fühlte, sie sei ihm und seinem Schicksale alles.

Hinsichtlich des ebenfalls auf dieser Bahn sich bewegenden „Märchens von dem lieben Gänslein", dessen flüchtiges Konzept sich erhalten hat, schrieb er schon im August 1806: „Mein Märchen wird auch nicht gedeihen, ich will nicht verderben, was einmal gut werden kann, es drängt sich zu viel, und ich bin schlecht bei Tinte", und so blieb die Dichtung unvollendet liegen. Denn „die Not bricht Eisen, bricht aber nicht Märchen vom dürren Holz". Sein Interesse war erloschen, weil ein anderer Plan sich in den Vordergrund drängte, der seine ganze Seele erfüllte: die Dramatisierung eines alten Volksbüchleins, des Fortunatus.

Damals liebte er es, bald hierhin bald dorthin aus Hameln hinwegzureiten, „um von den Tambours wegzukommen zu den Nachtigallen, und zu atmen", und besuchte im Juli den ehrenfesten alten Degen, den Kernmenschen Fouqué, der sich im nahen Badeort Nenndorf aufhielt. Fouqué stand zu jener Zeit noch frisch im Holze, war damals noch nicht der Don Quixote de la „Marka", der auf seiner lichtbraunen Rosinante, welcher er die Scheuklappen zu eigenem Gebrauch abgenommen hatte, mit den Rittern der Vorzeit tjostierte und buhurdierte. Er hatte schon vier Bände Dichtungen veröffentlicht und rüstete sich, mit großer Leichtigkeit produzierend und überfließend in allerlei Zukunftsplänen, zu neuen Unternehmungen. In stundenlangen, anregungsprühenden Gesprächen, in denen sich damals die beiden ihr innerstes Wesen offenbarten und einen innigen Freundschaftsbund schlossen, der, von kleinen Schwankungen abgesehen, bis an ihr Lebensende währte, war Chamisso mit ganzer Seele dafür gewonnen, sich an ein größeres Ganzes heranzuwagen.

Da Fouqué sich grade damals eingehend mit den deutschen Volksbüchern und Volkssagen beschäftigte — schon 1805 hatte er, dem Tieckschen „Oktavian" nacheifernd, Jörg Wickrams „Ritter Galmy" dramatisiert und zu seiner 1810 zum Abschluß gebrachten Trilogie des Nordens mit der Dramatisierung der nordischen Sigurdsage den Anfang gemacht — lag es nahe, daß nicht nur Chamisso ebenfalls aus diesem Stoffgebiet schöpfte, sondern auch tiefer, als es bisher geschehen war, in romantische Doktrinen

hineingezogen wurde. In Gesprächen über die Technik des romantischen Dramas geht ihnen die Idee eines Dramas auf, des vielleicht höchsten, wie sie wähnen, in dem die höchst tragischen Figuren das höchste Komische gebären und wiederum die für sich höchst komischen das gräßlichste Tragische. Von Shakespeare und den deutschen Puppenspielen rühmen sie, daß sie in ihnen oft Strahlen dieses Ideals gefunden hätten. Nach einigem Schwanken — Fouqué wollte ihm aus seiner gefüllten Vorratstruhe „Schön-Rosamund" überlassen, die tragische Liebesgeschichte Heinrichs II. von England und Rosamundens von Woodstock, einen Stoff, den Körner später in ein blasses Jambendrama goß — meldet er am 23. August den Freunden seine Wahl: „Kauft Euch denn den Fortunatum, das alte Volksbuch, und leset es vorläufig — dann, so es Gott gibt, reden wir weiter und erhaltet Ihr auch Fragmente."

Das Volksbuch, das zuerst 1509 zu Augsburg im Druck erschien, zerfällt bekanntlich in zwei Teile, in die Geschichte Fortunats und die seiner Söhne, die Andolosia-Fabel. Das geistvolle, farbenbunte Büchlein hat viele Bearbeiter angelockt. Während Hans Sachs, Uhland, Tieck beide Teile zu bewältigen suchten, Th. Decker und nach ihm die englischen Komödianten durch Verwebung beider Teile eine größere Einheit erstrebten, entschied sich Chamisso für die Teilung des Stoffes und behandelte nur die Andolosia-Fabel, in der Exposition mit erzählenden Rückblicken auf den ersten Teil.

Daß Chamisso nicht nur durch den an überraschenden Wechselfällen reichen Stoff, der dazu gemacht scheint, seine Theorie vom Umschlage des Komischen ins Tragische in die Tat umzusetzen, sondern auch durch den im Volksbuche selbst ausgesprochenen Gedanken sich angezogen fühlte, dies sei alles so gekommen, weil Fortunat nicht Weisheit, sondern Reichtum gewählt habe, erhellt deutlich aus dem oben aufgewiesenen Gedankenkreise, der später im „Schlemihl" noch offener zutage treten wird. Der Ausgang des Stückes war mit einer tragischen Katastrophe bedacht. Agrippina und das ganze Cyprische Königshaus sollte in den Untergang Andolosias mit hineingezogen werden.

Der mit frischer Begeisterung angegriffenen Arbeit kam es zugute, daß Chamisso Mitte August von einem Fußleiden befallen wurde, das „trotz aller löblichen Bemühungen zweier Ärzte" bis Anfang Oktober dauerte und ihn zu seiner Freude nötigte, das Zimmer zu hüten. Am 22. August bricht er rasch entschlossen mit dem ersten Dialoge den Stoff an, ohne sich über den Gesamtaufbau schon im klaren zu sein. Am folgenden

Tage schreibt er den Freunden: „Bis zum Grundstein habe ich aber noch nicht gebauet, — o wäre ich soweit nur. Wenn der da ist, so träget er bald das Gebäude."

Die Arbeit, von dem Wunsche beflügelt, etwas Außerordentliches zu leisten, das als Probierstein seines Dichterberufes gelten könne, schritt rüstig vorwärts. Am 7. September sind bereits 700—800 Verse fertig, am 22. September 1111, und einen Monat später ist es bis zu 1758 Versen gediehen. Und zwar arbeitet er nicht „wie im Feld, sondern hie und da wie im Garten". Selbst als die Schwierigkeiten sich häufen, bleibt er getrosten Mutes. „Fällt auch die Probe, was ich ahnden kann, sehr demütigend aus, so gräme ich mich darum nicht zu Tod; muß ich auf den köstlichen Besitz der schöpferischen Kraft Verzicht tun, bleibt mir doch, die nichts mir rauben kann, die empfangende, und also nenne ich mich fortan noch einen Dichter. Lust und Schmerz der Bemühungen selbst haben sich selber reich belohnt . . . Ein dickes Buch wird es wahrlich, oder nichts." Einige Wochen später läßt er uns, der kurz vorher über sich scherzt, er sei gleich einem Aï anzusehen, wenn er die Feder führen solle, gelegentlich der ersten Fortunatssendung an die Freunde in seine mühsam vordringende Arbeitsweise hineinblicken: „Anhaltend, angestrengt, aber langsam, langsam schreibe ich nieder. Die Verse und den Reim bekämpf' ich mit unendlicher Mühsamkeit..... Ich habe für mehr als ein Jahr ruhiger Arbeit daran."

In freudigem Wetteifer mit der bunten Formfülle des „Oktavian" machte er sich die Arbeit nicht leicht. Wir finden neben Blankversen, Alexandrinern, Trimetern, Anapästen, vierfüßigen Trochäen und Prosapartien in reichem Wechsel Terzinen, zwei Sonette, Assonanzen, vier Gedichte in sehr künstlichem Strophengeflecht, acht Dezimen und einundzwanzig Stanzen. Trotzdem aber hat er kein rechtes Zutrauen zu der Leistung. Er bittet die Freunde um ihr Urteil: „Es rede für sich selber; ist es stumm, so muß es auch gewiß taub geboren sein, und alles Bemühen, hineinreden zu wollen, lohnte schlecht." Und ähnlich wie gleich am Anfange der Arbeit, wo er schreibt: „Hat die Hündin ihre Jungen geworfen, so sind die blind, sie aber kann sie gut sehen und erkennen; wir aber, ich wenigstens, bin, habe ich jüngst geboren, ganz blind gegen meine Frucht und weiß nicht, ob es lebt oder tot ist, ob es zum Geschlechte der Affen gehöret oder der Götter" — äußert er sich auch jetzt: „Ich bin über das, was ich geschrieben habe, so blind, als stünde es japanisch vor mir aufgezeichnet und ich müßte es beurteilen."

Nicht lange, und äußere Hindernisse bringen die Arbeit zum Stocken. Anfang Oktober gehen die schönen „Tage der Einfüßigkeit" zu Ende, am 22. Oktober werden noch etwa zehn Verse geschrieben, die Ruhr sucht ihn heim, die behagliche Ruhe seines Quartiers wird durch einen lästigen Gast gestört, und schließlich reißen ihn Ereignisse in ihren Strudel, die den ganzen Menschen in Anspruch nehmen.

Die Arbeit blieb unvollendet liegen. Wenn er sie in den nächsten Jahren auch nicht aus den Augen verlor, so schreibt er doch schon im Oktober 1808 an Fouqué, der als rechter Pate an dem Gedeihen des Werkes reges Interesse nahm und ihn aufforderte, das wackere, kräftige Lied vom Fortunatus weiter zu singen: „Mein armer Fortunat liegt da versiegelt auf meinem Tische, dem Eigentum gleich eines Verstorbenen — und ich blicke zu ihm mit Wehmut." Als Tieck dann 1817 im dritten Bande des Phantasus den Stoff in einem fünfaktigen Märchen behandelte, hat Chamisso den Gedanken an Vollendung des Werkes endgültig aufgegeben. 1815 wurde der „Wechselgesang, bei der Abfahrt zu singen", der zum Teil unter dem Titel „Der Schatz" in seine Gedichtsammlung einging, 1818 in einem Almanach „Die Katzennatur" veröffentlicht, mit welchem Liede Agrippina ihren Freier einwiegt in „die verderbliche Ruhe am schicksaligen Tage".

In seine Werke hat Chamisso den Fortunat, dessen sauberes eigenhändiges Manuskript sich unter seinen Papieren gefunden hat, nicht aufgenommen. Erst in jüngster Zeit ist er ans Licht gezogen worden.

Bei einer Gesamtbeurteilung des Fragments darf man nicht vergessen, daß wir es mit einem Rohbau zu tun haben, der in günstiger Stunde vielleicht ein ganz anderes Aussehen erhalten hätte. Vieles macht nur den Eindruck einer flüchtigen Skizze, manches Motiv ist nur angedeutet, um es für spätere Ausbeutung festzuhalten, Unsicherheit und rohe Striche in der Charakteristik machen sich überall bemerkbar. Trotzdem hat das Fragment seines frischen Tons und mancher gelungenen Einzelheiten wegen nicht nur biographisches Interesse, wie wohl gesagt worden ist, und Uhland, der in Paris 1810 mit dem Fortunat bekannt wurde und vielleicht hierdurch auch zu seiner späteren epischen Behandlung des Stoffes, die ebenfalls Fragment blieb, angeregt wurde, traf, ohne daß wir allzuviel abstreichen müßten, das Rechte mit den Worten, in denen er 1810 Chamisso zum Mitarbeiter für den Musenalmanach seines Freundes Kerner gewinnen wollte: „Wie sehr würde es mich freuen, wenn ich ihn

[Kerner] durch Beiträge von Ihnen überraschen könnte, was Sie gerade haben, etwa Einiges aus Ihrem trefflichen Fortunat, denn aus dem Eindrucke, der mir geblieben, weiß ich, daß schon die Fragmente dieses Gedichtes sich lebendig genug aussprechen."

Daß die Arbeit Fragment geblieben ist, erklärt sich einerseits aus der episch-lyrischen Natur Chamissos, dem eine gewitterhafte Spannung, wie sie für den Dramatiker unbedingt erforderlich ist, versagt war, und zum andern aus der Schwierigkeit, die dämonische Gestalt der Agrippina „lebig" zu machen. Hieran änderte sich auch nichts, als er 1807 in Frankreich, daheim im Kreidelande der Champagne, in einer jungen, nicht eben schönen, aber durch zahllose Siege berühmten Kokette, die auch ihn sofort an ihren Siegeswagen zu spannen suchte, ein Modell für seine Agrippina fand: „Halten wirst Du mich mindestens nicht, aber mir geben Dein Bild für meine Agrippina, — Sirene meines Kreidenmeeres."

Bevor er aber diese langgeplante Wallfahrt in die Heimat antreten konnte, warteten seiner noch harte Schicksalsschläge.

Die politische Lage war durch den Pariser Allianzvertrag nur verschleiert, nicht geändert worden. Die Spannung zwischen Preußen und Frankreich bestand fort. Napoleon glaubte auf ein Land, das sich so demütig seinem Willen fügte, fortan keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen. Hatte er als ein rechtes Danaergeschenk soeben Hannover an Preußen gegeben und die Bildung eines norddeutschen Kaisertums gebilligt, so trug er jetzt kein Bedenken, den Ehrgeiz der sächsisch-thüringischen Staaten, denen er ein Königtum unter kursächsischer Hoheit vorspiegelte, gegen Preußen aufzustacheln und mit England wegen der Rückgabe Hannovers zu unterhandeln. Als dies durch den russischen Gesandten in Berlin bekannt wurde, sahen selbst die hartgesottensten Neutralitätsvirtuosen am preußischen Hofe ein, daß es nun kein Zurück mehr gäbe, da die Existenz Preußens auf dem Spiele stand.

Auf die Kriegserklärung Napoleons folgte am 7. Oktober ein Dekret von Bamberg aus, wonach jeder Franzose, der in den Reihen des Feindes stünde, im Falle der Gefangennehmung vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen vierundzwanzig Stunden erschossen werden sollte. Als Chamisso, der einem Kriege mit Frankreich in banger Seelenqual entgegensah, wahrscheinlich erst Ende Oktober hiervon Kenntnis erhielt, forderte er, um seine Verwandten und Freunde zu beruhigen, die seinetwegen in großer Besorgnis waren, bei seinem Regimentschef, dem Prinzen von Oranien, noch einmal seinen Abschied. Er wurde

wiederum verweigert, und zwar mit dem Hinweise, daß derselbe seinerzeit vom Könige nicht genehmigt worden sei; Gefahr für seine Verwandten in Frankreich läge nicht vor, da man dorten einsehen müsse, daß er etwas Unmögliches möglich zu machen nicht imstande gewesen sei.

Obwohl sein Herz bei dem Gedanken blutete, gegen seine Landsleute kämpfen zu müssen — „ich liebe mein Volk und mein Land, und bin ein Verwiesener, und bin in die Acht erklärt" —, biß er die Zähne aufeinander und fügte sich in das Verhängte. „Ich bleibe getrost in Reih' und Glied gegen mich selber, muß es nach begehrtem Ausspruch, und bei dem Allen werd' ich nicht verstanden, und vielleicht wohl gar hegt man Mißtrauen gegen mich." Das bittere Gefühl, ein gedungener Knecht und angebundener Sklave zu sein, bohrt sich immer tiefer in ihn ein, seine Lage wird immer verzweifelter und schüttelt den ganzen Menschen. „Musik! Musik! möchte ich ausschreien mit dem im Fasse eingesperrten Wahnwitzigen des Märchens, den Wogen des Meeres überliefert — nur um dies Gebrause aus dem Kopf zu bringen."

Da brach mit niederschmetternder Wucht die Katastrophe herein: Hameln kapitulierte in feiger Kopflosigkeit, ohne Schwertstreich, wie so viele andere Festungen in jenem Unglücksjahre. Zu allem Quälenden dieser schweren Prüfungszeit kam noch die Schande hinzu, die ihm, dem Sohn einer alten Helden- und Soldatenfamilie, welche Gut und Blut oft und treulich für König und Vaterland dahingegeben, das innerste Herz umkehren mußte.

Man hört die ohnmächtige Wut, das Zähneknirschen eines tief getroffenen Menschen aus den Worten heraus, mit denen er am 22. November 1806 dem Freunde Fouqué die Ereignisse schildert: „Ein neues Schandmal", schäumt er auf, „haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über. — Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen. Siehe, ich konnte eignes Unglück, dessen mir auch auf meiner Bahn ein Teil geworden, mit wohlmännlicher Fassung ertragen, und kann heute mich annoch selbst nicht fassen, mich nicht denken, ich habe nur Jammer, nur Tränen, die in mein Herz zurückfallen und es schwellen, daß ich nicht Atem holen kann. O Freund, müssen einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde, auszuleeren vermögen, und sie in eigne Niedrigkeit ziehen und verderben. O! es ist ein Hartes, bei Gott! ein Hartes, der schuldlosen Opfer eins zu sein, und zürnend Schamröte über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen!" Er martert

sich mit dem Gedanken, daß er nicht sogleich seinen Abschied mit allem Nachdruck gefordert, als die Möglichkeit eines Kampfes mit dem Vaterland nicht ausgeschlossen war. „So rächt sich die Jugendsünde an dem Mann. Herben Kampf hatt' ich gekämpft, mein Freund, und gelitten, was ein Mensch, was einer, der alles schwer nimmt, wie es meine Art ist, nur leiden kann und mag ..... Ich, der ich unternehmenden Mut, wie es die Zeit heischte, und erhöhte Kraft innen fühlte — ich, der Franke, war als ein solcher gelähmt, und konnte Wut nur weinen, weinen nur wie ein Weib, da Männertaten geschehen mußten, Taten, die nur mir, eben nur mir zu unternehmen verwehrt waren. O wär' ich nur ein preußisches Kind gewesen, Freund, und hätten wir auch zugrunde gehen müssen, da es zur Gegenwehr zu spät war, so wäre doch mindestens mit kühner Tat blutigem Siegel unser Untergang gestempelt ein edlerer gewesen; nicht bloß in sich selbst wühlend wäre dieser starke muskulöse Körper in unmittelbare Fäulnis übergegangen, wie es meine Augen geschaut, sondern hätte sein Brandmal getilgt und wäre durch das Eisen, wie es schön ist, umgekommen."

Mit bitterer Schärfe berichtet er dann weiter über die hilflosen Maßregeln des kommandierenden Generals, der sich selbst Hände und Füße abhaut, indem er dem leichten Fußvolk und der Kavallerie den Befehl gibt, aufzubrechen und sich noch durchzuschlagen, über die Vernachlässigung des Verteidigungszustandes der Stadt, während man nicht vergißt, Abtritte auf den Forts zu erbauen, gemächliche Küchen in den Festungsgraben einzurichten und die Schilderhäuser schwarz und weiß anzustreichen. Dagegen rühmt er mit überströmenden Worten die Einmütigkeit und den hell auflodernden Zorn der Offiziere wie der Gemeinen, als in den Zeitungen das Wort Kapitulation zum erstenmal fällt. Die Garnison zwingt den Kommandierenden, die Festung zu halten. Das zweite Bataillon Oranien zieht mit klingendem Spiel und alter Lieder Sang am Kommandantenhause vorüber und besetzt das Fort, fest entschlossen, im Falle der Kapitulation alles in Grund und Boden zu kartätschen. Schon zieht der Feind ab, die Gefahr scheint vorüber, alles atmet erleichtert auf und achtet bei der Entfernung des äußeren Feindes nicht mehr auf den inneren. Da — wie ein Blitz aus heiterm Himmel, schwirrt plötzlich das Wort durch die Stadt, die Kapitulation sei geschlossen. „Wie es laut ausgesprochen, erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Hast herbei, und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe

und die Wahrheit sage . . . O mein Freund, nicht um meiner Seele Preis hätt' ich mögen einer der Sünder sein! Wie standen sie ängstlich vor uns, blöden, lichtscheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin sei doch schon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, er selbst ein Flüchtling, Magdeburg und Küstrin, und Spandau und Stettin, und Gott weiß welche Städte mehr hätten die Tore wohl eröffnet, warum doch ein Gleiches nicht tun, in der Zukunft müsse es doch kommen, und endlich, es sei nun einmal geschehen." Da packt Wut und Verzweiflung Offiziere und Soldaten, alle Subordination geht zum Teufel, man will einen neuen Kommandanten wählen, sich dem Feinde entgegenstürzen und siegen oder fallen. Plötzlich wird Alarm geblasen, die Regimenter sammeln sich, keiner erteilt Befehle, die Soldaten laufen schließlich auseinander. „Alles war in Waffen auf den Straßen, vieles zog nach den Magazinen. Stückknechte raubten, und die zerschlagenen Branntweinfässer mahnten den Soldaten, das karg vorenthaltene Gut nicht eitel verrinnen zu lassen. Er hatte viele Monate die schwere Bürde der sechzig Patronen, immer hoffend auf den Feind, und nie ihm entgegengeführt, ungenutzt getragen; nun wollte er sie auch knallen hören. Der erste Schuß war ein Signal, mit dem ein Lauffeuer begann, welches bis zum Morgen durch die Straßen fortdauerte" — ein Wunder, daß die Pulvermagazine nicht Feuer fingen und die ganze Stadt in Asche und Trümmer gelegt wurde. Viele Soldaten und auch einige Bürger lagen erschossen auf den Straßen. „Bei der Kompagnie des Kapitän von Britzke, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne und Soldaten selbst . . . Die setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust, und drückten zugleich ab, und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht überlebend . . . Sollt' ich Dir die Haufen schildern der geschmähten, zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kote lagen, denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von anderen Händen rühmlicher geführt werde, als von den seinen; Dir sagen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte . . ."

Dieser Brief, ebenso wie das Memoire, das er später dem Ehrengerichte über die Ereignisse bei der Kapitulation einzureichen hatte, gehört in seiner knappen, soldatischen Schärfe, seiner markigen taciteischen Wucht der Sprache zum Besten, was Chamisso in Prosa geschrieben hat. Wir sehen ihn hier, wie

auch in den Briefen der Folgezeit, dem frischen, plastischen Prosastil entgegenreifen, der seinem Reisewerke ein klassisches Gepräge verliehen hat.

Chamisso mußte sich grollend in die Tatsache fügen, daß er die angeborene Freiheit, nach der er vergebens die Hand ausgestreckt hatte, jetzt duldend von der Schmach empfangen und nicht selbst handelnd wieder erringen sollte. Und doch hatte dieser traurige Abschluß seiner militärischen Laufbahn auch sein Gutes. Er lernte in diesen Tagen den unverwüstlichen Kern preußischer Kriegstüchtigkeit kennen und fühlte sich gedrungen, seine harten Worte über das preußische Heer durch das Geständnis wettzumachen: „O mein Fouqué, ich muß es mit freiem, reuevollem Bekenntnisse büßen, das stille Unrecht, das ich diesem braven, waffenfreudigen Volke tat. Ja — wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk, waren besser, als ich uns in unseren Gesprächen zu Nenndorf anschlug; und ewig werden mir gepriesen und ewig meinem Herzen wert und nahe sein die braven Kameraden, von denen ich auf immerdar nun geschieden. — O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!"

So kam es, daß er nun, nachdem er erreicht, wonach er jahrelang sich gesehnt hatte, seinen preußischen Soldatenrock mit Wehmut auszog. Jetzt erst hatten sich ihm, in dem das kriegerische Feuer seiner Ahnen glühte, die lichten Seiten seines aufgegebenen Berufes offenbart. „Ein Herrliches ist doch Soldatensinn und Krieg — so ganz alle niedrige Privatrücksicht auf das Einzelne in das allgemeine Große aufgelöst, und von allen alles ohne Rückhalt an eine Idee gesetzet, — an die Ehre, das einzige Lebendige noch, was, ein Anderes als das Geld, neben dem Gelde gilt, in diesen unseren winzigen, schmächtigen Zeiten, wo Staaten und Völker nur ungeglaubte Worte sind, die von Schelmen an Toren gesprochen werden, und wo Kunst, Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft, nur von Einzelnen gepfleget werden, die Schwärmer heißen; der Ehre Priester aber ist der Soldat, und Krieg ihr Dienst."

Da er nun frei war, wo er in Kriegsgefangenschaft geraten, und einen Paß nach Frankreich erhielt, stand seiner Reise in die Heimat nichts mehr entgegen. „Wo meine Bahn mich geführt," heißt es gegen Ende jenes Briefes an Fouqué, „lass' ich kein schlecht Angedenken hinter mir. Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde; denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen und bleib' ich auf immerdar." Er fühlte, daß eine Periode seines Lebens abgelaufen sei, und beschloß sie

mit den Worten (3. Dezember an Varnhagen): „Gewesen! nicht rückgeschauet denn, und nicht mit Bangigkeit die Seele gequält! Vorwärts denn, immer vorwärts — ich bin mir bewußt, ein Reiner zu sein, der da getan hat, was in ihm war; die Kräfte sind da und die alten begehrten Bahnen mir offen." Wie lange sollte es noch dauern, bis es wirklich vorwärts ging!

In Frankreich wartete seiner Enttäuschung auf Enttäuschung. Die Eltern, die im Sommer 1806 wiederholt den dringlichen Wunsch, er möge sobald als möglich nach Frankreich zurückkehren, ausgesprochen und zu einer reichen, vornehmen Verbindung die Wege geebnet hatten, die ihn dauernd an die heimatliche Scholle in ihrer Nähe fesseln sollte, weilten nicht mehr unter den Lebenden, als er den heimatlichen Boden betrat. Die Mutter war am 24. Oktober, der Vater einige Tage später, am 3. November, gestorben.

Schon Anfang 1805 hatte Chamisso seinem Freunde de la Foye das Bekenntnis abgelegt: „Mich schaudert es, ein Land nun zu betreten, wo ich mich ernst und ganz in mir selber verschließen werde müssen, auf daß ich nicht dort den verschrienen Namen eines Jakobiners, dort eines Aristokraten, dort eines Gottesleugners, dort eines Bigotten, überall fast eines Verworfenen zuziehe und vielleicht die Teuern kränke oder ihren Abscheu im Widerstreit auf mich lade."

Zu dieser Besorgnis gesellte sich jetzt noch das Gefühl der Vereinsamung, und er sehnte sich schon auf der Hinreise zurück nach den Freunden. „Das Alte ist nicht mehr," schreibt er gleich nach seiner Ankunft in Paris den Freunden, „noch nicht das Neue. Ich habe noch mich nicht besonnen, und das Erbrausen des ungeheuern Strudels und Schlundes dieses Ortes betäubt mich so, daß ich selbst nicht des Mutes mich rühmen kann . . . ich stehe allein, allein! . . . Ich bin wie das Blatt gerissen vom Baum, bin jetzt elterlos."

Im Kreise seiner Angehörigen liebevoll aufgenommen, tat es ihm wehe, ihren Wünschen nicht entgegenkommen zu können. Sie wollten nämlich jene von den Eltern geplante Heirat mit einem jungen, lieblichen Mädchen zustande bringen, „welches viele, ja viele Tausende reine, helle, feste Einkünfte an der Sonne hätte." Chamisso aber lehnte ab, nicht, wie man wohl gemeint hat, weil er eine Geldheirat verabscheute und sich nicht verkaufen wollte — ein solcher Gedanke konnte gar nicht in Chamissos Gefühls- und Vorstellungswelt eintreten —, sondern weil er sich schon anderweitig gebunden fühlte. Hatte er doch die Pilgrimreise

in die Heimat hauptsächlich in der Absicht unternommen, Cérès das entscheidende Wort abzuringen.

Während seiner Arbeit am Fortunatus hatte er Briefe von ihr empfangen, die ihn mit Macht nach Frankreich riefen. Sie schrieb ihm damals am 16. August 1806: „Tu connais la simplicité de mes goûts, la fortune ne saurait me tenter, une chaumière, une bibliotèque et un tendre ami peuvent seuls faire [mon] bonheur", worauf er sofort erwiderte: „Trouvons la chaumière et je t'offre le tendre ami."

Zu einer Entscheidung kam es aber auch jetzt nicht. „Ich drang in sie, meine Hand anzunehmen, und sie schlug sie einzig und allein meinetwegen aus, denn sonst hätte sie sich nichts Besseres gewünscht. Ein Mehreres habe ich nicht herausfoltern können" (6. Jan. 1807 an de la Foye). Sie führte ihn auch in ihre Familie ein, stellte ihn dem Vater und den Geschwistern als den Bruder vor, den Berlinischen Bekannten Adelbert von Chamisso, und dabei blieb es. „Bruder rühm' ich mich zu sein und rühmen mich alle Leute — wer ihr Mann und welches ihre sonstigen Verhältnisse, was kümmert's mich weiter — ich weiß wenigstens keine Silbe weiter."

Wie wir sehen, schleichen seine Gedanken, obwohl er es nicht wahr haben will, um das Geheimnis herum, das die Geliebte umhüllt, und unsere anfangs geäußerten Vermutungen über die Gründe, die sie zu diesem Versteckspiele zwangen, werden hierdurch bestärkt.

Die fehlgeschlagene Hoffnung überschattete stark seine ganze Stimmung. Auch der Verkehr mit den alten Freunden, mit Koreff und Ludwig Robert konnte daran nichts ändern. Für eine Stelle an der Bibliothek, die ihm der letztgenannte verschaffen wollte, fühlte er sich noch nicht reif.

So verließ er mißmutig und in tiefer Niedergeschlagenheit Paris, wo die Luft, die man einsauge, so schwer wie Dukatendampf sei, und ging in die Champagne zu seinen Verwandten, unter denen er an seiner Schwägerin Viktorine eine Freundin gewann, der er sein volles bekümmertes Herz ausschütten konnte. Seine pekuniäre Lage gestaltete sich nach Auseinandersetzung mit den Geschwistern etwas besser: er erhielt eine Jahresrente von 200, später 300 Reichstalern. Das Vermögen ließ er in den Händen der Brüder.

So schwer es ihm aber auch ums Herze war — „Frankreich ist mir verhaßt, und Deutschland ist nicht mehr und noch nicht wieder . . . wo auch ich sei, entbehr' ich des Vaterlandes. Dort ist der Boden mir und dort die Menschen fremd" — sein

Optimismus brach sich immer wieder Bahn: „Es ist doch in der Art alles gut. Gilt doch alles den Preis, den es gekostet."

Als der Friede zwischen Frankreich und Preußen geschlossen war, riß er sich nicht leichten Herzens aus dem Kreise der Verwandten los, denn vieles im Mutterlande hatte ein Recht auf seine Liebe. Anfangs Oktober traf er in Nennhausen bei Fouqué mit Varnhagen und Neumann zusammen und reiste mit ersterem zunächst nach Hamburg.

Varnhagens Schwester, Rosa Maria, später vermählte Assing, zu der Chamisso eine innige brüderliche Freundschaft hegte, entwirft uns von dem damals 26jährigen ein ganz vorzügliches Porträt.

„Chamisso", schreibt sie, „trug eine elegante polnische Kurtka mit Schnüren besetzt, ging mit schwarzem, natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm sehr wohl stand und nebst einem kleinen Schnurrbart seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schönen, sprechenden Augen voll Treue und Klugheit, einen eigentümlichen Ausdruck verlieh, so daß er als eine angenehme Erscheinung auffiel und Bekannte von mir sich erkundigten, wer der schöne Mann gewesen sei, mit dem man mich auf der Straße hatte gehen sehen. Zugleich war er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein Erbteil seiner französischen Abkunft, die manchmal einen Anstrich von Steifheit hatte, weil sie echt altritterlich war, sich im ganzen aber sehr gut in ihm machte, so daß man, sich in alte Zeit versetzend, ihn gern als einen Chevalier und ritterlichen Troubodour hätte denken mögen. — Mit seinem lieben Gemüt, seinem ausgezeichneten Geiste wußte er Zustände und Verhältnisse, bald mit Ernst und Gefühl, bald mit Witz und Humor immer richtig aufzufassen. Manchmal war er voll der heitersten Laune, fröhlich wie ein Kind, zu Spiel und Scherz aufgelegt. Er sprach das Deutsche zwar nicht ohne Anstoß, an sich war es jedoch vortrefflich und die Unterhaltung mit ihm immer angenehm und interessant. Ich mochte ihn am liebsten deutsch reden hören, obgleich sein Französisch auch vorzüglich war. Alle diese liebenswürdigen Eigenschaften, seine Innigkeit und Treue, Verstand und Güte, gaben sich bald in seinem Wesen kund, man mußte ihn bald lieb haben, ihm volles Vertrauen schenken ... Als einen so innigen Freund meines Bruders nannte ich ihn auch Bruder, er mich Schwester, zu großer Verwunderung mancher Menschen, die ein solches Verhältnis zwischen einem jungen Mädchen und jungen Manne, die anderweitig noch nicht gefesselt waren, nicht für möglich hielten."

Nach vierzehn Tagen fröhlichen Aufenthaltes, der durch traulichen, anregenden Verkehr mit der Familie und den Freunden Varnhagens sowie durch die Bekanntschaft mit dem Romantiker Steffens, einem herrlichen, glutvollen Kernmenschen, verschönt wurde, kehrte er im Herbst 1807 nach Berlin zurück, obwohl er sich anfangs, um die peinlichen Erinnerungen an seine Militärzeit nicht zu wecken, gegen diesen Vorschlag Varnhagens gesträubt hatte, dann aber einwilligen mußte, als die Universität Halle durch einen Federzug Napoleons aufgehoben wurde und die dortigen Freunde in alle Winde auseinandergestoben waren. Er betrieb die endgültige Regelung seines Militärverhältnisses, erhielt im Januar 1808 seinen Abschied und am 21. März 1809, mit dem Charakter als Premierleutnant, nachdem das Ehrengericht über das Verhalten der einzelnen Offiziere im Felde seine Untersuchungen abgeschlossen hatte, das Zeugnis „der Pflichttreue im Kriege und über Befreiung von jeglicher Anschuldigung in Beziehung auf sein Benehmen in Hameln".

Mit welchen Hoffnungen hatte Chamisso der Zeit entgegengesehen, wo er sich frei jeder drückenden Fessel mit ungeteilter Kraft der Wissenschaft widmen konnte! Jetzt war die Zeit gekommen, und abermals sollte er Enttäuschung auf Enttäuschung erleben.

Anfangs freilich ließ es sich gut an. „In freudiger, erhöhter Stimmung," schreibt er an Varnhagens Schwester, „nach einem schön mit kräftigen Männern und liebenden Freunden verlebten Tage, spät in der Nacht, nachdem ich Karln [Varnhagen] die Hand gedrückt habe, setze ich mich still und fromm hin, vielleicht einige Zeilen nur, vielleicht auch einen langen Brief an die Freundin zu schreiben. Heiter und stark wollt' ich nur vor sie hintreten, und ich bin's. Ich bin versucht worden, teures Röschen; es ist mir wohlmeinend und klug vorgehalten worden, wie ein Mensch der Fessel seines Standes bedürftig sei und derlei mehr; wie ich beim Westfälinger Hieronymus mit guten Empfehlungen verbrämt zu etwas Rechtem kommen könne, und seht, das alles habe ich rein abgewiesen; es ist mir klar geworden, wie ich nur in reiner Sache froh bestehen kann" — eine Wendung, die sich oft bei ihm findet und einen Zug seines Charakters festlegt, der nach unserer Vermutung Cérès den Mund verschloß —, „und daß ich Hand in Hand mit Karln der Zukunft entgegengehen, und ernstem Bunde treu, bieder und recht, wie es Gott schicken wird, erwarten muß."

Bald aber griff eine gewisse Verstimmung zwischen beiden Freunden Platz. Hatte Chamisso im Sommer 1806, als er täglich die Bewilligung seines Abschiedsgesuches ersehnte, um

zu den Freunden eilen zu können, Varnhagen, dessen rasende Eitelkeit, Neigung zur Stichelei, kleinliche Neugierde ihn besorgt machte, die Versicherung gegeben: „Dir es an das Herz gesagt, Du hast noch Dornen, Varnhagen: und siehe, ich will dich umarmen, kostete es mich auch Blut, daß du sie an mich verlierest" — so mußte er jetzt erkennen, daß man mit Schlegel und Meißel an einem Lebendigen nichts bessern noch kurieren könne. Auch hatte der zartbesaitete Varnhagen unter den ständigen Tabaksqualmwolken, in denen Chamisso zu schweben liebte, viel zu leiden, wurde auch anderweitig durch mannigfache Verbindungen und Interessen in Anspruch genommen und verbrachte alle seine Mußestunden bei Rahel Lewin, seiner späteren Gattin. „Ich hatte die Last," klagt Varnhagen über diese Zeit des Zusammenwohnens in seinen Denkwürdigkeiten, „seinen unaufhörlichen Tabaksqualm auszuhalten, und dabei noch, weil er mit der brennenden Tabakspfeife zu Bette ging, sein Einschlafen abzuwarten, damit kein Feuer entstünde; was er zwar als etwas Unmögliches nur belächelte, eines Abends aber durch sein angebranntes Taschentuch, das auf der Erde neben seinem Bette dieses gleich entzünden konnte, mit großer Betroffenheit als sehr möglich erkennen lernte."

Es kam hinzu, daß Chamisso, ebenso wie seinerzeit in Hameln, als Franzose in eine schiefe, peinliche Stellung kam, als der Druck der napoleonischen Herrschaft immer fühlbarer wurde und gerade in den Kreisen, in denen er verkehrte, eine beständig wachsende Entrüstung voll schwelenden Ingrimms hervorrief. Da Varnhagen um diese Zeit mit Schleiermacher in Mißverständnisse geriet, in die der Freund mit hineingezogen sein dürfte, ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß Schleiermacher, von dem er im Oktober 1809 ironisch berichtet, er sei nebst Frauen und dem großen Herzen verreist, derjenige gewesen ist, der, wie es in der Einleitung seiner Reisebeschreibung heißt, am zerstörendsten auf ihn gewirkt habe. „Einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, der, mich emporzurichten, nur eines Wortes, nur eines Winkes bedurft hätte, und der, mir jetzt noch unbegreiflich, sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten."

Als nun gar die Freunde Berlin verließen — Varnhagen ging nach Tübingen, um seine medizinischen Studien fortzusetzen, Neumann nahm eine Erzieherstelle im gräflich Röderschen Hause an — und Hitzig, der, 1806 nach dem Sturz der preußischen Herrschaft in Warschau nach Berlin zurückgekehrt, im Jahre 1808 hier eine Buchhandlung gegründet hatte, der

einzige war, der den Verlust der Freunde wenn auch lindern, so doch nicht ersetzen konnte, ward es völlig dunkel um ihn. Er griff hierhin und dorthin, um seine Herzenslangeweile zu übertäuben. So warf er sich auf das Lateinische, las Horaz und andere Dichter, beschäftigte sich mit der italienischen Sprache und Literatur, ging an das Studium des Spanischen, um den Don Quixote in der Ursprache zu lesen, und erteilte daneben auch Privatunterricht. Aber seine Studien hatten kein festes Ziel und blieben überall Stückwerk, zumal die Vorlesungen Fichtes und Schleiermachers, die er eifrig besuchte, einem festgeregelten Studiengange, wie ihn die Universität hätte bieten können, naturgemäß nur schwachen Halt gewährten.

Nicht lange, und die alten Klagen melden sich in verschärfter Form. Schon im Januar 1808 schreibt er an Fouqué: „Ich bin gar arm und zerrissen", und im Oktober wirft er die Flinte ins Korn: „Mein Leben, das sich setzen und gestalten sollte, hat sich vielmehr in öden Sand geschlagen und verloren. Mir ist vieles abhanden gekommen, vieles zertrümmert und zerronnen, und ich habe für das teure Geld wenig genug eingekauft, ein Pfund Alter und ein Quentchen bittern Erfahrungsextrakt. Übrigens ist mir die Welt überall mit Brettern zugenagelt, und ich weiß nicht wo aus noch ein." Er fühlt sich zu allem in der Welt verdorben. „Es kann nicht einmal, lautet das Obere, ein Schust aus mir werden — welches freilich gar nichts Verächtliches ist; ist es auch an und für sich noch nichts Rechtes in der Welt, ist es doch zumeist in ihr conditio sine qua non." Er würde sich glücklich fühlen, wenn er irgendwie gebunden wäre, eine feste Aufgabe vor sich sähe. Aber „dies Leere, worin die Umstände mich Schwebenden verlassen, das mir, wie dem Satan Miltons die Fittiche sinken, ist es, was mich bis in den Tod abmattet, und mich, wie in den höchsten Regionen der Atmosphäre, in trägen Schlaf versenkt."

Wir glauben in der Vermutung nicht fehl zu gehen, daß ihn diese schwere Bekümmernis hauptsächlich deshalb überfiel, weil in diesem Jahre seine Hoffnungen auf eine Vermählung mit Cérès endgültig zusammenfielen. Sie verheiratete sich 1809 mit einem Beamten der französischen Armee in Spanien, Mr. de Montcarel, folgte diesem nach Spanien und war seit dieser Zeit verschollen. Noch auf seiner letzten Pariser Reise hat sich Chamisso danach umgetan, über ihr Geschick etwas zu erfahren, aber ohne Erfolg. So geheimnisvoll wie sie gekommen, war sie auch verschwunden. Lange mag sie gezaubert haben, ehe sie diese Lösung fand, die mit einem Schlage alle Fäden zerschnitt und

sie und Chamisso einem Verhältnis entriß, dessen langjähriges Hinschleppen und lähmende Wirkung seine Freunde mit wachsender Besorgnis erfüllt hatte.

In ihren Briefen aus dieser letzten Zeit, in denen sie mit schwesterlichem Zuspruch Chamisso aus seiner Lethargie aufzurütteln und ihm neue Lebens- und Schaffensfreude einzuflößen sucht, ist bei schärferem Hinhören ein weher Klang vernehmbar. Ihre Vergangenheit huscht hin und wieder, in der Färbung eines unwillkürlich der Feder entschlüpfenden Ausdrucks, an uns vorüber, wie ein Schatten, unfaßlich, geheimnisvoll, und wir fühlen zwischen den Zeilen heraus, daß hier ein Menschenherz im harten Kampfe mit sich selbst gerungen und äußerlich auch Ruhe und Festigkeit sich erstritten hat, im Innersten aber stöhnt und zittert unter der Notwendigkeit, dem Geliebten wehe zu tun. Indem sie ihrem Schwure, Chamisso nie anzugehören, treu blieb und ihm hierdurch die Möglichkeit gewährte, „auprès d'une femme belle et aimable et surtout qui sache apprécier ce que vaut le cœur de mon frère" ein Glück zu finden, wie er es, wenn einer, verdiente, ward sie in der Tat zu dem geheimnisvollen Genius seines Lebens, dem er einst in jener tiefsinnigen Fabel seine innerste Seele entgegentrug, weil er fühlte, er „sei ihm und seinem Schicksal alles".

Die Richtigkeit unserer Mutmaßung, daß letzten Grundes in diesen Herzenswirren die Ursache seiner Mißstimmung und Verdüsterung zu suchen sei, wird durch eine Stelle in einem Briefe an Fouqué vom 7. Jan. 1809 außer Frage gestellt. „Ich fühle wohl in Dir," schreibt er dem Freunde, „wie Dir Schlegels stille Entfremdung wehe tun kann; der Abfall der Freunde ist ein düstrer Herbst, auch ich, mein Lieber, ackre nun mit sauerm Schweiße dies mir neue Feld der Erfahrung und merke, wie man nach gar keinem vernünftigen Gesetze zu dem Frondienste kommandiert wird. Da ist mir auch ein solcher Hiobsbote ganz unerwartet von Dir unbekannten Orte gekommen und hat mir Scheidebriefe gebracht, die nur ein verrückt gewordener Windstoß veranlaßt hat. — Solche Dinge vermögen einen sehr unglücklich zu machen."

Und mit dieser Hoffnung will er auch die andere begraben, in wissenschaftlichen Studien sein Lebensglück zu finden. Hin und her geworfen in seinen Gefühlen, niedergeschlagen und unzufrieden mit sich und der Erbärmlichkeit seiner Lage, läßt er sich willenlos treiben. Er ist wieder das „passivste Tier" von der Welt und begnügt sich mit der Aussicht, den Winter wie ein Murmeltier zu verschlafen und zu erwarten: sei doch sein ganzes Leben ein duldendes Erwarten gewesen.

Es ist erklärlich, daß ihm in dieser Zeit nichts gelingen will. Das Gedicht „Kann nicht reden, kann nicht schreiben", ist fast das einzige aus dieser ganzen Zeit, alle Schriftstellerei scheint auf einen toten Strang gekommen zu sein. „Ich und die Feder sind ganz entfremdet und zurzeit mehr denn je. Man muß wie Moses an den Felsen an mich schlagen, um lebendiger Worte Quell aus mir zu ziehen. Ich weiß nichts zu schreiben, als daß ich nichts zu schreiben weiß, und in diesem albernen Kreise drehen sich auch die wenigen kümmerlichen Briefe, die ich schreibe."

Diese Wirrungen brachten es mit sich, daß allein Chamisso an einem gemeinschaftlichen Unternehmen seiner Freunde, dem Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls, eine deutsche Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit", sich nicht beteiligte. Sein Beitrag zum ersten Bande lief zu spät ein. Er verfolgte aber mit Interesse das oft in Frage gestellte Gedeihen dieses Hoppel-Poppels, wie er den von Neumann, Varnhagen, Fouqué und Bernhardi kapitelweise verfaßten Quadrupelroman scherzhaft zu bezeichnen pflegt, und begnügte sich damit, die Korrektur des ersten Bandes zu lesen, der 1808 bei Reimer in Berlin und Leipzig erschien. Ein zweiter Band, dessen Anfangskapitel Chamisso, Fouqué und Neumann gemeinschaftlich entworfen hatten, kam nicht zustande. Ein ähnliches Unternehmen, das E. T. A. Hoffmann, der schon zur Zeit des Nordsternbundes mit Chamisso bekannt geworden und nach seiner Übersiedlung von Leipzig nach Berlin in nahe Fühlung gekommen war, mit Contessa und Chamisso, als Gegenstück zu dem seinerseits überaus hochgeschätzten Doppelroman ins Leben rufen wollte, ging ebenfalls in die Brüche, da Chamisso damals seine Weltreise antrat.

In jener trüben Zeit, die er „irr an sich selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt" dahinbrachte, kam ihm der Plan, sich der Landwirtschaft zu widmen. „Müde des Stadtlebens und des Müßigganges, aus allen Bahnen geschlagen, den Menschen entfremdet, aus der Geschichte verschollen, möcht' ich an die Erde mich wenden, und es reizt mich das Land." Er will bei Thaer auf der Landwirtschaftsschule praktisch und wissenschaftlich das Gewerk lernen, seine Kapitalien in Frankreich flüssig machen und eine Erbpacht antreten. Hier würde er „Herr der eigenen Pfähle, der Erde Nahrung und Frohsinn abringend, nach Wunsch und Bestimmung die sorgsam segnende Wirtin, die Gebieterin des Hauses und des Hofraums unter ein bescheidenes Dach einführen" können; dann könnten auch noch die Musen sein Leben verschönen. (September 1809 an Rosa Maria.)

Schon im Januar dieses Jahres äußerte er Fouqué gegenüber die gleiche Absicht. Er erkundigt sich bei dem Freunde über die in dessen Nähe befindlichen Güter Wahlsdorf und Charlottenfeld. „Ich bin nämlich willens, es zu gewinnen, mich dahin zu begeben, eine Familie dort zu bilden und der sonstigen Welt, die mit allen ihren Blüten mich mehr und mehr wie die Orchis foetida anekelt, gänzlich abgestorben, ein stilles Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen, bis etwa ein wohl zu ersehender deutscher Krieg mich erfassend, mir einen würdigen Untergang winke, dem ich gern folge" (7. Januar 1809).

Vergleichen wir diese beiden Stellen, zwischen deren Abfassung ein volles Halbjahr liegt, so ist nicht zu verkennen, daß in dieser Zeit eine Lösung der fieberhaften Unruhe und Reizbarkeit vor sich gegangen ist. Eine mildere Resignationsstimmung ist bald spürbar. „Wollen Sie wissen," fragt er seine Freundin Rosa Maria, „wie mir ist? Kühl zu Herzen, nüchtern zu Kopfe, grau zu Gesichte. Ich habe Verzicht geleistet, und lebe still und heiter genug, anspruchslos vor mich hin." Wie er selbst in der Einleitung seiner Reisebeschreibung erzählt, riet ihm damals ein Freund, irgendeinen tollen Streich zu begehen, damit er etwas gut zu machen hätte und hierbei wieder Tatkraft in sich fände.

Es war dies die trübste Zeit seines Lebens. Wir sehen hier Schritt für Schritt den Stimmungskomplex sich bilden, der sich später unter dem Druck ähnlicher Erfahrungen von selbst zum „Schlemihl" verdichten sollte.

In seinem lethargischen Zustande wirkte es wie eine Erlösung, als er gegen Ende des Jahres einen Ruf nach Frankreich erhielt, wo sich seine Verwandten nach einer Anstellung für ihn umgetan hatten. Er sollte eine Professur am Lycée de Napoléonville antreten.

Mit wahrem Feuereifer geht er auf den Plan ein. Man spürt, wie er aufatmet, wie er geradezu die Segel heraufreißt, um den günstigen Fahrtwind zu erhaschen. „Ich antworte Post um Post, falle Euch um den Hals und gehe, ohne Atem zu schöpfen, direkt an das, wozu Ihr mich haben wollt", schreibt er an seinen Bruder Hippolyt. In fliegender Eile überschlägt er seine Kenntnisse, bittet um Nachrichten, welche Lehrstunden ihm übertragen werden sollen, um Zusendung aller Programme, Organisationspläne usw., damit er sich tüchtig vorbereiten könne. Jeder gewonnene Augenblick sei Goldes wert. Als der Bescheid günstig lautet, eilt er spornstreichs nach Paris, um hier

zu erfahren, daß alles in bester Ordnung sei, und bald darauf — daß keine Stelle an dem Lycée mehr vakant sei!

Wieder also eine Enttäuschung! Diesmal jedoch nimmt er sie auf die leichte Achsel. „Mitglied der Universität und Professor! das klingt an und für sich gut. Doch jeder Schuft, der Stunden gibt, heißt hierzulande ebenfalls Professor und wird eben nur en canaille traktiert; im Lehramt ist des Geldes wenig, an Ehre noch weniger zu holen."

Wie bei seinem letzten Aufenthalte in Paris, wo er sich freut, eine französische Handschrift des Reineke Fuchs zu finden, spürt er fleißig auf der Bibliothek umher und legt sich eine Sammlung französischer Volksbücher an. Dabei wird seine Stimmung zusehends lichter, wenn er auch hin und wieder noch in den alten Ton zurückfällt, wie in einem Briefe an Rosa Maria vom 8. April 1810: „Ich bin aber so müde, daß ich mein Leben vielleicht für einen bloßen Traum ansehe."

Glücklicherweise hatte er gar keine Zeit, seine Grillen zu füttern, denn er fand anregenden Verkehr in reichem Maße. Schon früher war er in eine Freimaurerloge eingetreten, alte Bekanntschaften wurden wieder angeknüpft und neue hinzugewonnen. Er besuchte, durch seinen ehemaligen Lehrer Erman warm empfohlen, Alexander von Humboldt, sah Koreff wieder und lernte den mit Uhland und Varnhagen befreundeten Philologen Immanuel Bekker kennen. Im Juni traf auch Varnhagen ein, der nach Abbruch seiner medizinischen Studien in österreichische Dienste getreten war, die Schlacht bei Wagram als Fähnrich mitgemacht hatte und jetzt als neubackener Offizier und Adjutant des in außerordentlicher Mission am Kaiserlichen Hofe weilenden Grafen Bentheim in den höchsten Gesellschaftskreisen verkehrte. Mit sich selbst sehr zufrieden, war er zu allerlei Schabernack aufgelegt, woran auch Chamisso sich gern beteiligte. Trotzdem wollte sich das alte Verhältnis nicht wiederherstellen. Es blieb bei dem, was er schon im Februar 1809 dem Freunde gegenüber geäußert hatte: „Vieles, mein Lieber, scheint uns in Ansichten und Wegen zu trennen."

Wichtiger als sein Verkehr mit Varnhagen war es für ihn, daß er durch diesen mit Uhland, der ebenfalls auf der Bibliothek arbeitete, bekannt wurde. Er las ihm, wie schon erwähnt wurde, seinen Fortunatus vor und war bald für dessen Dichtung gewonnen. „Ich kann wohl sagen," bekennt er seiner Freundin Rosa Maria anfangs Dezember 1810, „daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es gibt vortreffliche Gedichte, die, möcht' ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne

Sonette und was dergleichen mehr ist; andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser Gattung sind die Uhlandischen; die Form ist darin wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klötzig, ... und man möchte nicht diese goldene Ader hinter ihm suchen."

Auch mit Schlegel, dem er seinerzeit durch den Musenalmanach näher getreten war, stellte sich, trotz beiderseitiger Zugeknöpftheit, ein engeres Verhältnis dadurch her, daß er zusammen mit Helmina von Chézy, der Enkelin der Karschin, sich bereit erklärte, dessen Wiener Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur ins Französische zu übersetzen. Schlegel selbst war mit anderen Arbeiten so überhäuft, daß er seine Meisterschaft des Stils in dieser „kanaillösen Sprache", wie Chamisso an Fouqué schreibt, seinem eigenen Werke nicht konnte zugute kommen lassen.

Die Arbeit rückte indessen nur langsam vom Platze. Chamisso fand bald wenig Gefallen an diesem Frondienste. Er war später froh, daß der Verleger bankerott wurde, ehe die Arbeit zum Abschluß gekommen war. Hauptsächlich aber wurde das Schneckentempo wohl dadurch verursacht, daß die beiden Übersetzer sich selbst mehr zu sagen hatten, als dem Fortrücken der Arbeit dienlich war.

Es war eine ebenso schnell aufflackernde wie verlöschende Leidenschaft, die Chamisso zu der in blendender Schönheitsreife stehenden Frau hinzog, welche gerade im Begriffe stand, ihren zweiten Gatten, den bekannten Orientalisten Chézy, mit unbestimmtem Urlaub zu verlassen. Wie Chamisso, der sie übrigens schon aus seiner Berliner Zeit kannte und ihr damals auch als einer schon berühmten Schriftstellerin den ersten Jahrgang des Musenalmanachs gesandt hatte, sie beurteilte, ersehen wir aus seinem Briefe an Varnhagens Schwester vom 24. Juni 1810: „Ihr ganzes Leben, das sie mehr aus Begeisterung, als nach klugem Plane gelebt, ist eine lange Kette von Mißgeschicken, die sie jedoch mit Mut ertragen. Sie ist gut, rein, ganz Liebe, unbegreiflich wie jedes Weib. Sie hat zwei Kinder und eigentlich keinen Mann mehr. Die Buben sind wahre Raffaelische Engel, mit goldenen Locken und blauen Augen; sie bändigt sie schlecht, sie liebt sie unendlich ... Sie ist ganz ungelehrt, nur liederreich [bei der ersten Veröffentlichung hatte sich hier der Druckfehler ‚liederlich' eingeschlichen, was Helmina mit Recht sehr übelnahm], doch keine Dichterin. Sie hat aber ein unglaubliches Talent zu schreiben." Als Helmina nach Deutschland

gegangen war, schreibt er seinem Freunde de la Foye, daß er sich sehne, sie wiederzusehen. „Sie liebt mich wirklich mit Hingebung, Fülle, Selbstvergessenheit, oder es war doch so — und ich bedarf der Liebe."

Diese Beziehungen laufen ungeachtet mancher Trübungen bis in die Jahre seiner Weltreise. Helmina war die letzte, von der Chamisso bei dem Antritt seiner Reise Abschied nahm. In einem ihrer Briefe schreibt sie ihm, daß sie trotz liebevoller Aufnahme im Hitzigschen Kreise nach der süddeutschen Heimat eile, wo sie, durch das stille schon gewohnte Leben und Weben in der ewigsüßen Natur angeregt, sich wieder herzinniglichst nach Montmorency zurücksehnen könne. „Schöne Zeit! — Mein Adelbert, es ist etwas Großes und Seliges um eine recht wahrhaft süße Lebenszeit, sie leuchtet durchs ganze Leben."

Daß diese Worte keine bloße rhetorische Wendung waren, sondern aus echtem Gefühle aufquollen, was man nicht gleich der beweglichen, leicht entzündlichen, in mannigfachen Lebensschicksalen hin und her geworfenen Frau zutrauen möchte, zeigt ihre Haltung, mit der sie drei Jahre später die Verheiratung Chamissos mit Antonie Piaste aufnahm. Sie beschwert sich bei ihm darüber, daß sie aus fremdem Munde seine Ankunft und sein Glück habe erfahren müssen, daß sie „ihren innigsten Herzenssegen fast schmollend, nein, aber doch nicht mit reiner Freude aussprechen" könne. „Kannst Du meiner bei Deiner Seligkeit so gern vermissen, daß Dich mein Glück darüber nicht rührt..... War es nicht stets mein innigster Wunsch seit ich Dich kenne, Dich einem so lieben, herrlichen Mädchen, als ich Deine Braut kenne, vereinigt zu sehen?" Diese letzte Stelle ist auch deshalb wichtig, weil wir deutlich erkennen, daß Helmina ebenso, wie wir es vorher bei Cérès vermutet haben, über Chamissos Wünsche und Ansichten hinsichtlich seiner Lebensgefährtin völlig im klaren war. Sie fühlte, daß sie mit ihrer bewegten Vergangenheit für ihn nicht paßte, dem es nur in „reinen Verhältnissen" ganz froh ums Herze sein konnte.

Die Antwort Chamissos auf diesen Brief, die sich unter Varnhagens Papieren gefunden hat, fand dieser hart und widrig und hat mit seinem Rotstift eine Stelle bezeichnet, die ihm dieses Urteil besonders zu verdienen schien.

Zugegeben, daß dieser Brief sicherlich in der Absicht geschrieben wurde, über die Art jedes weiteren Verkehres keinen Zweifel zu lassen, und deshalb manches schärfer herauskam, als es gemeint war. Anderseits sind es aber gerade diese unterstrichenen Stellen, die den springenden Punkt mit aller Deutlichkeit

herausheben: „Ich glaube, ich weiß, daß ich in meinem Hause glücklich sein werde, und ich habe nie an anderem Glücke geglaubt, nie anderes begehrt. Ich habe nicht geglaubt, daß es mir noch blühen könne, und ich war im Begriff, mit stiller Ergebung Verzicht zu leisten. Ich habe Dein Herz wohl verstanden, liebe Schwester, das ist rein und gut. An Dir hat sich aber die Geschichte grausam erwiesen, und Du hast Dich nur als Trümmer Deiner Selbst kennen gelernt." Der übrige Teil des Briefes ist übrigens ganz ruhig und sachlich gehalten, atmet in jeder Zeile das beruhigende Glücksgefühl eines ans Ziel gekommenen Wanderers und schließt mit den versöhnlichen Worten: „Mit Dir sei aber Segen und Freude — gedenke, Du Gute, Deines glücklichen und innig Dich liebenden Bruders." — —

In diese Helmina-Episode, die außer den wenigen, 1812 vor dem Ausbruch des Krieges geschriebenen Versen

„Du der Lieb' und Milde
Ew'ge Segenshand,
Laß mich weinend danken,
Was ich wiederfand,
Hier im schönen Land,
Das mir Frieden gab,
Sei vom Liebesregen
Sanft betaut mein Grab."

keine sichtbaren Spuren in Chamissos Dichtung hinterlassen hat, spielt eine andere hinein, die, reicher und bunter in den Farben, uns auch durch die Größe der Bühne fesselt, auf der sie sich abspielt. Durch Schlegel nämlich wurde Chamisso, um die Übersetzung schneller in Fluß zu bringen, an den Hof der Frau von Staël berufen, die sich damals, auf vierzig Meilen aus dem Umkreise von Paris durch Napoleons Machtspruch verbannt, in Chaumont aufhielt.

In seinen Briefen schildert uns Chamisso in frischen, flott hingeworfenen Bildern das bewegliche Leben und Treiben dieses interessanten Kreises geistvoller Menschen mit zwingender Anschaulichkeit, und man spürt es zwischen den Zeilen heraus, daß er sich nach und nach, wie er sich sofort in der reizvollen Landschaft behaglich fühlt, auch in die ihm zum Teil wenig sympathische Gesellschaft hineinfinden lernt und der hohen Herrin näher zu kommen sich freut.

In die glücklichen Tage seiner ersten Kindheit mag er sich zurückversetzt gefühlt haben, wenn er von seinem Fenster aus in das großartige Landschaftsbild hineinträumte, das sich vor

seinem Blicke entrollte. „Chaumont, auf dem mittäglichen linken Ufer der Loire," berichtet er seinem Freunde Neumann am 1. August 1810, „liegt wunderherrlich auf einer Höhe, man hat über die Esplanade des innern Hofes, wie von den Zinnen der alten, schönen, festen gotischen Türme, die göttlichste Aussicht über den breiten, schönen gradfließenden Strom und die Landstraße fern am andern Ufer, in eine reiche, grüne, unabsehbare Ebene, mit Weinbergen, Ansiedeleien, Saaten und Wäldern reich erfüllt. Mein Fenster, an welchem ich schreibe, sieht nun aus dem Hintergebäude über den Hof, zwischen der Burgkapelle und dem andern Flügel, diese schöne Landschaft in würdiger Einfassung. — In dieser alten Burg hausen denn nun die vornehmen Geister alle, der kluge, zierliche, schwerfällige Schlegel; die dicke feurige Staël, leichter, froher, anmutiger Bewegung; der milde, fromme Matthieu de Montmorency; die schöne, angenehme Recamier; der nüchterne, häßliche, kleine, stummlauernde, witzige Sabran; der schöne, zarte Nordländer Bölck; eine kugelrunde, harte, kalte Engländerin; ein guter Teufel von naivem, fröhlichem, zahmem, furchtsamem, gesprächigem italienischem Künstler — und ich, nach Zauberers Sitte, räuchre denn diese Geisterschar nach Herzenslust ein, worüber sie die seltsamsten Gesichter schneiden. — Die Staël möchte mir sogar die Unart abgewöhnen. — Man arbeitet übrigens den ganzen Tag, und sieht sich nur in der Regel zu den dreien Speisestunden, als zwölf, sechs und elf .... Ich passe aber in diese Welt gar nicht, ich habe mit ihnen nichts. Und obgleich eben keinerlei Zwang angelegt ist, so entbehr' ich doch allerlei Freiheit; erstlich lieb' ich eben keinen hier, und es liebt mich auch keiner — da ging es mir doch in Berlin und selbst in Paris besser —, kurz ich verschmachte an diesem Quell Kastalias. Selbst das Rauchen wird einem sauer gemacht, muß ich doch, wenn es regnet, von dem Abtritt aus (ein wahrer Lustort im Vorbeigehen zu bemerken) meinen Qualm in die gelehrte Welt blasen, denn die stachelschweinförmige britannische Feindin besetzt eine Stube neben der meinigen, von wo aus sie das Feuer meiner Batterien zum Schweigen gebracht hat."

Er gedachte nur bis Anfang September zu bleiben und dann mit Schlegel nach Paris zurückzugehen. Dieser Plan aber fiel zusammen, als ihn die Staël fester in ihren Zauberkreis zog. „Wie Helmina hier in der Nähe zu kommen gedachte," schreibt er im August 1810 an de la Foye, „merkt' ich, daß von meinen Verhältnissen mehr, als wirklich ist, gewußt und geglaubt werde.... Die Herrin sprach auch frei heraus darüber — sie glaubte sie

in andere Umstände — nach wechselseitiger begründeter fester Achtung mußte ich der Staël mein ganzes Herz sagen. Helminen hab' ich das alles nicht ganz gesagt und ihr nur Lieb' und Achtung zu der Staël einzuflößen gesucht."

Chamisso ging nicht nach Paris, sondern begleitete Frau von Staël, als sie Chaumont verließ und nach Fossé bei Blois übersiedelte.

Ein ganz anderer Ton kommt jetzt in seine Schilderungen der „Staëlernen" Frau. So nennt er sie Fouqué gegenüber ein sehr merkwürdiges seltenes Wesen, das in sich den Ernst der Deutschen mit der Glut des Südens und der Form der Franzosen vereinige. Und an Varnhagen berichtet er, sie sei kein gemeines Weib, sie habe Gradheit und Enthusiasmus, sie fasse alle Ideen mit dem Herzen an, sei leidenschaftlich und stürmisch; dabei besitze sie eine gar eigentümliche Geometrie des Lebens, sei für Freiheit und Rittertum gleich begeistert und lebe in der Region, wo sich die politischen Gewitter bildeten, die über die Erde entscheiden.

Auch Schlegel erscheint ihm jetzt in einem andern Lichte. Hatte er noch eben die Freunde an jene goldenen Nordsternbündlerzeiten erinnert, wo sie verblüfft und schwärmerisch fromm erzittert wären bis ins tiefste wonneströmende Herz, wenn nur des Meisters Schatten, vom Monde im ersten Viertel geworfen, über einen von ihnen gestreift wäre, und dem gegenüber hinzugesetzt: „Nun schneidet mir dieser Mann ganz tranquille meine Feder, damit ich an Dich schreibe, wir arbeiten zusammen, und am Ende, trotz seiner Zahmheit, seiner Feinheit, seiner ausgezeichneten Artigkeit, bin ich der, der am andern am meisten auszusetzen hat" — so hebt ihn jetzt ihre Bürgschaft in seinen Augen. Er sei zwar klein, eitel, eifersüchtig — aber groß, uneigennützig, bieder und reines Gold. „Das Haus geht toll und um," heißt es in seiner Schilderung weiter, „eine seltsame und im Grunde hübsche Sitte ist eingeführt, das gesprochene Wort ist verbannt, — in den Geselligkeitsstunden macht uns der gute Pertora Musik, und wir sitzen an einem runden Tische, worauf Tinte, Federn und Papier, und vermöge der sogenannten petite poste ist man im geschriebenen tête-à-tête mit wem und so vielen man will begriffen; — sonst ist im Garten l'allée des explications, und man hat auch fleißig explications miteinander. Der Teufel ist immer los, Freundschaft ist hierzulande eifersüchtiger denn Liebe."

In Chamissos Nachlaß fand sich eine große Anzahl dieser kleinen, geistsprühenden Zettel. Einige hat Hitzig dem Briefbande

seiner Ausgabe eingefügt. Sie zeigen in jeder Zeile, daß Chamisso in Deutschlands Wäldern nicht verlernt hatte, die Sprühfeuer französischen Esprits mühelos spielen zu lassen. Ganz vorzüglich kommt zum Beispiel die Selbstcharakteristik heraus, die Chamisso einem von der Staël zur Entschuldigung ihrer Vorliebe für Paris zitierten Verse Voltaires „la patrie est aux lieux où l'âme est attachée" anhängt: „Je suis Français en Allemagne et Allemand en France, catholique chez les protestans, protestant chez les catholiques, philosophe chez les gens religieux, et cagot chez les gens sans préjugés; homme du monde chez les savans, et pédant dans le monde, Jacobin chez les aristocrates, et chez les démocrates un noble, un homme de l'ancien régime etc. etc. etc. Je ne suis nulle part de mise, je suis partout étranger — je voudrais trop étreindre, tout m'échappe. Je suis malheureux — — puisque ce soir la place n'est pas encore prise, permettez-moi d'aller me jeter la tête la première dans la rivière." Köstlich auch die Antwort: „Attendez encore un mois." —

Und nicht minder trifft die folgende im Zwiegespräch sich entwickelnde Charakteristik genau ins Schwarze: „Vous avez beaucoup d'esprit, et vous ne soignez pas votre accent — Vous savez toutes les langues et vous ignorez la vôtre — Vous êtes d'une jolie figure et vous vous négligez étonnament — Enfin, vous avez de l'amitié pour moi, et vous ne savez pas me sacrifier la pipe — Dites-moi donc à quoi tient cet incomplet, quand il ne tiendrait qu'à vous d'être si distingué.

Ch. Que répondre? Vous vous appliquez à la flatterie, et moi, je ne sais pas même manier la louange. — Epargnez-moi nous ne sommes pas à armes égales. —

Ne rabotez pas l'écorce d'un chêne pour le polir, il mourrait — Laissez-le surtout dans la forêt, c'est là qu'il verdit!!

St. Trouvez-vous que je sois sans énergie? je ne veux pas que vous soyez dans la forêt si je n'y suis pas — je ne vous ôte pas vos feuilles mais les broussailles — Je ne vous flatte pas, je fais mieux.

Ch. Vous ne voulez pas que je sois dans la forêt, si vous n'y êtes! Vous ne voulez pas y être, dans la forêt! Que voulez-vous donc faire de moi? Où voulez-vous que je sois?

Ch. Ce que vous êtes, énergique dans le cœur et élégant dans les formes, ancien et moderne, sauvage et gentilhomme — enfin réunissant les constrastes, ce qui est la perfection."

Ein andermal sehen wir Chamisso die ihm seinerzeit von Cérès gegebene Lehre ins Gefecht führen:

„Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue lebt für sich allein.
Liebe kommt dir rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue sein!"

Frau von Staël stimmt ihm zu: „L'amour est une grande affaire, mais l'amitié est une douce chose, et il me semble que je l'ai aufgesucht!" — „Und gefunden", versichert Chamisso.

Er hatte hiermit wohl nicht zu viel gesagt. Denn mag er auch ironisch nach Berlin melden, daß er bei der Staël Mores gelernt habe, daß er jetzt wisse, man dürfe vor Damen nicht fluchen, woran er sich freilich noch nicht gewöhnen könne, man frühstücke im Überrock und diniere abends um 7 Uhr im Frack, so muß er doch zugeben: „Trotz dem allen kann man doch eine Seele im Leibe haben, man sollte es nicht denken, aber es ist doch wahr", und er rechnet sie zu seinen Freundinnen; denn sie wisse viel von seinem, er von ihrem Leben und er schätze sie. „Diese Frau hätte mich lieben können, ich ward ihr Freund, und also werden wir wohl bleiben."

Der leidenschaftlichen Frau schien diese laue Resignation nicht am Platze. „Die Staël", heißt es in einem Briefe aus jener Zeit, „hegt zu mir ein ganzes Vertrauen, Hochachtung, Freundschaft und — sie winkte mir schmeichlerisch wie mit einem Laternenpfahl und kurz und gut, sagte es mir endlich rund heraus — Freundschaft kann bei ihr ohne Liebe nicht abgehen — hegt zu mir also auch Liebe, wie sie es mir bewegt und mit Tränen sagte, aber eine edelmütige Liebe, und sie löst sie im Interesse zu mir und meiner Freundin auf — ich bin sehr gerührt, sehr stolz darauf, ich habe eine innige Freundschaft zu ihr, ich rechne auf sie, sie ist meine schöne, hohe Freundin, aber weiter nichts. Liebe habe ich doch kaum für meine Liebe — wie ich ihr es oft gesagt: zwischen ihr und mir fließt der Rhein!"

Daß aber demungeachtet eine Brücke über den Rhein geschlagen wurde, wird nicht nur aus den Äußerungen der Berliner Freunde, die aus Paris erfuhren, daß Chamisso der erklärte Günstling der Staël sei, sondern auch aus seinem späteren Verhalten der „hohen Herrin" gegenüber mit Sicherheit geschlossen werden können.

Seine damalige Stimmung spiegelt sich in dem Gedichte:

„Heiter blick' ich ohne Reue
In des Himmels reine Bläue,

In der Sterne funkelnd Gold.
Ist der Himmel, ist die Freundschaft,
Ist die Liebe mir doch hold,
Laure, mein Schicksal, laure."

Das Vorgefühl einer neuen Enttäuschung, das im Schlußverse anklingt und dann als Refrain, wie ein dunkler Zukunftshintergrund, immer drohender emporsteigt, sollte nicht allzu lange in der Schwebe bleiben.

Als Frau von Staël nach Erscheinen ihres Buches „De l'Allemagne" binnen vierundzwanzig Stunden des Landes verwiesen wurde und nach Coppet flüchtete, folgte ihr Chamisso nicht unmittelbar. Um die unglückselige Übersetzung, „das Gewebe Penelopeias", zu beendigen, verbrachte er den Winter 1810, von der Freundin dem Freunde empfohlen, zu Napoléon in der Vendée bei Prosper de Barante, dem damaligen Präfekten der Departements Vendée und Niederloire, der später ein hervorragender Staatsmann, Geschichtschreiber und Publizist, sich gerade in jener Zeit durch sein von der Staël mit warmen Empfehlungsworten angezeigtes Erstlingswerk „Tableau de la littérature française au XVIII^e siècle" (Paris 1809) einen Namen gemacht hatte. Er fand in seinem Gastgeber, der von ihm in deutsche Ideen und Sprache eingeweiht zu werden wünschte, einen angenehmen jungen Mann sanften Charakters, sinnvoll, hellen, unparteiischen Blickes. Mit Vergnügen vertiefte er sich in die bunte Fabelwelt der französischen Volkssagen und in Barbazans Sammlung der „Fabliaux et contes des poëtes français des XI^e—XV^e siècles", der Schalk Rabelais lächelte immer auf seinem Tische. Trotzdem überschattete sich bald seine Stimmung, und sein Mißbehagen wuchs von Tag zu Tag. Nicht nur, daß ihn der stille Vorwurf seiner Unzulänglichkeit zu Boden drückte, die er empfand, als ihm die lateinische und griechische Professur wieder angeboten wurde, wo er doch sein Griechisch fast ganz vergessen und Lateinisch, Gott besser's, nie gewußt habe. Auch die Eintönigkeit seines Tagewerkes, die Ungewißheit seiner Zukunft, das Gefühl der Vereinsamung quälten ihn, der hier „des Lebens Licht und Wärme entbehren mußte, holder Frauenstimme und Freundes Händedruck... Der einzige Pulsschlag des hiesigen Lebens ist die zweitägige ein und aus reisende Post — und mir bringt er kein Blut zu, sintemal keiner mir wieder schreibt — und ich verblute mich (vertinte mich) also erbärmlich auf meinem stillen Kämmerlein, wo mich nichts stört, und wo ich wie der Winterbär die Pfoten sauge und schlafe."

Am schwersten aber litt er wohl unter der Tatsache, daß er sich aus seinen zwiespältigen Gefühlen der Staël gegenüber, deren wahrhaft heroische Katastrophe ihn mit steigender Bewunderung erfüllte, nicht herausreißen konnte. Es schlingt sich hier wieder eine ähnliche Stimmungskette zusammen, wie wir sie schon einmal beobachten konnten, und immer vernehmbarer werden Wünsche und Gedanken, die sich später im „Schlemihl" zusammenflechten sollten.

So überrascht er im August 1810, durch die anfangs ihn geradezu betäubende Lebendigkeit der Staëlschen Gesellschaft tiefer in sich selbst hineingetrieben, Varnhagen mit der Wendung: „Die See, die Schweiz und die Rheinufer ziehen jetzt meinen Sinn gewaltiger an, denn alle Kunst und Wissenschaft und Menschenverkehr. Paß' auf! ich werde auch noch einmal ein Einsiedler."

Daß diese Prophezeiung nicht im leichten Tone hingeworfen wurde, zeigt sich daran deutlich, daß sie bald bestimmter auftritt und immer festere Formen annimmt. „Mangel an Talent für die Welt", schreibt er am 17. November 1810 an Fouqué, „und Abneigung gegen dieselbe (wechselseitige Ursache und Wirkung, die sich steigern) sind mein Einsiedler-Beruf; ich habe keine Lust am Spiele der Welt, ich habe auch keinen Ort in ihr, ich bin nicht Herrscher, nicht Diener, kein schaffender und schafflustiger Künstler — ein Gelehrter kann ich auch nicht sein. — Ich wollte nur wohlwollenden Gesinnungen leben, in die Stille und die Dunkelheit mich zurücke ziehen und mit leisem Sinn für Natur und Kunst mein Leben zieren. — Bei anderen religiösen Begriffen, nach schmerzlicher Verzichtleistung, zu der ein guter Anfang gemacht, würd' ich wohl im Gebirge eine Klause bauen und Eremit werden." Und ähnlich heißt es in einem Brief an Varnhagen (16. Oktober 1810): „Lebe wohl und tummle Dich; ich will Gleiches tun, bis ich mein Schneckenhäuslein antreffe, darin ich mich vertiefe; bei Gott, vielmehr begehr' ich nicht, sehe es auch wohl mit den Augen meines Kopfes und kann nicht dazu gelangen; — ich bin so genügsam, so beschränkt in meinen Begierden — ein Dach, ein Herd und reine Verhältnisse; soll denn ein Menschenleben drauf gehen, bis es sich findet!"

„Reine Verhältnisse" — wir erinnern uns, dieses Wort schon einmal gehört zu haben, und erkennen immer deutlicher, daß für Chamisso eine tiefe Lebensnotwendigkeit in diesem Worte beschlossen war. Der Wille nach „reinen Verhältnissen" war die Haupttriebfeder seines ganzen Lebens, das in seiner ersten größeren Hälfte nicht die lange Reihe von Enttäuschungen aufweisen

würde, hätte er dieser innerlichen Stimme, die ihn leitete, wie es für ihn sich ziemte, nicht unbedingte Treue gehalten. Er selbst hat diesen Grundzug seines Charakters in aller Schärfe herausgehoben: „Ich nehme alles sehr schwer, sehr ernst, besonders gegen mich selber, ich finde mich leicht verpflichtet und dann auch unbegrenzt; den möglichsten Grad der Reinheit überall zu erzeugen, wobei ich mit bin, ist wohl das Hauptgesetz meines Wesens." —

Neben diesem Eremiten- oder, wie wir auch sagen können, Robinson-Motiv, das im Schlußteil des „Schlemihl" prächtig emporsteigt, können wir noch das Eindringen einiger anderer wichtiger Motive in den Gedankenkreis Chamissos verfolgen.

Wir erinnern uns, daß der blutjunge Chamisso seine eigenen Gedanken über den Wert des Geldes hatte. Als Frau von Staël mit ihrer Gesellschaft plötzlich Chaumont verlassen mußte, weil der Besitzer, den man am Mississippi wähnte, mit Kind und Kegel Einlaß heischend vor dem Tore stand, und sofort das schnell möblierte und eingerichtete Schloß Fossé bei Blois bezog, ruft er seinem Freunde Varnhagen zu: „Es ist doch schön, reich zu sein", und bittet ihn, da er ein sehr ausgesprochenes, doppeltes weltliches Gelüste in sich spüre, einmal nach einem wenigen Gelde und das andere Mal nach einem großen Gelde, er möge ja nicht vergessen, wenn er etwa beim Spazierengehen über einen Geldkasten von einer Million — mehr oder minder — stolpere, es ihm zu melden und redlich mit ihm zu teilen. Seine beschränkte pekuniäre Lage, über die er sonst leicht hinwegkam, wird ihm angesichts der im großen Stile geführten Lebenshaltung seiner Freundin sehr fühlbar geworden sein. Lag da nicht nahe genug der Gedanke: „Und wäre ich reich, besäße ich das Glückäcklein Fortunats und könnte mir alle Schätze der Welt damit verschaffen, was wäre damit geholfen? Würde die Welt mir weniger Enttäuschungen bringen? Mir, der ich wenig schätze, was sie besitzt, und verlange, was sie nicht geben kann? Echtes, wahres Glück und Ruhe und Zufriedenheit mit mir selbst?" Und mit diesem Fortunatus-Motiv steigt auch das der Siebenmeilenstiefel immer vernehmlicher auf, so daß wir hier wieder ganz deutlich beobachten können, wie tief die einzelnen Motivzüge in Chamissos Wesen eingebettet waren, ehe sie sich, ihm selbst fast unbewußt, im „Schlemihl" zusammenfinden und ineinander schlingen.

Gleich nach seiner Ankunft in Chaumont läßt er Neumann gegenüber, dem er seine Verstimmung über den ihm wenig zusagenden Kreis, in den er hineingeschneit sei, nicht verhehlt, die Äußerung fallen: „. . . Die Welt ist groß genug, daß man

vielleicht einige Spaziergänge in derselben vornehme, wie? in welcher Richtung? weiß Gott, — ich habe so noch keinen sogenannten dummen Streich (gallisch sottises) begangen, ich fühle in mir so etwas heranreifen . . ." Und bald macht er sich mit dem Plan, die Freundin nach Amerika zu begleiten, vertraut und malt sich dieses Leben in lockenden Farben aus: „Die Idee, in diesen alten Forsten die Axt anzulegen und bald auf einer freien Erde Städte entstehen zu sehen und bei solchen Schöpfungen mitzuwirken, hat für mich einen großen Reiz. Ich mag die freie Natur und mag gerne mit ihr in den Kampf treten. Dort darf man wohl ein Haus gründen, unter uns, Eduard, frönt man doch nur der Verwesung, und wir müssen alle untergehen."

Später findet sich selbst das Wort, das wir zur Bezeichnung dieses Motives verwandt haben: „Jeglichesmal, daß ich die Siebenmeilenstiefel anzuziehen Miene mache, hält mich die Herrin mit Kunst und Natur fest, ich tue ihr den Willen, denn sie hat Macht."

Der Winteraufenthalt in Napoléonville trieb Chamisso allmählich in dieselbe Verzweiflungsgleichgültigkeit hinein, die ihn während des letzten Berliner Aufenthaltes heimgesucht hatte. Findet sich im Oktober 1809 in einem Briefe an Fouqué die Stelle: „Ja, mein lieber Freund, ein jeder hat seine gehörige Dosis von Verzweiflung im Leibe und erträgt sie jeder, wie er kann", so wiederholt er sie jetzt demselben Freunde gegenüber und fügt hinzu: „Ich sage mir wohl oft: ins Teufels Namen, wozu nimmt man sich denn so viel Mühe, um zu leben, lasse man es doch eben gehen wie es will, — es ist doch bald aus, und der ganze Bettel ist es nicht wert; viele, viele der Keime gehen nicht auf und rückkehren zu dem Urstoffe; man rechne sich zu diesen und überlasse der Ananke, was das flüchtige Erscheinen gesollt!"

Tief und tiefer wühlt er sich in eine schwarzsichtige Schwermut und gallige Unzufriedenheit hinein: „Ich armer Schelm bin hier wie verraten und verkauft, und keine Christenseele bekümmert sich weiter um mich.... Wenn das Hasardspiel des Lebens aus lauter Nieten besteht, wen reute nicht der Einsatz! Ich spiele es auch nur aus Zerstreuung und Ekel; ich sage Euch — verrucht genug — daß einer glücklich oder unglücklich sei, was hat's weiter auf sich, und fällt der Vorhang, ist doch die Komödie gleich aus, was auch das Stück gewesen . . . Die Welt ist mir jetzt so grau, das Herz so kalt — es möchte kein Hund so länger leben!" Immer lauter ruft es in ihm: „Dich drückt die Luft, in der Du atmest, fleuch!" Einen Entschluß zu fassen gelingt ihm aber ebensowenig wie ehemals in ähnlicher Lage. Hat er es doch

längst aufgegeben, der Notwendigkeit in die Speichen zu fallen. „Ich warte, daß es werde, es wird immer nichts!" Trotzdem wolle er über Vergangenes nicht müßig klagen; denn er verehre still die Notwendigkeit, die an der Vergangenheit ihr unbestrittenes Erbrecht ausgeübt habe. Vor ihm stünde die Aufgabe, aus dem Jetzt die Zukunft zu gestalten. Dies sei aber die Kunst, die er nicht besitze. „Ich lasse das Schicksal durch seinen Diener, den Zufall walten."

Und diese Resignationsstimmung, trotz düstrer Färbung von einem unerschütterlichen Optimismus getragen, auf dessen Wurzeln wir schon gestoßen sind, gibt ihm auch den Schlüssel zum Verständnis seines Lebens, das von Anfang an ein Gewebe von Order und Kontreorder gewesen sei. Mit dem Schicksal „will ich nicht murren, weiß ich doch, daß oft nur ein Ziel erscheint, damit ein Gehen, worauf es zuletzt doch ankommt, statt habe, mit wahrscheinlichem Grunde; und also lös' ich das Rätsel."

Einen Lichtblick aber schenkte ihm dieser Aufenthalt in der Vendée. Es fielen ihm handschriftliche Aufzeichnungen über den herrlichen Krieg in die Hand, den einst die Vendéer Bauern gegen die Heere der Republik geführt hatten. Er findet hier reine Motive, große Charaktere und große Taten auf beiden Seiten. Das Herz schlägt ihm höher angesichts des ungebrochenen Kriegsmutes, der diese Bauernheere beseelte, die in unzähligen Schlachten die talentvollsten Generale der Republik besiegten. Auch an dem patriarchalischen Verhältnis, das zwischen dem Adel und der Bauernschaft geherrscht haben muß, hatte er seine helle Freude. Forderten doch die Bauern die Edeln auf, sie anzuführen, und die Edeln ihrerseits wählten einen Bauern zu ihrem General. Mit großer Genugtuung erfüllte ihn besonders die Tatsache, daß keine fremde Hilfe, keine Ausländer, keine Politik, keine unreinen Mittel und Motive in dieses grandiose Bild einen fremden, störenden Zug hineingebracht hätten.

Diese und ähnliche Stellen muß man im Auge behalten, wenn man die Quelle der in seinen Gedichten häufig hervortretenden Neigung zum Gräßlichen und Schaurigen nicht verkennen will. Er suchte eben auch hier „reine Verhältnisse".

Daß übrigens diese schwere Niedergeschlagenheit noch einen tieferen Grund gehabt hat, gerade wie jene Berliner Krisis, ist deshalb sehr wahrscheinlich, weil in jener Zeit Frau von Staël sich mit Jean de Rocca heimlich vermählt hatte. Obwohl Chamisso hiervon wohl nie etwas erfahren hat, so fühlte er sicherlich aus ihren Briefen oder aus ihrem Schweigen heraus,

daß ein Erkalten ihrer Freundschaft eingetreten war. Merkwürdig jedenfalls dieser jähe Stimmungswechsel! Während er im Oktober die Vendée mit frohem Herzen betrat, wie es die Verse bezeugen:

„Keine Stürme, keine Schmerzen,
Heitre Ruh' im vollen Herzen,
Kann es aber anders sein?
Blauer Himmel, treue Freundschaft,
Reiche Liebe sind ja mein."

hören wir ihn schon im November die Klage ausstoßen:

„Ich bin nicht mehr, was sonst ich war,
Die Zeit hat wider mich geschworen,
Es hat mein Lenz, mein Sommer gar
Zum Fenster sich hinaus verloren."

Und im Februar 1811 entlockt ihm der jähe Gegensatz zwischen früher und jetzt die Verse:

„Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind.
Ach! verweht das Leben
Wie ein Nebelwind."

Wenn er sich aber auch darüber klar geworden sein will, „mit dem Herzen wie mit dem Kopfe", daß er in jenen Kreis nicht hineinpasse, so wird diese Erkenntnis, wie wir aus den mit besonderem Nachdruck hinzugefügten Worten erschließen können, das Resultat eines Kampfes gewesen sein, bei dem sich das Herz im stillen doch nicht für ganz besiegt erklärt hat.

Als er im Februar Briefe erhält, die ihn nach Genf rufen, steht es sofort fest bei ihm, im Frühjahr dorthin zu reisen, dann vielleicht die hohen Alpen zu besuchen, in das goldene Italien einen Blick zu werfen und hierauf nach Deutschland in die Umarmung der Freunde zurückzueilen.

Im März 1811 verließ er Napoléonville, trotz allem Unannehmlichen, das ihm dieser Ort gebracht hatte, nicht unfroh darüber, daß er hier in dieser öden Fremde nicht festgenietet worden war, um seine besten Jahre ohne innere Befriedigung zu „verbudeln". Nach kurzem Aufenthalt in Paris, wo er sich um eine Anstellung im Archivdienste bewarb, wohl nur um seinem Freunde de la Foye einen Gefallen zu tun, der sich mit der gleichen Absicht trug, traf er im April 1811 in Coppet ein.

Abermals sollte er um eine Enttäuschung reicher werden! Wie tief es ihn schmerzte, die Herzensfreudin in intimer Verbindung mit einem anderen zu sehen, ersehen wir aus den Versen:

„J'ai vu la Grèce, et retourne en Scythie,
Dans mes forêts je retourne cacher
Mes fiers dédains et ma mélancolie.
Rien désormais ne m'ent peut arracher.
Adieu, Corinne, adieu, c'est pour la vie.
J'ai vu.

Là j'expirai l'erreur qui m'est ravie;
Ta douce voix a trop su m'allècher.
Corinne, adieu: tu n'es point mon amie.
J'ai vu."

Dieses Gedicht, das als Abschiedsgruß gedacht war, scheint, wie aus folgender Briefstelle hervorgeht, wieder eine Annäherung hervorgerufen zu haben: „Das erste Mal, daß ich bei ihr war, empfand sie wohl einen gewissen Reiz zu mir, diesmal fand ich sie in einem Verhältnisse befangen, das sie ganz von mir entfernte, und ich selber trat stolz und fremd zurück; so waren wir sehr kalt gegeneinander. Sie nennt mich stolz, und ich setze mich wirklich gegen sie, wie gegen Übermacht, zur Wehr, sie achtet es auch an mir. — Bei Gelegenheit meiner vorgehabten Abreise haben wir uns die Hand wieder fest gedrückt; ich schicke Dir die Verse, die ich an sie dichtete. Bei aller Freundschaft erkenne ich ruhig mit dem Herzen wie mit dem Verstande" — wir hören hier wieder jene scharfe, bedeutungsvolle Unterscheidung —, „daß wir uns bloß über eine Grenze die Hand reichen können, und ich bin ganz unbefangen und ohne Wünsche. Ich habe ihr auch den Gesichtspunkt abgewonnen, wo die hohen Berge niedriger erscheinen."

Wie Frau von Staël übrigens über Chamisso dachte, erhellt aus einem Briefe, den sie im Mai 1812 an Helmina von Chézy richtete, um ihr für die Zusendung ihrer Dichtungen, „Gedichte der Enkelin der Karschin, 2 Bd." (Aschaffenburg 1812) zu danken: „Mr. de Chamisso m'a soigné depuis près de deux ans dans les angoisses les plus cruelles de la vie. J'ai appris à l'estimer et à l'aimer, comme un des hommes les meilleurs et les plus éclairés que l'on puisse rencontrer dans ce monde." (22. Mai 1812.)

So blieb Chamisso den Sommer über in Coppet, zuerst wohl, wie er sich selbst einredete, um seine Schwester aus Italien zu erwarten, die seit 1809 in Parma, später in Pisa lebte, dann aber „wie ein Offizier im Feld, der seinen Abschied nicht nehmen darf", als er mit ansehen mußte, daß die unglückliche, kranke Frau

mit jedem Tage hilfloser wurde, da ihre Freunde teils gewaltsam verscheucht wurden, teils feige abfielen. Er versuchte zwar gelegentlich, sich dem magischen Kreise zu entziehen, aber in dem combat de générosité, der sich dann entspann, strich er bald die Segel: „Ich habe gebrummt und bin geblieben, sie hat nun wieder gebrummt, daß ich gebrummt habe. — Indes soll sich alles zu Ende des Monats entscheiden." So schrieb er im September 1811. Die Entscheidung verzögerte sich aber bis in den Mai 1812, wo Frau von Staël Coppet verließ, um nach Wien zu flüchten.

Damit fand ein wichtiges Kapitel in Chamissos Lebensgeschichte seinen Abschluß. Nicht das wichtigste, wie öfters behauptet worden ist, denn es war kein Erlebnis, das so tief ins Mark schnitt, wie die langjährige Herzenswirrnis seiner Jugendliebe. Wohl aber war es eine bedeutsame Episode, reich an Eindrücken und Anregungen, so daß er noch zwanzig Jahre später mit Dankbarkeit an diese unvergeßlichen Tage zurückdachte. Als er 1831 die Tochter seiner Freundin, die Herzogin von Broglie in Berlin wiedersah, schrieb er die folgenden Zeilen nieder:

„Ich blicke mit dem Herzen fern zurück
Zu einer Welt, der einst ich angehörte —
Der Tod ist da gewesen: Gräber! Gräber!
Nur eine — Du — Wie aber Dir zu nahen,
Und wie Dich nennen? — Herrin? — Gnäd'ge Frau? —
Du stehst vor meinen Augen noch das Kind.
Und, Albertine, würfest Du den Blick
Auf mich und sprächest: „Wer ist dieser Alte,
Der mich so anstarrt, graue Locken schüttelt
Und Tränen heimlich zu verschlucken scheint?
Ich kenn' ihn nicht."" — —

Seine Lieblingsbeschäftigung bestand während seines Aufenthaltes in Coppet darin, an der Hand einer ausgebreiteten Lektüre Zeit und Raum in Gedanken zu durchschwärmen, in „Reisebeschreibungen, in neuen und alten Büchern, in verschiedenen Zungen, die sechstausend Jahre der Geschichte unseres Geschlechtes und die neuntausend Stunden unseres kleinen Erdgürtels, nach Charakterzügen des Menschen" zu suchen. Er gewann damals den Historiker Simonde de Sismondi zum Freunde. Das Abschiedsgedicht, das er an ihn richtete, ist auch deswegen bemerkenswert, weil es mit Schlemihlstimmungen gesättigt ist:

„Unstet siehst Du nur mich irren
Kann das Rätsel nicht entwirren,
Stets wird's dunkler meinem Sinn.
Fest wohl steht der Stern im Norden,
Aber müde bin ich worden,
Kraft und Leben sind dahin."

Zu eigenen Arbeiten ist Chamisso in dieser „Biwakszeit", die von Ende Mai 1811 bis zum August 1812 dauerte, nicht gekommen. Mit der Übersetzung von Guillaume Etiennes „Deux Gendres", an dem er trotz des wachsenden Lärms, den die Franzosen davon schlugen, Gefallen fand, erntete er bei den Freunden wenig Beifall. Er hatte die Arbeit in acht Tagen fertig gestellt, wollte sie in Berlin oder Weimar drucken und womöglich auf die Bühne bringen lassen. Aus alledem wurde nichts, da die Freunde, Fouqué voran, den Stoff nicht genug wirksam fanden und dem Verfasser die Gabe absprachen, das Dramatische mit den rechten Beschwörungsformeln hervorzurufen.

In dieser Zeit gab ein Wort seines Freundes de la Foye, dem er geschrieben, daß er englische und spanische Sprachstudien treibe, Calderon und Shakespeare im Original lese, den Anstoß, einen schon des längeren erwogenen Plan, der für sein ganzes ferneres Leben entscheidend werden sollte, zur Ausführung zu bringen.

Schon in Fossé hatte ihn sein Freund Harscher dringend gebeten, mit ihm nach Halle zu gehen und sich dem Studium der Medizin und Naturwissenschaft zu widmen. Er hatte damals ablehnen müssen. Der Plan aber nahm in den traurigen Tagen des Vendéer Aufenthaltes allmählich bestimmtere Formen an. „Meine feste Idee ist, nach Berlin zu gehen und ein Student zu werden. Ferner steht bei mir fest, Medizin zu studieren" (22. März 1811 an Hitzig).

Als ihm daher de la Foye schrieb, wenn man in Coppet säße, dürfe man nicht Englisch, man müsse Botanik treiben, wirkten diese Worte wie eine Offenbarung. „Das war mir anschaulich, und ich tat also" . . . In dieser schlichten Wendung kennzeichnet Chamisso noch 1835 den wichtigsten Wendepunkt seines Lebens.

Mit frischer Arbeitslust griff er nunmehr die botanischen Studien an. Er freut sich, am 24. Mai 1812 an Hitzig berichten zu können: „Ich habe mit diesem Frühjahr die Botanik zu treiben angefangen, ich finde hier Leichtigkeit und Anleitung dazu, und dies Land ist gleichsam der botanische Garten Europas." August von Staël, der ältere Sohn seiner Gastfreundin, wurde

sein erster Lehrer in der Botanik, und mit ihm unternahm er Exkursionen in die Umgebung von Coppet, in den Jura und die Savoyischen Alpen. Bald hat er hundert, bald tausend Pflanzengattungen zusammen. Die Rubiaceengattung Staëlia Cham. erinnert noch heute an dieses Freundschaftsbündnis. Nach der Schneeschmelze wollte er „seine Schuhe anspannen" und eine längere Alpenwanderung zu botanischen Zwecken unternehmen.

Im August schreibt er an Varnhagens Schwester, daß er sich den Sommer über ganz der Botanik gewidmet habe und „dem stillen, innigen, wortlosen Genusse der schönsten Natur, die mir wie eine Geliebte ist, von der ich scheiden muß."

Er hatte in dieser Zeit ein tiefes, innerliches Verhältnis zu seinen Studien gefunden, wie es einige Monate früher noch nicht völlig hergestellt war: „Ich kenne", meldet er dem Freunde Lafoye am 23. Mai 1812, „schon nach de la Marc und Decandolle an ein paar hundert Blumen, doch will es mir eben nicht hell werden in der Blumenwelt, die stillen unschuldigen Blumen unterhalten mich wirklich besser und vertraulicher als Menschen, und dennoch ziehen sie mich noch nicht recht an."

Am 10. August 1812 verließ er Coppet, zusammen mit seinem Freunde August von Staël, der ihn bis zum Col de bonhomme begleitete, wo sie zum ewigen Angedenken eine Steinpyramide aufrichteten, der noch heute die Führer beim Vorbeigehen einen Stein hinzuzufügen pflegen. Hierauf setzte Chamisso allein den Stab weiter. Über die Montblancgruppe, den Großen St. Bernhard wanderte er das Rhonetal aufwärts über Grimsel und Furka bis zum Gotthard, von hier aus durch das Reußtal und über den Vierwaldstätter See, dann über Zug und Zürich bis nach Schaffhausen an die deutsche Grenze.

Wir glauben Schlemihl mit den Siebenmeilenstiefeln zu sehen, wenn wir die Worte lesen, mit denen er einen Brief an Varnhagens Schwester vom 10. August 1812 beschließt: „Nun gehe ich allein, entschlossen und vertrauend. Leben Sie wohl, Liebe, Gute — — denken Sie mich, da Sie diese Zeilen lesen, die Kapsel auf dem Rücken, das Buch in der Tasche, den Stab in der Hand, allein auf Felsengesimsen, zwischen Wolken, Gletschern, Bergströmen und Abgründen, in einer Höhe von 7200 Fuß — vielleicht innehaltend und zu mir sagend, jetzt mag sie deinen Gruß empfahn!" —

Im September traf Chamisso in Berlin ein. Am 17. Oktober ließ er sich — er stand bereits im 32. Lebensjahre — als studiosus medicinae inskribieren. Hiermit hatte er endlich die

Lebensbahn gefunden, die ihn, wie er überzeugt war, zum Ziele führen und mit seinem Innern in bessere Eintracht bringen würde.

Wie er einst aufatmete, als er endlich den hart erkämpften Abschied bekam und eine Halbheit und Albernheit abschütteln konnte, die ihm jahrelang mit schwerem Druck auf der Seele gelegen hatte, so fühlte er sich auch jetzt erleichtert, daß er nicht wieder in die Lüge untergetaucht sei. „Ich bin einmal", spricht er sich de la Foye gegenüber aus, „mit mir und der Welt in Eintracht und aus der Lüge heraus. Ich habe verständig gewählt und ausgeführt, und bin einmal, was ich heiße, und heiße, was ich bin — das ist studiosus medicinae der Universität Berlin. — Ich bin nicht reich, nicht blühend, aber so gut es gehen will fleißig, und ich spinne in mir den alten Wurm ein" . . . eine aus dem Französischen ver, Wurm, Grille, herübergenommene Redensart, die in den Briefen dieser Zeit häufig wiederkehrt.

Mit wahrem Feuereifer widmete er sich seinen Studien, deren Umkreis er nicht ängstlich absteckte. „Ich will", schreibt er an Lafoye, „alle Naturwissenschaften mehr oder weniger umfassen und in einigen Jahren als ein gemachter Mann und ein rechter Kerl vor mir stehen, der zu einer gelehrten Reise im allgemeinen und zu einem bestimmten Zweig insbesondere in einer größern Unternehmung der Art als tauglich sich darstellen könne." Es ist erstaunlich und zeugt von einer wahrhaft eisernen Ausdauer, was er sich alles in der kurzen Zeit von drei Jahren aneignete. Er treibt Anatomie bei dem alten Knape, dessen trockne Lehre von den Knochen ihn ebensowenig abschreckt wie der greuliche Zustand des Sezierbodens, geht durch die Elementarschule des Biologen, die Anthropotomie, arbeitet bei Lichtenstein auf dem zoologischen Museum, wo er die Krebse und Fische aufstellen hilft, hört über vergleichende Anatomie und Physiologie bei Rudolphi sowie über Elektrizität und Magnetismus bei Ermann. Besonderes Interesse bringt er der Mineralogie entgegen. „Du," sagte er in dieser Zeit einmal zu Hitzig, „ich hätte nimmermehr geglaubt, daß die Steine so viel Verstand hätten."

Daneben förderte er emsig sein Haupt- und Lieblingsfach, vermehrte noch im Herbst 1812 seine Pflanzensammlung um mehrere Hunderte und unternahm im folgenden Frühjahr häufige Ausflüge in die Umgebung Berlins, auf denen ihn Schlechtendal, sein späterer Kollege am Botanischen Garten, zu begleiten pflegte. „Wohl erinnere ich mich", erzählt dieser, „so mancher weiten und mancher beschwerlichen Fußwanderung, mit ihm und anderen Befreundeten unternommen, auf der bald anhaltender Regen bis

auf die Haut uns durchnäßte, bald drückende Hitze uns plagte, oder Sümpfe und Seen durchwatet wurden, um Pflanzen zu erjagen, und dann wohl auch der Versuch gemacht wurde, im Freien zu übernachten, um Zeit zu gewinnen, da meist nur der Sonntag und der Sonnabend Nachmittag zu Exkursionen bestimmt war. Überall war Chamisso voran, der erste, der eifrigste, von kräftigem Körper und fester Ausdauer. Eine alte, schwarze Kurtka und eine nicht minder alte, etwas verschossene und fleckige Sommerkleidung, bestehend aus runder Jacke und langen Beinkleidern aus demselben olivengrünen Zeuge, später noch das Staatskleid eines Südseehäuptlings, eine schwarze Mütze von Sammet oder Tuch auf dem lockigen Haupte, eine mächtige grüne Kapsel an ledernem Tabaksbeutel irgendwo angehängt, einige Lebensmittel aus den kleinen Seitentaschen der Jacke hervorschielend, das war der Aufzug, in welchem er auszog und abends durch Schweiß und Staub nicht verschönert, oft noch ein kräutergefülltes Taschentuch in der Hand, den geputzten Scharen der Berliner Sonntagswelt entgegentrat, und uns gutmütig neckte, wenn wir nicht mit ihm den graden Weg durch die Stadt ziehen wollten, sondern Umwege und Seitenstraßen wählten, um unbemerkter nach Hause zu gelangen."

Diese überlegene Sicherheit gegenüber dem Urteile gleichgültiger Menschen — ein in dieser Zeit zum vollen Durchbruch kommender Charakterzug Chamissos, der sich aber frühzeitig bei ihm bemerkbar macht und als Resultante einerseits seines aristokratischen Herrengefühls und anderseits seiner Rousseauschen Verachtung aller konventionellen Werte aufzufassen ist — besaß er einige Jahre früher noch nicht in demselben Maße. Dies zeigt uns ein Brief Wilhelm Grimms vom 3. Oktober 1809, in dem er seinem Bruder mitteilt, daß sich Chamisso in barocker Laune einen altprovenzalischen Rock habe machen lassen; dazu trage er eine alte Mütze und lasse sich einen Spitzbart wachsen, scheue sich aber, in diesem Aufzuge auf die Straße zu gehen.

Man hat oft gemeint, Chamisso, der nicht nur bei den Salonvirtuosen des Staëlschen Kreises, sondern auch diesseits des Rheines durch die naive Biederkeit und rücksichtslose Offenheit seines Wesens, ebenso wie durch die Vernachlässigung seines äußeren Menschen Anstoß erregte, habe unter der Unfähigkeit, sich gewinnende Formen und honette Weltläufigkeit anzueignen, sein ganzes Leben stark gelitten, und sein „Schlemihl" sei ein Reflex dieser Stimmungen. Nichts kann verfehlter sein. Denn dieser Zug seines Wesens ist nur eine Konsequenz seiner gesamten Lebensstimmung. Er sah nicht nur in unsern gesellschaftlichen

Umgangsformen, in denen die Form nur allzuoft den Inhalt vertreten muß, sondern auch in unserer Kleidung, in der Einrichtung unserer Wohnungen usw. nur lästige Fesseln und sehnte sich, besonders in den ersten Jahren nach seiner Weltreise, oft nach seinem Radaker Inselvölkchen zurück, wo er mit den Insulanern ganz wie ein Eingeborener gelebt hatte.

Gegen Hitzig sprach er einmal an einem heißen Sommertage allen Ernstes den Wunsch aus, nackt mit der Pfeife im Munde in seinem Garten spazieren zu gehen, und Hitzig bemerkt hierzu, er wäre auch wohl der Mann gewesen, dies auszuführen, hätte er auf dem Lande, statt in einer volkreichen Stadt gelebt. Und daß es nicht nur bei solchem Wunsche geblieben ist, können wir aus einer Nebenbemerkung ersehen, die sich in einem Briefe an Fouqué vom 17. Juni 1810 findet. Er teilt hier seinem Freunde mit nicht geringer Verwunderung mit, daß er in St. Menehould, seiner Heimat, allein auf dem Wege der mündlichen weiblichen Klatscherei sehr genau und umständlich erfahren habe, was er in Berlin, Markgrafenstraße Nr. 79, beim Buchhändler Hitzig parterre in seiner Stube getan und gelassen habe, wie er am Fenster auf die Straße geraucht, sich im Sommer unter der Traufe gebadet habe usw. . . . Seine Freunde setzte er manchmal durch diesen Zug in Verlegenheit. So mag Hitzig ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben, als Chamisso, damals schon würdiger Hausvater, angesehener Gelehrter und Dichter, plötzlich in tiefem Negligé, ohne Hut und in Pantoffeln, vor ihm steht und ihm atemlos und mit der Begeisterung eines Jünglings die Nachricht von dem Ausbruch der Juli-Revolution überbringt.

Daß Fernerstehende über ihn als einen wunderlichen Kauz — das Wort „wunderlich" ist fast in allen zeitgenössischen Äußerungen über Chamisso ein stehendes Beiwort — den Kopf schüttelten, wußte er natürlich sehr gut, kehrte sich aber nicht daran. Er hatte in seinem Epiktet gelesen: „Willst du in der Weltweisheit fortschreiten, so merke weiter: Laß dir's gefallen, für ungeschickt zu gelten in dem, was das äußere Leben angeht, und für unbeholfen! Du mußt nicht scheinen wollen, etwas Rechtes zu verstehen. . . . Du mußt ein Mensch aus einem Guisse sein, ein guter oder ein schlechter.... Du mußt entweder deiner Seele leben oder der Welt" — und das war ihm aus tiefstem Herzen gesprochen. In diesem Gedankenkreise liegen auch die Wurzeln seines „Schlemihl".

Nicht Unfähigkeit also, sich mit den Menschen auf guten Fuß zu stellen — er besaß vielmehr die Gabe, sich überall schnell

wie zu Hause zu finden —, war es, die ihn mit der Welt in steten Konflikt brachte, sondern seine trotzige, überzeugungsstarre Herrennatur, das Erbteil seiner Väter, die ihm die Kraft gab, der Stimme seines Inneren unerschrocken zu folgen und, mit Schlemihl zu reden, seinem besseren Selbst zu leben. Seit seiner frühesten Jugend, die Belege ließen sich zahlreich häufen, winkte ihm als begehrenswertestes Lebensziel eine dunkle, geräuschlose Existenz, die ihn in den Stand setze, nach seinem Sinn und Herzen sich anzusiedeln und eine Familie zu bilden. Manchmal klingt in diesem Wunsche als Oberton eine gewisse Resignation mit, aber nur aus dem Grunde, weil seine Verwirklichung solange auf sich warten ließ, keineswegs deshalb, weil die süßeren Trauben zu hoch hingen. Nicht als eine vorüberhuschende Aufwallung überschwenglicher Schwärmerei, sondern als den Ausdruck einer tiefen Herzenssehnsucht haben wir die Worte aufzufassen, in denen er, noch ringend mit dem deutschen Ausdruck, seinem Herzensfreunde Lafoye in lockenden Farben ein Bild ihrer Zukunft entwirft: „. . . In einer stillen, abgelegenen, üppig umgrünten Bucht des heiligen Weltmeers umfängt am Ufer uns der brausenden Flut ein eifriges, niedriges Dach und wie ein Haus und ein Garten nur; nur auch eine gleichgesinnte, gleichliebende des seltenen schönen Vereines würdige Gattin. Ihre Liebe, die Ruhe, der Fleiß, unsere Griechen, unsere deutschen Dichter, der Blick in die entfernte Welt und auf unsere Freunde — — —, lieber, lieber Freund! aber so rede doch! würdest Du nicht da mit bitteren Tränen im funkelnden Auge schauen können am ‚heiteren Himmel zu dem des Nordes Stern'" . . . Hiermit ist vollständig die Idylle umzeichnet, in die sich Chamisso nicht nur hineingeträumt hat, sondern die er sich schwer und mühsam dereinst in der „Philemon- und Baucishütte" zu Schöneberg zurechtzimmern sollte.

Und in dieser Neigung zur Idylle ist meines Erachtens die tiefste Schicht seines Wesens zu suchen. Hierin wurzelt seine Hinneigung zu Rousseau und den Stoikern, sein Wahlverwandtschaftsgefühl mit den Naturvölkern der australischen Inselwelt, seine tiefe Lust am Märchen und an der schlichten Gefühlskraft primitiver Volksdichtung, sowie seine frühzeitig hervortretende Liebe zur Natur, die ihn schließlich die Botanik zum Lebensberufe wählen läßt.

In jenem arbeitsreichen Wintersemester 1812/13 ging er völlig in seinen wissenschaftlichen Studien auf. Die Dichtkunst hatte er, der von allen Eitelkeiten, wie er sagt, zurückgekommen sei, an den Nagel gehängt. „Vergessen habe ich schon, daß ich

je ein Sonett geschrieben — Gott verzeihe mir meine Sünden!"

Endlich war er in das richtige Fahrwasser gekommen, fühlte sich wohl und frei in einer von innerer Befriedigung getragenen Tätigkeit, und alles war im besten Gang, als ein Ereignis eintrat, das ihn mit einem Schlage wieder in seine frühere Wirrnis zurückzuwerfen drohte.

Das Volk stand auf, die Flammenzeichen lohten, die Stunde der Vergeltung war gekommen. Auf den Schneefeldern Rußlands war das Gottesgericht hereingebrochen. Eine Welt in Waffen erhob sich wider den welschen Tyrannen, um die Ketten der Knechtschaft zu zerreißen. Da blieb keiner, der gesunde Glieder hatte und die Muskete tragen konnte, hinter dem Ofen sitzen. Alles eilte zu den Waffen, sonderlich Preußen glich einem einzigen Kriegslager. Nur einer, dem als altem Soldaten das Herz schwoll, wenn Hörner- und Trommelklang zu einem frischen, fröhlichen Kriege aufriefen — unser Chamisso — mußte sich still in die Ecke drücken, zähneknirschend und voll bitterer Verzweiflung, weil die Zeit kein Schwert für ihn hatte. Zuerst wollte er sich, Fouqués Beispiel folgend, auf den Aufruf des Königs zum Eintritt unter die freiwilligen Jäger melden, und zwar als bloßer Freiwilliger, wie aus einem im Nachlaß vorgefundenen Konzepte ersichtlich ist. Durch die inständigen Bitten seiner Freunde, die mit Recht bei der scharfen Zwiespältigkeit seiner Empfindungen in diesem Entschluß keine Befreiungstat, sondern einen Akt der Verzweiflung sahen, ließ er sich bewegen, von diesem Plane Abstand zu nehmen. Hatte er schon aufs tiefste unter der Schmach gelitten, die seine unglücklichen aus Rußland heimkehrenden Landsleute hinunterwürgen mußten, so traf ihn jetzt, bei aller Ergriffenheit für die deutsche Sache, an empfindlicher Stelle der Haß und die Verhöhnung, mit der Napoleon überschüttet wurde, dessen eiserne Tyrannei er zwar verabscheute wie irgendeiner, dem er aber als Feldherrn und Kriegsheros höchste Bewunderung zollte. Noch 1827, angeregt durch Manzonis Ode, die auch Goethen zur Übersetzung reizte, hat er diese Auffassung Napoleons in der dramatischen Szene „Der Tod Napoleons" niedergelegt.

Bei dieser Lage der Dinge — es war das Jahr, in dem er das Thema variierend „Das ist die schwere Zeit der Not" den bekannten, von Männerchören viel gesungenen Kanon verfaßte — stand es für Chamisso von vornherein fest, daß er, wenn er überhaupt zum Schwerte griffe, nur für Deutschland es täte, nicht gegen Frankreich. „In einem Kriege für Norddeutschland", so

äußert er sich am 27. Mai 1813 an Varnhagen, „hätte ich wohl meine Knochen zu Markte getragen, und ich war erbötig es zu tun — mit Euch unterzugehen will ich nicht verneinen; in einem Kriege gegen Frankreich darf ich, kann ich — der Kerl der ich bin, — nichts für mich holen wollen."

In einem Briefe an Fouqué streift Perthes diesen bitteren Gefühlskonflikt unseres Dichters mit folgender Bemerkung: „Ein wunderbarer und wunderlicher Mann! Ich habe ihn sehr liebenswürdig, sehr geistreich und sehr verstandvoll gefunden. Aber höchst unglücklich ist der Mann: er hat kein Vaterland! Seine Natur gehört ganz seinem Mutterlande an, und er kann davon sich nicht trennen, und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören, die dort wachsen."

Verschärft wurde die Situation auch noch dadurch, daß sich Chamisso nicht zu den Hoffnungen bekennen konnte, die seine Freunde an einen glücklichen Ausgang der Sache knüpften. Mit feiner Witterung schrieb er schon vor der Leipziger Schlacht an Hitzig: „Lieber Freund, wüßt' ich nur recht klar, daß die Völker nicht den Zwist der Könige, sondern die Könige den Zwist der Völker führen! ... Der Himmel hängt ja voller Geigen, wenn es am Ende nur nicht an Fiedelbogen gebricht ... die Zeit scheint mir nicht nur hochschwanger, sondern auch noch guter Hoffnung zu sein. Aber, aber! — ich wollte, es wäre Schlafenszeit und alles wäre vorbei; denn das Ende muß das Werk loben." Er hatte von diesen Königen, die gegen seinen Helden zu Felde zogen, keine hohe Meinung. So fragt er 1809 einmal seinen Freund Fouqué, auf die Preisgabe der Tiroler anspielend: „Sind die Herren Dynasten nicht niedliche Jungen? Mr. Franz wird seine Schafe alle den Wölfen ausliefern und sich noch eine Schlafmütze von ihrer Wolle mit auf die Reise ausbedingen können."

Als echter Rousseauschüler überhaupt kein Anhänger der absoluten Monarchie, sah er in einer republikanischen Staatsverfassung sein politisches Ideal verwirklicht. So nahm er lebhaften Anteil an dem Schicksal der freien Reichsstädte, und besonders Hamburg ließ er nicht aus dem Auge. Denn, wie er an Varnhagen am 27. Mai 1813 schreibt, „mehr fast als Preußen ist mir Hamburg ans Herz gewachsen ... Eine reine Republik — wär' es auch nur eine rein kaufmännische — erzeugt doch eine Herrlichkeit, die man nicht verkennen kann." Auch ließ er es sich nicht nehmen, seinem Freunde Fouqué das letzte rührende Blatt aus der Geschichte der freien Republik Genf mitzuteilen. Die Schultheiße verfügten sich nach Abschluß der Kapitulation, durch die sie mit Frankreich verbunden wurden, feierlich nach dem großen

Käfig an der Rhone, worin die Adler (Stadt- und Staatswappen) ernährt wurden, öffneten den und ließen die königlichen Tiere frei auffliegen. Da war Genf gewesen . . .

Ein Glück für Chamisso, daß er aus einer Umgebung herausgerissen wurde, die ihm bei seiner feinfühligen Natur das Leben gründlich vergällte und ihn wieder in jene Verzweiflung hineingejagt hätte, die jede Entschlußfähigkeit und alle Tatkraft lähmte. Durch Vermittlung seines Lehrers Lichtenstein fand er in Kunersdorf auf dem Landgute der Itzenplitzschen Familie ein Asyl, wo er in Ruhe und Verborgenheit seinen botanischen Studien nachgehen konnte.

Die rasende Zeit machte sich auch hier in dieser Idylle bemerklich: er exerzierte den Landsturm ein. Aber ihr Getöse klang nur gedämpft herüber und störte ihn nicht, der sich in Demut zurückgezogen hatte. Während er hier mit dem Kunersdorfer Gärtner botanisiert, die französischen Aufsätze der gräflichen Sprößlinge korrigiert, seine Herbarien füllt und seine erste botanische Schrift „Anmerkungen zu Kunths Flora von Berlin" verfaßt, erhält Mittsommer 1813 sein Freund Hitzig ein schmächtiges Manuskript mit folgenden Begleitworten: „Du hast also nichts weniger von mir erwartet als ein Buch! — Lies das Deiner Frau vor, heute abend, wenn Du Zeit hast; wenn sie neugierig wird zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen, und besonders, wer der Mann im grauen Kleide war, so schick' mir gleich morgen das Heft wieder, auf daß ich daran schreibe — wo nicht, so weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat."

Bis in den Anfang des dritten Kapitels reichte dieses Heftchen. Das folgende Kapitel bot noch Hindernisse — „es stehen die Ochsen am Berge!" War diese Schwierigkeit erst gehoben, hoffte er es in flotter Gangart weiter zu bringen. Da Hitzig zur Fortsetzung angefeuert haben wird, kritzelt er nun wochenlang an seinem Schlagschatten und lacht und fürchtet sich manchmal darüber, sowie er daran schreibt, nicht ohne Besorgnis, daß statt dessen die Leser wohl gähnen könnten. Auch mit dem gefürchteten vierten Kapitel ist er schneller über den Berg, als er gehofft hatte. Noch warm von der hurtigen Arbeit, meldet er dem Freunde, daß er es sich nach vielem Kauen an einem Tage wie eine Offenbarung aus der Seele habe schneiden können. Dabei ward ihm das Blitz-Prosaschreiben ungeheuer sauer, sein Brouillon sah toller aus als alle Verse, die er je gemacht. Gegen Ende des Jahres jedoch kam das Werkchen zum Abschluß. Die Vorrede an Hitzig ist aus Kunersdorf vom 27. September datiert, kurz nach

der Schlacht bei Dennewitz, in welchem Zusammentreffen Chamisso mit Recht einen echten Schlemihlstreich erblickte. „Mein Schlemihl hat doch seinem Namen Ehre gemacht, so friedlich mitten in dem Krieg zu debütieren."

Wir brauchten es nicht aus Chamissos eigenem Munde zu hören, daß er seinem Schlemihl im Leibe stecke. Es genügt ein Rückblick auf seine Lebensgeschichte, um deutlich die Motivfäden hervortreten zu lassen, die sich jetzt wie von selbst zum Gewebe dieses Märchens zusammenschlangen.

Die Anlage unserer Darstellung bringt es mit sich, daß wir an dieser Stelle nur die Schlinge zusammenzuziehen brauchen, um das Schlemihlproblem einzufangen, das alle bisherigen Deutungen und Erklärungsversuche zwar umschlichen, aber nicht in seinem Kernpunkte erkannt haben.

Bezeichnen wir die Hauptmotive des Märchens mit kurzen Stichwörtern, so ergibt sich, daß alle samt und sonders schon als bekannte Posten in seiner Lebensrechnung standen: vom Motiv des Pechvogels in seinen zahlreichen Variationen an bis zum Motiv der Siebenmeilenstiefel und dem Glückssäcklein Fortunats. Außerdem liegt es auf der Hand, daß ebenso wie in Adelberts Fabel eine Fülle autobiographischer Züge hineingeflossen sind, nur daß sie hier ganz offen zutage treten. So erkennen wir sofort, um nur einiges herauszuheben, in der Tracht Schlemihls das eigene Kostüm unseres Dichters wieder, wie es uns seine Freundin Rosa Maria einst anschaulich beschrieben hat. Er staffiert ihn mit der polnisch verschnürten Kurtka aus und mit jener eigentümlichen Mütze, die wir in der Zeichnung E. T. A. Hoffmanns aus der Zeit des Nordsternbundes bei Chamisso wiederfinden, hängt ihm die große Botanisiertrommel um und drückt ihm die Tabakspfeife in die Hand. Denn die Nikotiana bietet auch ihm wie dem Dichter Ersatz für mangelndes Lebensglück. Schlemihls Diener, in welcher Gestalt er dem treuen Hitzig ein schönes Denkmal der Dankbarkeit gesetzt hat, trägt den Namen von Chamissos Offiziersburschen Bendel. Der Pudel Figaro, den Chamisso mit ins Feld nahm, leistet auch seinem Schlemihl treue Gefährtschaft. M[asch]in[k]a und [Hel]mina werden ihm nicht nur den Namen für seine Hauptheldin geliehen haben — wenn man hier überhaupt nach einem Modell suchen will. Denn dieses Frauenideal war unserm Dichter, wie Goethen die Idee des Weiblichen überhaupt, an- und eingeboren. Da das Ganze als ein Brief Schlemihls an Chamisso gedacht ist, bot sich die Möglichkeit von selbst, den Namen des Adressaten wiederholt zu nennen, eine Gelegenheit,

die Chamisso sofort dazu benutzt, sich selbst in seiner Arbeitsstube, „seiner Tabaksbrennerei", vorzuführen. So sehen wir ihn an seinem Arbeitstische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen. Vor ihm liegen Haller, Humboldt und Linné, auf dem Sofa ein Band Goethe und der „Zauberring" seines Freundes Fouqué.

Ingleichen ließen sich noch viele andere Züge ausfindig machen, die unserm Dichter ganz unwillkürlich in die Feder fließen mußten, weil er hier seine eigene Lebensgeschichte beschrieb.

Das wird noch deutlicher werden und uns vollends das unsichtbare Vorhängeschloß, das, wie Fouqué in seiner Widmung an Hitzig sagt, vor jedem echten Geistes- und Gemütswerke und so auch vor diesem Werke hängt, zu öffnen erlauben, wenn wir dem Motiv nähertreten, um das sich das Ganze wie um seine Hauptachse dreht: dem Motiv des Schattenverlustes.

Wie Chamisso zu diesem überaus glücklichen Märchenmotive — dem einzigen, das ihm von außen zugeflogen scheint, aber auch nur scheint — gekommen ist, erzählt er selbst in einem Briefe an Trinius vom 11. April 1829. Er hatte auf einer Reise seinen Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und alles bewegliche Gut verloren. Als Fouqué fragte, ob er nicht auch seinen Schatten verloren habe, malte man sich dieses Unglück weiter aus.

Nach einer andern Version, die auf Rauschenbusch zurückgeht, der in späteren Jahren dem Dichter nahestand, soll den ersten Anstoß zu dem Märchen ein Spaziergang bei Fouqué in Nennhausen gegeben haben. Die Sonne warf lange Schatten, so daß der kleine Fouqué seinem Schatten nach fast so groß aussah wie der hochgewachsene Chamisso. „Sieh, Fouqué," sagte da Chamisso, „wenn ich dir nun deinen Schatten aufrollte und du ohne Schatten neben mir wandern müßtest?" Fouqué fand die Frage abscheulich und reizte dadurch Chamisso, die Schattenlosigkeit neckisch auszubeuten.

Ob diese oder jene Version richtiger — man könnte vermuten, daß in die letztere schon Erinnerungen aus dem Werke selbst hineinspielen —, fällt wenig ins Gewicht. Jedes Erlebnis ist an und für sich indifferent und wird erst dadurch fruchtbar und in tieferem Sinne zum Erlebnis, wenn es mit der Summe des vorher Erlebten und Gewordenen einen wenn auch noch so geheimen Amalgamierungsprozeß eingehen kann. Soll einer Saite ein Ton entlockt werden, so muß vor allem erst die Saite da sein....

Auf den vorliegenden Fall angewendet: das Schattenmotiv muß, durch irgendeine Beziehung zur Gedanken- und Gefühlswelt

unseres Dichters, ein lebhaftes Echo in ihm geweckt haben, das ihn zwang, diesem Klange zu lauschen.

Welches aber war diese innere Beziehung? Es ist klar, daß die Beantwortung dieser Frage uns sogleich auch der Lösung des eigentlichen Schlemihlproblems, der vielumstrittenen Deutung des Schattenverlustes, näher bringen muß.

Unter dem Einflusse Rousseaus und Epiktets hatte sich in Chamisso eine Stimmung festgesetzt, in der er die europäischen Kulturwerte in keinem rosigen Lichte sah — eine Stimmung, die aus demselben Drange floß, der ihn aus Frankreich heraustrieb, wo ihm die Vergangenheit nie Vergangenheit werden konnte, weil die Erinnerung aus zu reichen Quellen gespeist wurde, der ihn bald nach Amerika, bald nach einer Eremitenklause ausschauen ließ: er wollte, ohne durch den Anblick der Vergangenheitstrümmer sein Gefühl verwirren zu lassen, auf neuer Grundlage ein neues Leben nach eigenstem Willen sich zurechtzimmern. Es versteht sich von selbst, daß ein Mensch von dieser eigentrotzigen Sinnesweise, die zwar nicht herausfordernd sich geltend machte, aber selbst in der größten Kleinigkeit hervortreten mußte, weil sie im Blute lag und nicht Eingelerntes war, im praktischen Leben, das überall Kompromisse erheischt, überall zu kurz kam. Er mußte bei jedem Fernerstehenden den Eindruck eines wunderlichen Sonderlings hervorrufen, der mit dem Kopf durch die Wand will.

Daß Chamisso unter dieser Kampfstellung gegen die Gesellschaft, die ihm seine Natur aufnötigte, in empfindlichster Weise litt, ist bei seiner feinnervigen und leicht verletzlichen Natur ganz selbstverständlich. Ein helles Streiflicht fällt auf jene schwere Krisis im Winter 1809/10, wenn wir in einem Briefe vom 24. Juni 1810 an Rosa Maria die Worte finden: „Soll man fremd auf der Erde bleiben, ist doch Paris ein herrlicher Ort. In ecclesia pressa läßt sich ein sehr hübsches und inniges Leben dort einrichten, die kleinlichen Quälereien, Klatschereien und Bedingungen aller Art, die wie Nadeln alltäglicher und peinlicher verwunden als Spieße, fallen im großen Strudel ganz weg."

Wir stoßen hiermit auf die Erfahrungsschicht, aus der das Verhöhnungsmotiv, das im „Schlemihl" so breiten Raum einnimmt, hervorgewachsen ist. In diesem Motiv hat Chamisso den bald mit passivem Widerstand, bald mit Nadelstichen geführten Kleinkrieg eingefangen, den die Gesellschaft gegen ihn führte, weil sie durch die Mißachtung, mit der er an der Tafel ihrer Werte vorbeisah, an empfindlichster Stelle sich verletzt fühlte.

Und hier ist der Punkt, wo das Schattenmotiv in Chamissos Innern einen Haken vorfand, an dem es festgehalten wurde. Denn der tiefste Grund des Mißverhältnisses, in das Chamisso mit der Welt geraten war, lag eben darin, daß er die konventionellen und im Umlauf befindlichen Lebenswerte nur als mindergültige, mit Schein- und Schattenwerten stark versetzte Legierungen anerkennen konnte. Indem er sie zurückwies und sich statt dessen zu dem Satze Epiktets: „du mußt entweder der Welt oder deiner Seele leben" bekannte, der mit seinem scharfen Entweder — Oder keinen Raum für irgendwelche Kompromisse übrig läßt, ward Chamisso zu dem Mann ohne Schatten, den ihrerseits als einen Abtrünnigen die Gesellschaft zurückstieß.

Wie uns Hitzig berichtet, hatte Chamisso zwar keine eigentlichen Feinde, aber in allen Lebensjahren mit solchen zu kämpfen, die ihn nicht mochten, die er abstieß und die sich oft angeregt fühlten, ihn zu mißhandeln und ihre Superiorität in der lebensklugen Beachtung von Elendigkeiten ihm fühlbar zu machen. Selbst seinen besten Freunden konnte er Anlaß zu Ärgernissen geben, weil er stets seine Meinung in aller Deutlichkeit und ohne jede Verklausulierung auszusprechen pflegte. „Dem Wortkargen floß selten eine beifällige Phrase von den Lippen; mißfiel ihm aber die Äußerung eines Dritten, auch wenn dessen Rede keineswegs an ihn gerichtet war, so vermochte er es wohl ausnahmsweise über sich, zu schweigen; aber er schnitt dazu Gesichter und stieß Töne des Unbehagens aus, die dem Sprechenden keinen Zweifel darüber ließen, was in seiner Seele vorging." In Fragen der Gesellschaftskritik war mit ihm überhaupt nicht zu rechten, weil er alles auf den Naturzustand, wie er ihn als Norm erkannte, zurückführte. Bringt man noch die Schwerfälligkeit seiner Rede in Anschlag, die manchen zur Ungeduld reizte, sowie seine stark ausgeprägte und ihm wohlbewußte Neigung zum Widerspruch, so rundet sich das alles zu dem Bilde eines Menschen zusammen, der in den Augen der Welt als ein unangenehmes Rätsel dastehen mußte.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Parallele Chamisso-Schlemihl schlagend. Wie Schlemihl ohne Bedenken seinen Schatten hingibt, hatte Chamisso diejenigen Lebenswerte, die er für Schein- und Schattenwerte ansah, aus seiner Lebensrechnung glatt gestrichen. Hierdurch aber kam er mit der Welt in Konflikt, die als Masse, wie jede andere dem Beharrungsgesetz unterworfen, über nichts so eifersüchtig wacht, als den Markwert ihrer Güter konstant und unangefochten zu erhalten.

Chamisso fand das Schattenmotiv auf der Landstraße, weil es nur eines Zufalls bedurfte, um dieses Motiv, das aus dem Kernpunkt seines Wesens herausstrebte, lebendig werden zu lassen, weil nur ein leiser Anstoß nötig war, um einen seit langem vorbereiteten und aus seinem tiefsten Wesen emporquellenden Gedanken- und Stimmungskomplex zur Kristallisation zu bringen.

Es hieße das Wesen künstlerischen Schaffens völlig verkennen, wollte man nunmehr mit dieser Deutung des Schattenmotivs an den „Schlemihl" herantreten, um an Einzelheiten ihre Richtigkeit nachzuprüfen. Denn Chamisso ist nicht von einer begrifflichen Konstruktion des Schlemihlproblems ausgegangen. Er brauchte nur in seine Brust zu greifen, um den ganzen Schlemihl gleichsam mit Haut und Haaren herauszuziehen.

Das Schattenmotiv war diesem Pechvogel so auf den Leib zugeschnitten, daß jedes Teilchen davon benutzt werden konnte und nichts unter den Tisch zu fallen brauchte. Das Motiv behielt hierdurch zugleich seine volle Spannkraft und konnte über seinen symbolischen Untergrund überall hinauswachsen, ohne in die Gesamtstimmung irgendwelche Störungen zu bringen, was sicherlich der Fall gewesen wäre, wenn im Zentrum der Dichtung ein starrer, abgezirkelter Begriff stünde, in dessen hellem Lichte jeder Seitensprung gefühlt und als solcher gemißbilligt würde.

Auf welchem Wege sich mit dem Motiv des Pechvogels das des Reichtums verbinden konnte, ist schon gezeigt worden, und wir finden an dieser Stelle einen Erklärungsgrund mehr, weshalb der „Fortunatus" Fragment geblieben ist. Der Unterschied nämlich zwischen dem „Schlemihl", zu dem die Gestalt Andolosias eine Vorstufe bildet, und dem „Fortunat" besteht nur darin, daß in dem einen das Pechvogelmotiv, in dem andern das des Reichtums im Vordergrunde steht. Letzteres aber hatte, da es nur vorbeihuschend sich einstellte, in Chamissos Innern nur schwache Wurzeln und war deshalb nicht fähig, ein größeres Werk mit rechtem Lebenssafte zu speisen.

Wenn Chamisso einmal schreibt: „Du verdirbst dem Teufel seinen Spaß, der das Geld so gewaltig akzentuiert hat," so liegt hiermit die Gedankenbahn vor uns offen, auf der das Versuchermotiv, das ihm übrigens von seinem Faust her nahe genug lag, zu den übrigen sich gesellen konnte.

Selbst die graue Farbe dieses Teufels hat eine tiefere symbolische Bedeutung. Chamisso war nämlich der Meinung, daß man den Teufel ganz ungerechterweise anschwärze. „Denn alles Schlechte ist doch nur ein als solches erscheinendes, nicht

verstandenes Gute, und der Teufel selbst ist im ganzen ein ganz vortrefflicher Kerl und seine Werke untadelhaft."

Als Chamisso einmal mit Schopenhauer zusammentraf, warnte er ihn, den Teufel nicht zu schwarz zu malen, ein gutes Grau sei ausreichend.

Die weitere Einkleidung und märchenhafte Ausstattung dieses Motivs fand er durch einen Zufall. Mit Fouqué blätterte er einmal in einem Buche des Vielschreibers Lafontaine, „wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde — ich meinte, wenn man dem Kerl ein gut Wort gebe, zöge er noch Pferd und Wagen aus der Tasche ... In der Tat brauchte ich nicht den Baron de Feneste gelesen zu haben, um praktisch allerlei über das φαίνεσθαι und εἶναι vom Leben losgekriegt zu haben." Er spielte hiermit auf ein satirisches Scherzspiel Theodor Agrippa d'Aubignés an, das in Form eines Dialoges zwischen einem gaskonischen Windbeutel, dem Besitzer der Herrschaft Feneste (φαίνεσθαι), und einem verständigen Edelmann Enay (εἶναι) diesen Gegensatz durchhechelt.

Die übrigen Füll- und Nebenmotive hat Chamisso aus seiner reichen Kenntnis des Volks- und Märchenglaubens geschöpft. Aus Tiecks Märchen im Phantasus leiht er sich die Siebenmeilenstiefel, und mit köstlicher Glossierung pedantischer Zitierseligkeit wird auch die Quelle namhaft gemacht: Tieckius de rebus gestis Pollicilli. Der „Fortunatus" steuert das Glücksäcklein bei, eine Erzählung Fouqués das Galgenmännlein, Arnims Novelle „Isabelle von Ägypten" die Alraunwurzel, eine simplizianische Schrift Grimmelshausens das unsichtbar machende Vogelnest. Mit geschickter Hand hat Chamisso diese Wunder- und Zaubermittelchen, deren Reihe noch durch die Springwurzel, das Tischlein deck' dich, durch den Raubtaler, die Wechsel- oder Heckpfennige, ergänzt wird, hie und da eingelassen, um die Erzählung, die mit unerhörter Kühnheit mitten in das moderne Leben — der Anfang der Handlung spielt in Hamburg — hineingestellt ist, recht fest im Märchenboden zu verankern.

Über den Namen „Schlemihl" gibt uns Heine Auskunft im dritten Buch des „Romanzero", im vierten Gedicht von „Jehudah ben Halevy":

„Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht."

Er habe sich, fährt er fort, an den Dekan der Schlemihle gewandt und diesen um weitere Auskunft gebeten. Chamisso schickte ihn aber zu Hitzig, der ihm einst den Familiennamen seines schattenlosen Peters verraten hatte. Von ihm habe er folgendes erfahren:

„In der Bibel ist zu lesen,
Als zur Zeit der Wüstenwandrung
Israel sich oft erlustigt
Mit den Töchtern Kanaans,

Da geschah es, daß der Pinhas
Sahe, wie der edle Simri,
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter.

Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle totgestochen —
Also heißt es in der Bibel.

Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

Sondern, daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unversehens
Einen ganz Unschuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schaddai."

Mit kleinen Änderungen, doch ohne wesentlichen Unterschied, spricht sich Chamisso selbst über die Bedeutung des Namens aus. „Schlemihl oder besser Schlemiel", heißt es in einem Briefe vom 17. März 1821 an seinen Bruder Hippolyt, „ist ein hebräischer Name und bedeutet Gottlieb, Theophil oder aimé de dieu. Dies ist in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten und unglücklichen Leuten, denen nichts in der Welt gelingt. Ein Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit. Schlemihl, dessen Name sprichwörtlich geworden, ist eine Person, von der der Talmud folgende

Geschichte erzählt: ‚Er hatte Umgang mit der Frau eines Rabbi, läßt sich dabei ertappen und wird getötet.' Die Erläuterung stellt das Unglück dieses Schlemihl ins Licht, der so teuer das, was jedem anderen hingeht, bezahlen muß." In den Gedichten „Pech" und „Geduld", die mit Uhlands „Unstern" zusammengehören, hat Chamisso dieses Pechvogelmotiv auch lyrisch verwertet.

Die frühzeitig in Chamisso sich festsetzende Abneigung gegen begriffliche Konstruktionen, wie sie in der Naturphilosophie Schellings und seiner Nachfahren gerade damals mit geiler Fruchtbarkeit emporgewuchert waren, erreichte in dieser Schlemihlzeit ihren Höhepunkt und floß in das Märchen mit ein. Wenn Epiktet einmal den Widerstreit zwischen Theorie und Praxis in dem drastischen Gleichnis zum Ausdruck bringt: „Auch dem Hirten beweisen die Schafe nicht dadurch, daß sie das Futter wieder ausspeien, wieviel sie gefressen haben, sondern wenn sie das Futter eben verdaut haben, tragen sie außen Wolle und geben Milch", so sehen wir wieder Chamisso ganz in dieselbe Kerbe hauen. „Vor mir steht", spricht er sich de la Foye gegenüber aus, „eine enorme Vogelscheuche, die zehnmal des Tages mich ausrufen heißt, verflucht sei und hol' der Teufel das bißchen Philosophie, Moral, Religion, das ich haben sollte, ohne daß es unmittelbar in mein Leben überginge... Wie mir die Nase gewachsen ist (und ich hoffe, das ist noch leidlich grad), folge ich ihr — frage nicht wie und warum; will von Gott, der Welt und meiner armen Seele weiter nichts wissen, sondern in meinem Kreise tüchtig, praktisch brauchbar und gut sein, meine Freunde sollen sich an mir freuen, ich will so fest und froh sein, als ich kann, nicht jeden Wind, der mir im Leibe rumort, zu vierundzwanzig teilen, nicht an mir zerreißen und flicken, sondern mich an der Sonne sonnen und wenn es regnet, eine Pfeife zu Hause rauchen — beim andern Tun kommt doch gar nichts heraus." Ebenso scharfe Worte gebraucht er in einem späteren Briefe: „Mir ist das müßige Konstruieren a priori und Deduzieren und Wissenschaft aufstellen von jedem Quark und Haarspalten zum Ekel geworden; leben will ich meiner Ethik — folge ich meiner Nase nach und bin fromm und gut, wird mir schon Gott die vielen Worte schenken und sich mit mir erbarmen. — Der Wissenschaft will ich durch Beobachtung und Erfahrung, Sammlung und Vergleichen mich nähern. — Vergessen habe ich schon, daß ich je ein Sonett geschrieben — Gott verzeihe mir meine Sünden!"

Mit Händen zu greifen ist ferner die Identität Chamissos und Schlemihls, wenn wir an jene Szene denken, in der sich

Schlemihl vor die harte Wahl gestellt sieht, entweder mit Preisgabe seines Seelenheils den verlorenen Schatten wiederzugewinnen oder die Geliebte unwiederbringlich zu verlieren. Es sieht wie ein Notbehelf aus, der zwar gut motiviert ist, aber doch fühlbar bleibt, wenn Schlemihl in diesem Augenblick ohnmächtig wird und durch diesen Zufall die Entscheidung herbeigeführt wird. Und doch ist dieser Zug aus dem innersten Kernholz der Chamissoschen Natur herausgeschnitten! Wir hören ein tief geschürftes Selbstbekenntnis Chamissos, wenn Schlemihl auch aus diesem Zufall das Walten der Notwendigkeit hervorleuchten sieht. „Auch hier trat", lautet die Stelle, „wie so oft schon in mein Leben, und wie überhaupt so oft in die Weltgeschichte, ein Ereignis an die Stelle einer Tat. Später habe ich mich mit mir selber versöhnt. Ich habe erstlich die Notwendigkeit verehren lernen, und was ist mehr als die getane Tat, das geschehene Ereignis, ihr Eigentum! Dann hab' ich auch diese Notwendigkeit als eine weise Fügung verehren lernen, die durch das gesamte große Getrieb' weht, darin wir bloß als mitwirkende, getriebene treibende Räder eingreifen; was sein soll, muß geschehen, was sein sollte, geschah, und nicht ohne jene Fügung, die ich endlich noch in meinem Schicksal und dem Schicksale derer, die das meine mit angriff, verehren lernte."

Wir sehen: der tiefsinnige Gedanke des Syntheleins, die Verehrung der weisen, allgewaltigen Ananke, der er in seinem ersten Prosamärchen mit innerster Ergriffenheit gehuldigt hatte, wölbte sich über Chamisso wie ein mächtiger Dom, in dessen Hallen jedes Erdenweh verklang und als verschwindende Dissonanz sich auflöste in die Orgelklänge der brausenden Riesenmelodie des Alls ...

Daß diese schlichte, formell und inhaltlich anspruchslose Dichtung ihrem Verfasser einen Weltruhm eingetragen hat — schon 1822 wurde sie ins Französische, 1824 ins Englische, 1838 ins Italienische übersetzt, und in kurzer Zeit ist sie durch Übertragungen in alle bedeutenden Länder der alten und neuen Welt gedrungen — erklärt sich nicht daraus, daß ihre tiefere Bedeutung, ihr symbolischer Untergrund zur Enträtselung anlockte. Denn die Motive hatten infolge ihres Durcheinanderwebens alle so freien Spielraum bekommen, daß ihre symbolischen Werte nur in dem zwar einheitlichen aber schwer faßlichen Stimmungskomplex zum Ausdruck kommen, der wie ein zarter Nebelhauch über der ganzen Dichtung liegt. Diese beziehungsreiche Unbestimmtheit gab der Dichtung wohl einen Reiz mehr, kommt aber als ausschlaggebend für die Wirkung ebensowenig in

Betracht, wie etwa bei der Analyse des ästhetischen Eindrucks einer Baumgruppe das Erdreich, das ihr Wurzelgeflecht ernährt, als entscheidender Faktor in Anschlag gebracht werden könnte.

Die auffällige und schnelle Wirkung erklärt sich auch nicht aus den literarischen Vorzügen, die über dieses Märchen, das köstlichste Erzeugnis unserer Spätromantik, in reicher Fülle ausgestreut sind. Welche Meisterschaft offenbart sich in dem schlichten und doch mit allen Registern ausgestatteten, echt epischen Vortrage, der die Handlung ohne jede Stockung sich abrollen läßt; in der scharfen und doch lebensrunden Zeichnung der Charaktere, in der ganz beispiellosen Kühnheit, mit der die reale Wirklichkeit an allen Ecken in die Märchenwelt hineingeschoben wird, ohne mit ihrem grellen Tageslicht die heimliche Dämmerstimmung des echten Märchens zu zerreißen; in der lückenlosen, Schritt für Schritt vordringenden, dem Ganzen die Selbstverständlichkeit eines wirklichen Geschehnisses verleihenden Motivierungsweise, die in ihrer Strenge und Vorliebe für realistische Einzelzüge an Kleistische Art gemahnt.

Ihre Erklärung findet meiner Meinung nach diese Tatsache vielmehr darin, daß Chamisso mit dem Schattenmotiv einen Klang wachrief, der ein lebhaftes Echo hervorrufen mußte, weil er mit zu jenen Urklängen gehört, die die Menschheit in der goldenen Morgenröte ihrer Kindheit erlauscht und wie alles, was in dieser mit quellfrischer Empfänglichkeit ausgestatteten Zeit seine Wurzeln hat, mit unverlöschlicher Erinnerungskraft sich eingeprägt zu haben scheint. — Beiläufig bemerkt: eine im Unbewußten sich abspielende Anagnorisis, die mir in letzter Instanz die geradezu ans Wunderbare streifende konstante Anziehungskraft alter Märchen und Sagenstoffe erklärt und den Tiefsinn des platonischen Gedankens von der Anamnese und der Präexistenz der Seele, im Lichte der modernen Vererbungslehre, von neuem offenbart. —

Es ist begreiflich, daß die Erscheinung des Schattens dem wachen Mißtrauen des Urmenschen ein unheimliches Rätsel aufgab, mit dem er sich auseinandersetzen mußte, und der Fylgjenglaube der Norweger zeigt uns noch deutlich einen der Wege, den er dabei einschlug.

Nach alter, über den ganzen Erdkreis verbreiteter Vorstellung, die in den Phänomenen des Traumes und des Todes ihre tiefste Quelle hat, wird die Seele als ein persönliches Wesen gedacht, das in allerlei Gestalt während des Schlafes sich vom Körper trennen kann und beim Tode ihr Gehäuse verläßt. Dieses Verhältnis zwischen Leib und Seele bringt den

Norweger auf die Vorstellung einer Fylgja, Folgerin. Er sieht in der Seele die Begleiterin des Menschen auf seinem Lebenswege. Da das Gleiche vom Schatten gilt, aus welcher täglichen Beobachtung jene Vorstellung eines Gefolgs- und Geleitsgeistes wohl geflossen ist, der sich dann in einer späteren Vorstellungsschicht, aus der auch die Gestalten des Prometheus und Epimetheus hervorgewachsen sind, in die den Körper schattengleich umschwebende Forynja und Hamingja, die personifizierte Vorsicht und Nachsicht spaltet: so lag der Schluß nahe, die Seele mit dem Schatten zu identifizieren. Und diese Gleichung, Seele = Schatten, ist denn auch in den eisernen Bestand des primitiven Vorstellungskreises der Urmenschheit eingedrungen.

Wir finden dieses Wurzelmotiv mit reicher Sproßkraft nicht nur in unserm Märchen- und Sagenschatze, im Rechtsglauben unseres Mittelalters, wie die Formel des schwäbischen Landrechts „swaz ich im tun, daz sol er minem schaten tun" und die mit Entehrung und Landesverweisung verbundene Strafe des „gemalten Todes" dartut, die darin bestand, daß dem Übeltäter die Erde seines Schattens weggestochen wurde. Auch heute klingt es noch in abergläubischen Vorstellungen nach. So ist z. B. im Solothurner Gäu der Glaube allgemein verbreitet, daß man mit seinem Schatten kein Spiel treiben dürfe, weshalb man den Kindern auch das sogenannte Häschenmachen untersagt, da der Schatten unwillig werden und einem ins Gesicht schlagen könne.

Wir finden es weiterhin bei den Römern und Hellenen (umbra und σκιά), bei den Türken, bei denen eine übliche Begrüßungsformel lautet: „Möge dein Schatten sich nie verkleinern, sich nie von dir entfernen", bei den Indianern Amerikas ebenso wie bei den Negerstämmen Australiens und Afrikas. Da sich überdies, wie zum Beispiel in der westafrikanischen Landschaft Alt-Calabar, über die Gleichung Schatten = Seele hinaus der naheliegende Glaube nachweisen läßt, daß der Verlust des Schattens für den Menschen sehr gefährlich ist, so wird die Vermutung nicht fehl gehen, daß der Grundstock der Erzählung vom schattenlosen Menschen ein uraltes Gemeingut, nicht nur der Arioiden, sondern der gesamten Menschheit ist.

Ein merkwürdiger Zufall — oder darf man es Zufall nennen? — daß Chamisso, auf den der frische Quell des primitiven Gedankenlebens der Naturvölker eine so mächtige Anziehungskraft ausübte, seinen Weltruhm der Tatsache verdankt, daß er mit blindem Griff in die älteste Vorstellungsschicht des Menschengeschlechts hinunterlangte, auf eine uralte, fast zerschüttete Erinnerungsader stieß und sie zu neuem Leben erweckte!

Daß Chamisso von einer begrifflichen Ausdeutung des Märchens nichts wissen wollte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Er hätte seine ganze Lebensgeschichte erzählen müssen, um den Kern des Schlemihlproblems bloßzuschälen.

Wenn er in der Vorrede zu der im Jahre 1838 erschienenen, neuen französischen Übersetzung des Schlemihl tiefsinnig verschnörkelte, mit gelehrtem Ballast betrachtete Randglossen über das Wesen des Schattens zum besten gibt, so ist die Ironie, mit der er seine Ausleger an der Nase herumführt, ganz offensichtlich. Und doch enthuscht dem Schalk bei dieser Gelegenheit ein Wort, das den Herzpunkt des Märchens blitzartig beleuchtet: „Denket an das Solide!"

Nimmt man dieses Wort im gäng und gäben Philisterverstande, sieht man etwa in dem Soliden sein Offizierspatent, das er leichtsinnig dahingab, seine Anstellung in Napoléonville oder den französischen Goldfisch, den er mit unbegreiflicher Achtlosigkeit nicht kescherte, so fährt man sich an einer Platitüde fest, die man einem Chamisso nicht zutrauen darf.

Als er seinen Abschied in der Tasche hatte und ebenso später, als er die Professur ausschlug und Student der Naturwissenschaft wurde, fühlte er sich wie von einem Alpdruck befreit, denn er war aus der Lüge heraus. Dieses scharfe Wort ist aus dem Munde Chamissos ganz verständlich, da ihm nichts so zuwider war als irgendwelche Halbheit. Denn sie verwirrte ihm das Gefühl und verdammte ihn hierdurch zur passiven Hilflosigkeit eines Kindes.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir an die Interpretation des Wortes herangehen. Das Solide in seinem Sinne ist das bessere Selbst des Menschen, das sich durch irgendwelche Scheinwerte nicht bestechen läßt, die hellere und stärkere Seite der Persönlichkeit, ihr tiefster und bester Kern, der zum Lichte empordrängt. Die große Masse hört diese innere Stimme nicht, darf sie vielleicht nicht hören, um leben zu können, und hält jeden, den sie auf eigene Wege lockt, für einen unnützen Querkopf. Das war das Schicksal Schlemihls und zugleich Chamissos, und von hier aus verstehen wir erst die Schlußsätze des Märchens. Aus diesem Gegensatz entsprang der scharfe Konflikt, an dem sich Schlemihl und Chamisso die Seele wund gerieben: beide haben den Schatten nicht verehren können, wie es die Welt verlangt, die vor diesem Schatten als dem Soliden auf den Knien liegt, und die Welt ihrerseits sah in ihrem Besten und Heiligsten, in dem Schatze, den sie in der Brust trugen und aus dessen Überflusse sie ihren Freunden reichlich spenden konnten,

etwas völlig Wertloses, einen nichtigen Schatten, dessen Wertschätzung ihr ein Dorn im Auge war.

Bis in die kleinsten Fasern zeigt sich dieses Märchen mit dem Herzblut des Dichters getränkt. Das Kernproblem seines Lebens, mit der sicheren Intuition eines im Goethischen Sinne dämmernden Dichters eingefangen, bildet den versteckten Schwerpunkt dieser Dichtung, der Lebensbeichte Chamissos.

Er fühlte auch, daß er diese aus dem vollen geschöpfte Leistung nicht überbieten konnte, und hat infolgedessen kein Prosamärchen mehr geschrieben. „Ich muß mich hüten, meinem Schlemihl einen blasseren Bruder nachzuschicken," schreibt er gegen Ende des Jahres 1818 an de la Foye.

Im Beginn des Wintersemesters 1814 kehrte Chamisso wieder nach Berlin zurück. Wie Fichte und andere widmete auch er sich der Krankenpflege und besuchte die Berliner Lazarette, um nach Kräften zu helfen und zu lindern. Neben seinen Fachstudien betrieb er zur Vorbereitung der Doktorpromotion das Lateinische mit geradezu eiserner Ausdauer, wie eine Reihe von Heften bezeugt, die teils Übersetzungen aus dem Lateinischen, teils freie Aufsätze und dazwischen tagebuchförmige Notizen enthalten, deren für Chamissos Lebensgeschick sehr aufschlußreiche Eingangsworte Hitzig in wörtlicher Übersetzung mitteilt: „Ich beschloß, mich dem Studium der Natur zu widmen, sobald ich erkannt hatte, daß ich hier, weil ich ein Fremder bin, dort durch meinen Haß gegen die Tyrannei vom öffentlichen Leben ausgeschlossen sei. Nach dem Verlust des Vaterlandes der Hoffnung, mir eine Familie zu gründen, beraubt, wußte ich nicht, wie ich ein Leben ertragen sollte, das weniger wert war als der Tod. So würde ich vergangen sein, gleich einem aus dem nährenden Boden gerissenen Baume, wenn ich nicht der Natur meine Liebe zugewendet und dabei die Gottheit meinen Wünschen gnädig gefunden hätte..... Früh meines Führers beraubt, werd' ich freilich, obwohl ich schon zu altern beginne, unwissend erscheinen in Dingen, deren Nichtkenntnis selbst kleinen Knaben zur Schande gereicht; darum habe ich mir vorgenommen, in diesem Winter nicht bloß Latein zu lesen, sondern auch zu schreiben und zu sprechen."

Durch diese rege Arbeitslust wurde die quälende Mißstimmung die soeben im „Schlemihl" sich einen Ausweg gesucht hatte, zwar vorübergehend zurückgedrängt, aber nicht aufgehoben; sie steigerte sich vielmehr und drängte abermals nach einer Krisis hin.

Gleich nach Vollendung des „Schlemihl" bricht er de la Foye gegenüber in die Klage aus: „Ich welke hin, Blatt für

Blatt, und habe keine Frucht angesetzt und treibe kein frisches Reis mehr!" Er weiß nicht, was er anfangen würde, wenn ihm sein „Heu" — der Lieblingsausdruck für seine Herbarien — zu widerstehen anfinge.

Diese melancholische Stimmung, das Symptom eines gewissen Erschöpfungszustandes, wie er nach Zeiten angestrengten geistigen Schaffens, das den ganzen Menschen in fieberhafte Spannung gesetzt, als Rückschlag einzutreten pflegt, wurde durch den schweren Verlust gesteigert, der ihm, dem Hausgenossen, der Tod von Hitzigs Gattin brachte, in der er Schwester und Mutter verlor. Wie schmerzlich er unter diesem Schlage zusammenzuckte, zeigen die schlichten, von tiefer Ergriffenheit getragenen Worte, mit denen er Fouqué das Geschehene mitteilt.

Um ihm den Aufenthalt in Berlin aufs neue zu verleiden, kam hinzu, daß Hitzig wieder in den Staatsdienst trat und, von Geschäften überpackt, von Akten ummauert, dem Freunde nur wenig Zeit widmen konnte. „Nun sehe ich ihn nicht alle Tage mehr wie sonst," schreibt er an de la Foye, „und wenn ich einen andern Versuch mache, nach zweibeinigen Bestien meiner Art auszugehen, und mich mit denselben in Diskurs einzulassen und so zu erquicken, so bekommt es mir jedesmal wie Hunden das Grasfressen, und ich werde wieder in mein Kämmerlein gebannt."

Vollends verbittert wurde er durch die politischen Ereignisse in Frankreich. „Nie habe ich", heißt es in einem Briefe aus dieser Zeit, „mehr Unlust an dem Politischen und mehr Ekel gegen Frankreich empfunden, als eben jetzt. Dieser Ausgang [die Abdankung Napoleons] kommt mir wie die Neige vom schalen Bier vor. Ich habe mehr Freude an meinen Eingeweide-Würmern, die ich jetzt auf dem Museo zu bestimmen und in Ordnung zu bringen habe." —

Als dann 1815 die Rückkehr Napoleons noch einmal das ganze Europa unter die Waffen rief, wiederholte sich für Chamisso die unbehagliche Lage von 1813. Da er überdies den Seinen, die durch den plötzlichen Umschwung der Dinge in höchster Gefahr schwebten, nicht helfend beispringen konnte, ist es nur allzu begreiflich, daß er sich weit weg wünschte und der Reisegedanke immer bestimmter und dringender ihn beschäftigte.

Der erste Versuch in dieser Richtung schlug fehl. Durch Vermittlung seines Lehrers Lichtenstein wandte er sich mit der Bitte, ihn als Gehilfen mitzunehmen, an den Prinzen Max von Wied-Neuwied, der sich damals zu einer Reise nach Brasilien rüstete. Die Verhandlungen indessen zerschlugen sich, weil seine Beteiligung an die Bedingung geknüpft war, die Reise aus

eigenen Kosten zu bestreiten. Auch hier sollte wieder ein Zufall die Entscheidung bringen.

Chamisso las gelegentlich in einem Zeitungsartikel von den Vorbereitungen einer russischen Nordpolexpedition. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!" rief er unmutig aus und stampfte dabei mit dem Fuße. Hitzig nahm ihn stracks beim Worte: „Ist es dein Ernst?" — „Ja!" — „So schaffe mir augenblicklich Zeugnisse über deine Studien und Befähigungen zur Stelle. Wir wollen sehen, was sich tun läßt."

Die Zeugnisse waren bald beisammen, und in kürzester Frist lief ein Schreiben des russischen Kapitäns von Krusenstern ein, des Bevollmächtigten des Grafen Romanzoff, des Ausrüsters der Expedition, worin Chamisso an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurückgetretenen Professors Ledebour zum Naturforscher der Expedition ernannt wurde.

Ein langgehegter Wunsch Chamissos ging damit endlich in Erfüllung. Er konnte die Siebenmeilenstiefel anziehen und freute sich darüber von ganzem Herzen. „Nun war ich wirklich an der Schwelle der lichtreichsten Träume," bekennt er am Eingange seiner Reisebeschreibung, „die zu träumen ich kaum in meinen Kinderjahren mich erkühnt, die mir im Schlemihl vorgeschwebt, die als Hoffnungen ins Auge zu fassen ich, zum Manne herangereift, mich nicht vermessen. Ich war wie die Braut, die, den Myrtenkranz im Haare, dem Heißersehnten entgegensieht. Diese Zeit ist die des wahren Glückes; das Leben zahlt den ausgestellten Wechsel nur mit Abzug, und zu den hienieden Begünstigteren möchte der zu rechnen sein, der da abberufen wird, bevor die Welt die überschwengliche Poesie seiner Zukunft in die gemeine Prosa der Gegenwart übersetzt. Ich schaute, freudiger Tatkraft mir bewußt, in die Welt, die offen vor mir lag, hinein, begierig, in den Kampf mit der geliebten Natur zu treten, ihr ihre Geheimnisse abzuringen. So wie mir selber in den wenigen Tagen bis zu meiner Einschiffung Länder, Städte, Menschen, die ich nun kennen lernte, in dem günstigsten Lichte erschienen, das die eigene Freudigkeit meines Busens hinausstrahlte: so muß ich auch den günstigsten Eindruck in denjenigen, die mich damals sahen, zurückgelassen haben; denn erfreulich ist der Anblick des Glücklichen."

Krusensterns Brief ist vom 12. Juni 1815 datiert. Am 15. Juli fuhr Chamisso von Berlin nach Hamburg ab, am 9. August meldete er sich in Kopenhagen auf dem „Rurik", und am 17. August stach die vom Kapitän Otto von Kotzebue geführte, unter russischer Kriegsflagge segelnde Kutterbrigg in See.

Die Reise ging zunächst nach Plymouth, dessen Reede einige Tage vorher der „Northumberland", mit Napoleon an Bord, verlassen hatte, von dort über Teneriffa, Brasilien und um die Südspitze Amerikas herum nach Chile, dann mit nördlichem Kurs an Salas y Gomez und den Inselscherben der Südsee vorüber nach Kamtschatka. Von hier aus wurde im Sommer 1816 eine bloße Rekognoszierung unternommen, um einen Hafen ausfindig zu machen, von dem aus die eigentliche Aufgabe der Expedition, die Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt durch das arktische Inselgewirr Nordamerikas, im nächsten Jahre in Angriff genommen werden sollte. Diese Sommerkampagne hatte ihren Zweck erreicht, als man im nordöstlichen Alaska, im neugetauften Kotzebuesunde, einen Hafen fand, der im Schutze der „Chamissoinsel" einen vorzüglichen Ankerplatz bot. Auf der Rückfahrt legte man zuerst auf der Aleuteninsel Unalaschka an, ging dann nach Kalifornien und den Sandwichinseln und schließlich nach Radak in den Karolinen.

Im April 1817 lief der „Rurik" wieder in den Hafen von Unalaschka ein, die eigentliche Nordpolexpedition sollte nunmehr beginnen. Krankheitshalber mußte der Kapitän jedoch bald den Befehl zur Umkehr geben. Man segelte nach Unalaschka zurück, ging wieder auf den Sandwichinseln und Radak vor Anker und fuhr von dort über Guajan, Manila, um das Kap der Guten Hoffnung und an St. Helena vorbei, wo die englischen Strandbatterien, die das Felsennest des korsischen Adlers zu bewachen hatten, durch ein Mißverständnis beinahe den „Rurik" in Grund geschossen hätten, nach Hause zurück.

Am 3. August 1818 lief der „Rurik" im Hafen von St. Petersburg ein. Ohne sich im „halszuschnürenden" Rußland durch lockende Anerbietungen festhalten zu lassen, eilte er, so schnell es die Abwicklung der notwendigen Geschäfte erlaubte, wie der Vogel zu seinem Neste, nach Berlin. „Die Universität von Berlin war, ist und bleibt doch mein Vaterland — so war es mir auf der ganzen Reise... Ich bringe mit, was recht ist — mein Heu und Kram, sonst nichts." Er unterzeichnet seinen letzten Reisebrief aus Swinemünde mit der volltönenden Aufzeichnung seiner Würden:

„Magister, Baccalaureus, nullius facultatis Doctor; nullius Universitatis ordinarius extraordinariusve Professor, nullius Academiae, nullius scientificae Societatis sodalis etc. etc. etc."

Chamisso hat diese Reise selbst geschildert. Unter dem Titel „Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815—1818 auf der Brigg Rurik,

Kapitän Otto von Kotzebue. Erster Teil: Tagebuch. Zweiter Teil: Bemerkungen und Ansichten" — bildet das in einer meisterlichen, von Gallizismen völlig freien, klassisch abgeklärten Prosa geschriebene Reisewerk den dritten und vierten Band seiner „Werke".

Wenn auch der Hauptzweck der Reise nicht erfüllt worden war, so konnte doch Krusenstern, der berufenste Beurteiler, von ihr rühmen, daß sie für Navigation und Naturgeschichte (Chamisso und sein Kollege Eschholz) und Physik reichhaltige Ergebnisse geliefert hat. Für Chamisso insbesondere war diese Reise nicht nur der Abschluß seiner Irr- und Wanderjahre, sondern auch der Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Aus seinen Reiseerfahrungen floß ihm das Material zu seinen botanischen und zoologischen Abhandlungen, die in den nächsten Jahren entstanden, in reichem Überflusse zu.

Den Höhepunkt der Reise bildete für Chamisso sein zweimaliger Aufenthalt auf Radak. Hier verliebte sich der Rousseauschüler so in das heitere, anspruchslose Wesen der zutraulichen Insulaner und in das liebliche Kinderlallen ihrer Sprache, daß nicht viel gefehlt hätte, und er wäre für immer bei ihnen geblieben. Mit dem Radaker Kadu schloß er ein inniges Freundschaftsbündnis, so daß sich jener bereit erklärte, nicht nur an der Expedition gegen Norden teilzunehmen, sondern auch die Rückreise nach Europa mitzumachen, um die Kultur der Weißen kennen zu lernen. Den ersten Teil seiner Versprechung hielt er auch treulich, und während der Fahrt lernte Chamisso die Kenntnisse und Erfahrungen dieses Odysseus der Südsee als eine wahre Fundgrube in sprachlicher und ethnographischer Hinsicht schätzen. Als aber der „Rurik" auf Radak wieder vor Anker ging, wollte er angesichts der heimatlichen Riffe von einer Weiterreise nichts mehr wissen. Und Chamisso, der ihn wie einen Bruder liebte, gab ihm im stillen recht. In seinem „Tagebuch" widmet er diesem „Wilden" einen Abschiedsgruß, in dem die Stimmung ausströmt, die ihn während der ganzen Reise beherrschte: „Du hast, mein Freund Kadu, das Bessere erwählt; du schiedest in Liebe von uns, und wir haben auch ein Recht auf deine Liebe, die wir die Absicht gehegt und uns bemüht haben, Wohltaten deinem zweiten Vaterlande zu erweisen. Du hast von uns das Gute gelernt, und es hat dich ergriffen; du hast in unserm frommen Sinn fortzuwirken dich unterfangen; möge, der die Schicksale der Menschen lenkt, dein Werk segnen und dich selbst bei deiner fahrvollen Sendung beschirmen! Möge er eine Zeit noch die Europäer von euren dürftigen Riffen, die ihnen keine Lockungen darbieten, entfernen. Sie würden euch

zunächst nur den Schmutz von O-Waihi zuführen. — Aber was hättest du in unserm alten Europa gesollt? Wir hätten eitles Spiel mit dir getrieben, wir hätten dich Fürsten und Herren gezeigt; sie hätten dich mit Medaillen und Flittertand behangen und dann vergessen. Der liebende Führer, dessen du Guter bedurft hättest, würde dir nicht an der Seite gestanden haben; wir würden nicht zusammen geblieben sein, du hättest dich in einer kalten Welt verloren gefunden. Paßlich für dich würde unter uns keine Stellung sein; und hätten wir dir endlich den Weg nach deinem Vaterlande wieder eröffnet, was hätten wir zuvor aus dir gemacht?"

Daß sich dieser Weltumseglungsbericht, der neben den Werken Alexander von Humboldts in der Reiseliteratur der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als bedeutendste Erscheinung zu nennen ist, auch heute noch so frisch erhalten hat, ist nicht eine Folge seiner wissenschaftlichen Bedeutung, die bei den gewaltigen Fortschritten der Geographie und Ethnographie nicht mehr schwer ins Gewicht fällt, sondern ist auf die ungleich konstantere Wirkung der persönlichen, rein menschlichen Werte zurückzuführen, die über das ganze Werk in reicher Fülle ausgestreut sind.

In den „einzelnen Details von der Lebensweise jener fremden Völker, wie sie in keiner Reisebeschreibung stehen", zeigt sich ein Feinblick und eine Kunst der psychologischen Interpretation, wie man sie sonst in Reisebeschreibungen mit der Laterne suchen kann.

Mehr noch als der gediegene Inhalt besticht uns die Art, wie er geboten wird, fesselt uns die Vielseitigkeit der Interessen, die nach allen Seiten hin ausstrahlen. Und damit hat Chamisso den Zweck erreicht, den er sich bei der Ausarbeitung zur Richtschnur nahm. „Ich wollte", setzt er seinen Verlegern Hirzel und Reimer am 22. Oktober 1834 auseinander, „eine Reisebeschreibung schreiben, wie sie nicht mehr Mode sind, leicht, rein menschlich, ein Kapitel aus meinem Leben, von allen Wissenschaften frei, wie der Mensch unter Menschen, der Dichter, der Denker." Diese Höhe der Betrachtung ist ihm besonders hoch anzurechnen, da er während der ganzen Reise mit dem Kapitän auf äußerst gespanntem Fuß stand und sich in Widerwärtigkeiten aller Art finden mußte.

Über die Gründe dieses Mißverhältnisses gehen die Meinungen auseinander. Die einen messen dem Kapitän, der mit Überschreitung seiner Befugnisse den Naturforscher seiner Expedition nur als seinen militärischen Untergebenen behandelte,

die andern Chamisso die Hauptschuld zu: er habe sich nicht in die Strenge der Schiffsordnung finden können.

Beides trifft aber meines Erachtens nicht das Richtige. Der tiefere Grund ist vielmehr in der starken Gegensätzlichkeit beider Naturen zu suchen. Wie Chamisso gleich am Anfang der Reise an dem jungen, lieblichen, heiteren Kotzebue, nicht ohne zu rühmen, er sei ohne Härte hinsichtlich der Schiffsordnung und sorge für Gemächlichkeit und Gesundheit seiner Mannschaft nach besten Kräften, eine gewisse taktfeste Bestimmtheit vermißte, wie sie an Krusenstern ihn erfreut hatte, so witterte Kotzebue mit der Überempfindlichkeit eines Mannes, dessen Adelsbrief eben erst trocken geworden war, in dem schlichten, anspruchslosen und doch so selbstsicheren Gelehrten aus altem Adelsgeschlechte den scharfen Menschenbeobachter heraus, der unter Umständen ein recht unangenehmer Kritiker werden konnte. Er versuchte denn auch so bald als möglich, sich dieses lästigen Passagiers zu entledigen. Gleich in Plymouth gab er Chamisso zu verstehen, daß es ihm jetzt im letzten europäischen Hafen noch freistünde, von der Reise abzustehen. Jedenfalls habe er als Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen. Diese rücksichtslose Schärfe, die dem offiziell ernannten Naturforscher gegenüber geradezu unverschämt genannt werden muß, prallte jedoch ohne den gewünschten Erfolg an der bestimmten Erklärung Chamissos ab, daß er, falls man ihn nicht wegwiese, von der Expedition nicht zurücktreten würde.

In seiner Reisebeschreibung hat Chamisso diesen Vorfall mit objektiver Kühle behandelt. Er nimmt ihn zum Anlaß einer allgemeinen Betrachtung, in der er die schwierige Stellung des Titulargelehrten bei einer wissenschaftlichen Expedition beleuchtet. In den Schlußsätzen aber klingt deutlich, wenn auch in abgeschwächtem Nachhall, die eigene Enttäuschung durch, die auch hier ihm nicht erspart blieb und seiner Reisefreude einen starken Dämpfer aufsetzte. Er zeichnet sich selbst, wenn er diese Bemerkung mit den Worten abschließt: „Voller Lust und Hoffnungen, voller Tatendurst kommt er hin, und muß zunächst erfahren, daß die Hauptaufgabe, die er zu lösen hat, darin besteht, sich so unbemerkbar zu machen, so wenig Raum einzunehmen, so wenig da zu sein, als immer möglich. Er hat hochherzig von Kämpfen mit den Elementen, von Gefahren, von Taten geträumt und findet dafür die gewohnte Langeweile und die nie ausgehende Scheidemünze des häuslichen Elendes, ungeputzte Stiefeln und dergleichen" — wobei zur Erklärung des letzteren hinzugefügt

werden muß, daß der Kapitän dem an Bord befindlichen Passagier keinen Diener zur Besorgung der täglichen Kleinigkeiten zur Verfügung gestellt hatte.

Vorübergehend scheint er dem Kapitän näher gekommen zu sein. So schreibt er von Chile aus an Hitzig: „Ich muß dem Kapitän Lob und Liebe zollen, er ist ein vortrefflicher Mensch, voll zarten Sinnes, feiner Erziehung und regen Ehrgefühls — auch nimmt er warmen Anteil an den Wissenschaften. Er tut überall alles Mögliche, mir freie Hand zu geben, und was nicht geschieht, rührt aus der Beschränkung her, die in der Natur der Dinge liegt, und sie ist sehr groß. — Wenn der Kapitän mir Zutrauen erweist, fühle ich mich als Mann beehrt, und ich würde stolz sein, einen Freund an ihm zu behalten, wenn ich aus dem Verhältnis eines Untergebenen trete." Dieser Wunsch jedoch ging nicht in Erfüllung.

1821 veröffentlichte Kotzebue seine Reisebeschreibung: „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt, unternommen in den Jahren 1815—1818 auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichskanzler Grafen Romanzoff auf dem Schiffe ‚Rurik'" (Weimar 1821). Der dritte Band dieses Werkes enthält die „Bemerkungen und Ansichten von dem Naturforscher der Expedition Adelbert von Chamisso, nebst Beiträgen von andern Gelehrten". Hier hatten sich sinnstörende Druckfehler im Übermaß eingeschlichen, außerdem hatte eine rüde Hand teils die Arbeiten verstümmelt, teils ihre Ergebnisse verschlimmbessert. Chamissos Bitte, die Errata anzuzeigen, wies Kotzebue barsch zurück. Auch eine französische Übersetzung, an die Chamisso gedacht hatte, kam durch die Unfreundlichkeit der Verlagsbuchhandlung nicht zustande.

Durch diese Unerquicklichkeiten steigerte sich natürlich die Mißstimmung gegen Kotzebue, und als Chamisso auf den Vorschlag der ihm befreundeten Verleger Reimer und Hirzel anläßlich der Herausgabe seiner „Werke" einging, einen berichtigten und durch das Tagebuch bereicherten Abdruck zu veranstalten, kam es ganz von selbst, daß er mit Kotzebue Abrechnung hielt. Freilich, wie es sich bei ihm von selbst versteht, in durchaus würdiger Weise: er berichtigt tatsächliche Versehen und Irrtümer, deren Häufigkeit dem Leser von selbst das gewünschte Urteil aufdrängt, ohne daß er es auszusprechen braucht, und flicht in die Darstellung eine Reihe kleiner aber bezeichnender Charakterzüge Kotzebues ein, die dessen übertriebenes Selbstgefühl und den Hang zur theatralischen Pose hervortreten lassen. Seiner sarkastischen Laune läßt er eigentlich nur da die Zügel schießen, wo er

Ereignisse, die Kotzebue selbst als höchst gefährlich schildert, in entgegengesetztem Sinne erzählt. Indem er Kotzebues Worte daneben stellt: „Ich sah keinen Ausweg, dem Tode zu entrinnen", oder „Fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben" — wirkt die Ironie mit schneidender Schärfe.

Sein stärkstes Geschoß hat Chamisso taktvollerweise nicht abgefeuert. Erst neuerdings ist das scharfe Spottgedicht bekannt geworden, worin er 1822 auf den verschwiegenen Seiten des poetischen Hausbuches seinen Ärger ausschüttete. Auf ihrer Reise, heißt es hier, wären sie bald dahingekommen,

„wo die Welt
vernagelt ist mit Brettern.
Der hohe Zaun sich vor uns stellt,
Ein Fluchen war's, ein Wettern.
‚Setzt mir die große Leiter dran',
Schrie der Patron, ‚ich will voran,
Ich will hinüberklettern.'
— — — — — — — — — — —
Kaum stieg hinan der Schiffspatron
So fing's ihn an zu schwindeln,
Hinab, hinab, da lag er schon
Inmitten seiner Mündeln.
Der Mann war krank, der Mann war bleich,
Er war in seiner Ohnmacht gleich
Dem Kindlein in den Windeln."

Facit indignatio versum; qualemcumque potest... In diesen scharfen Stachelversen entlud sich die schmerzliche Entrüstung, in die ihn seinerzeit der Befehl Kotzebues zur Umkehr versetzt hatte. Damals hatte er seinen Unwillen hinunterwürgen müssen, sich schweigend in seine Instruktion hüllend: „Ein Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt ist, welche zu haben, hat keinerlei Ansprüche zu machen."

Wie hier der Dichter dem Gelehrten die Feder aus der Hand nahm, so war es auch hin und wieder auf der Reise geschehen. In der Beringsstraße, an der Schwelle einer unbekannten Welt, die sich vor ihm mit ihrer Pracht und ihren Schrecknissen ausdehnte, quillen ihm aus einer milden Resignationsstimmung die herrlichen, an die Goethische „Zueignung" zum Faust gemahnenden Stanzen, mit denen er später seiner Gedichtsammlung stimmungsvoll präludierte. Goethes Werke übrigens kamen während der ganzen Reise nicht von seiner Seite. Er fand es

sehr neckisch, daß er, der geborene Franzose, den Deutschen von Brasilien aus die Entdeckung mitteilen konnte, der vierte Vers der vierten Strophe der „Braut von Korinth" habe einen Fuß zu viel.

In Kalifornien gelingen ihm ferner einige Distichen zum Preise der nach ihm benannten Insel im Kotzebuesunde, „des verfluchten Felsennestes", ein gewaltiger Sturm bei Unalaschka schenkt ihm die Anregung zu einem seiner besten, gedrungensten Gelegenheitsgedichte. In London stellt er in humoristischer Laune die negativen Ergebnisse seiner Reise zusammen, und in Swinemünde feiern ergreifende Klänge das Wiedersehen mit der „deutschen Heimat".

Das letztgenannte Gedicht ist am 17. Oktober 1818 geschrieben worden. Am 31. Oktober saß Chamisso wieder in seinem alten Winkel auf Hitzigs Kanapee und erzählte von den Sandwichinsulanern, von den Radakern und von den Kamtschadalen, nicht als ob er sie an Ort und Stelle aufgesucht, sondern als ob er sie in einer Bude auf der Leipziger Messe gesehen hätte.

Nichts hatte sich an ihm geändert. Er war wirklich, wie er seinen Freunden geschrieben hatte, derselbe in der Erscheinung wie in der Wesenheit und, wie Hitzig hinzufügt, das alte herzige Kind geblieben.

Auch sonst schien alles wieder den alten Gang zu nehmen. Die Versicherungen seiner Freunde gelegentlich der russischen Anerbietungen, daß es ihm jetzt in Deutschland nicht fehlen könne, nach seinen Wünschen angestellt zu werden, gingen zunächst nicht in Erfüllung. Chamisso mußte fürchten, abermals in eine jener Windstillen zu geraten, wie er sie in den Jahren 1806, 1809, 1812 und 1815 hatte durchmachen müssen, und erwog schon die Möglichkeit, den Wanderstab wieder in die Hand zu nehmen. „Meine Reise", schreibt er an de la Foye, „war nur ein Experiment, und ich habe jetzt wohl noch andere vor. Das beste, was ich gewesen und werde sein: Student, bin ich noch und weiter nichts, bin ich wieder, wenn du willst und ganz."

Nicht lange darauf, und er konnte den Freunden als Gegenstück zu jener früheren Liste mit einer langen Reihe seiner Titel aufwarten: „Ich bin ein Ehrenmann," schreibt er im Frühling 1820 mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen Selbstironie, „Mitglied der Caesarea Leopoldino-Carolina, academia nat. scrut., der Caesarea nat. scrutat. Mosquensis socie tas, nat. scrut. Berol., nat. scrut. Lipsiens, Philos. Dr."

Das Jahr 1819 hatte nachgeholt, was die frühere Zeit mit karger Hand ihm vorenthalten hatte. Es schenkte ihm

Amt und eigenen Herd. Die philosophische Fakultät der Berliner Universität ernannte ihn zum Dr. honorarius, die Gesellschaft der naturforschenden Freunde zu ihrem Mitglied, und außerdem bekam er eine feste Anstellung als Adjunkt am Botanischen Garten.

Jetzt erst konnte er in Berlin mehr als eine Reisestation sehen und daran denken, hier tiefere Wurzeln zu fassen. Es war auch hohe Zeit dazu: „Mir ist schon grau ums Haupt und kühl ums Herz — noch wenige Pendelschwingungen und ich zähle vierzig."

Da überraschte ihn jedoch ein Ereignis, das ihm mit einem Schlage eine zweite und schönere Jugend schenkte.

Sein Freund Neumann, ebenfalls schon an der Schwelle der Vierziger, vermählte sich, nachdem er endlich im Staatsdienste festen Fuß gefaßt hatte, mit der Tochter des Romantikers J. S. Mnioch, einer Pflegetochter Hitzigs. Dieser selbst hatte sich zu einer zweiten Ehe entschlossen. Auch de la Foye meldete, daß er das Junggesellentum an den Nagel gehängt habe und glücklich verheiratet sei. Chamisso schrieb ihm damals: „Glaube aber nicht, es rühre von Deiner eigenen Weisheit her, und sei darauf nicht stolz — nein, mein Lieber, ich weiß es besser, es steckt jetzt in der Luft, es ist endemisch — unser Neumann zum Beispiel läßt grüßen, und sitzt bei der Braut, wo er küßt, küßt, küßt, daß einem angst und bange wird . . . Was mich betrifft, so sehe ich kommen, daß ich im Frühjahr das Heiraten, wie im Herbst den Schnupfen bekomme, ich mag mich noch so sehr mit dem Ausgehen in acht nehmen — es hilft nichts."

Und es half wirklich nichts, es geschah, wie er es vorhergesagt hatte. Kaum hatte er die Anstellung in der Tasche, so warb er um die Hand der achtzehnjährigen Antonie Piaste, die mit Hitzigs Tochter wie eine ältere Schwester aufgewachsen, oft als Kind auf seine Knie gehüpft war, um sich von dem wunderbaren Manne allerlei schöne Märchen und Geschichten unter den seltsamsten Grimassen erzählen zu lassen. Schon 1807 hatte sie ein Freund scherzweise mit Chamisso verlobt. Am 25. September 1819 führte er sie als Gattin heim. „Ich habe mit dem Verstande gewählt", berichtet er am 7. Mai 1819 an Varnhagen, „und mit dem Herzen erfaßt, ich möchte sagen, ich habe mich nach einem Plan verliebt. — Sie ist jung, blühend und stark, schön und fromm, rein und bewußtlos, klar, wolkenlos und heiter, ruhig, verständig und froh, und so liebevoll!"

Hatte er sich im Jahre vorher noch in London mit seinem Schlemihl identifizieren können — „der Sack ist leer, der Mut

ist klein, doch niemand, niemand denkt daran, Schlemihlen hängt der Dalles an!" —, so freut er sich jetzt darüber, daß er kein Schlemihl mehr, sondern ein sehr kluger Herr gewesen sei, der seine Sache ganz fürtrefflich gemacht habe.

Ebenfalls Chamissos Schlemihltum ausmünzend, schrieb Hitzig als glücklicher Brautvater damals an Fouqué:

„— — — Ja Freund! Schlemihl
Entbehrt nicht mehr des Schattens — hat ihn dreifach.
Zuerst den Schatten unsers Preußenaars,
Der seine Flügel ob ihm breitet, daß er
Nun Ruh' und Frieden finde im Besitz
Von eignem Haus und Herd, die ihm der König
Mit gutem Sold verliehn. Zum zweiten dann,
Den Schatten jener alten hehren Bäume,
Den Garten zierend, den botanisch man
Bei uns, und billiger ‚klein Eden' nennt;
Dess' Hüter er gewählt, ein Blumenfürst. —
Den dritten Schatten endlich und den schönsten,
Der ihm gelobt, nicht mehr von ihm zu weichen,
Sein Engel jetzt, wie stets ein Engel uns, —
Antonie — das sei Dir genug gesagt."

Gerade in dieser Zeit machte der Schlemihl dem Dichter viele Freude. „Selten hat ein Buch so eingerissen," meldet er mit Stolz seinem Freunde de la Foye, „man liest es, die Kinder laufen mir nach dem Schatten — in Kopenhagen, Petersburg, Reval ist unberufen Schlemihl da, so bei den Deutschen am Kap — aus Lesebibliotheken wird er regelmäßig gestohlen, und keine Zeitung hat ihn je angekündigt oder genannt. Er hilft sich so selber durch."

In dem überwallenden Glücksgefühl, das Chamisso beseelte, konnte eine Schlemihlstimmung nicht mehr aufkommen, und so beklagt er sich bei Fouqué darüber, daß dieser seinen alten Spitznamen noch nicht als ungültig außer Kurs gesetzt habe:

„Doch, was hab' ich dir getan,
Daß Schlemihl du mich noch schiltst?
Schimpfe nur, du böser Mann
Immerhin, wie du nur willst.
Den Schlemihl genannt sie hatten,
Reich in seines Schattens Zier
Gönnet jetzt von seinem Schatten
Strafend einen Schatten dir."

Streift man von diesem Spiel mit dem Worte Schatten, das Chamisso und seine Freunde auch sonst gern zu allerlei Anspielungen ausmünzten, die Hülle herunter, so liegt der Kern des Schlemihlproblems wieder vor uns: Chamisso hatte endlich die Form des Kompromisses gefunden, die es ihm möglich machte, ohne Preisgabe seines inneren Menschen sich mit der äußeren Welt in ein friedliches und verträgliches Verhältnis zu setzen.

So pflanzt das Jahr 1819 in Chamissos Leben einen wichtigen Markstein auf: es bedeutet innerlich und nach außen hin den Abschluß seiner Lehr- und Wanderjahre.

Damals schrieb er seiner alten Freundin Helmina am Schlusse jenes schon oben zitierten Briefes: „Mein Leben, das sich über seine Ufer gegossen, tritt jetzt in sein enges, schattiges Bette fromm zurück, gemessener und klares Laufes hinabzufließen bis dahin, wo es soll."

Vorher aber war es Chamisso noch vergönnt, mit einem reichen Ernteſegen seine Scheuern zu füllen. Als hätte das Schicksal darauf gewartet, diesem Menschen, der nichts so haßte als Halbheiten, mit einem Male die ihm zugedachte Glücksfülle in den Schoß zu schütten!

Die Tage der Bräutigamsfreuden und des jungen Ehestandes waren die hellsten und glücklichsten seines ganzen Lebens. Und was mehr sagen will: dieses Glücksgefühl dauerte, durchleuchtete und befruchtete sein ganzes Wesen. Mit der Keuschheit eines Jünglings war er der Geliebten entgegengetreten, und wie ein Jüngling umkränzte er sie mit Liederrosen. Das Ideal des Weibes, das ihm zeit seines Lebens vorgeschwebt und in der Mina dichterische Verklärung gefunden hatte, sah er in seiner Antonie verkörpert. Und diese Begegnung der Wirklichkeit mit dem Ideal, dem aus der tiefsten Schicht der Persönlichkeit heraufstönenden Rufe nach Verwirklichung instinktiver, seit Generationen aufgespeicherter Wunsch- und Erinnerungselemente, wirkte auf Chamisso mit der Segenskraft eines Wunders, scheuchte alle Wirrsal aus seinem Herzen, ließ ihn zur Ruhe und Sammlung kommen und von allen Quälnissen genesen.

Die Legende des Armen Heinrich hat er zwar erst 1837 bearbeitet, aber in dieser Zeit kommt er innerlich dem Stoffe nahe, wie das folgende, nach seinem Tode veröffentlichte, im Tone Meister Gotfrieds von Straßburg gehaltene Preislied auf die Gattin in aller Deutlichkeit zeigt:

„Ich schlich so blöd' für mich allein,
Ich wälzte so mich in den Staub,
Ich war so schwach, ich war so klein,
Ich war so blind, ich war so taub,
Ich war so nackt, ich war so kalt,
Ich war so arm, ich war so alt —
Und bin nun aller Siechheit los
Und fühle in den Knochen Mark;
Ich bin so reich, ich bin so groß,
Ich bin so jung, ich bin so stark.
Du, die du alles, alles gibst,
Du segnest mich, wie du mich liebst.
Ich drücke dich an meine Brust,
Du bist mein Stolz und meine Lust,
Du bist mein Hort, du bist mein Gut,
Du bist mein Herz, du bist mein Blut,
Du bist mein Stern und meine Kron',
Bist meine Tugend und mein Lohn.
O du mein frommes gutes Kind,
Mein guter Engel, hold und lind,
Mir ward durch dich das Heil verliehn.
O lasse mich zu deinen Füßen
In meiner Demut niederknien
Und beten und in Tränen fließen:
Du hast, o Herr, in ihrem Blick
Eröffnet mir den Himmel dein,
Gib Heil für Heil, gib Glück für Glück,
Und laß auch mich dein Werkzeug sein!"

Aus dieser Glücksstimmung heraus wurde Chamisso zum Sänger der Ehe. Seine populärsten Schöpfungen, die seinen Dichternamen in Schule und Haus getragen haben, die Zyklen „Frauenliebe und Leben", „Tränen", „Lebenslieder und Bilder", „Die Braut", „Der Klapperstorch" wurzeln im Boden der Familienidylle, deren sich Chamisso in seinem Amtshäuschen zu Schöneberg erfreuen konnte, und tragen bis in die kleinsten Züge hinein den Stempel des Erlebten an der Stirn.

Der Herbst 1820 schenkte ihm den ersten Knaben. Wie freut er sich da seines häuslichen Glückes! Jubelnd ruft er der Gattin zu:

„Ich habe nicht gehofft, gestrebt vergebens,
Mir blühen Weib und Kind, so hold und traut;
Kind, Braut, Weib, Mutter, alles mir in einem,
Laß mich an deiner Brust vor Freuden weinen."

Und an der Wiege seines Sohnes sitzend, faßt er die Segenswünsche eines treuen Vaterherzens in den aus der Tiefe seines Wesens quellenden Worten zusammen: „Wenn ich das Geschick meines Sohnes bestimmen könnte, so wünschte ich, daß es ungefähr wie das seines Vaters wäre, daß er sich aber beizeiten daran machte und nicht so lange zu lavieren brauchte, ehe er den Hafen verließe und seiner Karriere folgte. Mag er anfangen, was er will, aber er möge es gut machen. Möge er werden, was er will, aber das auch ganz und gar und nicht nur dem Namen nach. Schuhmacher oder Dichter, aber er sei einer der ersten seines Standes und nicht ein obskures Mitglied desselben. Möge er treiben, was er wolle, aber er fasse es tüchtig an und sei mit ganzem Herzen dabei."

In der Folgezeit ging ihm auch der Wunsch in Erfüllung, den er in einem Briefe vom 7. Mai 1819 gelegentlich seiner Verheiratung Varnhagen gegenüber geäußert hatte. „Kommt einer der alten Freunde nach etwa zwanzig Jahren wieder, so hoffe ich zu Gott, daß er mich ebendaselbst und eben auch bei meinen Blumen und meiner Wirtin noch finden soll, aber bei uns soll noch sitzen eine aufblühende Jungfrau, die das heutige Bild der Mutter treu und unverändert wiederhole, — denn ich vermißte ungern den reinen Genuß, mit dem mein künstlerisch gebildetes Auge auf meiner Antonie weilt." 1835 sahen die Eltern mit Stolz und Dankbarkeit eine Kinderschar um sich, die allmählich auf sieben Köpfe, fünf Jungen und zwei Mädchen, angewachsen war.

Im stillen Kreise seiner Familie fühlte sich Chamisso am wohlsten. Nicht weil er im Durchschnittsphilisterium des deutschen Gelehrten sein Lebensideal gefunden hatte, sondern weil er in dem Dorfe vor den Toren Berlins auf einer Reisestation Halt und Rast machen konnte, die ihm gleich einer im Weltmeer abgelegenen Insel die Möglichkeit bot, seine alte Idee einer Robinsonidylle zu verwirklichen.

Hierin trat auch keine Änderung ein, als in der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1822, nicht lange nach der Geburt des zweiten Sohnes und nachdem die Mutter eben von einer bösartigen Krankheit genesen war, in seinem Hause eine Feuersbrunst ausbrach, in der ein Teil der Einrichtung und der Sammlungen, glücklicherweise nicht der wertvolleren, zugrunde ging, und er sich infolgedessen genötigt sah, in die Stadt überzusiedeln. Täglich wanderte er nun nach dem in einem eignen Gebäude am Botanischen Garten untergebrachten Königlichen Herbarium hinaus und arbeitete dort zusammen mit Schlechtendal, dem

die Aufsicht über das Herbarium übertragen war, in der Regel sechs Stunden. Die übrige Zeit nahm die Herausgabe seiner botanischen Untersuchungen in Anspruch, die seinem Namen bald einen geachteten Klang verschafften. In seine Arbeitsweise läßt uns sein Freund und Kollege Schlechtendal hineinsehen: „Die Mehrzahl seiner botanischen Arbeiten machte Chamisso mit mir gemeinschaftlich; an demselben Tische einander gegenüber sitzend, untersuchten und beschrieben wir zusammen, wobei einer dem anderen durch seine Erfahrungen und Kenntnisse zu Hilfe kam. Es war ein schönes, ruhiges Verhältnis. Auf dem Wege, der ihn vom Tore über das Feld nach Schöneberg führte, botanisierte er entweder und brachte dies oder jenes Merkwürdige oder Brauchbare mit, oder er ging, mit einer Dichtung beschäftigt, sinnend hinüber, ergriff, angekommen, Feder und Papier, um das Gedichtete festzuhalten, und manches Schöne habe ich hier zuerst gehört. Als Autodidakt entbehrte Chamisso jener Sicherheit, welche ein frühes Lernen und eine von Kindesalter angefangene Übung gewährt und die Dinge uns unauslöschlich einprägt; es war ihm daher angenehm, sich auf einen anderen zu stützen, der ihm jene Sicherheit gewähren konnte. Wie gut er aber selbständig arbeiten konnte, das zeigen die Bearbeitungen mehrerer Pflanzenfamilien, welche er ganz allein über sich nahm und vollendete, als Kränklichkeit mich während der Wintermonate zwang, dem stetigen Besuch des eine halbe Stunde vor dem Tore liegenden Herbariums zu entsagen."

Neben der Botanik trat in dieser Zeit angestrengter wissenschaftlicher Tätigkeit die Dichtkunst in den Hintergrund, freilich nicht so sehr, wie es den Anschein hatte. Der Plan, im Verein mit Hoffmann von Fallersleben und dem Komponisten Kretzschmar ein Liederbuch herauszugeben, das unter dem Titel „Frische Weisen in allerlei Töne zu singen" heftweise erscheinen sollte, kam nicht zustande. Dafür füllte sich aber Seite auf Seite in seinem poetischen Hausbuche, und allmählich speicherte sich hierin ein reicher Liederschatz auf. „Ich singe", schreibt er den 12. Oktober 1822 an de la Foye, „noch ein Lied, wenn es mir grad einfällt, und ich sammle sogar diese Zeitrosen zu einem eigenen Herbario, für mich und meine Lieben auf künftige Zeit, aber es bleibt unter den vier Pfählen, wie es sich gebührt." Und ähnlich äußert er sich in einem etwas früheren Brief (8. Mai 1821): „Was kann ich besseres wünschen, als bei Dichtern und Sängern nicht bloß für einen Heuochsen, sondern auch für einen Blumenmenschen zu gelten! Ich kann mich nicht auf den Markt setzen und singen, dafür habe ich weder Stimme noch Beruf, ich

singe nur unter meinem heimischen Dache, aber bei offenen Fenstern, und horcht mir wer etwas ab, so habe ich meine Freude daran."

Sein häusliches Glück, in dem er Kern und Stern seines Lebens sah, wurde ihm verschönt durch den Verkehr mit vielen alten und neuen Freunden. Mit Varnhagen zwar, der seit 1819 wieder in Berlin lebte, wollte sich trotz gegenseitiger Vertrautheit das alte intime Verhältnis nicht wieder anspinnen. Chamisso, der sich nur im Notfall zum Rasieren und zum Frack verstehen konnte, paßte in die Gesellschaft geistreicher Causeure und geschniegelten Ästhetentums nicht hinein, die sich in Varnhagens Salon zu versammeln pflegte. Dagegen blieb Hitzig sein Rat und Hort in allen Angelegenheiten, und mit seinem alten Freunde Neumann, der leider in ungünstigen pekuniären Verhältnissen lebte und, mit reicher Nachkommenschaft gesegnet, auf jeden geselligen Verkehr im eigenen Hause verzichten mußte, sowie mit seinen Lehrern und Wissenschaftsgenossen Lichtenstein, Weiß, Erman, Horkel, Poggendorf und seinem Kollegen Schlechtendal, der gleichsam zur Familie gehörte, stand er in vertraulichem Verkehr. Mit Fouqué und de la Foye wurde brieflich das alte Freundschaftsverhältnis weiter gepflegt und in dem Naturforscher J. A. Schultes und dem Arzte, Botaniker und Dichter K. B. von Trinius, der als russischer Staatsrat in Petersburg lebte, sympathische Studienfreunde gewonnen. „Solang ich lebe," äußert sich Schultes in einem Briefe an Chamisso, „werden mir die Stunden in jenem Hause in Schöneberg, wo außen und innen Engel sind, unvergeßlich sein. Tabu allem Unglück, das sich's einfallen lassen könnte, in Ihrem Hause einkehren zu wollen." Und mit gleicher Wärme bekennt er in einem späteren Schreiben: „Daß wir uns fanden, gehört zu dem Glücke meines Lebens, das nicht freigebig in seinen Spenden gegen mich war. Ich danke Ihnen aufs herzlichste für das mir erteilte Bürgerrecht in Schöneberg, das mir werter ist als ein Sitz in der Pairskammer oder im Parlamente. Lieber wollte ich eine der steinernen Figuren vor Ihrem Hause sein, an denen unser Ernst, der liebe Junge, die Pfeifen des Herrn Papa nach Herzenslust zerschlagen könnte. Am Ende müßte ich denn doch über den guten Jungen lachen, wenn ich auch von Stein wäre."

Der Freundeskreis erweiterte sich noch, als Hitzig 1824 nach dem Vorbild des berühmten Montagklubs, der in seiner Mitgliederliste bedeutende Namen aufweisen konnte, aus deren Reihe nur Lessing, Nikolai, Zelter, der alte Schadow, Lachmann,

Pertz genannt seien, die im Englischen Hause (Mohrenstraße 49) tagende Mittwochsgesellschaft stiftete, in der sich die „wirklichsten und vorzüglichsten Geister Berlins ein Stelldichein gaben". Neben Chamisso und den übrigen Nordsternbündlern, Varnhagen, Fouqué, Neumann, Ludwig Robert, finden wir als Mitglieder Immermann, Achim von Arnim, Eichendorff, Wilhelm Müller, Wilhelm Schadow, Simrock, Holtei, von der Hagen und Hegel, um nur die bekanntesten Namen zu nennen.

Durch das gesellige Treiben dieses Kreises bedeutender geistvoller Männer angeregt, wagte Chamisso im Frühjahr 1825 mit einem sorgfältig ausgefeilten, „Die Wunderkur" betitelten Vers-Einakter, in dem er den Mißbrauch des damals im Schwange gehenden Mesmerismus unter die satirische Hechel nahm, vor die Öffentlichkeit zu treten. Obwohl sich Ludwig Devrient mit dem Stücke alle Mühe gab, so daß es schon nach vierzehn Tagen auf die Bühne kam und im Mai 1825 in Berlin sowohl wie in Potsdam und Charlottenburg gespielt wurde, fand es keinen Beifall und verschwand bald von der Bildfläche. Durch diesen Mißerfolg ließ sich Chamisso, der auf der Bühne den Herrschersitz der Dichtung aufgeschlagen sah, nicht abschrecken, im Jahre 1828 ein dreiaktiges Lust- und Possenspiel „Der Wunderdoktor" nach Molières „le médecin malgré lui" zu bearbeiten. Das Königstädter Theater nahm das Stück an und hatte schon die Aufführung vorbereitet, als Chamisso infolge einiger Mißlichkeiten mit dem Direktor sich bewogen fühlte, im letzten Augenblick sein Manuskript zurückzufordern.

Sein äußeres Leben floß während dieser ganzen Zeit ruhig und ereignislos dahin.

Anfang Juni 1823 verließ er zum erstenmal nach seiner Verheiratung auf kurze Zeit Berlin, um nach Pommern zu reisen und in Greifswald das Barometer für Poggendorf zu beobachten. Er spannte, wie er in solchen Fällen zu sagen pflegte, die Stiefel an und trug auf der einen Schulter seine riesige Botanisiertrommel, auf der andern den Kasten mit dem Barometer. So wanderte er mit seinen „unglaublich guten Spazierhölzern" rüstig fürbaß.

Unterwegs sprach er bei Henriette Herz vor, die sich auf einem einige Meilen von Berlin gelegenen Gute besuchshalber aufhielt. „Da tritt", wie sie uns erzählt, „eines Tages der Bediente ein und überreicht mir eilfertig und ängstlich eine Karte, auf welcher die Worte stehen: Ein Wilder von den Sandwichinseln. ‚Ein Wilder?' fragte ich erstaunt. ‚Ja, wild genug sieht er aus', antwortete scheu der Bediente. Ich trat sehr

gespannt in das Vorzimmer. Ein Mann mit lang herabhängendem Haar, unrasiert, in einem grünen Kalmuckflausch, die Botaniziertrommel über die eine Schulter, über die andere einen Kasten gehängt, welcher, wie ich später erfuhr, ein Barometer enthielt, stand vor mir. Es war Chamisso."

Ein Wilder von den Sandwichinseln! Besser hätte sich unser moderner Robinson, der sich von seinen Kindern gern mit „Aracha!", dem Gruße der Sandwichinsulaner, begrüßen ließ, nicht kennzeichnen können!

In Greifswald wurde er überall herzlich aufgenommen. Die Besichtigung der Universität, des Gartens, der Bibliothek, der Museen machte ihm viel Freude, auch trat er zu dem Botaniker Hornschuch und dem Hofrat Borries in ein vertrauliches Freundschaftsverhältnis. Besonders fühlte er sich durch die heitere Frohnatur Diotimas, Borries Gattin, angezogen, und zwischen beiden knüpfte sich eine Freundschaft an, die bis zu seinem Tode währte.

Nach Erledigung seiner Arbeiten — er hatte neben den Barometerbeobachtungen mehrere Torfmoore der Umgebung untersucht und im Auftrage des Ministeriums dreißig Herbarien für Schulzwecke anzulegen begonnen — machte er mit beiden Borries einen Abstecher nach Rügen. Die Sehnsucht nach Weib und Kind, die in seinen Briefen oft rührenden Ausdruck findet, zog ihn aber bald wieder nach Hause zurück. Die drei kleinen Liedchen „Auf der Wanderschaft" halten Stimmungen dieser Reise sowie einer Harztour fest, die er zu körperlicher und geistiger Erfrischung im Juli und August 1824 mit seinem Freunde Eiselen unternahm.

Im Jahre 1825 aber mußte er sich, durch die Umstände gezwungen, auf längere Zeit von seiner Familie trennen. Seine Geschwister hatten nämlich bei der Kommission zur Regulierung der Entschädigungsgelder für die Emigranten die Summe von 100000 Franken für ihn liquidiert. Wie Chamisso dem Freunde Lafoye am 25. Juni 1825 schreibt, rechnete er wenig auf „diese Artigkeit des rückgedrehten Glücksrades ... Ich glaubte kaum, daß ich noch in meinem Leben eine so große oder eine so kleine Reise machen würde." Und wie er schon 1820 den Gedanken, sich mit dem Freunde in Amerika ein Stelldichein zu geben, in den Bereich der Möglichkeit gezogen hatte, fügt er hinzu: „Eine Auswanderungsreise nach Amerika lag näher meinem Sinne, als eine Rückwanderungsreise nach Paris." Im Interesse seiner Kinder, zweier schon „hosenfähiger Leute", glaubte er jedoch, das unverhofft gezogene große Los nicht verfallen lassen zu dürfen. Mitte Oktober 1825 traf er in Paris ein.

Unterwegs in Frankfurt wiederholte sich eine ähnliche Szene, wie auf seiner Fußwanderung nach Greifswald. „Ich hielt es", meldet er mit trockenem Humor nach Hause, „für einen Witz des mir lächelnden Schicksals, daß ich unversehens in Reisemütze und halbrobinsonischen Kleidern die Ehre hatte, an den Hof des Königs der Könige, des Herrn von Rothschild vorgerufen zu werden. ‚Männer wie ich, bedürfen des Anzugs nicht,' sic ille."

In Paris fand Chamisso allseits in der gelehrten Welt Anerkennung und freundliches Entgegenkommen. „Denn der Prophet", wie er bei ähnlicher Gelegenheit in einem Briefe aus Greifswald sich äußert, „gilt nichts in seinem Vaterlande. Hier hatte man den Artikel im Konversationslexikon über mich gelesen." Dies war in Paris nicht nötig; denn man kannte ihn von früher her und hatte mittlerweile seine wissenschaftlichen Arbeiten schätzen gelernt. Dumont, D'Urville, der bekannte Weltumsegler, Bory de St. Vincent, Oberst und Naturforscher, der ihn im Schuldgefängnis bewirtete, warben um seine Freundschaft. Choris, der alte Reisegenosse vom „Rurik", fiel vor Erstaunen und Entzücken fast um und gab ihm zum Andenken der alten Zeit einen Festschmaus, genau nach dem Küchenzettel, den Chamisso einst in Erwartung ihres verdrießlichen Fraßes entworfen hatte, um ihm den Mund wässerig zu machen. Ebenso wurde mit August von Staël ein freudiges Wiedersehen gefeiert. In der Familie Hippolyts, des einzigen Bruders, der noch lebte — Charles, von dem uns Chamisso nicht ohne Stolz berichtet, er sei als Sousprefet in St. Menehould von dem Volke auf Händen in die Präfektur getragen worden, war 1824 gestorben — hieß man ihn mit alter Herzlichkeit willkommen. Auch seine Schwester, die seit ihrer Verheiratung auf einem Landgut in der Nähe von Paris lebte, konnte er wieder in die Arme schließen.

Daneben besuchte er fleißig die Theater, ergötzte sich an dem pantomimischen Künstler Mazurier als Jocko, von welchem, wie er schreibt, selbst die Affen noch lernen könnten, freute sich in der Marie Stuart von Lebrun den alten Schiller auch hier seine Macht bewähren zu sehen — die Abschiedsszene ward, wie er hervorhebt, einen Augenblick unterbrochen durch Weinen und Klagen, welche laut aus den Logen ertönten — und zollte dem Meisterspiele Talmas seine höchste Anerkennung. Unvergleichlich fand er ihn in Ducis Verhunzung des Shakespeareschen Hamlet. „Die verwaisten, beraubten, bloßen Schatten erinnern sich hie und da, Menschen bei Shakespeare gewesen zu sein." Den stärksten Eindruck löste in ihm eine Aufführung der „Schule der

Alten" aus, in der Mademoiselle Mars in unübertreffbarer Vollkommenheit die Hauptrolle spielte.

Daß hiermit nicht sein Tagewerk beschlossen war, versteht sich bei Chamisso von selbst. Er arbeitete sich zwecks künftiger Untersuchungen durch die Pariser Herbarien hindurch, frischte seine wissenschaftlichen Reiseergebnisse durch den Umgang mit den dortigen Weltumseglern auf und fuhr hinüber zu seinem alten Herzensfreunde de la Foye nach Caën. Da saßen denn die Jugendgenossen wieder einmal zusammen wie früher, schmauchten ihr Pfeifchen und erzählten sich von der guten alten Zeit.

Mit der neuen Zeit, die unter den Bourbonen in Frankreich eingezogen war, konnte sich Chamisso wenig befreunden. Die Reaktionsgelüste der Royalisten waren ihm ebenso zuwider wie das rücksichtslose Gebaren der Emigranten behufs Wiedergewinnung der alten Privilegien.

Schon 1821 hatte er über Chateaubriand, der in den Jahren 1820/1822 in Berlin als außerordentlicher Gesandter weilte und, einen Besuch Chamissos erwidernd, eine Staatsvisite bei ihm gemacht hatte, die scharfen Worte fallen lassen: „Man kann nicht schlechter den Erwartungen entsprechen, die man sich von der Hauptstütze einer Partei, von dem Chef einer Fraktion, zu machen berechtigt ist, zumal in einer Zeit wie die, in der wir leben, und in einem Lande wie in Frankreich, von wo das Geschrei einer Katze, die man gepeitscht, in alle vier Himmelsgegenden der Welt erschallt."

„Was muß, das wird" — war ein Kernsatz Chamissos, in dem sich sein unerschütterlicher Glaube an das stille Walten der Notwendigkeit ausspricht. Aus dieser Überzeugung heraus haßte er alle Versuche, in das gewaltige, nach unwandelbaren Gesetzen zur Abwandelung kommende Triebwerk der geschichtlichen Entwickelung mit plumpen Fingern hineinzugreifen, um es zurückzuhalten oder gar zum Stillstand zu bringen. Ihn ärgerten

„..... höchlich die Versuche,
Die Welt von Ost nach West zurückzudrehen."

Der größte Teil seiner politischen Oppositionslyrik, mit der Chamisso bahnbrechend auf das jüngere Geschlecht wirkte, wurzelt in dieser tief eingebetteten Stimmung, die ihm, als auch in Preußen die Reaktion ihren Einzug hielt, eine Auswanderung nach Amerika nahelegte. „Ich habe Weib und Kind", schreibt er am 14. August 1823 seinem Freunde Lafoye, „und schaue dennoch oft zu dem jungen Amerika hinüber. Es ist mir oft, als wäre

es aus mit Europa, und dennoch hängt man an der alten H . . . Lieber Freund, laß uns arbeiten, schreiben, schaffen in unsrer Wissenschaft — das schützt davor, auf den Gedanken zu kommen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen." Kein Wunder, daß er sich am Tage des Königsfestes über die allgemeine Gleichgültigkeit und die kühle Luft in den Straßen freute. „Die ganze Wärme desselben war", wie er höhnt, „unentwickelt in den Zeitungen zu finden!"

Einen ganz andern Ton schlägt er dagegen an, wenn er über die Manifestation der liberalen Partei, über das große Volkstrauerfest, die Beisetzung des Generals Foy, und sein Zusammensein mit dem greisen Lafayette berichtet. Fast zehn Jahre später schaltet er in das „Tagebuch" seiner Weltreise die für ihn überaus charakteristische Bemerkung ein: „Drei der hervorragenden Männer der alten Zeit, ich rühme mich der Ehre, haben mir die Hand gedrückt, Tamaiameia, Sir Joseph Banks und Lafayette."

So sehr er mit dem Ertrage dieser Reise, die ihm noch eine reiche Nachernte schenken sollte, auch zufrieden sein konnte: sein Verlangen nach den Seinigen wuchs von Tag zu Tag. Überdies stellte sich eine gewisse Ermüdung und Abspannung ein. „Ich bin als ein Windhund ausgelaufen und komme als ein Teckel zurück, meine Beine sind halb abgelaufen."

Während der ganzen Reise umspielen seine Gedanken das traute, friedliche Idyll seiner Kinderstube. Überall findet er Anlässe, der Seinen zu gedenken, und mit liebevoller Sorgfalt kümmert er sich um die kleinsten Angelegenheiten Antoniens und der Kinder: „Vergiß nicht die Rosen; vergiß nicht die Buchstaben [den Jungen beizubringen]; vergiß nicht den Sperlingen Vogelfutter auf meine Fenster zu streuen; vergiß nicht die Blumen, die ich gepflegt habe, zu pflegen. Ich werde Dir zurückkehren, wie ich von Dir gegangen bin; laß mich alles wiederfinden, wie es war!" (30. Oktober.) Und auf die Frage Antoniens, ob er noch immer alles dort besser fände als in Deutschland, gibt er ihr in ebendemselben Briefe die feste, sein ganzes Lebensschicksal ausschöpfende Antwort: „Hätte ich je alles in Frankreich besser gefunden als in Deutschland, so würde mich nichts vermocht haben, die Heimat, die die Natur mir gab, mit einer andern selbstgewählten zu vertauschen. Deutscher Volkstümlichkeit hat sich das Tiefere, Heiligere in mir zugewandt; so bin ich durch Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion ein Deutscher."

Im Anfang des Jahres 1826 saß Chamisso wieder im Kreise seiner Lieben. Das Wiedersehen wurde aber bald dadurch

getrübt, daß sein ältester Sohn eine gefährliche Krankheit durchmachen mußte und Antoniens Zustand, der seit der Geburt des zweiten Sohnes hin und wieder schon zu Besorgnissen Anlaß gegeben hatte, in bedenklicher Weise sich verschlimmerte. Ein Sommeraufenthalt, den Antonie mit den Kindern in Landsberg zur Erholung verbrachte, verfehlte zwar nicht seine wohltätige Wirkung, gab ihr aber nicht die völlige Gesundheit zurück. Die Besorgnis darüber war der einzige und glücklicherweise nur vorübergehend sich zeigende Schatten, der das Familienglück unseres Dichters trübte.

Von der Pariser Reise hatte Chamisso eine große Arbeitslust heimgebracht, die er zunächst seinen botanischen Studien zugute kommen ließ. So brachte er neben einer Reihe wissenschaftlicher Spezialuntersuchungen die Beschreibung seiner auf der Weltreise angelegten Pflanzensammlungen in der von Schlechtendal herausgegebenen Linnaea unter Dach und Fach und veröffentlichte 1827 als Kommentar zu der seinerzeit in Greifswald begonnenen Herbarienzusammenstellung eine ebenfalls im Auftrage des Ministeriums geschriebene populäre Pflanzenkunde: „Übersicht der nutzbarsten und schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen, nebst Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche", Berlin 1827. In der Einleitung zu diesem dicken Buche über „Botanik für Nichtbotaniker", wie er spottete, legte er sein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis nieder.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen! In demselben Jahre, in dem er die Summe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zieht, konnte er seinen „Schlemihl" zum zweitenmal in die Welt schicken, in dessen achtem Kapitel er einst sein menschliches Glaubensbekenntnis bedeutsam zum Ausdruck gebracht hatte.

Diese zweite Ausgabe ist auch deshalb bemerkenswert, weil er ihr anhangsweise eine Lese seiner Gedichte beigab, die seinen Dichterruhm begründete. Der Erfolg kam ganz unerwartet. Noch am 24. Mai 1827 glaubte er sich bei Varnhagens Schwester wegen des kühnen Schrittes entschuldigen zu müssen: „Daß ich kein Dichter war und bin, ist eingesehen, aber das schließt den Sinn nicht aus, und nicht die Fähigkeit ein Lied zu singen, wenn im Leben einmal die Lust erwacht, und so schallt es bisweilen durch unsere schattigen Reviere." Und schon ein Jahr später, am 10. Juni 1828, kann er seinem Freunde de la Foye die freudige Botschaft senden: „Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle; ich glaube fast, ich sei ein Dichter Deutschlands!"

Jetzt erst kam seine poetische Begabung zum vollen Durchbruch. Als er die Gedichte für den Anhang der zweiten Schlemihlausgabe zusammenstellte, sprangen ihm gleich zwanzig Lieder, die Hälfte der Sammlung, blank und fertig aus der Feder, und darunter die besten, die ihm überhaupt gelungen sind: „Schloß Boncourt" als Nachklang der Pariser Reise, „Die Löwenbraut", „Die Sonne bringt es an den Tag". „Don Raffaels letztes Gebet" eröffnet den Reigen der Terzinendichtungen, in denen seine Meisterschaft sich am glänzendsten entfalten sollte.

In den folgenden fünf Jahren, 1828 bis 1832, heimst der fünfzigjährige Dichter eine überreiche Ernte aus seinem Liedergarten ein. Es gelingen ihm in dieser Zeit über hundert Gedichtzyklen, Lieder und poetische Erzählungen, darunter „Salas y Gomez", eine Meisterleistung, der neidlos von allen Seiten der Siegespreis unter den lyrischen Erzeugnissen des Jahres zuerkannt wurde, „Frauenliebe und -Leben", „Lebenslieder und Bilder", „Tränen", „Der Klapperstorch", „Abdallah", „Erscheinung", „Burg Niedeck" — lauter Schöpfungen, die zum Allgemeingut unseres Volkes geworden sind und ihrem Dichter einen Ehrenplatz unter den Liedersängern Deutschlands verschafft haben.

Wir besitzen aus dieser Zeit eine ganz vortreffliche Schilderung unseres Dichters, die der französische Literarhistoriker Jean Jacques Ampère nach der Natur aufgenommen und 1840 im Maihefte der Revue des deux mondes veröffentlicht hat: „Als ich mich im Jahre 1827 in Berlin befand, stellte mich Hitzig in der Literarischen Gesellschaft einem seiner Freunde vor, der mehr als irgendein anderer das Gepräge trug, welches wir in Frankreich eine deutsche Tournüre zu nennen pflegen. Der Mann war groß und hager, lange Haare hingen ihm auf die Schultern hinab, sein Gesicht hatte einen eigentümlichen Ausdruck von Wohlwollen und Festigkeit; es lag darin gleichzeitig etwas Zartes und Kräftiges, Abgespanntes und Kühnes. Unsere Unterhaltung begann in deutscher Sprache, der mir unbekannte Mann drückte sich mit einer besonderen Energie aus, jedoch, wie es mir schien, nicht ohne einige Anstrengung und besonders mit einem mir ganz neuen Akzent. Ich meinerseits drechselte im Schweiß meines Angesichts mühsam deutsche Perioden. Während wir dergestalt miteinander redeten, brach auf einmal ein Dritter, der uns zugehört hatte, mit lautem Gelächter in die Worte aus: ‚Meine Herren, machen Sie es sich doch bequem und sprechen französisch!' Der Mann mit der hohen Gestalt und den langen Haaren war mein Landsmann; es war ein von

der Natur auf seltene Weise ausgestatteter, aber vom Schicksal lange verfolgter Mann, ein französischer Emigrant und ein preußischer Offizier, ein Edelmann und ein Liberaler, ein Dichter und ein Botaniker, der Autor eines phantastischen Romans und ein Weltumsegler, es war ein Deutscher und doch ein geborener Franzose: kurz — es war Chamisso."

Als Chamisso im Herbst des Jahres 1830 zur Naturforscherversammlung nach Hamburg gereist war, wo er seine alten Freunde und Rosa Maria Assing, Varnhagens Schwester, besuchte, und mit Heine, der förmlich auf ihn Jagd gemacht haben soll, in einem Austernkeller einige lustige Stunden verlebte, wurde er nicht bloß als Weltumsegler gefeiert. Sein Dichtername war schon in aller Munde.

Im nächsten Jahre frachtete er alles, was er an Gedichten vorrätig hatte, zusammen und ließ frohen Mutes die erste Ausgabe seiner Gedichte vom Stapel. Er fand sich bald so geehrt, gelesen und bewundert, daß er es kaum glauben konnte. „Das Volk singt meine Lieder," schreibt er am 2. Juni 1832 an de la Foye, „man singt sie in den Salons, die Komponisten reißen sich danach, die Jungen deklamieren sie in den Schulen, mein Porträt erscheint nach Goethe, Tieck und Schlegel als das vierte in der Reihe der gleichzeitigen deutschen Dichter, und schöne junge Damen drücken mir fromm die Hand oder schneiden mir Haarlocken ab; freilich sind diese jetzt sehr silberweiß: aber rüstig bin ich noch und jung genug für meine Jahre, von denen ich 51 voll zähle. — Wer hätte das alles in unsern grünen Tagen gedacht!"

Mit dieser Gedichtsammlung trat Chamisso sofort in die erste Reihe jener Dichter, die unter Goethes Anregungen lyrisches Neuland gewonnen hatten. Goethe, die Romantiker und Uhland hatten ihm hierbei den Weg gewiesen.

Von seinen Jugendgedichten, in denen ihn Klopstock, Bürger und Schiller bis hin zur Romantik trugen, in deren Kielwasser er sich dann treiben ließ, wollte er später nichts mehr wissen. Nur die beiden Gedichte „Nacht und Winter" und „Katzennatur", von denen das erste in den Assonanzen den Einfluß Tiecks verrät, hat er in seine „Werke" aufgenommen. Er spottet wohl auch gelegentlich über jene grüne Sonetten-Frühlingszeit, in der sich die Nordsternbündler, wie er scherzt, neben der deutschen noch eine sonettische, behufs des Infinitivreims mit „muß", „will" und „mag" überreich gespickte Sprache zurechtgelegt hatten. „Seitdem sind wir gottlob! dazu gekommen, mit der lieben deutschen Sprache in Sonetten und Terzinen auszureichen."

Damals aber war Chamisso unter seinen Almanachsgenossen in formeller Hinsicht der schwächste und täuschte sich darüber auch nicht. Im Eingange des Musenalmanachs standen gleichsam zur Entschuldigung die Worte: „Man hat es für nötig geachtet, hier anzumerken, daß der Mitherausgeber des Almanachs, L. A. von Chamisso, ein geborener Pariser ist und sich erst seit wenigen Jahren mit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur beschäftigt hat."

So schwach aber auch seine ersten dichterischen Versuche ausgefallen sind, eins haben die besser gelungenen Stücke schon mit seinen späteren Meisterschöpfungen gemein: sie zeigen die Gabe des echten Dichters, das Erlebnis im Liede einfangen zu können. Man vergleiche, um hierfür ein schlagendes Beispiel zu gewinnen, bloß die schwermütigen „An Sie" überschriebenen Stanzen mit dem in der Anmerkung zu diesem Gedichte mitgeteilten Briefe. Wie hier Zug für Zug bis ins kleinste Detail benutzt ist und das Ganze hierdurch eine plastische Rundung und Anschaulichkeit bekommt, daß es hoch über die Durchschnittsleistungen des Almanachs hinauswächst! Für seine späteren Gedichte sind in den Anmerkungen mannigfache Belege zusammengestellt, die diesen charakteristischen Zug seiner Dichtungen, kraft dem er aus der Romantik und aus der Uhlandschen Ritter- und Schäferwelt herauswuchs, ins hellste Licht setzen.

Neben Goethe hat, wie Chamisso selbst bekennt, Uhland am stärksten auf ihn eingewirkt. Ihm lauschte er vor allem die Kunst ab, mit wenigen Mitteln viel zu erreichen. Und ganz wie Uhlands Lyrik, in leicht erkenntlichem Gegensatz zu den auf musikalische Wirkung ausgehenden Dichtungen der Vollblutromantiker, zeichnet sich auch die seinige mehr durch kernige Frische, Keuschheit der Empfindung und rührende Schlichtheit aus, als durch den süßen Dämmerschmelz hingehauchter Stimmungen oder durch die suggestive Gewalt elementarer Naturlaute. Meiner Meinung nach ist ihm nur einmal ein rein lyrisches Gebilde geglückt, das Lied „Ich habe, bevor der Morgen". Es ist vierunddreißigmal komponiert worden.

Der nachhaltige Einfluß Uhlands zeigt sich nicht nur in der Wahl der Stoffe, wie er etwa den Balladen vom Grafen Eberhard seine „Deutschen Volkssagen" an die Seite stellt, sondern läßt sich auch bis in die äußere Formgebung verfolgen.

Uhlands Lieblingsmaße, die von ihm umgebildete Nibelungenstrophe (die „Deutschen Volkssagen"), die Chevy-Chacestrophe („Herzog Huldreich und Beatrix"), ebenso wie der dreihebige Vierzeiler („Burgfräulein von Windeck", „Jungfrau

von Stubbenkammer") und die zweizeilige Strophe mit vier Hebungen („Der Sohn der Witwe", „Familienfest") finden wir auch bei Chamisso, und zwar mit ebenbürtiger Meisterschaft zur Anwendung gebracht.

In seinen humoristischen Gedichten schlägt Chamisso derbere und volkstümlichere Töne an, als sie bei Uhlands akademisch kühler und abgedämpfter Natur möglich waren. Hier folgt er den Spuren Bürgers, dem er schon 1804 in einer „Die Trauung" betitelten Schauerballade seinen Tribut zollte und dessen „Wilder Jäger" wohl auch die Einführung des guten und bösen Geistes im Faustfragment mit angeregt hat. So vorsichtig er die Schwächen seines Vorbildes zu vermeiden weiß, wodurch es ihm gelingt, in seinem „Hans im Glücke", dem „Rechten Barbier", im „Urteil des Schemjáka" wahre Kabinettsstücke dieses Genres zu bieten, so ist doch jüngferliche Prüderie gar nicht seine Sache, und gelegentlich schrickt er vor den krassesten Effekten nicht zurück. Das zeigt uns zum Beispiel die mit derber Schlußpointe gewürzte, aus dem Nachlaß bekannt gewordene Travestie der Schicksalsdramen „Der arme Sünder" und seine scharf satirische, aber mit volkstümlich neckischen Lichtern umspielte Bearbeitung des uralten Wandermotivs von der treulosen Witwe in seinem „Liede von der Weibertreue", dem gegenüber der Vorwurf unnötiger Frivolität ganz am falschen Platze erhoben worden ist.

Nicht zu verkennen ist indes, daß dieses Lied in eine Richtung weist, die uns zu einem andern Dichter hinführen kann, der auf Chamisso, freilich nicht im entferntesten mit der Intensität wie Uhland, eingewirkt hat, was bei der völligen Verschiedenheit der Charaktere nicht weiter wunder nimmt: Heinrich Heine. So schlägt in dem Gedicht „Gern und gerner" ein Heinischer Ton unverkennbar durch, gleichfalls in den Anfangsstrophen des „Neuen Ahasver", und das Gedicht „Lebe wohl", dessen Schlußverse fast wörtlich mit dem fünfundzwanzigsten Liede des Lyrischen Intermezzos übereinstimmen, legt einem Heines Namen sofort auf die Lippen.

Trotzdem ist bei seinem Gehör der Unterschied nicht zu verkennen. Der herben Sprödigkeit und keuschen Schlichtheit der Chamissoschen Natur war die schwellende Klangsüße des Heinischen Verses ebenso versagt, wie die grellen Dissonanzen seines brandigen Galgenhumors.

Heine gehört übrigens zu denjenigen Dichtern, deren Entwicklung von Chamisso mit großem Interesse verfolgt wurde. Am 7. Januar 1824 machte er seinen Freund Trinius auf den

## An die Apostolischen

### I

Ev. Matth. c 24 c. 29.

Ja, überhand nimmt Ungerechtigkeit
Und Noth Empörung, Hass, Verrath zu befördern.
Die falschen Christi wollen sich geberden,
Als mit dem Unrecht, nicht dem Recht, im Streit.

Bald aber, nach der Trübsal dieser Zeit
Wird den Geschlechtern aller auf der Erden
Des Menschen Zeichen offenbaret werden
Mit grosser Kraft und hoher Herrlichkeit.

Vom Feigenbaume lernt: an seinen Zweigen
Erkennet ihr des Sommers Anbeginn,
Wann Steigt des Saft und Blätter schon sich zeigen.

Wo habt ihr, blöde Thoren, doch den Sinn?
Ihr seht den Saft in alle Zweige steigen,
Und leugnet euch den Sommer immerhin!

## II.

Ev Matth. CC 15 — ~~24~~ 23.

Senkt sich die Sonn' in klarer Herrlichkeit
So sagt ihr: Morgen wird das Wetter gut,
Und hüllt der Morgen sich in trübe Gluth,
Urtheilt ihr: ein Gewitter ist nicht weit.

Könnt ihr denn nicht die Zeichen dieser Zeit
Auch deuten, wie ihr doch den Himmel thut?
Ihr Heuchler, Pharisäer, Otterbrut,
Wohl hat von euch Jesajas prophezeit.

Es spricht der Herr: dieweil ich es erfahren
Hat, wenn sie mich bekennen mit dem Munde
Sie mit dem Herzen ferne von mir sind,

Will seltsam ich mit diesem Volk verfahren
Daß seiner Weisen Weisheit geh' zu Grunde
Und seiner Klugen Klugheit werde blind.

## III.

### Schiller.

Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit? –
Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit
Ihr wendet nicht die Zukunft unterschlagen.

Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen in's bewegte Rad der Zeit;
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen.

Die, blind und taub, ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen sehen
Ich zittre nur für euch, ihr blöde Thoren!

Denn Gottes Rathschluss wird dennoch ~~geschehen~~ bestehen,
Die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren
Und das, was an der Zeit ist, doch geschehen

## IV.

Es steht die öffentliche Meinung auf und klagt:
Ihr habt von mir erborgt eure Kraft,
Durch mich geschah, was grosses ihr geschafft,
Durch mich gelang, was Siegreich ihr gewagt.

Und nun ich euch erhöht, wollt ihr als Magd
Mich züchtigen mit Ruthen und mit Hast,
Ihr schämt euch flüchtiger Genossenschaft
Und habt mir, eurer Herrin, widersagt.'

Und doch, ihr hörtet meine Donner rollen
Und der Kolosz der Zeit war schon zerstoben,
Von dessen Joch ich kam euch zu erlösen. —

Ihr Seifenblasen, die mein Hauch geschwollen,
Und flüchtgen Schimmers meine Hand gehoben,
Ihr eitle Seifenblasen, — seid gewesen!

Nach Chamissos eigenhändiger Niederschrift im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

jungen Dichter aufmerksam. „Kennen Sie H. Heine? (Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo, 1823). Doch wohl auch ein Dichter, aber ein unfertiger, so ein kleiner Beelzebub cauda prehensilis." Bald aber wichen diese Zweifel einer steigenden Bewunderung. November 1828 nennt er ihn ebendemselben Freunde gegenüber unseren kleinen Byron und erläutert das Beiwort dieses Ruhmestitels in ganz vortrefflicher Weise: „Der Brite hatte den Satan, den großen Höllenfürst, im Leibe, der Göttinger Student (wie Goethe ihn nennt) doch nur einen Diablotin." Später fielen aber auch solche Einschränkungen fort. Im Jahre 1836 will er in einem Briefe an Andersen ausdrücklich Heine ausgenommen wissen, wenn er die Schalen seines Zorns über das Junge Deutschland ausschüttet, dessen frevelndes Abbrechen und Abreißen ohne Neubau, ohne Plan und Aussicht dazu, dessen ekelhafte Philosophie oder gar Religion der Sittenlosigkeit seinen höchsten Unwillen erregt hatte. „Der ist wohl," fährt er fort, „ein Dichter bis in die Fingerspitzen. Der erschafft Lebendiges, und wen er anrührt, tritt, Katze oder Mensch, aus dem Papier heraus und steht da dem Gespötte preis oder dem Beschauen."

Und diese Anerkennung fand bei Heine ein lebhaftes Echo. Nie hat der geniale Spötter ein verletzliches Wort über Chamisso abgeschnellt. Vor der schlichten Größe und imponierenden Gewalt dieser Persönlichkeit beugte er sich willig.

Auch dem Dichter hat er warme Anerkennung gezollt. Während er in seiner „Romantischen Schule" an Uhland manches auszusetzen fand, auch dessen Sippen und Magenschaft, Schwab, Kerner und andere, nur mit lauem Lobe bedenkt, äußert er sich über Chamisso mit rückhaltloser Anerkennung. „Obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er teilnahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns aus den Uhlandschen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmut, dieselbe Träne. . . . Chamissos Tränen sind vielleicht rührender, weil sie, gleich einem Quell, der aus dem Felsen springt, aus einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen."

Weiterhin kommt für die Umgrenzung des Bodens, aus dem Chamissos Lyrik ihre Wurzelsäfte zog, die reiche Tätigkeit unseres Dichters als Übersetzer in Betracht.

Im Winter 1820 wandte er sich unter der Anregung der aufblühenden Germanistik — ein Jahr vorher war Grimms „Deutsche Grammatik" erschienen — dem Studium des Isländischen zu. Als Frucht warfen diese Bemühungen die Übertragung der Thryms quida aus der poetischen Edda ab. Um dieselbe Zeit verwertet er in dem kleinen Zyklus „In malaiischer Form" Anregungen, die ihm seine Weltreise eingetragen. Das interessante Vorwort, das er diesen im Cottaschen Morgenblatt veröffentlichten Liedern beifügte, haben wir unter den Vermischten Prosastücken zum Abdruck gebracht (Teil 3, S. 218 f).

Späterhin hat sich Chamisso auf seiner poetischen Weltreise bei vielen Völkern zu Gaste geladen: bei den Dänen, Litauern, Russen, Neugriechen nicht minder wie bei den Arabern, Chinesen und den heiteren Inselvölkchen der Südsee.

Geradezu epochemachend aber wurde für seine Dichtung die nähere Bekanntschaft mit seinen Landsleuten. Im Jahre 1829 tritt er Millevoye, de la Vigne, Victor Hugo näher, und schon 1826 hatte er die Reihe seiner französischen Nachdichtungen mit der „Kartenlegerin" Bérangers eröffnet.

Und diesen Dichter haben wir neben Uhland zu stellen, wenn es sich darum handelt, das Quellgebiet der Chamissoschen Lyrik nach seinen Hauptpunkten festzulegen.

Chamisso ist manchmal wohl als deutscher Béranger gefeiert worden. Nur mit Einschränkung trifft diese Bezeichnung das Rechte. Ihm fehlte die robuste Natur, die den französischen, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangenen Dichter zum Mann des Volkes machte. Trotz aller Volkstümlichkeit halten sich Chamissos Weck- und Mahnrufe, mit denen er das politische Gewissen der Zeit aufrüttelte, durchweg in einer Höhe, die sie ungeeignet dazu macht, „frischweg auf der Straße abgegurgelt zu werden".

Dessenungeachtet ist die Wirkung dieses Vorbildes auf Chamisso nicht hoch genug anzuschlagen. Auf Rechnung Bérangers wird es zum Teil zu setzen sein, daß Chamissos Dichtung um 1830 diesen mächtigen Aufschwung nahm. Seine bestgelungenen Lieder sind Chansons in Bérangers Art: die „Lieder von der alten Waschfrau", „Der Frau Base kluger Rat", „Kleidermacherwut", das „Nachtwächterlied", „Das Gebet der Witwe".

Auf Anregung Bérangers ist es fernerhin zurückzuführen, daß der Politiker in Chamisso stärker und aggressiver zum Worte sich meldet, als es früher geschehen war.

Wenn wir Chamisso in seiner stillen Gelehrtenklause stundenlang wie angepfählt an seinem Schreibtische sitzen sehen, so

schweifen unsere Gedanken wohl hinüber zu Dürers unübertrefflichem „Hieronymus im Gehäuse". Der Lärm des Tages klingt in diese innerlich so weite Winkelwelt nur mit starker Abdämpfung hinein. Und doch folgte Chamisso den politischen Ereignissen seiner Zeit stets mit lebhaftem Interesse, weniger mit scharfer Witterung, da sich seine optimistische Grundmeinung über die menschliche Natur einer kalten Berechnung des politischen Ränkespiels hindernd in den Weg stellte. Als gelegentlich der Thronentsagung seines Lieblingshelden Napoleon, an die er lange nicht glauben wollte, wieder einmal seine zuversichtlichsten Weissagungen in die Brüche gegangen waren, zog er sich mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen Selbstironie aus der Schlinge: „Und dennoch bin ich ein Prophet, denn, wenn ich sage, etwas geschieht so oder so, so geschieht gewiß das Gegenteil!"

In den Dienst einer Partei hat sich Chamisso nie gestellt. Er sah von oben herab auf das kribbelnde Ameisengetümmel zu seinen Füßen und fühlte sich — auch hier klingt der Einfluß Rousseaus nach — mehr ein Herold der ewigen Menschenrechte im Schillerschen Sinne, als ein politischer Rufer im Tagesstreite. Es war der Mensch in Chamisso, der ihn zum politischen Dichter machte.

Und hierin liegt auch die Erklärung dafür, daß diese Lieder heute noch ihre frische Wirkung ausüben wie damals. Denn alles Reinpolitische, so mächtig es die Mitwelt in Atem hält, erschöpft sich auch in dieser Wirkung. Wie schnell sind Herweghs Flammenlieder ausgeflackert! Wenn aber der Dichter als Politiker Worte findet, die an den Kern unseres Wesens rühren, ist ihnen, wie allen aus der Tiefe gehobenen Persönlichkeitswerten, auch Dauer gesichert.

„Was muß, das wird" — war eine jener Grundüberzeugungen, die in dem tiefsten Boden seines Wesens verankert waren. Das Sonett, das in der Überschrift die Manen Schillers beschwört, bringt dies unzweideutig zum Ausdruck: „Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen, zu greifen ins bewegte Rad der Zeit." Das Bewußtsein, an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen, deren Sturmzeichen von den Regierungen gröblich mißkannt würden, schlägt überall in seinen Gedichten durch, und wird es nicht geradezu ausgesprochen, so ist es doch als Unterströmung deutlich herauszuspüren. In seinem Gedichte „Die Ruine" klammert sich der König in höchster Verzweiflung an den Priester: „Hilf, Priester, du! es tagt! es darf nicht tagen!" Doch alles ist vergeblich! Wer wollte die Sonne in ihrem Siegeslaufe aufhalten! „Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit, Ihr werdet die Zukunft nicht unterschlagen!"

Wenn er sein Gedicht „Die Weiber von Winsperg" in den bitteren Worten austönen läßt:

„Im Jahre elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königs Wort noch heilig im deutschen Vaterland"

so entladet sich hierin die Empörung über den Wortbruch, den sich nach Beendigung der Freiheitskriege die deutschen Fürsten hatten zuschulden kommen lassen. Das folgende, bisher ungedruckte, wahrscheinlich seiner formellen Schwäche wegen zurückgehaltene Sonett bewegt sich in demselben Gedankenkreise:

„Es hat ein Fuchs jüngst den Komment verletzt,
Und koramiert, sein Urteil selbst gefällt,
Daß für 'nen dummen Jungen er sich hält,
Sie haben mit der Peitsche ihn gehetzt.

Ein Offizier, der außer acht gesetzt,
Was seinem Kleid er schuldig vor der Welt,
Hat gleich Abbitte schriftlich ausgestellt,
Und weggejagt hat ihn das Korps zuletzt.

Was sollen die Beispiele, die du gabst?
Die Offizier' und Bursche wissen's schlecht. —
Ich schwöre zu und schwöre wieder ab,

Ein König war's, der mir das Beispiel gab,
Und seinesgleichen hielten es für Recht,
Die Könige, die Kaiser, und der Papst."

Das Motiv des Wortbruches bildet übrigens ein Hauptthema der damaligen Kampflyrik.

Chamisso nennt sich einmal selbst einen Mann des Fortschritts und der Zukunft. Und dies mit Recht! Wie Heine begrüßt er mit Freuden die Juli-Revolution, den „Weltsturm", so höhnt er am 4. August 1831 in seiner drastischen Ausdrucksweise de la Foye gegenüber, „den vor einem Jahre die Namensunterschrift eines Esels bewirkt hat". Schon 1822 hatte er die Katastrophe vorausgeahnt. „Ihr spielt fabelhaft den Jacob II., und glaubt mir, es endet nicht gut!"

In seinem „Memento" schildert er die Flucht Karls X., nicht ohne am Schluß die Warnung aufzustellen: „Ihr Mächtigen der Erde! schaut und lernt!" Und ähnlich läßt er das Gedicht „Der vertriebene König" aushallen: „Nur mächtig ist, den seine Völker lieben; denn über uns ist ihnen Macht verliehn."

Soziale Revolutionslaute werden in dem Liede „Der Bettler und sein Hund" wach. An der Saint-Simonistischen Bewegung

hatte er, wie Heine, seine Freude, wenn er auch von der femme libre natürlich nichts wissen wollte.

Trotzalledem war Chamisso eine durchaus konservative Natur. Das konservative Grundelement seines Wesens findet sich bei ihm in derselben Mischung mit liberalen Tendenzen, wie bei seinem Liebling Béranger. „Er kann", wie er in der Einleitung seiner 1838 erschienenen, gemeinschaftlich mit Gaudy unternommenen Béranger-Übersetzung sagt, „als ein Konservativer bezeichnet werden, in dem Sinne, daß er den gesetzlich eingenommenen Boden verteidigt, wo er für dasjenige kämpft, was aus der Zeit der Republik und des Kaiserreiches in das Leben und in die Sitten des Volkes übergegangen ist."

Auch Chamisso ist aus einer solchen Verteidigungsstellung nicht herausgetreten. Nichts liegt ihm ferner, als die Massen zum Umsturz aufzustacheln und auf die Barrikaden zu rufen. Gibt er doch, auf die Julirevolution anspielend, in dem „Republikaner" ein erschütterndes Gemälde des tragischen Konfliktes, in dessen Strudel der Einzelne in solchen Zeiten hineingerissen wird. Und in seinen „Lebensliedern und Bildern" heißt die Losung: „Für Recht und Ordnung gilt's annoch zu sterben... Für Recht und Ordnung wehen meine Farben."

Ein tiefernstes Halt ruft er jedoch den Reaktionsgelüsten der Fürsten und Regierungen entgegen, die in unseliger Verblendung die Zeichen der kreißenden Zeit verkannten und damit den inneren Frieden der Völker untergruben. An empfindlicher Stelle getroffen, läßt er die Freiheitskämpfe der Polen, Russen und Griechen nicht aus dem Auge, feiert in ergreifenden Terzinen die russischen Freiheitshelden Woinarowski und Bestujeff, und den Spuren Byrons und Wilhelm Müllers folgend, flicht er in dem kleinen Zyklus „Chios" dem tapferen Griechenvölkchen einen schönen Siegeskranz.

Dagegen hüpft ihm der Schalk auf die Feder, wenn sein Blick auf das kannegießernde Demagogentum seiner Zeit fällt. In dem Gedichte „Kleidermacherwut" und im „Französischen Lied" striegelt er mit beißender Satire die revolutionären Maulhelden, die auf der Bierbank die Welt aus den Angeln heben und zu Hause vor dem Pantoffel ihres Weibes zu Kreuze kriechen.

In dieser konservativen Grundanschauung liegt es begründet, daß er über die preußischen Verhältnisse, wenn er auch manches auszustellen hatte, wie das aus dem Nachlaß bekannt gewordene Fragment eines Aufsatzes über „Zensur und Preßfreiheit" beweist, auffällig milde urteilt. Denn hier war von einer Siedehitze der öffentlichen Meinung, wie sie in

Frankreich soeben zur Explosion geführt hatte, wenig zu spüren. Über die Gründe, die es mit sich brachten, daß 1830 in Preußen alles ruhig blieb, spricht er sich in einem Briefe an de la Foye am 4. August 1831 folgendermaßen aus: „Dieses Auffallende ist dem zu danken, daß wir von lange her langsam und geräuschlos unablässig vorwärts gegangen sind, als alles still stand, oder sich unsinnig mühte zurückzugehen, wir haben in der Tat das Mehrste von dem, wonach bei Euch geschrien wird. Kommunalgesetz, Gleichheit vor dem Gesetz, eine Nationalarmee, die aus dem Volke hervorgeht, wir haben Unterrichts-, Wohltätigkeitsvereine, Gesetze usw. Wir haben eine Gewohnheit der Rechtlichkeit, die zu einer andern Natur geworden ist, wir wissen nicht, was Gunst heißt. Wir haben eine väterliche Regierung, Liebe und Zutrauen zu dem Oberhaupte, und in Zeiten der Gefahr hat der Instinkt alle um den Thron versammelt, da rings umher sich alle gegen ihre Regierungen verbündeten. In der Tat hätte ganz Norddeutschland nichts Besseres begehrt, als preußisch zu werden."

In der gleichen Doppelstellung finden wir Chamisso seinen Standesgenossen gegenüber. Einerseits ist er fest überzeugt, daß ein Zeitalter herangebrochen ist, in dem der Adel keine Führerrolle mehr beanspruchen kann. „Ich werde meinen Kindern", heißt es in einem Briefe vom 3. Juni 1835 an de la Foye, „einen Namen guten Klanges hinterlassen, und das ist ein sichereres Erbe als irgendein anderes. Auf welche Habe, auf welches Besitztum kann man rechnen? .... Wir haben uns durch die Welt schlagen müssen: das werden unsere Kinder auch, jedes für sich — und die fortgeschrittene, von Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, telegraphischen Linien durchfurchte Welt ihrer Zeit wird eine ganz andere sein, als die unsere Zeit." Als er demselben Freunde den Namen seiner Braut mitteilt, setzt er hinzu: „Ob aus dem polnischen königlichen Hause, wird nicht gefragt. — Wir seynd bürgerliche Personen, und wir müssen alle dem Könige dienen."

In demselben Tone ist sein Testament gehalten. Hier finden sich genau dieselben Worte wie in jenem eben zitierten Briefe, und werden noch des näheren beleuchtet. Seine Söhne sollten sich befähigen, auf sich selbst in verschiedenen Lebensbahnen und Landen vertrauen zu können. Tüchtigkeit sei das zuverlässigste Gut, das sollten sie sich erwerben — die alte Schlemihlweisheit! „Ich wünsche," fährt er fort, „daß sie studieren, insofern sie dazu die Mittel haben, bin aber ganz damit einverstanden, wenn der eine oder der andere zu einem bürgerlichen Gewerbe übergehen will. Die Zeit des Schwertes ist abgelaufen, und die Industrie erlangt in der Welt, wie sie wird,

Macht und Adel. Auf jedem Falle besser ein tüchtiger Arbeitsmann als ein Skribler oder Beamter aus dem niedern Trosse."

Anderseits hatte er aber mit Recht von dem Werte echten Adeltums eine hohe, ja begeisterte Meinung. In seinem Reisewerke steht folgende Stelle, die auch für den Naturforscher Chamisso bedeutsam ist: „Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, ist keiner. Der Adel liegt tiefer, er liegt in der Meinung, er liegt in dem Glauben. Ich finde in der französischen Sprache, wie sie in meiner Kindheit war, Wörter, deren die deutsche ermangelt, und ich bediene mich ihrer. Le gentilhomme, das ist der echte Adel, wie ihn kein König verleihen, kein Napoleon aus der Erde stampfen kann. Le noble, das ist der letzte Bolzen, den die Könige gegen den Adel, aus dessen Schoße sie selber hervorgegangen und den zu unterdrücken ihre Aufgabe war, siegreich abgeschossen haben. Ich habe geglaubt und angenommen, es verstünde sich von selbst, daß von einer Kaste in die andere kein Übergang möglich ist; daß selbige, wie die Arten der Tiere, unbezweifelt naturnotwendig geschieden sind, und daß, sowie es nur eine Fabel ist, daß der Esel sich zu einem Hunde und der Frosch zu einem Rinde habe ausbilden wollen, es auch außerhalb aller Wahrheit ist, daß ein gemeiner Mann zu einem Edeln zu werden nur träumen könne. Daher finden auch in diesen Verhältnissen Neid und Hochmut keinen Raum. Anerkannt wird in unseren Staaten, wo jener Adel, wie ich mir denke, daß er ehedem bei uns bestand, bereits verschüttet nur noch in verblassenden Erinnerungen lebt, nur noch unter dem Namen Adel das Privilegium, und es ist auch nur gegen das Privilegium, daß das Wehen des Zeitgeistes fast zum Sturme anschwillt."

Schließlich treffen wir diese Mischung konservativer und liberaler Elemente auch in seinem Verhältnis zum Christentum an. Chamisso haßte das „schwarze Tier", das, wie er in seiner Jugend und besonders in der Reaktionszeit beobachten konnte, in den Landen allerorts sich zeigte, um wie ein Riesenvampir dem Volke das frische Lebensblut auszusaugen. Dessenungeachtet ist ihm nie der Gedanke gekommen, zum Protestantismus überzutreten, obwohl er an dem positiv christlichen Glauben Antoniens seine Freude hatte, seine Kinder protestantisch erziehen ließ und einen sonst hochgeschätzten Freund nicht zum Vormund über seine Kinder bestellt wissen wollte, weil er in religiösen Dingen zu radikal denke und hierdurch seinen Mündeln das Christentum verleiden könne. Ihm selbst war jedes Dogma als eine unberechtigte Einschränkung einer rein persönlichen Angelegenheit

zuwider. Dennoch bekennt er, so vorurteilslos er andere Gesittungen angeschaut, auch saint-simonistisch zu träumen sich erkühnt habe, so sei er doch immer wieder beschämt auf die christliche zurückgeführt worden, „auf die Ehe und die Familie, das Verhältnis der Geschlechter, wie sie uns geordnet, sind. Papsttum und Pfaffentum widern mich an, meine Vernunft begehrt Volljährigkeitsrecht .... Worin soll denn das Christentum bestehen? Jeder antwortet anders und zieht willkürlich seinen Kreis, sprechend huc usque. Ist Christus nur ein ehrlicher Mann gewesen (Rationalisten); der war auch Epiktet und am Ende auch Rabelais, deren Werke dem oder jenem besser munden mögen als das Evangelium; — gibt es keine Fortdauer des Ichs nach dem Tode (Schleiermacher, wenigstens zu früherer Zeit), wozu dann all das Wesen? — Christ möchte ich (mein eigengezogener Kreis) nur den nennen, der an die göttliche Sendung, an die Gottheit oder Göttlichkeit Christi und an die Fortdauer des Ichs glaubt. Bin ich selber ein Christ? — Ich weiß es nicht."

Durch die politische Tendenz, die in Chamissos Gedichten so stark zum Ausdruck kommt, wuchs er aus der Romantik und der schwäbischen Schule heraus und warf in der modernen Zeit seine Anker. Das Zwieschlächtige seiner Dichtung zeigt sich nirgends deutlicher als in dem Gedicht „Ungewitter":

„Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächtiger, bangender Sohn."

An die moosgrünen Burgtore der romantischen Märchen- und Sagenwelt pocht hier mit eiserner Faust das moderne revolutionäre Zeitalter.

Chamisso war auch der erste, der in unserer Lyrik die neue, mit Eisenbahnen und Telegraphen einziehende Zeit begrüßte. In seinem „Dampfroß" stampft die erste Lokomotive in die Halle der deutschen Dichtung.

Wie stark Chamisso von der Bedeutung dieser Umwälzung ergriffen war, zeigt neben vielen Äußerungen besonders ein Brief aus seinem Todesjahre, worin sich die folgende Stelle findet: „Im Herbst 1837 war ich votum solvens in Leipzig, die Eisenbahn mit vorgespanntem Zeitgeist zu befahren — ich hätte nicht ruhig sterben können, hätte ich nicht vom Hochsitze dieses Triumphwagens in die sich entrollende Zukunft hineingeschaut."

Sein Eigenstes hat Chamisso in seinen Terzinendichtungen geschaffen, deren stattliche Kette sich in „Salas y Gomez" zu einem mächtigen Gipfel aufwölbt. Die Zyklen „Frauenliebe und Leben", „Lebenslieder und Bilder" haben ihm zwar eine Popularität eingetragen, wie sie selten einem Dichter zuteil geworden ist. Und nirgends auch erscheint der Mensch Chamisso in seiner kindlichen Reinheit und schlichten Gefühlseinfalt liebenswürdiger und herzgewinnender als hier in diesen Gedichten, die sich zu kleinen Romanen typischer Lebensstimmungen zusammenschließen. Künstlerisch genommen aber sind diese Lieder das Schwächste, was er geleistet hat. Er stand nach seiner ganzen Natur dem Gefühlskreise, in dem sie wurzeln, zu nahe, um unter der Fülle der für ihn mitschwingenden Stimmungswerte die blasse und dünnstimmige Melodie herauszuhören, die das Ganze durchzieht.

Chamisso war, wie er selbst einmal sagt, eine Natur, die alles schwer nahm. Er gehört zu jenen äußerlich robusten Menschen mit feinem Seelengetriebe, die gleichsam einen zu stark wirkenden Resonanzboden besitzen. Sobald der Klang eines tieferen Erlebnisses wach wird, tönt er noch lange nach, kreuzt und verwirrt sich mit andern, die gar nichts mit ihm gemein haben, und erzeugt so eine Mischung, die schwer zu entwirren ist.

Hierin liegt der letzte Grund für jene ganz merkwürdige Tatsache, daß Chamisso, der sonst so unermüdlich tätige, in jenen Jahren schwerer Krisen zum „passivsten Tiere" wird. Die innere Unruhe, die den ganzen Menschen in starke Schwingungen setzt, wirft ihn völlig aus dem Geleise.

Von hier aus ließe sich übrigens leicht eine Brücke zu Kleist hinüberschlagen, zu der Kernfrage seines Lebens wie seiner Dichtung. Beide, Chamisso und Kleist, waren Abkömmlinge eines alten, edelbürtigen Geschlechtes. Beide wurden, durch Abstammung und Herkommen auf eine verhältnismäßig einfache und geschlossene Lebensbahn hingewiesen, aus dieser herausgerissen und in fremde kompliziertere Lebensverhältnisse geworfen. Der Widerstreit zwischen ihrer neuen psychischen Umwelt und der tiefsten Tendenz ihres Wesens, den ganzen ungeteilten Menschen stets in die Wagschale zu werfen, „verwirrt" ihnen das Gefühl. Chamisso wird hierdurch in kritischen Momenten zur völligen Passivität verdammt, und die ungleich schärferen Spannungen der Kleistischen Kraternatur kommen in dem dämonischen Geflacker und den glühheißen Auswürflingen seiner Dramen mit solch elementarer Gewalt zur Entladung, daß schließlich die Form selbst, die sie mühsam bändigte, zersprengt wird. . . .

Mit jener Eigentümlichkeit Chamissos hängt es fernerhin zusammen, daß er ein Motiv, wenn es einmal achtunggheischend in seinen Gesichtskreis eingerückt war, so leichten Kaufes nicht wieder entschlüpfen läßt. Einerseits hat die reiche Zyklenbildung seiner Dichtung hierin ihre Quelle und zum andern jene unerbittliche Konsequenz, mit dem ein Motiv zwecks packender Steigerung geradezu ausgepreßt wird.

Durch diese Neigung, die vor grellen Dissonanzen nicht zurückschrickt, reicht Chamisso in moderne naturalistische Bestrebungen hinein. Die zeitgenössische Kritik wußte mit seinem „Mateo Falcone", seinem „Don Juanito" und ähnlichen Dichtungen wenig anzufangen, während wir gerade in diesen Schöpfungen den kühnen Wagemut eines epischen Pfadfinders bewundern. Sein Freund Neumann, dessen Meinung auch für die spätere Kritik teilweise typisch ist, faßt sein Urteil in einer Rezension der Chamissoschen Werke folgenderweise zusammen: „Die Konvulsionen der Menschenseele unter dem Drucke natürlicher oder konventioneller Gewalt, fremder oder eigener Verderbtheit, eines eisernen Verhängnisses, unerbittlicher Gemütshärte oder roher Wildheit liebt er uns anschauen zu lassen. Herrschen will er über unser Gefühl und in unseren Leiden den Triumph seiner Herrschaft genießen. Es gelingt ihm vollkommen. Mit seltener Geschicklichkeit weiß er sich unseres Gefühls zu bemächtigen, es immer grausamer zu spannen, und der Leser kann sicher sein, daß die Schraube, die sein Herz zusammendrückt, gedreht werden wird, soweit ihr Gewinde nur reicht."

Und Neumann ist weit entfernt, in dieser Eigentümlichkeit Chamissos einen Vorzug zu sehen. Vor dem „Kruzifix" bricht überhaupt seine ganze Ästhetik zusammen. „Wäre so Gräßliches in der Natur auch möglich, in der Poesie wenigstens müßte es ewig unmöglich bleiben." Wie anders urteilte Lenau über dieses Gedicht, in dem er sich selbst und seine brennende Künstlersehnsucht geschildert fühlte!

Auch Hitzig glaubte diese Neigung Chamissos zu gräßlichen und schaudererregenden Motiven entschuldigen zu müssen, indem er nicht unerwähnt läßt, wie Chamisso zu diesen Stoffen gekommen ist. Er war von Chamisso gebeten worden, ihm, der sich fern von geselligem Verkehr hielt, kaum ein Journal oder eine Zeitschrift las, Material zu schaffen, das sich für dichterische Behandlung eignete. Hitzig kam diesem Wunsche treulich nach, indem er alles, was er bei der Redaktion seiner kriminalistischen Zeitschriften oder bei Zeitungs- und Journallektüre an poetischen Motiven aufstöberte, aus Korsika, Spanien, überhaupt aus Ländern, wo es

noch rohe Tugenden und rohes Laster gibt, dem Freunde mitteilte. Wenn Stoffmangel eintrat, pflegte Chamisso, vorübergehend an den Fenstern des im Erdgeschoß wohnenden Freundes, anzuklopfen und ihn vom Schreibtisch und von den Akten mit der Bitte fortzulocken: „Vater Ede, gib Stoff, ich bin abgebrannt!" Und dann zog Hitzig die Schleusen auf, und Chamisso war für eine Weile wieder flott.

Aber nicht in solchen Zufälligkeiten lag es begründet, daß Chamisso diese Stoffe behandelte. Hätte sie ihm Hitzig nicht auf dem Vorlegeteller entgegengetragen, würde Chamisso sie sich selbst gesucht haben. Denn hier konnte die psychologische Analyse — und Chamisso war ein Psychologe von schärfstem Feinblick — ihr Senkblei bis auf die tiefste und deshalb auch breiteste Bodenschicht unseres Wesens hinablassen.

Chamisso war sich dieses Vorteils auch ganz bewußt, wie eine Bemerkung deutlich macht, die Ampère nach handschriftlichen Aufzeichnungen der Familie veröffentlicht hat: „C'est toujours parmi nous, dans le fond de nous cœurs, dans notre histoire, dans notre société telle qu'elle est, que je cherche et trouve la poésie ... J'ai quelque fois puisé dans de vieux contes populaires, des légendes ou traditions. Ces sources purement humaines appartiennent a tous les âges: la Matrone d'Éphèse [das Lied von der Weibertreue] et Abdallah nous appartiennent aussi bien qu'aux Latins et aux Orientaux. C'est toujours l'homme que je mets en scène, les secrets du cœur que je cherche à dévoiler, et si je dois à mes voyages d'avoir su peindre avec vérité quelques scènes de la nature, le paysage fut toujours le fond du tableau."

So stark aber auch in Chamisso diese robinsonadische Neigung für die Ungebrochenheit und wilde Größe der Naturvölker sich bemerkbar macht, so meisterhaft er es auch verstand, Naturbilder in wenigen Strichen und in getreuen Lokalfarben hinzuwerfen, so hat er sich doch gehütet, seine Gedichte mit den brennenden Tinten der Freiligrathschen Muse aufzuhöhen, die leicht am grellen Klange sich berauschte und mit fanatischer Freude eine knallbunt getigerte Reimtätowierung sich einätzte.

Man pflegt Chamisso gern mit Zedlitz in einem Atem zu nennen. Wie dieser in der Kanzone, so habe jener in der Terzine sich als Meister bewährt. In dieser Gegenüberstellung kommt Chamisso meines Erachtens zu kurz. Denn die Kanzone ist bei uns stets nur Spielerei geblieben. Ganz anders verhält es sich mit der Terzine, die freilich auch fremd anmutet, weil sie verhältnismäßig wenig zur Verwendung gekommen ist, die aber

unter Chamissos Händen den Charakter einer bloßen Spielform abgestreift hat.

Goethe läßt einmal im Hinblick auf zwei zurückgehaltene Gedichte seiner Römischen Elegien die Bemerkung fallen: „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnisvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner ‚Römischen Elegien' in den Ton und in die Versart von Byrons ‚Don Juan' übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen."

Auch für den vorliegenden Fall trifft dieses Wort ins Schwarze. Man stelle sich nur einmal vor, Chamisso hätte die „Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange", das „Mordtal", „Don Juanito" im Vierzeiler, in der Stanze oder Nibelungenstrophe geschrieben, und es wird sofort deutlich sein, was Chamisso der heroischen Gangart seiner Terzine verdankt. Stoffe mit solchen krassen Effekten, wie sie Chamisso liebte, die eigentlich einem Bänkelsängerton und einer blutrünstigen, hintertreppenromanhaften Behandlung zustreben, hätten niemals in eine Höhe gehoben werden können, wie sie Chamisso durch die Wahl seines Versmaßes erreicht hat.

Legte Chamisso ein eben fertig gewordenes Gedicht zur kritischen und diplomatischen Begutachtung seinen Freunden vor, so war sein stehender Lieblingsausdruck: „Ob es auch herauskomme?" Er meinte hiermit, ob es klar, im einzelnen und im ganzen, dastünde, ob alle Schlacken, die der Rohstoff und besonders diese Stoffe in so reichlichem Maße besitzen, getilgt wären und das Edelmetall überall bloßläge.

Für diesen Reinigungsprozeß bot sich die Terzine als vorzüglicher Schmelztiegel an. Ihr strenges, herbes Wesen gibt dem Stoffe Straffheit und Würde, hebt und veredelt ihn. Indem sie einerseits durch den fortlaufenden Reim die Erzählung ohne Stockung dahingleiten läßt, sorgt sie zum andern infolge ihrer Strophenform für feste Gliederung und markiert mit dem Vierzeiler als festem Schlußakkorde das Ende. Für die poetische Erzählung ein ganz wunderbares Instrument, und es ist auffällig, wie wenig sie gebraucht worden ist. Als lyrisches Versmaß freilich klingt uns die Terzine zu starr und zu eisig, weil unserer Sprache der üppige Vollklang weiblicher Reime, wie ihn etwa die italienische Sprache besitzt, abhanden gekommen ist.

Chamisso war, wie überhaupt kein Freund theoretischer Spekulation, so auch auf ästhetischem Felde begrifflichen Haarspaltereien abgeneigt. Er hatte sich für seinen eigenen Gebrauch einige gut erprobte Hausrezepte zusammengestellt. „Ich bin den

Ästhetikern", schreibt er am 9. März 1821 an Trinius, „auch durch die Schule gelaufen und bin so klug daraus gekommen, als ich hingegangen war. An dem Einen hang' ich fest: auf Leben kommt es an. Wo Leben erschaffen worden, selbständig da ist und sich reget und beweget, da habe ich vor dem Ebenbilde Gottes, dem Künstler, Ehrfurcht. — Wohl kann zu guter Stunde der und der, der Verse machen gelernt hat (von Schlegel oben bis Chamisso hinab), ein Stück seines eigenen Lebens herausgreifen, außer sich setzen und sagen: ‚da habt ihr eine Wachtel'. Aber es steht nur dem Meister zu Gebot, allerlei Vögel unter dem Himmel zu erschaffen. Bestien, die sonst nichts mit ihm zu schaffen haben, sie haben ihren Teil, sie fliegen davon ... Je vielgestaltiger das Leben, je ursprünglicher die Form, je reichhaltiger das eine, je vollendeter das andere, desto höher steht der Meister."

Und ganz ähnlich heißt es in einem späteren Briefe: „Ich will mit der Poesie selten etwas; wenn eine Anekdote, ein Wort, ein Bild mich selbst von der Seite der linken Pfote [de la patte gauche] bewegt, denk' ich, es müsse andern auch so ergehn, und nun ringe ich mühsam mit der Sprache, bis es herauskommt. Wenn ich selber eine Absicht gehabt habe, glaube ich es dem Dinge nachher anzusehen, es wird dürr, es wird nicht Leben — und es ist, meine ich, nur das Leben, was wieder das Leben ergreifen kann."

Seinem ganzen Wesen entspricht es, die ethische Seite in den Vordergrund zu rücken. Gesinnung und Charakter seien die Wurzel der Poesie. An seinen Liebling Béranger rühmt er besonders die Lauterkeit der Gesinnung und die Reinheit des Charakters. Ohne diese Vorzüge „würde er nur ein Mann von Talent sein, wie es deren andere gibt, nicht der Dichter, der alle überragt". Freiligrath warnt er vor der Klippe, die Poesie im Gräßlichen zu suchen. Deutlichkeit sei überall die Hauptsache. „Jedem Liede müßte als Novelle die Begebenheit nacherzählt werden können, die ihm zugrunde liegt."

Ein ästhetisches Wolkenkuckucksheim war nicht seine Sache. „Was ist ein Lied, das nicht gesungen, ein Drama, das nicht aufgeführt wird?" Mit Lessing begegnet er sich in dem Spotte gegen alle Buchpoesie, die kein Echo im breiten Publikum wachrufen kann:

„Ist musterhaft auch geschrieben
Und regelrecht das Gedicht,
Wir kaufen die tote Stute,
Wir lesen die Verse doch nicht."

Wie jeder echte Künstler ist auch er überzeugt, daß beim Schaffen das begriffliche Formelnetz der Ästhetik nichts Gescheites und vor allem nichts Lebendiges zutage fördert.

„Je me laisse faire," schreibt er an Trinius am 8. Mai 1821, „das ist meine ganze Ästhetik, mein alleiniger Kunstvorteil. Wohl muß jeder Künstler seinen eigenen Weg gehen; der, so den Weg eines andern geht, scheint mir weder Er noch sich zu sein, noch überhaupt jemand, und es wird, bei den vortrefflichsten Zurechtweisungen, kein Pfirsichbaum sich bequemen, Pomeranzen zu tragen — nur Früchte, Früchte aus dem Eigenen!"

Das Jahr 1831, das Chamisso in die erste Reihe der zeitgenössischen Dichtergeneration stellte, wurde auch noch in anderer Hinsicht für das letzte Jahrzehnt seines Lebens von weittragender Bedeutung.

Seine im Wendtschen „Musenalmanach" (1830—1832) erschienenen Beiträge waren allseits mit großer Anerkennung aufgenommen worden, und hierdurch wurde den jugendlichen Inhabern des Verlages, Karl Reimer und Salomon Hirzel, wie sie Chamisso schon zur ersten Sammlung seiner Gedichte aufgefordert hatten, der Wunsch nahe gelegt, ihn für das Unternehmen ganz zu gewinnen. Als Wendt infolge eines redaktionellen Mißgriffes, den die Verleger nicht mit ihrer Flagge decken wollten, die Redaktion niederlegte, trat Chamisso an die Spitze des „Deutschen Musenalmanachs". Diesen Titel hatte er sich zugleich mit der Mitredaktion Gustav Schwabs ausbedungen. Am 5. Februar 1832 zeigte er die Übernahme des ehrenvollen Zensoramtes einem Stabe von Mitarbeitern gegenüber, unter denen die besten Namen vertreten waren, seinem Freunde Fouqué mit den launigen Worten an: „Man mag die Katze werfen, wie man will, sie fällt doch wieder auf die Beine. Mit einem Musenalmanach bin ich aus der Wiege gestiegen und muß nun mit einem Musenalmanach mich zum Abwärtssteigen anschicken."

Dem Gedeihen und Wohlergehen dieses Musenalmanachs war fortan seine beste Kraft gewidmet. Bis in seine letzten Stunden hinein war er der Gegenstand seiner liebevollsten Fürsorge. Dabei zeigte er sich von Anfang an bestrebt, ein möglichst vollständiges Bild der zeitgenössischen Lyrik zu bieten und alle deutschen Dichter, die es verdienten, zu Worte kommen zu lassen. Ganz Deutschland sollte sich um seine Fahne scharen.

Sein rühriges Werben hatte den gewünschten Erfolg. In voller Marschkolonne sehen wir die schwäbische Dichterschule,

Uhland an der Spitze, einrücken: Kerner, Schwab, Mayer, Pfizer. Ihnen schließen sich die Österreicher Lenau und Anastasius Grün an. Die Nordsternbündler versäumen natürlich die Gelegenheit nicht, sich wieder einmal ein Stelldichein zu geben. An Chamissos Seite finden wir Fouqué, Varnhagen und dessen Schwester Rosa Maria. A. W. Schlegel, Eichendorff, E. M. Arndt und Rückert vertreten die ältere Generation. Die jüngere erscheint mit Hoffmann von Fallersleben, Holtei und Immermann auf dem Plan, und die jüngste meldet sich mit den Germanisten Wackernagel und Simrock, sowie mit Freiligrath und Geibel zum Wort.

Mit den ausgebreiteten Redaktionsgeschäften hatte Chamisso seine „liebe Not". Denn die Gabe sicheren kritischen Urteils, wie sie Schwab dank langer redaktioneller Tätigkeit besaß, war ihm versagt. Auch war es keine leichte Arbeit, „jahrjährlich die Eitelkeit von fast allen deutschen Dichtern zu kränken, deren Namen Legion ist — indem ich mit dem großen Wedel an der Tür des Musenalmanachs stehe, die mehrsten von ihnen wegzuscheuchen und den wenigen einen wenigen Zoll nur breiten Spalt zum Hereinschlüpfen zu lassen, da sie doch zwei Flügel auf erwarteten". Ganze Horden junger Dichter und fanatischer Versbolde galt es abzuwehren und mit billigen Wechseln auf Sicht zu vertrösten. Dabei pflegte Chamisso, vor die Frage gestellt, ob sie Dichter seien oder werden könnten oder der Dichtkunst abschwören sollten, ihnen den guten Rat eindringlich ans Herz zu legen: „Keines von beiden! Beileibe kein Dichterprofessionist! Lieber einen Stein am Hals und ins Wasser — aber das Dichten nicht lassen, was im allerschlechtesten Falle besser ist als Pharao spielen." Wenn er sich aber auch gelegentlich darüber beklagte, was für Mißwachs von Menschen sich in Ermangelung eines Besseren für gut genug halten, Dichter zu werden, so hatte er doch in diesem Amte seine helle Freude daran, jüngeren Talenten die Wege zu ebnen. Daß er Freiligraths Dichtertum aus der Wiege heben durfte, war der Stolz seines Alters. Mit jugendlich frischer Begeisterung verfolgte er das aufsteigende Gestirn seines Schützlings und erhob selbst in einer Anzeige der Gedichte Freiligraths seine empfehlende Stimme.

Da Chamisso sich aus einigen jüngeren Freunden einen Stab stiller Mitredaktoren gebildet hatte, zu denen Simrock, Wackernagel, Kugler, Schöll, später Gaudy und Rauschenbusch gehörten, so lief das Gerede, Chamisso bekäme nur das schon gesichtete Material vorgelegt und sei für Anfänger und

Unbekannte, wie hinter einer chinesischen Mauer, gar nicht erreichbar — ein völlig grundloser Verdacht, wie es die Redaktionskorrespondenz, die ziemlich vollständig erhalten ist, ganz außer Frage stellt. Das Körnchen Wahrheit in dieser Mythe bestand lediglich darin, daß die Mitredaktoren häufig die Bremse anziehen mußten, wenn seine Freude über gelungene Einzelheiten mit ihm durchging und ihn gegen die Schwächen und den Unwert des Ganzen blind machte.

Der Almanach fuhr mit vollen Segeln dahin, als das Jahr 1837 eine ernste Krisis brachte. Der Verlag hatte sich an Heine gewandt und ihn um die Erlaubnis gebeten, sein Bildnis dem Almanach voranstellen zu dürfen. Die sieben Jahrgänge hatten die Bildnisse Goethes, Tiecks, A. W. Schlegels, Chamissos, Rückerts, Schwabs und Anastasius Grüns gebracht.

Natürlich war auch Uhland aufgefordert worden, er hatte aber barsch abgelehnt. Heines Antwort verzögerte sich, da er kein Bildnis zur Hand hatte. In einem Briefe vom 4. Februar 1836 entschuldigt er die Verspätung und fügt hinzu: „Sie sehen also, meine Schreibverzögerung hatte nicht ihren Grund in mangelnder Eitelkeit, mein Gesicht interessiert mich noch immer."

Uhlands Gefolgschaft, die soeben, wie schon erwähnt, von Heine mehr als kühl behandelt worden war, kam ganz aus dem Häuschen. Chamisso suchte Schwab zu beruhigen. „Ich würde zu einem gemeinsamen Wirken", teilt er ihm am 9. März 1836 mit, „meinen Namen zu Heines Namen nicht gesellen. Dazu bin ich zu sehr ein anderer Mensch. Aber er gilt mir für einen Dichter, wofür er Ihnen auch gilt, und darauf kommt es hier nur an. Was haben in der eingerissenen Art und Weise der scherzende Herr von Schlegel und Herr von Platen und andere vor Heine voraus, als einen Mangel an Witz, aus dem man ihnen doch kein Verdienst machen kann!"

Schwab durfte sich nicht von den Freunden trennen und legte die Redaktion nieder. Unter lauter Entrüstung kündigten die Schwaben insgesamt die Lehnsfolge auf. Auch Lenau und Freiligrath stimmten mit ein. Sie wollten mit dem „Papst des verruchten jungen Deutschlands", der soeben den vielgeliebten Meister mit stachliger Schelte gezaust hatte, nichts gemein haben.

Diesem hellen Aufruhr gegenüber war Chamisso machtlos. Er dachte im ersten Augenblick daran, von der Redaktion zurückzutreten. Bei ruhiger Erwägung der Sachlage jedoch entschloß er sich, das Steuer in der Hand zu behalten. „Sie, Meister Uhland und die Freunde," heißt es in demselben Briefe an Schwab, „werden mir den Handdruck nicht vorenthalten, und

im künftigen Jahr, wenn ich noch da bin, wollen wir wieder Hand in Hand vor dem deutschen Büchlein erscheinen und zeigen, es habe kein Zerwürfnis zwischen uns stattgefunden."

Und so geschah es auch. Im folgenden Jahre meldete sich das schwäbische Fähnlein wieder zur Stelle. Am Eingang des Musenalmanachs prangte das Bildnis Uhlands. Auch Schwab war wiederum als Mitarbeiter und Redakteur eingetreten, freilich nur auf kurze Zeit. Als er bald darauf das Pfarramt von Gomaringen übernahm, zwang ihn die gehäufte Arbeitslast seines neuen Wirkungskreises, aus der Redaktion auszuscheiden.

Immerhin, die unangenehme Angelegenheit bekam dadurch ein noch unangenehmeres Nachspiel, daß Heine bald die Gelegenheit wahrnahm, um an den Schwaben sein Mütchen zu kühlen und sich für die ihm widerfahrene Schmach zu rächen. Im „Schwabenspiegel" überschüttet er sie mit ganzen Kübeln ätzenden Scheidewassers, und in seinem Testament gedenkt er ihrer in einem zynischen Kodizill:

„Ein treues Abbild von meinem S . . . .
Vermach' ich der Schwäbischen Schule; ich weiß
Ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegenteil euch laben."

So stark das „verdrießlich dornenvolle Amt" des Herausgebers, das ihn mit einer Sündflut schlechter Verse und Korrespondenzen überschüttete, auch Chamissos Zeit in Anspruch nahm, so kam dennoch seine wissenschaftliche und dichterische Tätigkeit nicht ins Stocken. Der rastlos Tätige gönnte sich wenige Feierstunden. „Geistiges Schaffen ist die tragendste, die wohltuendste Tätigkeit", bekennt er am 9. Juni 1838, ein Jahr vor seinem Tode, seinem alten Freunde de la Foye. Im Winter 1834 ging er an die stilistische Überarbeitung seines Reisejournals, um es der vierbändigen Gesamtausgabe seiner Werke, die er zum Druck vorbereitete, als ebenbürtige Leistung den „Bemerkungen und Ansichten" voranschicken zu können.

Der Druck ging nicht ohne Störung vor sich, was Chamisso zu launigen Randglossen Anlaß gab. Als die Firma König und Bauer meldet, daß das Papier nicht geliefert werden könne, weil Wassermangel eingetreten sei, entringt sich ihm der Stoßseufzer: „Ein Schicksal, daß meinen Schriften das Wasser fehlen muß!" Und als das Element sich weiterhin widerspenstig zeigt, macht er die Notiz: „Ein deutscher Schriftsteller und Dichter, der nur aus gänzlichem Mangel an Wasser unvermögend ist, seine Werke annehmbar zu machen, dürfte fast sagen können: Ces

choses là n'arrivent qu'à moi." Gegen Ende des Jahres tritt noch einmal eine Verzögerung ein. Mit unverwüstlichem Humor stellt er die Frage: „An welchem Haken hängen wir denn wiederum fest, und welcher Teufel mag den andern abgelöst haben, seinen Schwanz auf unsern zweiten Band zu legen?"

Endlich zur Ostermesse des Jahres 1836 konnte er Richtfest feiern. Alles stand glücklich unter Dach und Fach. Unter den vielen Beifallsäußerungen, die ihm die Herausgabe seines Lebenswerkes von allen Seiten eintrug, erfreute ihn besonders ein eigenhändiges Dankschreiben des kunstsinnigen Kronprinzen, der schon 1828 auf dem Kongreß der deutschen Naturforscher, wie Chamisso seinem Bruder Hippolyt am 8. Oktober 1828 mitteilt, in eingehendem Gespräche ihm näher getreten war und ihn immer von neuem entzückte durch die nur ihm eigene, unnachahmlich anmutige und geistvoll fesselnde Art der Unterhaltung.

Die mit der Gesamtausgabe nötig gewordene Revision seines Reisewerkes brachte es mit sich, daß seine früheren Sprachstudien wieder stark in sein Gesichtsfeld rückten.

Schon in seinen „Bemerkungen und Ansichten" hatte er die Ergebnisse seiner polynesischen Sprachstudien in einem umfangreichen Vokabularium dreier Dialekte der Südsee niedergelegt und dabei nicht vergessen, auch Proben ihrer Dichtkunst mit einzuflechten. Ein vortreffliches Hilfsmittel zum Studium der malaiischen Sprache besaß er in seiner wertvollen tagalischen Bibliothek, die er auf Luzon zusammengebracht und gleich nach dem Brande in Schöneberg der Königlichen Bibliothek geschenkt hatte.

In den folgenden Jahren pflügte er auf dem ihm liebgewordenen Acker weiter. Als sein Freund August Klaproth, ein alter Nordsternbündler, der ihn seinerzeit auf chinesische Pfade gelockt hatte, den Gedanken erwog, den von seinem Vater zum Abschluß gebrachten „Mithridates" Adelungs einer zeitgemäßen Bearbeitung zu unterziehen, übernahm Chamisso bereitwillig die schwierige Aufgabe, die Sprachen der Südsee zu bearbeiten. Mit weitem Blicke steckte er sofort sein Arbeitsfeld ab. „Es handelt sich nicht bloß", äußert er sich dem Freunde gegenüber, „um einen Dialekt mehr oder weniger, sondern um die erste Einsicht überhaupt in die Sprache jener Völker, die zwischen den Philippinen und den östlicheren Inseln der Südsee ein so merkwürdiges Mittelglied bilden." Das Unternehmen Klaproths kam nicht zustande, und Chamisso ließ deshalb die Arbeit liegen.

Einige Jahre später richtete Wilhelm von Humboldt an ihn die Bitte, seine Abhandlung über die Südseesprache, den

erst nach Humboldts Tode veröffentlichten dritten Abschnitt des dritten Buches über die Kawisprache, mit Bemerkungen zu versehen. Eine Frucht dieser Studien war für Chamisso die Übersetzung aus der Tongasprache, die im „Chaos", der Zeitschrift Ottiliens von Goethe, 1827 zuerst im Druck erschien und später in die Gedichtsammlung mit einging.

Als Humboldt vor Abschluß seines Werkes starb, suchte Chamisso die Lücke auszufüllen, indem er zuerst eine Grammatik und ein Lexikon der hawaiischen Sprache in Angriff nahm. Obwohl seine Gesundheit seit langer Zeit stark ins Wanken gekommen war, wollte er noch einmal die Siebenmeilenstiefel anziehen, und, wie er sich Humboldt gegenüber am 1. September 1836 aussprach, an Ort und Stelle eilen, um die letzten verschwindenden Erinnerungen dieses Inselvolkes zu sammeln, „in der Sprache der Liturgie, der älteren, der Stammsprache der Polynesier vielleicht auf die Spur zu kommen und eine Gesittung, die in die allgemeine europäische bereits im Untergehen begriffen ist, nicht spurlos aus der Geschichte der Menschen verschwinden zu lassen . . . Ich wollte lieber in meinem Beruf sterben, als mich hier zu überleben." Sein Anerbieten fand kein Gehör. Am 12. Januar 1837 legte er seinen Versuch „Über die hawaiische Sprache" der Akademie vor, die ihn zwei Jahre vorher, am 7. Mai 1835, auf Humboldts und Kunths Vorschlag einstimmig zu ihrem Mitgliede ernannt hatte. Die sofort sich anschließende Arbeit eines Lexikons kam ins Stocken, als er sich durch unerwartete Veröffentlichungen, deren schnelle Bewältigung bei seinem Gesundheitszustande ausgeschlossen war, veranlaßt sah, die ganze Unterlage seiner Studien einer gründlichen Revision zu unterziehen, ehe an eine Weiterarbeit zu denken war. Dies sollte ihm aber nicht mehr vergönnt sein.

Nirgends erscheint Chamisso bewunderungswürdiger als in diesen Ausklangsjahren seines Lebens. Durch unermüdliche Tätigkeit gelang es ihm, die schweren Kümmernisse zu bezwingen, die ihn in dieser Zeit heimsuchten.

Das Jahr 1831, in dem ganz Mitteleuropa durch eine Choleraepidemie in Atem gehalten wurde, brachte auch seinem Hause „Schreckenstage" durch den Tod der Schwiegermutter. Antoniens Gesundheit gab stets zu Besorgnissen Anlaß. Im Sommer 1835 besuchte sie mit den drei jüngeren Kindern das Seebad Greifswald, und im August kam Chamisso mit den beiden ältesten Söhnen nach. Es gewährte ihm große Freude, Antonien auf den Königstuhl zu geleiten und ihr von oben das Meer zu zeigen und „wo die Pfeiler stehen".

Ende August war die ganze Familie wieder in Berlin. Als im Oktober der vierte Sohn geboren wurde, begrüßte ihn der Vater mit den innigen Liedern, die sich zu dem kleinen Zyklus „Der Klapperstorch" zusammenschlossen.

In demselben Jahre trat in seiner äußeren Stellung dadurch eine Änderung ein, daß Schlechtendal nach Halle berufen wurde und Chamisso als selbständiger Leiter des Herbariums an seine Stelle trat. Die hierdurch erhöhte Arbeitslast nahm er willig auf sich, überspannte dabei aber seine Kräfte. Keine Witterung konnte ihn von seiner Wanderung nach Schöneberg zurückhalten. Der nasse Sommer des Jahres 1832 hatte ihm einen bösen Husten gebracht, der sich durch die auf seiner Weltreise ihm liebgewordenen russischen Bäder nicht gewaltsam vertreiben ließ, ja zu einem chronischen Übel wurde, als er im Mai und Juni 1833 einen schweren Anfall der Grippe durchzumachen hatte. Mehr als für sich fürchtete er aber für seine Antonie, wie es das Sonett „Nach der Grippe" ergreifend zum Ausdruck bringt.

Und doch war er sich bewußt, daß die Axt an seinen Lebensbaum gelegt war. „Ich bin ein alter, müder Mann," schreibt er seiner Gattin, die mit der ältesten Tochter im Juni 1834 wieder nach Greifswald gegangen war, „Du erfrische Dich in der See, stähle Deine Nerven und werde an Körper und Gemüt wieder gesund. Ich werde andern so wenig als möglich Last machen, dafür bin ich noch Mann; aber anderes und mehr versprechen kann ich wohl nicht. Der morsche Stamm verträgt nicht viele und harte Schläge mehr."

In jenen Tagen dichtete er die „Kreuzschau", aus schwerem Herzen, doch in tiefer Dankbarkeit für all das Gute, mit dem ihn sein Leben beschenkt hatte. „Ich neige mich sehr zum Optimismus," heißt es einen Monat vor dem Tode seiner Gattin in einem Briefe vom 29. März 1837 an de la Foye, „was ich dulde und trage, scheint mir nicht über das vollgestrichene Maß zu gehen, und wenn ich Vergleichungen anstelle, so muß ich doch bekennen, daß ich mich noch über viele im Vorteil befinde. Welches Kreuz hat unser stille Neumann zu ertragen, als mit Nahrungssorgen, die ich nicht habe, als er seine Frau furchtbar krank liegen hatte — in welcher Hilflosigkeit ließ er sterbend seine Familie hinter sich!" Und dieses Gefühl einer tiefen Dankbarkeit strömte aus dem Innersten seines Wesens, findet in den Äußerungen aus dieser Zeit mannigfachen Ausdruck und warf über all sein Ungemach einen milden verklärenden Schimmer.

Als es sich herausstellte, daß die Ursache des quälenden Hustens ein Ödem in der Lunge war, fand er sich, wenn auch

mit Widerwillen, in den Rat der Ärzte, das schlesische Bad Reinerz zu besuchen. Und hier schöpfte er noch einmal frische Lebenskraft.

In Gesellschaft junger Freunde, die sich dem allseits verehrten Dichtergreise angeschlossen hatten, bestieg er die Schneekoppe, den Riesenkamm bei Warmbrunn und die Hohe Mense im Glatzer Bergland. Sein Husten machte ihm bei anstrengenden Partien nicht so stark zu schaffen wie sonst. So kam es, daß manchmal wieder der alte lustige Bursche von ehedem in ihm durchbrach. Als sie oben auf der Höhe der Mense standen und lustige Studentenlieder gesungen wurden, schlug er Holteis „Mantellied" vor und sang selbst auf seine Weise einige Strophen mit. Ein andermal, als sie von Hummelschloß heimkehrten, ordnete er vor den Toren der Stadt schnell die lustige Schar. „Was Philisterei hieß," schreibt Friedrich Kurts, dem wir die anschauliche Schilderung dieses Reinerzer Aufenthalts verdanken, „kannte er an sich nicht, er achtete sie auch nicht bei andern... Die Flöte voran, die Stöcke wie Gewehre erhoben, so marschierten wir über den Markt und — Chamisso hat sich überall der Menschen gefreut, die das Lachen nicht verlernt hatten."

Die Besserung seines Zustandes aber war nur vorübergehend, doch trug er das Unabänderliche mit Geduld und Fassung. „Ich bin ein Invalid," klagt er zu Anfang des Jahres 1836 in einem Briefe an Fouqué, „ich habe gesungen, meine Zeit ist abgelaufen. So elend und gebrochen ich bin, bin ich doch guten Mutes und heiter. Ich freue mich der Erinnerung, wenn ich schon fühle, daß ich meinen besten Hoffnungen (den weltlichen) bereits vorangegangen bin und vor mir nichts habe als das gemeinsame Lied vom Ende."

Noch einmal schien hell die Sonne in seine stille Gelehrtenklause, als 1836 gelegentlich der Gesamtausgabe seiner Werke seine Popularität ihren höchsten Gipfel erstieg. „Ich verdanke," bekennt er in einem Brief vom 29. März 1837 seinem alten Freunde de la Foye, „meiner Schriftstellerkarriere wirkliche Freuden, die mich erheitern und die ich zu würdigen weiß — es wird nicht bloß meiner Eitelkeit geschmeichelt; ich kann sagen, ich werde geliebt, und die Beweise fließen mir von allen Seiten zu — das tut wohl." Während seiner Herbstreisezeit pflegte er häufig das Goethische Wort zu zitieren: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter in Fülle."

Mitten in diese Freude hinein, die noch gesteigert wurde durch den Besuch seines Petersburger Freundes Trinius, traf

ihn jedoch ein Schlag, der den Kerntrieb seines Lebens abbrach. Am Ende des Jahres erkrankte Antonie in bedenklichster Weise, und am 21. Mai 1837 endete ein Blutsturz das Leben der erst 36jährigen.

Mit stiller Ergebung trug Chamisso die schwere Heimsuchung. „Ich werde ihr bald nachfolgen", sagte er einem Freunde, der ihn eines Morgens am Grabe der Vielgeliebten in ergriffener Versunkenheit fand. An Schwab schrieb er damals die Worte, die uns zeigen, aus wie tiefer Wurzel seines Wesens die „Kreuzschau" hervorblühte: „... Sie werden wohl erfahren haben, was ich verloren. Ich selbst warte nun mit Geduld meine Zeit ab und trage mit Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und paßlich scheint und bete: Herr, dein Wille geschehe! Ich habe doch des Glückes genossen ein gutes Teil und mehr als viele andere: ich erkenne es dankbar an."

In angestrengter Arbeit suchte er den Schmerz zu bewältigen. „Ich winde meine Tage ab", schreibt er seiner Freundin Diotima am 13. Dezember 1837, „und brumme mir als mein eigner Waldteufel den Refrain meiner Lieder vor, mein beliebtes ‚Geduld'." Die Botanik hing am Nagel, die Muse schwieg, nur hin und wieder war im Musenalmanach sein Name vertreten. „Die liebe Gabe des Gesanges", heißt es in einem Briefe vom 15. Oktober 1837 an Schwab, „ist mir ausgegangen, ... aber dankbar bin ich gegen mein heimisches Deutschland und die Mitwelt, die mir überreichlich meine eigenen Freuden gelohnt hat."

Von schwerer Siechheit befallen, sah er zurück auf die hellen Tage, da eine Jungfrau „schön und fromm und so liebevoll" ein sieches, krankes Herze heilte, und dichtete seinen „Armen Heinrich" mit der schönen Eingangswidmung an die Gebrüder Grimm.

Im Frühling 1838 fühlte er sich seinen Amtspflichten nicht mehr gewachsen und ward deshalb beim Minister Altenstein wegen seiner Versetzung in den Ruhestand vorstellig. Das Abschiedsgesuch enthielt am Schluß die stolz bescheidenen Worte: „Ich werde ohne Erröten das Brot essen, welches das hohe Wohlwollen, dessen ich mit dankbarer Anerkennung genieße, meinem Alter zuteilen wird." Er wurde mit vollem Gehalte pensioniert. Am 4. August 1838 hatte er das ministerielle Reskript in Händen, das mit den Worten schließt: „Euer Hochwohlgeboren haben vieles und viel geleistet in der Welt und dürfen sich nun wohl gestatten zu ruhen." Der wohlverdienten Ruhe war eine nur kurze Frist gegönnt.

Am 9. August trat eine Verschlimmerung seines Zustandes ein. Am 16. früh legte er sich nieder und verfiel bald in einen soporösen Fieberschlaf, der, nur durch Phantasien unterbrochen, in denen er in fremden Zungen, meist hawaiisch, redete, bis an sein Ende währte. In der Nacht vor seinem Hingange sprach er unausgesetzt französisch. Schon während der ganzen letzten Zeit waren seine Gedanken in seine Jugend und früheste Kindheit zurückgeflattert. Er träumte stets vom Schlosse Boncourt und von dem Regiment von Goetze, während das Gedächtnis für die spätere Zeit häufig versagte.

Am 17. kehrte auf eine halbe Stunde das Bewußtsein völlig zurück. Hitzig, den er sofort hatte herbeirufen lassen, fand ihn im Bette aufrecht sitzend und mit einer redaktionellen Frage des Musenalmanachs beschäftigt. Bald stellte sich aber der alte Zustand wieder ein, und am 21. August, morgens um 6 Uhr, erlöste ihn der Tod von seinem Leiden.

Wie die Sektion ergab, war in der Schleimhaut der Bronchien eine totale Veränderung und eine höchst selten vorkommende widernatürliche Ausbreitung der Bronchienäste eingetreten. Der rechte Lungenflügel war hierdurch ganz außer Tätigkeit gesetzt worden, so daß der Kranke zuletzt nur noch dürftig mit der linken atmete. Es war dieselbe Krankheit, durch die Schiller dahingerafft wurde, mit dem Chamisso nicht nur in seinem Wesen, sondern auch, wie die idealisierten Bilder Schillers zeigen, im Schnitt des Gesichts eine unverkennbare Ähnlichkeit hatte.

Am 23. August 1838 wurde er in aller Stille, wie er es gewünscht hatte, auf dem Hallischen Friedhofe an der Seite seiner Gattin zur letzten Ruhe gebettet.

Ganz Deutschland trauerte um den Dahingegangenen und legte einen vollen Kranz sinniger Nachrufe an seinem Grabe nieder. Die hehrste Totenklage sang ihm Dingelstedt:

„Ein Fremdling warst du unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache anderer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du geworden?"

Am 26. Juni 1880 wurde in dem mit alten Obst- und Kastanienbäumen bestandenen Garten des Hauses Friedrichstraße 235, in dem Chamisso von 1825 bis zu seinem Tode wohnte, eine Erinnerungsfeier veranstaltet, an der auch die Nachkommen des Dichters und einige seiner ältesten Freunde teilnahmen. Ein Bronzemedaillon, das innerhalb eines Eichenkranzes die Inschrift trägt: „Hier lebte Chamisso bis zu seinem Tode" ziert seit jenem Tage die Front des Hauses. Zur fünfzigjährigen

Gedächtnisfeier des Todesjahres wurde am 29. Oktober 1888 sein Denkmal auf dem Monbijouplatz in Berlin enthüllt. Spielhagen hielt die Festrede und feierte in schlichten Worten besonders den Menschen Chamisso, die kindliche Lauterkeit seines Herzens, den makellosen Adel seiner Denkungsart.

Chamisso ist häufig in literarhistorische Beleuchtung gerückt worden, doch liegt, soviel ich sehe, bisher nur ein Versuch vor, die zwar geschlossene, aber komplizierte Natur unseres Dichters auf ihren Generalnenner zu bringen. In einer Anzeige der Hitzigschen Ausgabe der Chamissoschen Werke trat der junge Hebbel diesem Probleme näher. Da die ganze Stelle oder einzelne Teile daraus gern zitiert werden, möge sie vollständig hier Platz finden: „Es gibt Dichter, in denen die Poesie eher ein Einsaugen als ein Ausströmen ist, und die das Talent, das sie in sich finden, als Medium benutzen, das ihrem Wesen Fremde, oft sogar Entgegengesetzte sich einzuverleiben oder sich näherzubringen. Ein Blick in das Walten solcher Naturen, deren Wert von ihrer Bewußtlosigkeit abhängt, ist immer interessant und belehrend; kommt nun noch hinzu, daß sie, indem sie sich innerlich abrunden und befestigen, nach außen Einfluß gewinnen, so wird es wünschenswert und notwendig, daß ihr Wachsen und Umsichgreifen der Nation, der sie etwas geworden sind, in klaren, verständigen Umrissen gezeichnet werde, da die Selbsterkenntnis einer Gesamtheit, wie die des einzelnen nur aus genauester Beobachtung und Abschätzung der einwirkenden Potenzen hervorgehen kann. — Daß Chamisso zu den Dichtern der letztgedachten Gattung gehört, ist wohl einleuchtend. Er war ein sanfter, liebenswürdiger Mann, aber er erzählte am liebsten grauenhafte Geschichten. Ihm ging nichts über die Behäbigkeit. Desungeachtet schrieb er seine besten Sachen in den kunstgerechtesten Terzinen."

So bestechend diese tiefbohrende Charakteristik auf den ersten Blick auch aussieht, so erweist sie sich doch, legt man die einzelnen Teile auf die Goldwage, nur zum Teil als stichhaltig. Richtig gesehen ist — dies lag aber ganz auf der Oberfläche —, daß Chamisso eine mehr einströmende als ausströmende Natur war. Er ist wohl mit dem guten Knechte verglichen worden, der mit dem ihm zugefallenen Pfunde treulich gewuchert hat. Wenn Hebbel aber den Gegensatz aufstellt zwischen der sanften, liebenswürdigen Natur unseres Dichters und seiner Neigung zum Grauenhaften, so ist hier eine Berichtigung notwendig.

Chamisso entstammte einer alten Kriegerfamilie, deren Wurzeln sich bis in die karolingische Zeit zurückverfolgen lassen,

und zwar bürtig in einer Gegend, die stärker mit germanischer Bevölkerung gesättigt als die südlicher gelegenen, dem zerrütteten Merowingerreiche in den Pippiniden ein kräftiges Herrschergeschlecht schenkte. Noch heute ist in der Champagne, wie auch in der Normandie und der Bourgogne, der germanische Einschlag deutlich erkennbar. Sprichwörtlich heißt es von den Champenois, sie seien kriegerisch, von leidenschaftlichem Ungestüm und schwerfälliger Auffassungsgabe.

Man darf sich überhaupt nicht vorstellen, daß die germanische Eroberungswelle nur an der Oberfläche der keltoromanischen Stammbevölkerung dahingerieselt sei. Bis in die Zeit Ludwigs XIV. hielt das germanische Element den übrigen völlig die Wage. Später freilich ging der Aufsaugungsprozeß schneller vor sich. Die Französische Revolution brach dann durch die Vertreibung und Hinrichtung vieler Adligen, deren Hauptstock anerkanntermaßen der germanischen Erobererrasse angehörte, diesem Teile der Bevölkerung die Krone aus. Ich vermute, daß die französische Auswanderungsbewegung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hauptsächlich von germanischen Elementen getragen wurde. Die zentrifugalen Überschußkräfte der Kelten scheinen sich in der großen Wanderung des vierten Jahrhunderts vor Christo, die sie bis nach Kleinasien führte, erschöpft zu haben. Seit dieser Zeit zeigt die keltoromanische Stammbevölkerung Frankreichs eine geradezu ängstliche Neigung zur Seßhaftigkeit.

So gehörten Chamissos Vorfahren mit zu jenen Protuberanzen, die zur Zeit der Völkerwanderung die germanische Hauptsonne in feurigem Überschwang nach allen Seiten hin fortschleuderte. Er wurde nicht ein Deutscher, wie es in allen Darstellungen seines Lebens heißt, denn die Nationalität ist kein Kleid, das nach Belieben gewechselt werden kann — er war ein Germane von Haus aus, und unter dem Einfluß des ursprünglichen psychischen Klimas wandte sich, wie er selbst sagt, das Tiefere und Heiligere seiner Natur dem deutschen Wesen zu, in dem es seine tiefsten Wurzeln hatte. Chamisso wuchs sich nicht zum Sänger und Verherrlicher der Ehe und des Familienlebens aus, weil er in Deutschland sich heimisch machte, sondern er wurde unserem Vaterlande wiedergewonnen, weil die Tendenzen seiner Natur, in denen die Verherrlichung des Familienlebens nur ein Zug unter vielen ist, dem damaligen Deutschland entgegenstrebte, dessen Sehnsüchte und Offenbarungen in Goethe und Schiller soeben leuchtende Verklärung gefunden hatten.

Chamisso hat Goethe stets die höchste Verehrung gezollt, auf den Knien aber, bekennt er selbst, lag er nie vor ihm. Ohne

allen Rückhalt dagegen gab er sich Schiller hin. Es war seine Kriegernatur, die sich vor diesem Heros beugte. Denn die kriegerischen Instinkte seiner Vorfahren waren in Chamisso in alter Stärke vorhanden, nur haben sie sich, unter der Einwirkung einer andern Zeit und Umgebung gleichsam umgeschaltet, eine andere Form geschaffen. Die wilde Merowingerzeit, die Raufsucht des französischen Adels, der Kriegslärm der Fronde könnte nachklingen in seiner Freude an ungebrochenen Naturen und rohen elementaren Leidenschaften, in seinem Hange zur Wanderlust, in seiner Neigung zum Grellen und Gräßlichen, die in manche seiner Dichtungen einen Blut- und Brandgeruch hineinbringt.

Wenn Hebbel weiterhin als ein Kennzeichen der Natur Chamissos die Behäbigkeit hervorhebt, so verkennt er jene von uns so stark betonte Neigung Chamissos zur Idylle. Denn diese Neigung floß nicht aus einer philisterhaften Weidegenügsamkeit, sondern aus dem Instinkte, sich den Rücken freizuhalten, um in der Front den Kampf mit der Welt, den ihm seine Herrennatur aufzwang, rühmlich ausfechten zu können.

Bei alledem darf man natürlich nicht vergessen, daß Chamisso aus einem alten Kulturlande kam und daß sicherlich auch romanisches Blut in seinen Adern floß. Der Sinn für Form und Maß war ihm eingeboren. Nur hierdurch konnte es ihm gelingen, die sprödesten Stoffe allein durch die Kunst der inneren Formung, da äußere Reizmittel der Sprödigkeit seiner Natur versagt waren, in die Höhe echter Kunstschöpfungen hinaufzuheben.

Nehmen wir dies alles zusammen, so fällt erst das rechte Licht auf den tiefsinnigen Schlußsatz Hebbels: „Allenthalben zwischen seinem Leben und Wesen und seinem Dichten — in Inhalt und Form — ein scheinbarer Widerspruch, dessen Wurzel in dem instinktartigen Drang, jenes durch dieses zu supplementieren, gesucht werden muß, der aber auch in dem reinen, unverwüstlichen Humor, auf dem Chamisso ruhte, eine wahrhafte Ausgleichung erhält."

In diesen Worten ist das „scheinbar" am Anfang doppelt zu unterstreichen. Denn sobald wir die äußere Gestaltung seines Lebens von höherem Standpunkte betrachten, fällt auch der letzte Widerspruch zusammen, der dem Anschein nach zwischen seinem Leben und seiner Dichtung klafft.

Wer wollte es verkennen, daß in diesem Leben von Anfang an die Sehnsucht nach einer reinen Form lebendig war? Und daß diese Sehnsucht in Erfüllung gegangen ist, daß hier ein eigenwüchsiges Leben auch eine eigenwüchsige Form gewonnen

hat? Aus dem Bewußtsein dieses Besitzes heraus konnte er auf die konventionellen Schattenwerte der Welt mit Geringschätzung herabblicken.

Mag Chamisso als Dichter vor vielen andern zurücktreten: als Mensch und Charakter reiht er sich ebenbürtig in die Reihe jener ethischen Heroen ein, deren Anhauch uns stählt und beschwingt, und zu denen wir in Ehrfurcht und Dankbarkeit emporblicken. Sein ganzes Leben wandelt sich ab mit der Geschlossenheit eines großen Orgelpunktes, der in der Jugend einsetzt, im „Schlemihl" mit vollem Werke auseinander tritt, auf der Mittagshöhe des Lebens alle Dissonanzen ausscheidet und im Alter mit mildem Verklärungsschimmer austönt. Das Thema aber atmet den hohenpriesterlichen Ernst Schillerscher Denkweise:

„Wandelt nicht auf den breiten Wegen der Allzuvielen und meidet den nichtigen Lärm der Gasse! Horchet auf die Stimme euers besseren Selbst und bahnt euch zu euerm Lebensglück eine eigene Schneise! Trachtet nach dem wahren Werte des Lebens, und seid keine Knechte des Schattens!"

Berlin, am 4. September 1907, dem Todestage Griegs.

Max Sydow.

# Inhalt.

## Erster Teil. Gedichte I.


Seite

**Der Dichter.**

1. Aus der Beringsstraße im Sommer 1816 . . . . . 7
2. Bei der Rückkehr. Swinemünde im Oktober 1818 . . . . 8
3. Berlin. Im Jahre 1831 . . 8

**Lieder und lyrisch-epische Gedichte.**

Frauen-Liebe und Leben (1830) 10
Küssen will ich, ich will küssen (1829) . . . . . 15
Tränen (1830) . . . . . 16
Die Blinde (1832) . . . . . 20
Lebens-Lieder und Bilder (1831) 23
Die Braut (1831) . . . . . 37
Der Klapperstorch (1832) . . . 38
Die kleine Liese am Brunnen (1833) 39
Die Klage der Nonne (1833) . 40
Die drei Schwestern (1838) . . 42
Die alte Waschfrau (1833) . . . 43
Zweites Lied von der alten Waschfrau (1838) . . . . . 44
Heimweh (1836) . . . . . 45
Der erste Schnee (1836) . . . . 47
Frühling (1822) . . . . . 47
Geh du nur hin (1818) . . . 48
Was soll ich sagen? (1819) . . 48
Morgentau (1822) . . . . . 48
Zur Antwort (1821) . . . . 49
Zur Unzeit (1820) . . . . . 49
Auf der Wanderschaft (1823/24) . 50
Gern und gerner (1827) . . . 50
Im Herbst (1832) . . . . . 51
Das Schloß Boncourt (1827) . 52
Frühling und Herbst (1826) . . 53
Die drei Sonnen (1829) . . . 53
Nacht und Winter (1803) . . 54

Seite

Blauer Himmel (1810) . . . . 55
Winter (1811) . . . . . 56
Abend (1822) . . . . . 56
Frisch gesungen (1829) . . . . 57
Es ist nur so der Lauf der Welt (1829) . . . . . 57
Geduld! (1828) . . . . . 58
Pech (1828) . . . . . 59
Mäßigung und Mäßigkeit (1834) 60
Tragische Geschichte (1822) . . 61
Nachtwächterlied (1826) . . . . 62
Josua (1829) . . . . . 63
Ein französisches Lied (1827) . . 64
Kleidermacher-Mut (1831) . . . 65
Das Dampfroß (1830) . . . . 66
Die goldene Zeit (1822) . . . 67
Kanon (1813) . . . . . 69
Das Gebet der Witwe (1831) . 69
Katzennatur (1806) . . . . . 70
Sternschnuppe (1834) . . . . . 71
Der Frau Base kluger Rat (1827) 72
Recht empfindsam (1828) . . . 73
Polterabend (1826) . . . . . 74
Der vortreffliche Mantel (1831) . 76
Eid der Treue (1827) . . . . 76
Minnedienst (1830) . . . . . 77
Lebe wohl (1826) . . . . . 78
Frühlingslied (1830) . . . . . 79
Hochzeitslieder (1829. 1828. 1813) 80
In malaiischer Form (1821)
1. Genug gewandert . . . . 81
2. Die Korbflechterin . . . 82
3. Totenklage . . . . . 83
Das Kind an die erloschene Kerze (1822) . . . . . 83
Der Glücksvogel (1810) . . . 84
Familienfest (1827) . . . . . 85
Verratene Liebe (1827) . . . 85

| | Seite |
|---|---|
| Die Quelle (1827) | 86 |
| Der Gemsen-Jäger und die Sennerin (1828) | 86 |
| Die Jungfrau von Stubbenkammer (18..8) | 88 |
| Das Burgfräulein von Windeck (1831) | 89 |
| Herzog Hulbreich und Beatrix (1829) | 90 |
| Liebesprobe (1832) | 92 |
| Die Mutter und das Kind (1830) | 94 |
| Der Kranke (1829) | 96 |
| Die Großmutter (1829) | 97 |
| Die Waise (1828) | 98 |
| Treue Liebe (1826) | 99 |
| Der Sohn der Witwe (1826) | 100 |
| Laß reiten (1826) | 101 |
| Die Müllerin (1822) | 102 |
| Der Müllerin Nachbar (1822) | 102 |
| Don Quixote (1826) | 103 |
| Der alte Müller (1822) | 105 |
| Vier Lieder von Béranger. | |
| 1. Die Kartenlegerin (1828) | 106 |
| 2. Die rote Hanne (1833) | 107 |
| 3. Der Bettler (1833) | 108 |
| 4. Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM (1833) | 110 |
| Nach dem Dänischen von Anderſen. | |
| 1. Märzveilchen (1832) | 111 |
| 2. Muttertraum (1832) | 111 |
| 3. Der Soldat (1832) | 112 |
| 4. Der Spielmann (1831) | 112 |
| Der Müllergeſell (1834) | 113 |
| Roland ein Roßkamm (1832) | 114 |
| Hans Jürgen und ſein Kind (1830) | 115 |
| Böſer Markt (1833) | 117 |
| Der rechte Barbier (1833) | 119 |
| Hans im Glücke (1831) | 121 |
| Das Urteil des Schemſáka (1832) | 127 |
| Ein Lied von der Weibertreue (1830) | 132 |
| San Vito (1838) | 137 |
| Vetter Anſelmo (1832) | 137 |
| Der neue Ahasverus (1828) | 149 |
| Der Schatz (1806) | 151 |
| Herein! (1827) | 151 |
| Liederſtreit (1827) | 154 |
| Die Löwenbraut (1827) | 155 |
| Der Bettler und ſein Hund (1829) | 157 |
| Der Invalid im Irrenhaus (1827) | 158 |
| Des Geſellen Heimkehr (1829) | 159 |
| Die Sonne bringt es an den Tag (1827) | 160 |
| Das Auge (1833) | 162 |
| Des Basken Etchehons Klage (1829) | 164 |
| Das Mädchen zu Cadix (1828) | 166 |
| Nächtliche Fahrt (1828) | 168 |
| Die Sterbende (1822) | 169 |
| Die Giftmiſcherin (1828) | 170 |
| Der Tod des Räubers (1829) | 171 |
| Der Graf und der Leibeigene (1830) | 174 |
| Der Waldmann (1827) | 177 |
| Vergeltung (1829) | 179 |
| Der König im Norden (1831) | 182 |
| Laß ruhn die Toten (1827) | 182 |
| Ungewitter (1826) | 183 |
| Der alte Sänger (1833) | 184 |
| Deutſche Volksſagen (1831). | |
| 1. Das Rieſenſpielzeug | 185 |
| 2. Die verſunkene Burg | 186 |
| 3. Die Männer im Zobtenberge | 188 |
| 4. Der Birnbaum auf dem Walſerfeld | 190 |
| 5. Die Weiber von Winsperg | 191 |
| Abdallah (1828) | 192 |
| Der heilige Martin, Biſchof von Tours (1830) | 197 |
| Abba Gloſk Leczeka (1833) | 199 |
| Der neue Diogenes (1828) | 205 |
| Georgis (1827) | 207 |
| Lord Byrons letzte Liebe (1827) | 209 |
| Sophia Kondulimo und ihre Kinder (1828) | 210 |
| Chaos (1829) | 212 |
| Korſ.ſche Gaſtfreiheit (1830) | 219 |
| Der arme Heinrich (1837) | 221 |


# Zweiter Teil. Gedichte II.


Sonette und Terzinen.

| | |
|---|---|
| Der einſt zum Grabſtein Blüchers beſtimmte Granitblock am Zobten (1834) | 7 |
| An die Apoſtoliſchen (1821/22) | 7 |
| Mahnung (1838) | 10 |
| Memento (1830) | 10 |
| Der vertriebene König (1831) | 11 |
| Aus der Vendee (1832/33). | |
| 1. Im Jahre 1832 | 12 |
| 2. Im Jahre 1833 | 15 |
| Deutſche Barden (1829) | 15 |
| Erſcheinung (1828) | 17 |
| Evangelium St. Lucae 18, 10 (1838) | 18 |
| Traum (1828) | 19 |
| ΘΑΝΑΤΟΣ (1832) | 21 |

Seite

Die Kreuzschau (1834) . . . . 24
Die Ruine (1832) . . . . . 25
Der Republikaner (1834) . . . 29
Chassanis und die Waldenser (1833) 31
Die Predigt des guten Priten (1833) . . . . . 33
Bisson vor Stampalin (1828) . . 33
Don Raffaels letztes Gebet (1827) 34
Die Verbannten (1831)
1. Woinarowski . . . . . 35
2. Bestuscheff . . . . . 41
Ein Gerichtstag auf Huahine (1832) 43
Der Stein der Mutter (1828) . 47
Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme (1832) . . . . 50
Der Szekler Landtag (1831) . . 51
Tue es lieber nicht! (1838) . . 52
Sage von Alexandern (1833) . . 53
Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange (18.9) . . . . . 58
Das Mordtal (1830) . . . . 60
Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes (1832) . . . 68
Das Vermächtnis (1831) . . . 74
Der Geist der Mutter (1833) . . 76
Die Retraite (1832) . . . . . 78
Ein Baal Teschuba (1832) . . . 80
Mateo Falcone, der Korse (1830) 83
Die Versöhnung (1830) . . . 87
Ein Kölner Meister (1833) . . 92
Francesco Francias Tod (1834) 94
Das Kruz fix (1830) . . . . 95
Salas y Gomez (1829) . . . . 100
Die erste Schiefertafel . . . 102
Die andere Schiefertafel . . 104
Die letzte Schiefertafel . . . 105
Das Malerzeichen (1830) . . . 107
Die stille Gemeinde (1838) . . . 117

## Gelegenheits-Gedichte.

Der jungen Freundin ins Stammbuch (1822) . . . . . 119
Auf den Tod von Otto von Pirch (1833) . . . . . 119
Stimme der Zeit (1834) . . . 120
Trinkspruch (1831) . . . . . 122
Zur Einleitung des Deutschen Musenalmanachs 1833 (1832) . 122
Nachhall (1833) . . . . . 124
Dichters Unmut (1832) . . . 126
Die letzten Sonette (1834) . . 126
An Trinius (1835) . . . . . 127
Es ist ja Sommer (1836) . . . 128
Traum und Erwachen (1837) . . 128
Wer hat's getan? (1838) . . . 131

## Erste Nachlese zu den Gedichten.

Wechselgesang bei der Abfahrt (1806) . . . . . 132
Weiter nichts als ein Traum (1829) 133
An den Träumer (1829) . . . 135

Seite

Der ausgewanderte Pole (1834) 136
Das ist's eben (1838) . . . . 136
Der Tochter Verzweiflung (1831) 137
Vom Pythagoreischen Lehrsatz
Der arme Sünder. Fragment (1832) 138
(1835) . . . . . 140
Sängers Lohn (1832) . . . . 141
Hochzeitlieder.
1. An W. Neumann (1819) . 141
2. An Auguste W. (1820) . . 142
An eine Freundin (1821) . . . 142
An C. von Holtei (1825) . . . 144
Trinkspruch zum 31. März 1826 144
An Frau von Goethe (1830) . . 145
Zur Feier Goethes.
1. Griesgram (1825) . . . . 146
2. Zu Goethes Geburtstag (1826) . . . . . 147
3. Trinkspruch am 28. August 1831 . . . . . 147
4. Trinkspruch am 28. August 1832 . . . . . 148
An Paul Erman (1824) . . . 148
An Eduard Hitzig zum Geburtstag (1826) . . . . . 149
An Fouqué mit dem Schlemihl (1827) . . . . . 149
An denselben. Mit Bisson vor Stampalin (1828) . . . . . 149
Zu Stägemanns Jubiläum (1834) 150
Vor dem Bilde von Karl Lessing „Das trauernde Königspaar" (1830) . . . . . 150
Trinkspruch auf G. und W. Schadow, Bendemann und Hübner (1832) . . . . . 151
Trinkspruch zum 3. August 1836 152

## Zweite Nachlese zu den Gedichten.

Jugendgedichte aus der Musenalmanachszeit 1803—1806.
Die jungen Dichter . . . . . 153
Die Trauung . . . . . 155
Elegie . . . . . 161
Ceres . . . . . 162
À Cérès Duverney . . . . 163
Ihr Traum . . . . . 164
À Pauline . . . . . 165
An Henriette Ephraim . . . 166
Das Lied von der Freundschaft . 166
An Sie . . . . . 167
Sie und Er . . . . . 167
Winter . . . . . 168
Der Sturm . . . . . 169
An Philomela . . . . . 169
Die Knospe der Rose . . . . 170
Die Romanze der Blume . . 171
Die, Schmerzen gleich, an meinem Herzen nagen . . . . . 172
An Sophie Sander . . . . . 172
An Karoline . . . . . 173

Seite

Der blinde Knabe . . . . . 173
An Friedrich Schiller . . . . 174
An Fichte (1804) . . . . . 174
Anbetung . . . . . 175
Untergang . . . . . 178
Hymne an Johannes . . . . . 181
Die Mutter am Kreuze . . . 183
Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον . . . 185
Vom wackern Reichhart . . . 185
Nach Anakreon . . . . . 186
An Wilhelm Neumann . . . . 186
An Varnhagen in Hamburg (1805) 187
Deutschland (1805) . . . . . 188
Erwachen (1805) . . . . . 189
Die Nase und der Braten . . . 189
Segen . . . . . 190
An Wilhelm Neumann (1809) . 192
Nach Marot (1810) . . . . . 193
An Fouqué (1810) . . . . . 194
An Barante (1811) . . . . . 194
À Madame de Staël (1811) . . 195
Abschied von Simonde Sismondi (1811) . . . . . 195
An Graf Löben (1811) . . . . 196
An Helmina v. Chézy (1812) . 196
Auf der Reise um die Welt (1816) 196
Carabus (1818) . . . . . 197
1818 . . . . . 198
An Professor Lichtenstädt . . . 199
An Hitzig . . . . . 199
Sonett an Hitzig (1823) . . . 200
Die Reise um die Welt (1822) . 200

Seite

Antonie.
1. Chamisso an Fouqué (1819) 202
2. Adelbert an seine Braut . 203
3. Bei Zurücksendung eines vergessenen Strickzeugs (1819) . 204
4. Die Braut spricht zum Bräutigam (1819) . . . . . 204
5. Antonie an die Eltern (1819) 205
6. Adelbert (1819) . . . . . 205
7. Für Madame Adelbert (1820) 205
8. An Antonie (1821) . . . 206
9. An Antonie (1823) . . . 207
10. An Antonie (1824) . . . 207
11. Im Herabsteigen vom Brocken (1824) . . . . . 208
12. An Antonie (1828) . . . 208
13. An Antoniens Geburtstag (1833) . . . . . 209
An Eugenie (1822) . . . . . 209
Eugenie (1825) . . . . . 210
Der Pappelbaum (1824) . . . 211
Mich ärgern höchlich (1824) . . 211
Es hat ein Fuchs jüngst den Komment verletzt . . . . . 212
Ferdinand VII. von Spanien 212
Wer lauft Liebesgötter (1830) . 213
An die Herzogin von Broglie (1831) 215
Nach der Grippe (1833) . . . 215
Reinerz (1835) . . . . . 216
Die zwei Raben (1838) . . . 216
Epigramme . . . . . 217

# Einleitung des Herausgebers.

Erst 1831, in seinem fünfzigsten Lebensjahre, öffnete Chamisso sein „poetisches Herbarium" und trat mit einer Sammlung seiner Gedichte vor die Öffentlichkeit. Zu Lebzeiten des Dichters sind noch vier Auflagen erschienen, doch kann die fünfte, die 1840 sein Freund Hitzig besorgte, als Ausgabe letzter Hand gelten, denn Chamisso hatte sie noch selbst zum Druck vorbereitet.

Auf seine in den „Grünlingen", den Musenalmanachen von 1804—1806, veröffentlichten Jugendgedichte nahm Chamisso in diesen vier Ausgaben keine Rücksicht. Erst in der fünften, 1864 erschienenen Auflage der gesammelten Werke hat Friedrich Palm eine Nachlese zurückgehaltener Gedichte eingeschaltet, die dann von Hesekiel in der Hempelschen Ausgabe durch Aufnahme alles dessen vervollständigt wurde, was Chamisso je im Druck veröffentlicht hatte. Seitdem sind diese Nachlesen meist in die neueren Chamissoausgaben und deshalb auch in die vorliegende, die neben den wenigen, an wichtigen Wendepunkten seines Lebens entstandenen französischen Gedichten noch einiges neu aus dem Nachlaß bekannt Gewordene hinzufügt, miteingegangen.

Was Chamisso mit gutmütiger Selbstironie einmal von seinen politischen Prophezeiungen sagte, hätte er auch auf jene ausdehnen können, in der er sich selbst eine Unsterblichkeit von fünfzig Jahren zuspricht: er bleibe trotz alledem ein Prophet, denn das Gegenteil treffe gewiß ein. So lagen im Jahre 1886, in dem das Verlagsrecht der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig erlosch, seine Gedichte in der 23. Auflage vor, die „Lebens-Lieder und -Bilder" in der Thumannschen Illustration erschienen 1892 in der 12., seine „Frauen-Liebe und Leben", ebenfalls von Thumann illustriert, um die Wende des Jahrhunderts in der 28. Auflage.

Man hat sich oft darüber gewundert, daß Chamisso so spät dazu kam, sich als Dichter zu fühlen, und doch liegen die Gründe dieses hartnäckigen Zweifels an seinem Dichterberufe

offen zutage. Als er sein Vaterland verlassen mußte, lagen die für die Einbettung des Sprachgefühls entscheidenden Jahre schon hinter ihm, erst während seiner Leutnantszeit lernte er das Deutsche mit einiger Gewandtheit beherrschen und über ein geläufiges Radebrechen ist er in mündlicher Unterhaltung Zeit seines Lebens nicht hinausgekommen. Außerdem wurde dieser Kampf mit der Sprache noch dadurch verschärft, daß er stets und geradezu peinlich darauf bedacht war, den prägnantesten Ausdruck zu finden. Und das mißlang ihm selten, wenn auch die Zunge sich dabei widerspenstig genug zeigte. Fouqué fand hierfür einmal das schöne Wort: „Sieh, so habe ich es lange gewünscht, dich wieder zu erblicken, und nun wird der eherne Eimer, der am rasselnden Gewinde in den Felsenbronnen tief hinabsteigt — du weißt ja mein Gleichnis von deiner Art zu sprechen und zu schreiben — nun wird er erst vollends kräftigen frischen Trank heraufbringen."

Diese sprachlichen Schwierigkeiten brachten es mit sich, daß Chamisso überaus mühsam produzierte. Wie häufig führt er in seinen Briefen Klage darüber, daß der Weg vom Kopf in die Feder für ihn sehr lang und beschwerlich sei. Vorübergehend wurde ihm hierdurch das Schreiben geradezu verleidet. „Ich schreibe schwer, d. i. gar nicht, das wahre zweibeinige Tier des Diogenes, ohne Feder" (März 1812 an Neumann).

Nimmt man noch hinzu, daß Chamisso diese Hemmnisse doppelt schwer empfinden mußte, da er bei seinen Freunden, wie bei Fouqué zum Beispiel, eine erstaunliche Leichtigkeit des Schaffens beobachten konnte, daß es ihm nicht gelungen war, seinen Fortunatus zum Abschluß zu bringen, eine Arbeit, die als Probierstein seines Dichterberufes gelten sollte; bringt man ferner in Anschlag, daß er infolge mangelhafter Vorbildung stets Lücken in seinen Kenntnissen fühlte und mit unverdrossenem Eifer diese auszufüllen bestrebt war, ohne durch Dichten seine Zeit zu „zersetzen", daß er sich nie zum Dichten zwingen wollte, sondern geduldig die Stunde abwartete, in der ihm das Wort von selbst auf die Lippen sprang, so ist es nur allzu begreiflich, daß er von außen erst gedrängt werden mußte, als deutscher Dichter in die Schranken zu treten.

Dessenungeachtet hat manchen die bei einem Lyriker auffallend späte Reifezeit bedenklich gestimmt. Dies war zum Beispiel bei Eichendorff der Fall, der sich denn auch, wie seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" zeigt, nur eine sauersüße Beurteilung der Chamissoschen Lyrik abringen konnte, erklärlich übrigens zum Teil aus dem Gegensatze der beiden

Dichternaturen, hauptsächlich aber aus der wohl allgemein zugestandenen Tatsache, daß sich Chamissos Vorzüge nicht eigentlich auf lyrischem Gebiete, sondern auf dem episch-lyrischen Grenzrain der poetischen Erzählung in voller Entfaltung zeigen. Am schärfsten hat diesen Mangel an lyrischer Begabung Goedeke betont, der den Dichtungen Chamissos, mit schulmeisterlichem Scheelblick auf die sprachliche Unsicherheit des Dichters, jeden blutwarmen Herzenston abspricht. Dieses Urteil des sonst so vorsichtigen und objektiv nüchternen Gelehrten steht jedoch ganz vereinzelt da, vielmehr haben sich die Besten unseres Volkes willig in den Bann unseres Dichters begeben, und im Einklange mit ihnen die Gesamtheit, nicht gelockt durch blendende Äußerlichkeiten, wohl aber in dem richtigen Gefühl, daß in diesen Dichtungen ein lauterer Quell schlichten, hochgemuten Menschentums zum stärkenden Labetrunk einladet.

Daß die Lieder Chamissos sich tief eingewurzelt haben und mit zum eisernen Bestande unseres populären Liederschatzes gehören, beweist nicht zum letzten die stattliche Anzahl der Kompositionen. Der Dichter selbst war völlig unmusikalisch; sein einziges musikalisches Erlebnis bestand darin, daß er, „der Gegenfüßler jedes musikalischen Menschens", einen Anteilschein an „einem in England liegenden Besitztum" hatte, einer großen Orgel, die die Ausrüstung des Rurik vervollständigen sollte, auf Befehl des Kapitäns jedoch wieder an Land gesetzt werden mußte.

Gegen 400 Kompositionen sind mir bekannt geworden, darunter befinden sich neben 314 einstimmigen Liedern 26 Duette, 55 Männerchöre und 19 Kompositionen für gemischten Chor. Am häufigsten ist das Lied „Ich habe, bevor der Morgen" (vgl. S. 17) komponiert worden und zwar 34mal; dann folgt mit 25 Kompositionen (21 einstimmigen Liedern, 3 Männerchören, 1 Komposition für gemischten Chor) „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang"; mit 19 Kompositionen „Ich kann's nicht fassen" (vgl. S. 11), „Was ist's, o Vater" (vgl. S. 16), „Seit ich ihn gesehen." (vgl. S. 10); mit 16 Kompositionen „Da nachts wir uns küßten" (vgl. S. 85); mit 13 Kompositionen „Die Mühle, die dreht ihre Flügel" (vgl. S. 102), „Denke, denke, mein Geliebter" (vgl. S. 18), „Nicht der Tau und nicht der Regen" (vgl. S. 17), „Hab' oft im Kreise der Lieben" (vgl. S. 57, 1mal für gemischten Chor, 2mal als Duett, 10mal für Männerchor), „'s war einer, dem's zu Herzen ging" (vgl. S. 61, 13mal als Männerchor); mit 6 Kompositionen für Männerchor „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen" (vgl. S. 62); mit 4 Kompositionen die „Löwenbraut" (vgl. S. 155); mit 2 Kompositionen für

Männerchor „Katzennatur" (vgl. S. 70) und „Schloß Boncourt" (vgl. S. 52). Ganze Liederzyklen wurden in Musik gesetzt von R. v. Hornstein, Stuttgart 1893, D. de Lange, Amsterdam 1885 — „Tränen" (vgl. S. 16); von L. Hetsch — Lebens-Lieder und Bilder; von Fr. Kugler, Liederhefte V. 1853, Karl Löwe op. 60 (Nr. 1—7), Demetr. Schrutz, für die Vorstellung mit 7 lebenden Bildern und Musikbegleitung, A. Heidelmanns Theaterbibliothek 1904, und von Robert Schumann op. 42 — „Frauen-Liebe und Leben". Der letztgenannten in Haus und Konzertsaal eingebürgerten Komposition gebührt unter allen Vertonungen Chamissoscher Texte unstreitig die Palme.

# Gedichte I

# Der Dichter.

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin.
Goethe.

## 1. Aus der Beringsstraße

im Sommer 1816.

Die Lieder, die mir unter Schmerz und Lust
Aus jugendlichem Busen sich befreit,
Nachklangen wohl, ich bin es mir bewußt,
In derer Herzen, denen sie geweiht;
Sei still, mein Herz, und trage den Verlust,
Sie klangen, sie verhallten in der Zeit;
Mein Lieben und mein Leben sind verhallt
Mit meinen Liedern, um mich ist es kalt.

Das Leben hat, der Tod hat mich beraubt,
Es fallen Freunde, sterben von mir ab,
Es senkt sich tief und tiefer schon mein Haupt,
Ich setze träumend weiter meinen Stab
Und wanke, müder, als wohl mancher glaubt,
Entgegen meinem Ziele, meinem Grab.
Es gibt des Kornes wenig, viel der Spreu:
Ich pflückte Blumen, sammelte nur Heu.

Das tat ich sonst, das tu' ich annoch heute,
Ich pflücke Blumen, und ich sammle Heu;
Botanisieren nennen das die Leute,
Und anders es zu nennen, trag' ich Scheu;
So schweift das Menschenkind nach trockner Beute
Das Leben und die Welt hindurch, die Reu'
Ereilet ihn, und, wie er rückwärts schaut,
Der Abend sinkt, das Haar ist schon ergraut.

So, Bruder, schaudert's mich auf irrer Bahn,
Wann düstre Nebel ruh'n auf trübem Meer;
Beeiste Felsen ruf' ich liebend an,
Die kalten Massen widerhallen leer;
Ich bin in Sprach' und Leben ja der Mann,
Der jede Silbe wäget falsch und schwer;
Ich kehre heim, so wie ich ausgegangen,
Ein Kind, vom greisen Alter schon umfangen.

Wann erst der Palme luft'ge Krone wieder
In tiefer Bläue schlankgetragen ruht,
Aus heitrer Höh' die mächt'ge Sonne nieder
Zur wonn'gen Erde schaut in reiner Glut,
Dann schmiegen sich durchwärmt die starren Glieder,
Und minder schwer zum Herzen fließt das Blut,
Dann möchten auch die düstern Träume weichen,
Und ich die Hand dir sonder Klage reichen.

## 2. Bei der Rückkehr.

Swinemünde im Oktober 1818.

Heimkehret fernher, aus den fremden Landen
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen.
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

## 3. Berlin.

Im Jahr 1831.

Du, meine liebe deutsche Heimat, hast,
Warum ich bat, und mehr noch mir gegeben;
Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eigne traute Hütte sich erheben,
Und der bescheidne kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes heitres, reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen. —

Du siehst mich zweifelnd halb und halb erschrocken
Mit feuchten Augen an, mein gutes Kind;
Laß nicht den Schein in Irrtum dich verlocken,
Es ist ja nur des Abends kühler Wind,
Des Mondes bleicher Schein auf meinen Locken,
Die fast wie Silber anzusehen sind;
Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen üpp'gen Blumenkränzen mußt,
Mit Rosen du beschatten ihren Glanz;
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust,
Und windet um die Stirne sich der Kranz,
Und wieget sich mein Haupt an deiner Brust,
Und wird der Traum zur Wirklichkeit so ganz,
Erblühet zum Gesang mein heimlich Meinen,
Und alle meine Lieder sind die deinen.

Ja! Lieder, neue Lieder will ich singen;
Du, meine Muse, lauschest unverwandt,
Und wenn die Weisen dir zum Herzen dringen,
Drückst leise du belohnend mir die Hand;
Laß ungestraft um uns die Kinder springen,
Vielleicht, daß sie der Geist der Lieder bannt;
Kein Zwang: es würden mich die armen dauern,
Sie dürfen nicht um unsre Freude trauern.

Und, liebes Kind, laß Tür' und Fenster offen;
Erworben hab' ich mir der Freunde viele,
Und habe derer manche schon getroffen,
Die Freude hatten an dem heitern Spiele;
Willkommen sei, wer lauschen will: mein Hoffen
Wär' eben, daß es vielen wohlgefiele;
Wem aber unsre Lieder nicht gefallen,
Der stört uns nicht, der wird vorüber wallen.

# Lieder und lyrisch-epische Gedichte.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Uhland.

## Frauen-Liebe und Leben.

### 1.

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.

### 2.

Er, der Herrlichste von allen,
Wie so milde, wie so gut!
Holde Lippen, klares Auge,
Heller Sinn und fester Mut.

So wie dort in blauer Tiefe,
Hell und herrlich, jener Stern,
Also er an meinem Himmel,
Hell und herrlich, hoch und fern.

Wandle, wandle deine Bahnen;
Nur betrachten deinen Schein,
Nur in Demut ihn betrachten,
Selig nur und traurig sein!

Höre nicht mein stilles Beten,
Deinem Glücke nur geweiht;
Darfst mich niedre Magd nicht kennen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Nur die Würdigste von allen
Soll beglücken deine Wahl,
Und ich will die Hohe segnen,
Segnen viele tausendmal.

Will mich freuen dann und weinen,
Selig, selig bin ich dann;
Sollte mir das Herz auch brechen,
Brich, o Herz, was liegt daran.

3.

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter allen
Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein —
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein.

O, laß im Traume mich sterben,
Gewieget an seiner Brust,
Den seligsten Tod mich schlürfen
In Tränen unendlicher Lust.

4.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich, verloren
Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Da hast du mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Wert.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

## 5.

Helft mir, ihr Schwestern,
Freundlich mich schmücken,
Dient der Glücklichen heute mir.
Windet geschäftig
Mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrte Zier.

Als ich befriedigt,
Freudiges Herzens,
Dem Geliebten im Arme lag,
Immer noch rief er,
Sehnsucht im Herzen,
Ungeduldig den heut'gen Tag.

Helft mir, ihr Schwestern,
Helft mir verscheuchen
Eine törichte Bangigkeit,
Daß ich mit klarem
Aug' ihn empfange,
Ihn, die Quelle der Freudigkeit.

Bist, mein Geliebter,
Du mir erschienen,
Gibst du, Sonne, mir deinen Schein?
Laß mich in Andacht,
Laß mich in Demut,
Mich verneigen dem Herren mein.

Streuet ihm, Schwestern,
Streuet ihm Blumen,
Bringt ihm knospende Rosen dar.
Aber euch, Schwestern,
Grüß' ich mit Wehmut,
Freudig scheidend aus eurer Schar.

6.

Süßer Freund, du blickest
Mich verwundert an,
Kannst es nicht begreifen,
Wie ich weinen kann;
Laß der feuchten Perlen
Ungewohnte Zier
Freudenhell erzittern
In den Wimpern mir.

Wie so bang mein Busen,
Wie so wonnevoll!
Wüßt' ich nur mit Worten,
Wie ich's sagen soll;
Komm und birg dein Antlitz
Hier an meiner Brust,
Will ins Ohr dir flüstern
Alle meine Lust.

Hab' ob manchen Zeichen
Mutter schon gefragt,
Hat die gute Mutter
Alles mir gesagt,
Hat mich unterwiesen,
Wie, nach allem Schein,
Bald für eine Wiege
Muß gesorget sein.

Weißt du nun die Tränen,
Die ich weinen kann,
Sollst du nicht sie sehen,
Du geliebter Mann;
Bleib an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur dich drücken mag.

Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;
Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus dein Bildnis
Mir entgegenlacht.

7.

An meinem Herzen, an meiner Bruſt,
Du meine Wonne, du meine Luſt!
Das Glück iſt die Liebe, die Lieb' iſt das Glück,
Ich hab' es geſagt und nehm's nicht zurück.
Hab' überglücklich mich geſchätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.
Nur die da ſäugt, nur die da liebt
Das Kind, dem ſie die Nahrung gibt;
Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich ſein.
O, wie bedaur' ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!
Du ſchaueſt mich an und lächelſt dazu,
Du lieber, lieber Engel, du!
An meinem Herzen, an meiner Bruſt,
Du meine Wonne, du meine Luſt!

8.

Nun haſt du mir den erſten Schmerz getan,
Der aber traf.
Du ſchläfſt, du harter, unbarmherz'ger Mann,
Den Todesſchlaf.
Es blicket die Verlaſſ'ne vor ſich hin,
Die Welt iſt leer.
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.
Ich zieh' mich in mein Innres ſtill zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergangnes Glück,
Du meine Welt!

9.

Traum der eignen Tage,
Die nun ferne ſind,
Tochter meiner Tochter,
Du mein ſüßes Kind,
Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins friſche Leben
Meinen Segensſpruch.

Siehst mich grau von Haaren,
Abgezehrt und bleich,
Bin, wie du, gewesen
Jung und wonnereich,
Liebte, wie du liebest,
Ward, wie du, auch Braut,
Und auch du wirst altern,
So wie ich ergraut.

Laß die Zeit im Fluge
Wandeln fort und fort,
Nur beständig wahre
Deines Busens Hort;
Hab' ich's einst gesprochen,
Nehm' ich's nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück.

Als ich, den ich liebte,
In das Grab gelegt,
Hab' ich meine Liebe
Treu in mir gehegt;
War mein Herz gebrochen,
Blieb mir fest der Mut,
Und des Alters Asche
Wahrt die heil'ge Glut.

Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins frische Leben
Meinen Segensspruch:
Muß das Herz dir brechen,
Bleibe fest dein Mut,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchstes Gut.

---

### Küssen will ich, ich will küssen.

Freund, noch einen Kuß mir gib,
Einen Kuß von deinem Munde,
Ach! ich habe dich so lieb!
Freund, noch einen Kuß mir gib.
Werden möcht' ich sonst zum Dieb,
Wärst du karg in dieser Stunde;

Freund, noch einen Kuß mir gib,
Einen Kuß von deinem Munde.

Küssen ist ein süßes Spiel,
Meinst du nicht, mein süßes Leben?
Nimmer ward es noch zu viel,
Küssen ist ein süßes Spiel.
Küsse, sonder Zahl und Ziel,
Geben, nehmen, wiedergeben,
Küssen ist ein süßes Spiel,
Meinst du nicht, mein süßes Leben?

Gibst du einen Kuß mir nur,
Tausend geb' ich dir für einen.
Ach, wie schnelle läuft die Uhr,
Gibst du einen Kuß mir nur.
Ich verlange keinen Schwur,
Wenn es treu die Lippen meinen,
Gibst du einen Kuß mir nur,
Tausend geb' ich dir für einen.

Flüchtig, eilig wie der Wind
Ist die Zeit, wann wir uns küssen.
Stunden, wo wir selig sind,
Flüchtig, eilig wie der Wind!
Scheiden schon, ach, so geschwind!
O, wie werd' ich weinen müssen!
Flüchtig, eilig wie der Wind
Ist die Zeit, wann wir uns küssen.

Muß es denn geschieden sein,
Noch nur einen Kuß zum Scheiden!
Scheiden, meiden, welche Pein!
Muß es denn geschieden sein?
Lebe wohl und denke mein,
Mein in Freuden und in Leiden;
Muß es denn geschieden sein,
Noch nur einen Kuß zum Scheiden!

---

## Tränen.

### 1.

Was ist's, o Vater, was ich verbrach?
Du brichst mir das Herz und fragst nicht darnach.

Ich hab' ihm entsagt nach deinem Befehl,
Doch nicht ihn vergessen, ich hab' es nicht Hehl.
Noch lebt er in mir, ich selbst bin tot,
Und über mich schaltet dein strenges Gebot.

Wann Herz und Wille gebrochen sind,
Bittet um eins noch dein armes Kind.
Wann bald mein müdes Auge sich schließt,
Und Tränen vielleicht das deine vergießt;

An der Kirchwand dort, beim Hollunderstrauch,
Wo die Mutter liegt, da lege mich auch.

2.

Ich habe, bevor der Morgen
Im Osten noch gegraut,
Am Fenster zitternd geharret
Und dort hinausgeschaut.

Und in der Mittagsstunde,
Da hab' ich bitter geweint,
Und habe doch im Herzen:
Er kommt wohl noch, gemeint.

Die Nacht, die Nacht ist kommen,
Vor der ich mich gescheut;
Nun ist der Tag verloren,
Auf den ich mich gefreut.

3.

Nicht der Tau und nicht der Regen
Dringen, Mutter, in dein Grab,
Tränen sind es,
Tränen deines armen Kindes
Rinnen heiß zu dir hinab.

Und ich grabe, grabe, grabe;
Von den Nägeln springt das Blut,
Ach! mit Schmerzen,
Mit zerrißnem, blut'gem Herzen
Bring' ich dir hinab mein Gut.

Meinen Ring, sollst mir ihn wahren,
Gute Mutter, liebevoll;
Ach! sie sagen,
Daß ich einen andern tragen,
Weg den meinen werfen soll.

Ring, mein Ring, du teures Kleinod!
Muß es denn geschieden sein?
Ach! ich werde
Bald dich suchen in der Erde,
Und du wirst dann wieder mein.

## 4.

Denke, denke, mein Geliebter,
Meiner alten Lieb' und Treue,
Denke, wie aus freud'gem Herzen,
Sonder Harm und sonder Reue,
Frei das Wort ich dir gegeben,
Dich zu lieben, dir zu leben —
Suche dir ein andres Lieb!

Ach! er kam, besah die Felder
Und das Haus, der Mutter Erbe,
Sprach und feilschte mit dem Vater,
Der befahl gestreng und herbe. —
Eitel war das Wort gesprochen,
Herz und Treue sind gebrochen —
Suche dir ein andres Lieb!

Und der Priester mit dem Munde
Sprach den Segen unverdrossen,
Unerhöret, einem Bunde,
Der im Himmel nicht geschlossen. —
Zieh von hinnen! zieh von hinnen!
Andres Glück dir zu gewinnen,
Suche dir ein andres Lieb!

## 5.

Die, deren Schoß geboren,
In Wonn' und Lust verloren,
Ihr Kind in Armen hält,
Sie gibt dir Preis und Ehren
Und weint des Dankes Zähren
Dir, Vater aller Welt.

Und, welcher du verneinet
Des Leibes Segen, weinet
Und grämt und härmet sich,

Sie hebt zu dir die Arme
Und betet: Ach! erbarme,
Erbarme meiner dich!

Ich Ärmste nur von allen,
In Schuld und Schmach gefallen,
Bin elend grenzenlos;
Ich bete: — Weh mir! — mache,
Aus Mitleid oder Rache,
Unfruchtbar meinen Schoß.

## 6.

Ich hab' ihn im Schlafe zu sehen gemeint,
Noch sträubt vor Entsetzen mein Haar sich empor,
O, hätt' ich doch schlaflos die Nacht durchweint,
Wie manche der Nächte zuvor.

Ich sah ihn verstört, zerrissen und bleich,
Wie er in den Sand zu schreiben schien.
Er schrieb unsre Namen, ich kannt' es gleich,
Da hab' ich wohl laut geschrien.

Er fuhr zusammen, vom Schrei erschreckt,
Und blickte mich an, verstummt wie das Grab;
Ich hielt ihm die Arme entgegengestreckt,
Und er — er wandte sich ab.

## 7.

Wie so bleich ich geworden bin?
Was willst du fragen?
Freue, freue dich immerhin,
Ich will nicht klagen.

Hast das Haus und die Felder auch,
Und hast den Garten,
Laß mich unterm Hollunderstrauch
Den Platz erwarten.

Tief das Plätzchen und lang und breit
Nur wen'ge Schuhe,
Leg' ich dort mich zu guter Zeit
Und halte Ruhe.

## Die Blinde.

### 1.

Es hat die Zeit gegeben,
Wo hinaus mein Auge mich trug,
Zu folgen im tiefen Lichtmeer
Der flüchtigen Wolken Zug;

Zu streifen über die Ebne
Nach jenem verschwindenden Saum,
Mich unbegrenzt zu verlieren
Im lichten, unendlichen Raum.

Die Zeit ist abgeflossen,
Leb' wohl, du heiterer Schein!
Es schließet die Nacht der Blindheit
In engere Schranken mich ein.

O, trauert nicht, ihr Schwestern,
Daß ich dem Licht erstarb;
Ihr wißt nur, was ich verloren,
Ihr wißt nicht, was ich erwarb.

Ich bin aus irren Fernen
In mich zurückegekehrt,
Die Welt in des Busens Tiefe
Ist wohl die verlorene wert.

Was außen tönet, das steiget
Herein in mein Heiligtum;
Und was die Brust mir beweget,
Das ist mein Eigentum.

### 2.

Wie hat mir einer Stimme Klang geklungen
Im tiefsten Innern
Und zaubermächtig alsobald verschlungen
All mein Erinnern!

Wie einer, den der Sonne Schild geblendet,
Umschwebt von Farben,
Ihr Bild nur sieht, wohin das Aug' er wendet,
Und Flammengarben:

So hört' ich diese Stimme übertönen
Die lieben alle,
Und nun vernehm' ich heimlich nur ihr Dröhnen
Im Widerhalle.

Mein Herz ist taub geworden! wehe, wehe!
Mein Hort versunken!
Ich habe mich verloren, und ich gehe
Wie schlafestrunken.

## 3.

Jammernd sinn' ich und sinn' immer das eine nur:
Wonneselig die Hand, welche beseelet, sanft
Gleitend über sein Antlitz,
Dürft' ihm Form und Gestalt verleihn!

Armes, armes Gehör, welches von ferne nur
Du zu schlürfen den Ton einzig vermagst, ins Herz
Ihn nachhallend zu leiten,
Ob nachhallend, doch wesenlos!

## 4.

Stolz, mein Stolz, wohin gekommen!
Bin ein armes, armes Kind,
Deren Augen, ausgeglommen,
Nur zu weinen tauglich sind.

Lesen kann ich in den seinen
Nicht das heimlich tiefe Wort;
Meine schweigen, aber weinen,
Weinen, weinen fort und fort.

Ja, wir sind getrennt! In Scherzen
Und in Freuden wandelst du,
Über mich und meine Schmerzen
Schlägt die Nacht die Flügel zu.

## 5.

Wie trag' ich's doch, zu leben
Nur mir und meiner Pein?
Dem Liebsten sollt' ich dienen,
Da wollt' ich selig sein!

Ich wollt' ein treuer Page
Um den Gebieter stehn,
Bereit zu jeder Botschaft
Und jeden Gang zu gehn.

Ich kenne jede Windung
Der Straßen, jedes Haus
Und jeden Stein am Wege,
Und weiche jedem aus.

Wie freudig zitternd trüg' ich
Ihm nachts die Fackel vor,
Die freud'ge Lust ihm spendend,
Die selber ich verlor!

O, traurig ist's im Dunkeln,
Ich weiß es nur zu sehr!
Licht wollt' ich, Licht verbreiten
Um seine Schritte her.

Ihn sollte stets erfreuen
Das allerfreu'nde Licht;
Sein Anblick sollte jeden
Erfreuen, mich nur nicht.

Und sollte da mich treffen
Der Menschen Spott und Hohn,
Ich seh' es nicht, und hört' ich's,
Auch das ertrüg' ich schon.

## 6.

Du mein Schmerz und meine Wonne,
Meiner Blindheit andre Sonne,
Holde Stimme, bist verhallt.
Meine Nacht hüllt sich in Schweigen,
Ach, so schaurig, ach, so eigen,
Alles öd' und leer und kalt!

Leise welken, mich entfärben
Seht ihr Schwestern mich und sterben,
Und ihr fragt und forscht und klagt;
Laßt das Forschen, laßt das Fragen,
Laßt das Klagen, seht mich tragen
Selbst mein Schicksal unverzagt.

Hingeschwunden ist mein Wähnen,
Ohne Tränen, ohne Sehnen
Welk' ich meinem Grabe zu;
Nichts dem Leben bin ich schuldig,
Stumm, geduldig trag' ich, duld' ich,
Schon im Herzen Todesruh'.

---

## Lebens-Lieder und Bilder.

### 1. Der Knabe.

Gehört vom Lindwurm habt ihr oft,
Ihr meine Spielgesellen,
Nun wird es wahr, was ich gehofft,
Den Drachen werd' ich fällen.
Er liegt gekrümmt am dunklen Ort
Im kleinen Schrank und Spiegel dort,
Da hat er seine Höhle.

Ihr seid die beiden Doggen traut,
Die ich zum Kampfe brauche,
Ich treib' euch an, ihr heulet laut
Und packt ihn unterm Bauche.
Ich geh' mit Schwert und Schild voran,
Mit Helm und Panzer angetan,
Und schrei' ihn aus dem Schlafe.

Hervor, hervor! du Höllenbrut!
Da, seht den grimmen Drachen!
Hu! wie er Feuer speit und Blut
Aus weit gesperrtem Rachen!
Wir kamen unbedachtsam nicht
Zu diesem Strauß, tut eure Pflicht,
Ihr meine guten Doggen.

Und schnappt er gierig erst nach mir,
Ich werd' ihn listig fassen,
Die aufgehäuften Bücher hier
Sind schwere Felsenmassen;
In seinen Rachen werf' ich sie,
Du Untier, erst verschlucke die,
Bevor du mich kannst beißen.

Die Schlacht beginnt, wohl aufgepaßt!
Wir wollen Gutes hoffen;
Er denkt: er hält mich schon gefaßt,
Sein weites Maul ist offen, —
Der dicke Scheller fliegt hinein,
Die andern folgen, groß und klein,
Der Bröder und der Buttmann.

O Buttmann! o, was tust du mir,
Du dummer, zum Verderben!
Du triffst den Spiegel, nicht das Tier,
Da liegen, ach, die Scherben!
Der dumme Spiegel nur ist schuld,
Und tragen soll ich in Geduld
Deshalb noch viele Schläge.

Das Glück hat feindlich sich erprobt;
Getrost, ihr Spielgesellen!
Ich werde, wenn der Meister tobt,
Mich selbst für alle stellen.
Er schlage mich nach Herzenslust,
Daß er es kann, ist mir bewußt,
Doch wird es so nicht dauern.

Ich bin auf immer nicht ein Kind,
Es wird das Blatt sich wenden;
Die durch die Rute mächtig sind,
Die Ruten werden enden.
Ich hab' als Kind den Schwur getan,
Und bin ich erst erwachs'ner Mann,
Dann weh den Rutenführern!

## 2. Das Mädchen.

Mutter, Mutter! meine Puppe
Hab' ich in den Schlaf gewiegt,
Gute Mutter, komm und siehe,
Wie so englisch sie da liegt.

Vater wies mich ab und sagte:
„Geh, du bist ein dummes Kind“:
Du nur, Mutter, kannst begreifen,
Welche meine Freuden sind.

Wie du mit den kleinen Kindern,
Will ich alles mit ihr tun,
Und sie soll in ihrer Wiege
Neben meinem Bette ruhn.

Schläft sie, werd' ich von ihr träumen,
Schreit sie auf, erwach' ich gleich, —
Meine himmlisch gute Mutter,
O, wie bin ich doch so reich!

### 3. Er.

Möchte doch einer die Fäuste sich nagen!
Also zu jung! nicht stark noch genug!
Hören muß ich die Trommel schlagen,
Sehen die andern Waffen tragen,
Fernab ziehen, verschwinden den Zug.

Hören muß ich und ruhig kauern,
Schelten der Fremden Übermut;
Sehen die Mutter beten und trauern,
Aber, gefangen in diesen Mauern,
Kühlen am Tacitus meine Wut.

Ziehet, ihr glücklichen, fröhlichen Fechter,
Sorget, daß ihr vom Joch uns befreit;
Aber bestellt mich vertrauend zum Wächter
Über die künftigen Schergengeschlechter!
Einst auch kommen wird meine Zeit.

### 4. Sie.

Mutter, Mutter! unsre Schwalben —
Sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen,
Und die Alten füttern sie.

Als die lieben kleinen Schwalben
Wundervoll ihr Nest gebaut,
Hab' ich stundenlang am Fenster
Heimlich sinnend zugeschaut;

Und wie erst sie eingerichtet
Und bewohnt das kleine Haus,
Haben sie nach mir geschauet
Gar verständig klug hinaus.

Ja, es schien, sie hätten gerne
Manches heimlich mir erzählt,
Und es habe sie betrübet,
Was zur Rede noch gefehlt.

Also hab' ich, liebe Schwalben,
Unverdrossen euch belauscht,
Und ihr habt mit euren Rätseln
Wunderseltsam mich berauscht;

Jetzt erst, jetzt hat das Geheimnis,
Das ihr meintet, sich enthüllt,
Eure heimlich süße Hoffnung
Hat sich freudig euch erfüllt.

Sieh doch hin! die beiden Alten
Bringen ihnen Nahrung dar.
Gibt es Süßeres auf Erden
Als ein solches Schwalbenpaar!

## 5. Er.

Kraft der Erde, Licht der Sonne,
Schäumt der edle Wein;
Laßt, ihr Brüder, ernst und heilig
Unsre Stimmung sein!

Heute nicht dem Rausch der Freude,
Nicht der eitlen Lust,
Nein, dem Gotte soll er gelten
Tief in unsrer Brust.

Gleich dem Weine warm und kräftig,
Lauter, rein und klar,
Bringen wir das volle Leben
Ihm zum Opfer dar.

Schmach der Feigheit! Krieg der Lüge!
Allem Schlechten Krieg!
Herrlich für die Freiheit sterben,
Herrlicher der Sieg!

Wir für Menschenrecht und Würde
Kämpen allzumal,
Weihen den gefallnen Helden
Funkelnd den Pokal.

### 6. Sie.

Rose, Rose, Knospe gestern
Schliefst du noch in moos'ger Hülle,
Heute prangst in Schönheitsfülle
Du vor allen deinen Schwestern.
Träumtest du wohl über Nacht
Von den Wundern, die geschahen,
Von des holden Frühlings Nahen
Und des jungen Tages Pracht?

### 7. Er.

Ich hab' in den Klüften des Berges gehaust
Gar manche schaurige Nacht,
Und wann in den Föhren der Sturm gesaust,
Recht wild in den Sturm gelacht.
Da, wo die Spur sich des Menschen verlor,
Ward's erst mir im Busen leicht;
Ich bin geklommen auf Gipfel empor,
Die sonst nur der Adler erreicht.
Das Land, vom luftigen Horst geschaut,
Lag unten, von Wolken verdeckt;
Da schallte mein Lied gar grimmig und laut, —
Das Lied — hat schier mich erschreckt.
Und nieder trieb mich die grausige Lust
Am Strom der Wildnis entlang;
Ihn überschrie aus bewegter Brust
Mein seltsam brausender Sang.
Der Strom vertobt in ein friedliches Tal,
Dort liegt ein einsames Haus —
Ein Rosengarten — ein Gartensaal —
Es schaut wohl jemand heraus.
Und wie ich schweifend vorübergewallt
Am Hag, wo die Rosen sind,
Sind alle die schaurigen Lieder verhallt,
Ich ward so ein sanftes Kind!

### 8. Sie.

Ich muß den Zweig, den bösen Rosenzweig
Verklagen.
Er bat so sanft, wie sollt' ich den ihm gleich
Versagen?

Doch war's, daß ich ihn selbst zum Strauch geführt,
Nicht weise,
Wo seine Hand die meinige berührt
So leise.

Und als er zögernd aus dem Garten war
Gegangen,
Stand zitternd ich, als hätt' ich Böses gar
Begangen.

O, hätt' ich seiner holden Rede nicht
Gelauschet!
Mich nicht an seines Auges klarem Licht
Berauschet!

Nun trag' ich unablässig, schreckhaft, bang,
Mit Schmerzen
Das Licht des Auges und der Stimme Klang
Im Herzen.

## 9. Er.

Ein Rosenzweig dich schmücken?
Du Wilder, wie will sich's schicken?
Was hast du mit Rosen gemein?
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Zwei Knospen am Zweig und die Rose
Entscheiden nun meine Lose,
Die dreie, die mein' ich allein. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Die Rose, die zarte, blühet,
Die Liebe blühet und glühet,
Das fühl' ich im Herzen mein. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Noch Knospen im grünen Laube,
Die Hoffnung und der Glaube,
Sie müssen zur Blüte gedeihn.
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Ich pflanz' ihn in meinen Garten,
Den Zweig, und seiner zu warten,
Dem will ich ernst mich weihn. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Ich seh' ihn im freudigen Traume
Erwachsen zum starken Baume,
Mein Obdach soll er sein. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Und hat der Traum mich betrogen,
Verdorrend der Zweig mich belogen,
Mag alles dann Lüge sein;
Dann steht kein Stern am Himmel,
Kein Stern gibt der Liebe den Schein.

## 10. Sie.

Hör' ich seine Stimme wieder?
Weh mir, weh mir! welche Lieder!
Ach! was hab' ich ihm getan?
Mitleid sollt' er an mir üben,
Aber nur mich zu betrüben,
Sinnt der schonungslose Mann.

Vor den Liedern sollt' ich fliehen,
Mich verbergen, mich entziehen
Der bezaubernden Gewalt —
Aber lauschen muß ich, lauschen,
Gierig, schmerzlich mich berauschen,
Bis der letzte Ton verhallt.

Schweigt es, hallt in mir die Weise
Nach, gar unbegriffner Weise,
Traurig mild und schaurig wild —
Und die Träume! Wehe, wehe!
Wann ich leuchtend vor mir sehe
Wundersam sein hohes Bild.

## 11. Er.

Am Rosenhag im Tal, am Quell der Linden,
Da haben meine Lieder oft gerauscht;
Sie hofften glaubig Widerhall zu finden;

Hast, Widerhall, den Liedern du gelauscht,
Und ahnungsvoll gebebt bei ihrem Klange? —
Lange!

Geahnet hättest du, daß ich dich meinte,
Und dich in Schmerz und Lust mit mir vereint?
Und hättest bald, wann ich verzagend weinte,
Betrübet und verzagend auch geweint?
Und bald gehofft, wann ich ermutigt hoffte? —
Ofte!

Du kennst das unbegriffne bange Sehnen,
Den Widerstreit in der bewegten Brust?
Den Hochgesang der Freuden und die Tränen,
Den liebgehegten Schmerz, die herbe Lust?
Der Hoffnung Honigseim, des Zweifels Galle? —
Alle!

Wohlan! Ich werde gehn, mein Haus zu bauen;
Sei fest, wie ich es bin, gedenke mein.
Den dreien Sternen will ich fest vertrauen,
Die dort der Liebe geben ihren Schein;
Und wirst auch du vertrauen ihrem Schimmer? —
Immer!

So lebe wohl, du Seele meiner Lieder,
Und nur auf kurze Zeit verstumme du,
Gar bald erweckt dich meine Stimme wieder,
Dann rufen wir es laut einander zu,
Was ungesagt verschwiegen nicht geblieben, —
Lieben!

## 12. Sie.

So still das Tal geworden! — ach! die Lieder,
Seitdem er fortgezogen, sind verhallt;
Und sorglos wandl' ich, aber trauernd, wieder
Am Quell der Linden, wo sie sonst geschallt.

Der Winter schleicht heran, die Bäume zeigen
Die Äste schon vom falben Schmuck beraubt,
Mein Rosenbaum wird bald die Krone neigen,
Vom Reife schwer und schimmernd neu belaubt.

Und auch auf meinen Wangen, hör' ich sagen,
Entfärben sich die Rosen, sie sind bleich;
Und mir ist wohl, ich habe nicht zu klagen,
Ich bin in der Erinnerung so reich!

Er hat, der Morgensonne gleich, dem Traume,
Dem nächtlichen, der Kindheit mich entrückt;
Er schreite vor im lichterfüllten Raume,
Es sinkt mein Blick geblendet und entzückt.

Ich werde nicht, einfält'ges Kind, begehren,
Daß mir die Sonne nur gehören soll;
Mag flammend mich ihr mächt'ger Strahl verzehren,
Ich segne sie und sterbe freudenvoll.

## 13. Er.

Wie stürmte der Knab' in das Leben,
So feindlich schroff und ergrimmt! —
Ein Blick in dein klares Auge,
Ein Blick in den reinen Himmel,
Wie friedsam ward er gestimmt!

Er liegt, der Wilde, besänftigt,
Gelassen, besonnen und mild,
Zu deinen Füßen gebändigt,
Und hebet zitternd die Hände
Zu dir, du friedliches Bild!

Ich habe mir einen Garten
Bestellt nach allem Fleiß;
Da seh' ich die Rosen erblühen,
Sich härmen und still verglühen,
Von denen die Herrin nicht weiß.

Ich hab' ein Haus mir erbauet,
Begründet es dauerhaft;
Das seh' ich so düster trauern,
Weil nicht in den öden Mauern
Die segnende Hausfrau schafft.

Ich habe von reinem Golde
Bestellt mir einen Ring,
Den Ring ... ich zittre verstummend —
Den Ring, du Reine, du Holde,
Nimm an den goldenen Ring.

Den Gartenhag und die Rosen,
Das Haus, des Ringes Zier,
Mein Herz und meinen Frieden,
Mein Leben und mein Lieben,
Die leg' ich zu Füßen dir.

## 14. Sie.

Mein güt'ger Herr, du willst herab dich lassen
Beseligend zu deiner armen Magd!
Mir hat die Sonne deiner Huld getagt!
Ich kann es nicht ermessen, nicht erfassen.
Du sollst nicht wirre Träume neu beleben,
Mein innres Herz nicht rufen an das Licht,
Laß ab, du täuscheſt dich, du kennst mich nicht,
Ich habe nichts als Liebe dir zu geben.
Laß ab, du Vielgeliebter, von der Armen,
Die schon der Liebe Schmerz um dich beglückt;
Sie heißt dich fliehn, und fest und fester drückt
Sie wonnetrunken dich in ihren Armen.

## 15. Er.

Wie klang aus deinem Munde
Das Ja so wunderbar?
Ich bin nun zwei geworden,
Der ich so einsam war.

Sie.

Wie klang es aus deinem Munde
Beseligend meinem Ohr?
Ich habe Ruhe gefunden,
Da ich in dir mich verlor.

Er.

Mein Kind, mein Weib, mein Liebchen,
Mein süßes Eigentum,
Du meines Laubes Blume,
Du meine Freude, mein Ruhm!

Sie.

Dein Kind, dein Weib, dein Liebchen
Und deine Magd und dein!
Mein teurer Herr, mein Gebieter,
Du Vielgeliebter mein!

Er.

Wie anders ergeht in die Zukunft
Sich nun der Gedanken Flug!
Nun gilt es, stark zu erhalten,
Beharrlich, besonnen und klug.

Sie.

Vergessen aller Zeiten
An deiner lieben Brust!
Der Gegenwart genießen
In süßer, himmlischer Lust!

Beide.

Wirf, segenreicher Vater,
Den Blick auf die Kinder dein,
Und laß ihre fromme Liebe
Ein Dankgebet dir sein!

16. Sie.

Du schlummerst, feiner Knabe,
Du meiner Freuden Kind,
So sanft in meinen Armen,
Die deine Welt noch sind.

Nun wachst du auf, du lächelst,
Ich blicke wonnereich
In deines Vaters Augen
Und in mein Himmelreich.

Laß schwelgend mich genießen
Der süßen, kurzen Frist,
Wo noch an meinem Herzen
Du ganz der Meine bist.

Es will sich bald nicht passen,
Es treibt und dehnt sich aus,
Es wird dem lock'gen Knaben
Zu klein das Mutterhaus.

Es stürmt der Mann ins Leben,
Er bricht sich seine Bahn;
Mit Lieb' und Haß gerüstet,
Strebt kämpfend er hinan.

Und der verarmten Mutter
Ist nun Entsagung Pflicht;
Sie folgt ihm mit dem Herzen,
Ihr Aug' erreicht ihn nicht.

O Liebling meines Herzens,
Mein Segen über dich!
Sei gleich nur deinem Vater,
Das andre findet sich.

## 17. Er.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt gar eigene Träume
Und singt und wieget dich ein.

Es eilt die Zeit so leise,
Gewaltig und geschwind,
Aus enger Wiege steiget
Hervor das muntere Kind.

Das Kind wird still und stiller,
Es drängt an die Mutter sich;
Wie blühet heran die Jungfrau
Bewußtlos so minniglich!

Ein Himmel, welcher Tiefe!
Ihr Auge so blau und klar!
Wie bist du gleich geworden
Der Mutter, die dich gebar!

Nun übertauen Perlen
Des hellen Blickes Glanz,
Nun will der Zweig der Myrte
Sich biegen zum bräutlichen Kranz.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt von deiner Mutter
Und singt und wieget dich ein.

## 18. Sie.

Du liebst mich wohl, ich zweifle nicht daran
Und lebte nicht, wenn mir ein Zweifel bliebe;
Doch liebst du mich, du lieber böser Mann,
Nicht so, wie ich dich liebe.

Geteilten Herzens, halb, und halb wohl kaum,
Wann eben Zeit und Ort es also geben;
Du aber bist mein Wachen und mein Traum,
Mein ganzes Sein, mein Leben.

Du kennst nicht deiner süßen Stimme Macht,
Wenn du dich liebeflüsternd zu mir neigest;
Ein armes Wort, das schon mich selig macht,
Du sprichst es nicht, du schweigest.

Noch winde dich aus meinem Arm nicht fort,
Laß lesen mich aus deinen lieben Augen
Und von dem kargen Lippenpaar das Wort,
Das ungesprochne, saugen.

## 19. Er.

Ich werde nicht mit dir, du Süße, rechten; —
Dich lieben, so wie du mich liebest? nein.
Aus Rosen laß den Siegerkranz dir flechten,
Der Liebe Preis ist dein.

Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben,
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich;
Die sich in Demut liebend hingegeben,
Sie dient und herrscht zugleich.

Gekehrt nach außen ist des Mannes Trachten,
Und bildend in die Zukunft strebt die Tat;
Als Pflegling muß die Liebe den betrachten,
Dem segnend sie sich naht.

So hab' ich dir im allgemeinen Bilde,
Beglückende, dein eigenes gezeigt,
Dein Bild, vor dem der Ungefüge, Wilde
Sich sanft gebunden neigt.

O, lasse mich in deinen lieben Armen
Vergessen dieser Zeiten düstern Schein,
An deiner lieben, treuen Brust erwarmen
Und reich und glücklich sein.

## 20. Sie.

Es wallt das Gewölk herüber,
Verhüllt, verfinstert meinen Stern.
Es faltet sich trüb und trüber
Die Stirne meines teuern Herrn.

Zu dir erhebet die Hände,
Erbarmer, die gebeugte Magd;
Du schaffe des Grames Ende,
Der meinem Herrn am Herzen nagt.

Wo nicht sie vermag zu heilen,
Vertraut die Liebe dir allein;
Befiehl dem Gewölk, sich zu teilen,
Gib meinem Stern du seinen Schein.

## 21. Er.

Sei stark, du meine Männin, reiche mir
Und weihe, sie berührend, meine Waffen;
Nicht töricht gilt's, die Welt mehr umzuschaffen;
Sei stark! für Recht und Ordnung kämpfen wir.

Bricht selbstverschuldet Unheil auf ein Land,
Und krächzet mahnend links am Weg der Rabe,
Wird ihm verderblich seine Sehergabe;
Ihm gibt des Unheils Schuld der Unverstand.

Es hob sich wider mich der Toren Zunft,
Sie stürmten auf mich ein, mich zu zerreißen;
Ich, Rabe, schrie: die schwangre Zeit will kreißen! --
Nun bebt die Welt bei ihrer Niederkunft.

Das haben ja die Kinder schon gewußt,
Und jene haben doch das Wort gesprochen;
Nun ist der Tag des Blutes angebrochen;
Mit Erz umgürte sich jedwede Brust.

Wir ziehen trauernd in die Männerschlacht,
Und über Trümmer kämpfen wir und Leichen.
Fluch über sie, die uns den Ölzweig reichen
Verschmähend sahn und Krieg uns zugebracht!

Fluch über sie! denn losgerissen stürzt
Anwachsend die Lawin' und schafft Verderben.
Für Recht und Ordnung gilt's annoch zu sterben —
Wer weiß, wie morgen sich der Knoten schürzt?

In Zwietracht auf erkämpftem Boden mag
Sich leicht die Schar zerspalten der Genossen;
Die heut um mich den Heldenkreis geschlossen,
Sind Feinde mir vielleicht am nächsten Tag.

Ich werde stehen, wo ich soll und darf,
Und fallen, muß es sein, wo Edle starben,
Für Recht und Ordnung wehen meine Farben,
Für Recht und Ordnung ist der Tod nicht scharf.

Ich deck' euch kämpfend mit dem eignen Leib;
Umarme mich noch einmal, laß das Weinen,
Bring her mir meine beiden armen Kleinen,
Und nun — — Leb' wohl, du vielgeliebtes Weib!

## 22. Sie.

Bestreut mit Eichenlaub die Bahre dort — —
O meine Kinder! so wird hergetragen,
Der unser Vater war und unser Hort;
Sein Herz hat ausgeschlagen.

Heb' auf das Tuch, du bist sein einz'ger Sohn;
Dem Sohne wird die Wunde dieses Helden,
Was Mannestugend sei, und was ihr Lohn,
Gar unvergeßlich melden.

Des Namens Erbe, den er sich erwarb,
Sollst trachten du dereinst nach gleichem Adel
Und sterben, muß es sein, so wie er starb,
Stets ohne Furcht und Tadel.

Du, Auge meiner Freude, fielest zu,
Dich, süßer Mund, erschließet nicht mein Sehnen; —
Ja, weine, meine Tochter, weine du,
Ich habe keine Tränen.

---

## Die Braut.

Wie wohlgefällig hat auf mir
Des teuern Vaters Auge geruht!
Wie sprach der stumme Blick doch schier:
„Bist meine Lust, ich bin dir gut."

Wie hat die Mutter früh und spat
Für mich sich bemühet so liebereich!
Und was sie geschäftig auch alles tat,
Wie war ihr Segen auf mir zugleich!

Wie sehen die lieben Schwestern mich
So trauernd scheiden aus ihrer Zahl,
Die, feuchten Auges, heute für dich
Mich noch geschmückt zum letztenmal!

Wie glücklich war ich im Mutterhaus!
Wie haben alle mich doch geliebt!
Und dir, Geliebter, folg' ich hinaus,
Dich hab' ich mehr als alle geliebt.

Ich werde, Geliebter, dir untertan
Und werde dir dienen in treuer Pflicht.
Was ich verlassen, was ich getan
Für dich, du Guter, vergiß es nicht.

---

## Der Klapperstorch.

### 1.

Was klappert im Hause so laut? horch, horch!
Ich glaub', ich glaube, das ist der Storch.

Das war der Storch. Seid, Kinder, nur still
Und hört, was gern ich erzählen euch will.

Er hat euch gebracht ein Brüderlein
Und hat gebissen Mutter ins Bein.

Sie liegt nun krank, doch freudig dabei,
Sie meint, der Schmerz zu ertragen sei.

Das Brüderlein hat euer gedacht
Und Zuckerwerk die Menge gebracht;

Doch nur von den süßen Sachen erhält,
Wer artig ist und still sich verhält.

### 2.

Und als das Kind geboren war,
Sie mußten der Mutter es zeigen;
Da ward ihr Auge voll Tränen so klar,
Es strahlte so wonnig, so eigen.

Gern litt ich und werde, mein süßes Licht,
Viel Schmerzen um dich noch erleben.
Ach! lebt von Schmerzen die Liebe nicht,
Und nicht von Liebe das Leben?

### 3.

Der Vater kam, der Vater frug nach seinem Jungen,
Und weil der Knabe so geweint,
So hat ihm auch der Alte gleich ein Lied gesungen,
Wie er's im Herzen treu gemeint.

Als so ich schrie, wie du nun schreist, die Zeiten waren
Nicht so, wie sie geworden sind;
Geduld, Geduld! und kommst du erst zu meinen Jahren,
So wird es wieder anders, Kind!

Da legten sie mit gläub'gem Sinn zu mir, dem Knaben,
Des Vaters Wappenschild und Schwert;
Mein Erbe war's, und hatte noch, und sollte haben
Auf alle Zeiten guten Wert.

Ich bin ergraut, die alte Zeit ist abgelaufen,
Mein Erb' ist worden eitel Rauch.
Ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen,
Und du, mein Sohn, das wirst du auch.

---

## Die kleine Liese am Brunnen.

(Frei nach dem Dänischen von Andersen.)

In den Grund des Brunnens schaut
Lieschen gar gedankenvoll;
Was hier dieser Brunnen soll,
Hat die Mutter ihr vertraut.

„Meine Schwester sagte zwar,
Daß der Storch die Kinder bringt;
Wie verständig es auch klingt,
Ist es aber doch nicht wahr.

Nein, das macht sie mir nicht weis.
Mutter, wie ich sie gefragt,
Hat es anders mir gesagt,
Mutter, die es besser weiß.

Aus dem Brunnen holt bei Nacht
Sie die weise Frau allein,
Die hat jüngst das Brüderlein
Aus dem Brunnen uns gebracht.

Vor fünf Jahren schlief ich auch
Hier im Brunnen, wundersam,
Bis sie mich zu holen kam
Nach dem hergebrachten Brauch.

Könnt' ich nur die Kleinen sehn!
Ach, ich säh' sie gar zu gern!
Doch sie schlafen tief und fern,
Keines läßt sich heut erspähn.

Wüßt' ich, wie die Frau es macht,
Holt' ich eines mir geschwind.
So ein himmlisch kleines Kind,
Ei, das wär' auch eine Pracht!

O, was gäb' ich nicht darum!
Seit es durch den Sinn mir fährt,
Bist mir gar nichts, gar nichts wert,
Garst'ge Puppe, stumm und dumm!"

---

## Die Klage der Nonne.

(Deutsch nach dem Chinesischen.)

Ich muß in diesen Mauern in Abgeschiedenheit
Versäumen und vertrauern die schöne Jugendzeit.
Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg
Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
Vergib mir, du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
Vergib mir und vergib auch in deiner reichen Huld
Den Blinden, den Betörten, die an dem Unheil schuld.

Hier senkt die hohe Wölbung sich schwer auf mich herab,
Und drängen sich die Wände zu einem engen Grab;
Mein Leib nur ist gefangen, es hält die dumpfe Gruft
Mein Sinnen nicht, das schweifet hinaus nach freier Luft.

Mich zieht die Sehnsucht schmerzlich in die erhellte Welt,
Wo Liebe sich mit Liebe zu froher Lust gesellt;
Die Freundinnen mir waren, sie lieben, sind geliebt,
Und nur für mich auf Erden es keine Liebe gibt.

Ich seh' sie, ihre Männer, ihr häuslich stilles Glück,
Umringt von muntern Kindern, — es ruft mich laut zurück
In Gottes Welt, ich weine und weine hoffnungslos;
Ward doch auch mir verheißen des Weibs gemeinsam Los!

Ich hätte nicht den Reichsten, den Schönsten nicht begehrt,
Nur einen, der mich liebe, der meiner Liebe wert;
Ja, keine Prunkgemächer, nur ein bescheidnes Haus,
Er ruhte sich am Abend vom Tagwerk bei mir aus.

Ich könnt' im ersten Jahre in stolzer Mutterlust
Ein Kind, wohl einen Knaben, schon drücken an die Brust;
Da würden manche Sorgen und Schmerzen mir zu teil,
Ist doch das Glück auf Erden um hohen Preis nur feil.

Ich wollt' an seiner Wiege so treu ihm dienstbar sein;
Ihn pflegte ja die Liebe, was sollt' er nicht gedeihn?
Du lächelst, streckst die Händchen, du meine süße Zier!
O Vater! sieh den Jungen, fürwahr, er langt nach dir!

Ich müßte bald verschmerzen, was meine Freude war,
Ich müßt' ihn ja entwöhnen wohl schon im nächsten Jahr;
Du blickst, mein armer Junge, verlangend nach mir hin,
Du weinst, — ich möchte weinen, daß ich so grausam bin.

Er wächst, er kreucht, er richtet an Stühlen sich empor,
Verläßt die Stütze, schreitet selbständ'ge Schritte vor;
Er fällt; du armer Junge, verliere nicht den Mut,
Ein Hauch von deiner Mutter macht alles wieder gut.

Und wie die ersten Laute er schon vernehmlich lallt:
Mama, Papa! ihr Klang mir im Herzen widerhallt!
Und wie ihn reich und reicher die Sprache schon vergnügt,
Und seltsam noch die Worte er aneinander fügt!

Er wird schon groß, wir schaffen ein Wiegenpferd ihm an,
Er tummelt es und peitscht es, ein kühner Reitersmann. —
Ei! kletterst du schon wieder? Du ungezogner Wicht!
Er lacht, er kommt, er küßt mich, und zürnen kann ich nicht.

Er muß in seinen Jahren bald in die Schule gehn,
Muß lesen, schreiben lernen: das wirst du, Vater, sehn,
So wild er ist, wir lösen — ja, er wird fleißig sein, —
Noch manchen roten Zettel von ihm mit Naschwerk ein.

Und wenn von roter Farbe nicht alle Zettel sind,
Sollst, Vater, so nicht schelten, er ist ja noch ein Kind,
Er wird noch, unsre Freude und unser Ruhm zugleich,
Einst hochgelahrt gepriesen im ganzen röm'schen Reich.

Und Jahr' um Jahre fliehen in ungehemmtem Lauf,
Er aber durch die Klassen arbeitet sich hinauf,
Er wird zur hohen Schule entlassen, er erreicht
Gewiß ein gutes Zeugnis, das beste? — ja! — vielleicht!

Und wann er uns besuchet, — o Gott! ich seh' ihn schon
Mit seinem schwarzen Schnurrbart, den echten Musensohn. —
Die Ferien sind zu Ende, Ade! muß wieder hin,
Ich komme nun nicht früher, als bis ich fertig bin.

Ein Brief! ein Brief! lies, Vater! — Dein Sohn hat ausstudiert,
Sie haben ihn zum Doktor mit hohem Lob kreiert,
Mit nächster Post, so schreibt er, ja, morgen trifft er ein;
Hol', Mutter, aus dem Keller die letzte Flasche Wein!

Das Posthorn hör' ich schallen! — ach nein! zu meinem Ohr
Dringt dumpf nur das Geläute, das ruft mich in das Chor;
Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg
Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
Vergib mir, du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
Vergib mir und vergib auch in deiner reichen Huld
Den Blinden, den Betörten, die an dem Unheil schuld!

---

## Die drei Schwestern.

„Wir sind drei Schwestern, mit dem Leid vertraut,
Vom Alter minder als vom Gram ergraut,
Zu trauern wohl gewohnt und zu verzichten.
Und jede meint, der herbste sei ihr Schmerz;
Tritt her, der Dichter kennt das Menschenherz,
Dein Amt ist, zwischen uns den Zwist zu schlichten.

Vernimm zuerst das Leid, das mich betraf.
Ich rang erwachend mit der Kindheit Schlaf,
Die Knospe schwoll, ich fühlt' ein heimlich Regen.
Vom Hauch der Liebe brach die Blüt' hervor,
Mich zog ein Mann, ein Held zu sich empor,
Es trat das volle Leben mir entgegen.

Und mit der Myrte harrt' ich schon geschmückt
Des Freunds, in dem erschrocken und entzückt
Ich selber mich verloren und gefunden.
Die Hochzeitkerzen warfen ihren Schein —
Da trugen seine Leiche sie herein,
Sein Herzblut floß aus sieben tiefen Wunden.

Das Gräßliche, was da ich überlebt,
Das ist das Bild, das ewig vor mir schwebt,
Das Bild, das Tag und Nacht mich macht erschauern.
Ich lebe nicht, dem Tod gehör' ich an
Und kann nicht sterben! O, daß ich's nicht kann!
Wie lange soll noch diese Marter dauern!?"

Die zweite nahm hierauf das Wort und sprach:
„Des Blutes ist das Bild und nicht der Schmach,
Das diese wachend stets und schlafend träumet.
Mich hat ein gleicher Hauch hervorgelockt,
Gejammert hab' ich, habe frohgelockt,
Der Kelch der Liebe hat auch mir geschäumet.

Der Lichtschein schwand von des Geliebten Haupt,
Ich sah ihn selbstisch, feig, von Glanz beraubt,
Und dennoch, weh mir! mußt' ich noch ihn lieben.
Er floh. — Ob ihm gesellt die Schande bleibt,
Ob irrer Wahnsinn durch die Welt ihn treibt,
Ich weiß es nicht — mir ist der Schmerz geblieben."

Die dritte nahm hierauf das Wort und sprach:
„Du sinnest zwischen beiden schwankend nach
Und zweifelst noch, für welche zu entscheiden.
Geliebet und gelebt, ein menschlich Los:
Nahm auch das Unglück sie in seinen Schoß,
Sie beide säugend mit der Milch der Leiden.

Ich weiß in kurze Rede wohl genug
Des Leids zu fassen, deinen Urteilsspruch
Sollst, Schiedesrichter, du nicht übereilen.
Vernimm denn, was das beßre Recht mir gibt, —
Vier Worte nur: ich wurde nie geliebt —
Du wirst des Leides Palme mir erteilen."

---

## Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.

Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Schere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

---

## Zweites Lied von der alten Waschfrau.

Es hat euch anzuhören wohl behagt,
Was ich von meiner Waschfrau euch gesagt;
Ihr habt's für eine Fabel wohl gehalten?
Fürwahr, mir selbst erscheint sie fabelhaft;
Der Tod hat längst sie alle hingerafft,
Die jung zugleich gewesen mit der Alten.

Dies werdende Geschlecht, es kennt sie nicht
Und geht an ihr vorüber ohne Pflicht
Und ohne Lust, sich ihrer zu erbarmen.
Sie steht allein. Der Arbeit zu gewohnt,
Hat sie, so lang' es ging, sich nicht geschont;
Jetzt aber, wehe der vergeßnen Armen!

Jetzt drückt darnieder sie der Jahre Last,
Noch emsig tätig, doch entkräftet fast,
Gesteht sie's ein: „So kann's nicht lange währen.
Mag's werden, wie's der liebe Gott bestimmt;
Wenn er nicht gnädig bald mich zu sich nimmt, —
Nicht schafft's die Hand mehr, — muß er mich ernähren."

So lang' sie rüstig noch beim Waschtrog stand,
War für den Dürft'gen offen ihre Hand;
Da mochte sie nicht rechnen und nicht sparen.
Sie dachte bloß: „Ich weiß, wie Hunger tut." —
Vor eure Füße leg' ich meinen Hut,
Sie selber ist im Betteln unerfahren.

Ihr Fraun und Herrn, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor allem, was man Güter heißt,
Sind's diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen.

---

## Heimweh.

O, laßt mich schlafen! o, ruft mich
In die Gegenwart nicht zurück!
Mißgönnt ihr dem kranken Mädchen
Den Traum, den Schatten von Glück?

Was sprecht ihr mir zu? Vergebens!
Mein Herz versteht euch nicht.
Bin fremd in eurem Lande;
Hier schmerzt mich das Tageslicht.

Hier dehnt sich das flache Gefilde
So unabsehbar und leer,
Darüber legt sich der Himmel
So freud- und farblos und schwer.

Es sieht mein müdes Auge,
Umflort von bitterm Tau,
Nur blasse Nebelgestalten,
Verschwindende, grau in grau.

Es rauschen fremde Klänge
Vorüber an meinem Ohr,
Es zählet die innere Stimme
Nur Schmerzen und Schmerzen mir vor.

Der Schlaf nur bringt allnächtlich
Vor Tagesgedanken mir Ruh',
Es trägt mich der Traum mitleidig
Der lieben Heimat zu.

Und meine Berge erheben
Die schneeigen Häupter zumal
Und tauchen in dunkele Bläue
Und glühen im Morgenstrahl.

Und lauschen über den Hochwald,
Der schirmend die Gletscher umspannt,
In unser Tal herüber
Und schauen mich an so bekannt.

Der Gießbach schäumet und brauset
Und stürzt in die Schlucht sich hinab;
Von drüben erschallt das Alphorn, —
Das ist der Hirtenknab'!

Aus unserm Hause tret' ich,
Dem zierlich gefügten, herfür;
Die Eltern haben's gebauet,[1])
Die Namen stehn über der Tür;

Und unter den Namen stehet
Der Spruch: „Gott segne das Haus
Und segne, die frommen Gemütes
Darin gehn ein und aus."

Ich bin hinausgegangen — —
Weh mir, daß ich es tat!
Ich bin nun eine Waise,
Die keine Heimat hat.

---

[1]) Eigentlich „gebauen", welche Lesart ich die Schweizer und die, welche die Schweiz kennen, in den Text aufzunehmen bitte.

O, laßt mich schlafen, o, ruft mich
In die Gegenwart nicht zurück!
Mißgönnt nicht dem kranken Mädchen
Den Traum, den Schatten von Glück!

---

## Der erste Schnee.

Der leise schleichend euch umsponnen
Mit argem Trug, eh' ihr's gedacht,
Seht, seht den Unhold! über Nacht
Hat er sich andern Rat ersonnen.
Seht, seht den Schneemantel wallen!
Das ist des Winters Herrscherkleid;
Die Larve läßt der Grimme fallen; —
Nun wißt ihr doch, woran ihr seid.

Er hat der Furcht euch überhoben,
Lebt auf zur Hoffnung und seid stark!
Schon zehrt der Lenz an seinem Mark,
Geduld! und mag der Wütrich toben.
Geduld! schon ruft der Lenz die Sonne,
Bald weben sie ein Blumenkleid,
Die Erde träumet neue Wonne, —
Dann aber träum' ich neues Leid!

---

## Frühling.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne bescheinet die blumige Au',
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was sollt' es denn sein?
Mir ist wie den Vögeln zumut.

Der Frühling iſt kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe ſchon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle ſo friſch mich, ſo jung.

---

### Geh du nur hin.

Ich war auch jung und bin jetzt alt,
Der Tag iſt heiß, der Abend kalt,
Geh du nur hin, geh du nur hin
Und ſchlag' dir ſolches aus dem Sinn.

Du ſteigſt hinauf, ich ſteig' hinab,
Wer geht im Schritt, wer geht im Trab?
Sind dir die Blumen eben recht,
Sind doch ſechs Bretter auch nicht ſchlecht.

---

### Was ſoll ich ſagen?

Mein Aug' iſt trüb', mein Mund iſt ſtumm,
Du heißeſt mich reden, es ſei darum.

Dein Aug' iſt klar, dein Mund iſt rot,
Und was du nur wünſcheſt, das iſt ein Gebot.

Mein Haar iſt grau, mein Herz iſt wund,
Du biſt ſo jung und biſt ſo geſund.

Du heißeſt mich reden und machſt mir's ſo ſchwer,
Ich ſeh' dich ſo an und zittre ſo ſehr.

---

### Morgentau.

Wir wollten mit Koſen und Lieben
Genießen der köſtlichen Nacht.
Wo ſind doch die Stunden geblieben?
Es iſt ja der Hahn ſchon erwacht.

Die Sonne, die bringt viel Leiden,
Es weinet die ſcheidende Nacht;
Ich alſo muß weinen und ſcheiden,
Es iſt ja die Welt ſchon erwacht.

Ich wollt', es gäb' keine Sonne,
Als eben dein Auge so klar,
Wir weilten in Tag und in Wonne,
Und schliefe die Welt immerdar.

---

## Zur Antwort.

Dir ist sonst der Mund verschlossen,
Du antwortest mir ja kaum,
Nur zu Liedern süßen Klanges
Öffnest du ihn, wie im Traum.
Könnt' ich auch so dichten, würden
Hübsch auch meine Lieder sein,
Sänge nur, wie ich dich liebe,
Sänge nur: ganz bin ich dein.

Ich kann dir ins Antlitz schauen,
Heiter, wie das Kind ins Licht;
Ich kann lieben, kosen, küssen,
Aber dichten kann ich nicht.
Könnt' ich auch so dichten, würden
Hübsch auch meine Lieder sein,
Sänge nur, wie ich dich liebe,
Sänge nur: ganz bin ich dein.

---

## Zur Unzeit.

Ich wollte, wie gerne, dich herzen,
Dich wiegen in meinem Arm,
Dich drücken an meinem Herzen,
Dich hegen so traut und so warm.

Man verscheuchet mit Rauch die Fliegen,
Mit Verdrießlichkeit wohl den Mann;
Und wollt' ich an dich mich schmiegen,
Ich täte nicht weise daran.

Wohl zieht vom strengen Norden
Ein trübes Gewölk herauf,
Ich bin ganz stille geworden,
Ich schlage die Augen nicht auf.

## Auf der Wanderschaft.

1.

Wohl wandert' ich aus in trauriger Stund',
Es weinte die Liebe so sehr.
Der Fuß ist mir lahm, die Schulter mir wund,
Das Herz, das ist mir so schwer.

Was singt ihr, ihr Vögel im Morgenlicht?
Ihr wißt nicht, wie Scheiden tut!
Es drücken euch Sorgen und Schuhe nicht;
Ihr Vögel, ihr habt es gut!

2.

Der Regen strömt, die Sonne scheint,
Es geht bergauf, es geht bergab, —
Ich denke sie, die mich nur meint,
Sie, die mir ihre Treue gab.

Was gehst du suchend durch das Land,
Du Müder mit ergrautem Bart? —
Ich suche nicht, was ich schon fand,
Ich suche nicht, was mir schon ward.

Ich bin noch frisch, ich bin noch jung,
Die Welt ist kalt und ohne Lust,
Ich hab' daheim der Freude genung,
Es wird mir warm an ihrer Brust.

3.

Noch hallt nur aus der Ferne
Ein frisches Liedchen von mir.
Der Vater eilt zu dem Kinde,
Der Geliebte, mein Feinlieb, zu dir.

Er küßt dich auf die Stirne,
Er küßt dich auf den Mund;
Nun sie zu dir ihn tragen,
Sind ihm die Füße nicht wund.

---

## Gern und gerner.

Der Gang war schwer, der Tag war rauh,
Kalt weht' es und stürmisch aus Norden;
Es trieft mein Haar vom Abendtau,
Fast wär' ich müde geworden.

Laß blinken den roten, den süßen Wein!
Es mag der alte Zecher
Sich gerne sonnen im roten Schein,
Sich gerne wärmen am Becher,

Und gerner sich sonnen in trüber Stund'
Am Klarblick deiner Augen,
Und gerner vom roten, vom süßen Mund
Durchwärmende Flammen saugen.

Reichst mir den Mund, mir den Pokal,
Mir Jugendlust des Lebens;
Laß tosen und toben die Stürme zumal,
Sie mühen um mich sich vergebens.

---

## Im Herbst.

Niedrig schleicht blaß hin die entnervte Sonne,
Herbstlich goldgelb färbt sich das Laub, es trauert
Rings das Feld schon nackt, und die Nebel ziehen
Über die Stoppeln.

Sieh, der Herbst schleicht her, und der arge Winter
Schleicht dem Herbst bald nach, es erstarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Gute, schreckhaft siehst du mich an, erschrick nicht;
Sieh, das Haupthaar weiß, und des Auges Sehkraft
Abgestumpft; warm schlägt in der Brust das Herz zwar,
Aber es friert mich!

Naht der Unhold, laß mich ins Aug' ihm scharf sehn:
Wahrlich, Furcht nicht flößt er mir ein, er komme,
Nicht bewußtlos raff' er mich hin, ich will ihn
Sehen und kennen.

Laß den Wermutstrank mich, den letzten, schlürfen,
Nicht ein Leichnam längst, ein vergeßner, schleichen,
Wo ich markvoll einst in den Boden Spuren
Habe getreten.

Ach! ein Blutstrahl quillt aus dem lieben Herzen:
Fasse Mut, bleib' stark! Es vernarbt die Wunde,
Rein und liebwert hegst du mein Bild im Herzen,
Nimmer vergänglich.

## Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

## Frühling und Herbst.

Fürwahr, der Frühling ist erwacht;
Den holden Liebling zu empfahn,
Hat sich mit frischer Blumenpracht
Die junge Erde angetan.

Die muntern Vögel, lieberwärmt,
Begehn im grünen Hain ihr Fest.
Ein jeder singt, ein jeder schwärmt
Und bauet emsig sich sein Nest.

Und alles lebt und liebt und singt
Und preist den Frühling wunderbar,
Den Frühling, der die Freude bringt;
Ich aber bleibe stumm und starr.

Dir, Erde, gönn' ich deine Zier,
Euch, Sänger, gönn' ich eure Lust,
So gönnet meine Trauer mir,
Den tiefen Schmerz in meiner Brust.

Für mich ist Herbst; der Nebelwind
Durchwühlet kalt mein falbes Laub;
Die Äste mir zerschlagen sind,
Und meine Krone liegt im Staub.

---

## Die drei Sonnen.

Es wallte so silbernen Scheines
Nicht immer mein lockiges Haar,
Es hat ja Zeiten gegeben,
Wo selber ich jung auch war.

Und blick' ich dich an, o Mädchen,
So rosig und heiter und jung,
Da taucht aus vergangenen Zeiten
Herauf die Erinnerung.

Die Mutter von deiner Mutter —
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich staunte sie an wie die Sonne,
Geblendet von ihrem Licht.

Und einst durchbebte mit Wonne
Der Druck mich von ihrer Hand;
Sie neigte darauf sich dem andern,
Da zog ich ins fremde Land.

Spät kehrt' ich zurück in die Heimat,
Ein Müder, nach irrem Lauf;
Es stieg am heimischen Himmel
Die andere Sonne schon auf.

Ja, deine Mutter, o Mädchen, —
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich staunte sie an wie die Sonne,
Geblendet von ihrem Licht.

Sie reichte mir einst die Stirne
Zum Kusse, da zittert' ich sehr;
Sie neigte darauf sich dem andern,
Da zog ich über das Meer.

Ich habe verträumt und vertrauert
Mein Leben, ich bin ein Greis;
Heim kehr' ich, die dritte Sonne
Erleuchtet den Himmelskreis.

Du bist es, o Wonnereiche;
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich schaue dich an wie die Sonne,
Geblendet von deinem Licht.

Du reichst mir zum Kusse die Lippen,
Mitleidig mir wohlzutun,
Und neigst dich dem andern; ich gehe
Bald unter die Erde, zu ruhn.

---

## Nacht und Winter.

Von des Nordens kaltem Wehen
Wird der Schnee dahergetrieben,
Der die dunkle Erde decket;

Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne,
Nur der Schnee im Dunkel schimmert.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Schaurig stöhnt er in die Stille;
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Nicht der Freude Kränze zieren
Mir das Haupt im jungen Lenze
Und erheitern meine Stirne:

Denn am Morgen meines Lebens,
Liebend und begehrend Liebe,
Wandl' ich einsam in der Fremde,

Wo das Sehnen meiner Liebe,
Wo das heiße muß, verschmähet,
Tief im Herzen sich verschließen.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne.

Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

Leise hallen aus der Ferne
Töne, die den Tag verkünden. —
Wird der Tag denn sich erhellen?

Freudebringend dem Gefilde
Wird er strahlen, Nacht entschweben,
Herber Winter auch entfliehen,

Und des Jahres Kreis sich wenden,
Und der junge Lenz in Liebe
Nahen der verjüngten Erde.

Mir nur, mir nur ew'ger Winter,
Ew'ge Nacht und Schmerz und Tränen,
Kein Tag, keines Sternes Flimmer!

---

### Blauer Himmel.

Heiter blick' ich, ohne Reue
In des Himmels reine Bläue,
Zu der Sterne lichtem Gold.
Ist der Himmel, ist die Freundschaft,
Ist die Liebe mir doch hold.
Laure, mein Schicksal, laure!

Keine Stürme, keine Schmerzen,
Heitre Ruh' im vollen Herzen,
Kann es aber anders sein?
Blauer Himmel, treue Freundschaft,
Reiche Liebe sind ja mein.
Laure, mein Schicksal, laure!

Hat das Schicksal arge Tücke,
Sieh, ich fürchte nichts vom Glücke,
Heiter bin ich wie die Luft.
Mein der Himmel, mein die Freundschaft,
Mein die Liebe bis zur Gruft.
Laure, mein Schicksal, laure!

---

## Winter.

In den jungen Tagen
Hatt' ich frischen Mut,
In der Sonne Strahlen
War ich stark und gut.

Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenlust!
Wie so stark die Sehnen!
Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
Was ein Traum nur war;
Winter ist gekommen,
Bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben
Wie ein Nebelwind!

---

## Abend.

Laß, Kind, laß meinen Weg mich ziehen,
Es wird schon spät, es wird schon kalt;
Es neiget sich der Tag zu Ende,
Und erst dort unten mach' ich Halt.

Wozu mir deine Lieder singen?
Sie treffen mich mit fremdem Klang. —
Wie war das Wort? War's Liebe? Liebe!
Vergessen hatt' ich es schon lang'.

Und doch, gedenk' ich ferner Zeiten,
Mich dünkt, es war ein süßes Wort.
Jetzt aber zieh' ich meine Straße,
„Ein jeder kommt an seinen Ort".

Hier windet sich mein Pfad nach unten,
Die müden Schritte schwanken sehr;
Mein frühes Feuer ist erloschen,
Das fühl' ich alle Stunden mehr.

---

## Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Mut,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wut,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe tut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

---

## Es ist nur so der Lauf der Welt.

Mir ward als Kind im Mutterhaus,
Zu aller Zeit, Tag ein, Tag aus,
Die Rute wohl gegeben.
Und als ich an zu wachsen fing
Und endlich in die Schule ging,
Erging es mir noch schlimmer.

Das Lesen war ein Hauptverdruß,
Ach! wer's nicht kann und dennoch muß,
Der lebt ein hartes Leben.
So ward ich unter Schmerzen groß
Und hoffte nun ein beßres Los,
Da ging es mir noch schlimmer.

Wie hat die Sorge mich gepackt!
Wie hab' ich mich um Geld geplackt!
Was hat's für Not gegeben!
Und als zu Geld ich kommen war,
Da führt' ein Weib mich zum Altar,
Da ging es mir noch schimmer.

Ich hab's versucht und hab's verflucht,
Pantoffeldienst und Kinderzucht
Und das Gekreisch der Holden.
O, meiner Kindheit stilles Glück,
Wie wünsch' ich dich jetzt fromm zurück!
Die Rute war ja golden!

---

## Geduld!

Als einst in Knabenjahren
Ich an zu kegeln fing,
Da hab' ich selbst erfahren,
Wie's jenem Kaiser ging.

Tunelli, weiland Kaiser
Vom Reich Aromata,
Großmächt'ger Fürst und weiser,
Wie noch ich keinen sah,

Du Jäger unverdrossen,
Du knalltest mannlich los,
Und hattst du nichts erschossen,
So lag's am Zielen bloß.

Ich aber schob wie keiner,
Das Zielen nur war schuld;
Von neunen fiel nicht einer —
Der Junge rief: Geduld!

Geduld! Geduld! — Indessen
Bin worden grau und alt,
Hab' Kegeln schier vergessen,
Der Ton noch immer schallt.

Geduld! Geduld! — Ihr Jungen,
Ihr sangt ein Lied mir vor,
Euch sangen's tausend Zungen
Vielstimmig nach im Chor.

Geduld! Geduld! — Die Weise,
Die stimm' ich selbst noch an:
Geduld auf später Reise,
Du müder, alter Mann!

---

## Pech.

Wahrlich, aus mir hätte vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

Hoher Ruhm war zu erwerben,
Wenn die Waffen ich erkor;
Mich den Kugeln preiszugeben,
War ich aber nicht der Tor.

Um der Musen Gunst zu buhlen,
War ich minder schon entfernt;
Ein Gelehrter wär' ich worden,
Hätt' ich Lesen nur gelernt.

Bei den Frauen, sonder Zweifel,
Hätt' ich noch mein Glück gemacht,
Hätten sie mich aller Orten
Nicht unmenschlich ausgelacht.

Wie zum reichen Mann geboren,
Hätt' ich diesen Stand erwählt,
Hätte nicht vor allen Dingen
Immer mir das Geld gefehlt.

Über einen Staat zu herrschen,
War von allen ich der Mann,
Meine Gaben und Talente
Wiesen diesen Platz mir an.

König hätt' ich werden sollen,
Wo man über Fürsten klagt.
Doch mein Vater war ein Bürger,
Und das ist genug gesagt.

Wahrlich, aus mir hätte vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

---

## Mäßigung und Mäßigkeit.

Laßt das Wort uns geben heute,
Uns vom Trunke zu entwöhnen;
Ziemt sich's für gesetzte Leute,
Wüster Völlerei zu fröhnen?
Nein, es ziemt sich Sittsamkeit.
Gutes Beispiel will ich geben:
Mäßigung und Mäßigkeit! —
Stoßet an, sie sollen leben!
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht, ein Glas ist Gottes Gabe,
Und das zweite stimmt uns lyrisch;
Wenn ich gegen drei nichts habe,
Machen viele doch uns tierisch;
Trinket mehr nicht als genung!
Und mein Lied will ich euch singen:
Mäßigkeit und Mäßigung! —
Laßt die vollen Gläser klingen! —
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht den Trunkenbold in schrägen
Linien durch die Gassen wanken;
Kommt die Hausfrau ihm entgegen,
Hört sie keifen, hört sie zanken;
Das verdient Beherzigung.
Laßt uns an der Tugend haften:
Mäßigkeit und Mäßigung!
Pereant die Lasterhaften!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Was hast, Schlingel, du zu lachen?
Will das Lachen dir vertreiben;
Dich moralisch auch zu machen,
Dir die Ohren tüchtig reiben;
Pack dich fort bei guter Zeit!
Doch ich will mich nicht erbosen:
Mäßigung und Mäßigkeit! —
Eingeschenkt und angestoßen! —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Modus, ut nos docuere,
Sit in rebus, sumus rati;
Medium qui tenuere
Nominati sunt beati;
C'est le juste Milieu zur Zeit!
Ergo! Ergel! — deutsch gesprochen:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Frisch das Glas nur ausgestochen —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Nüchtern bin ich, — Wein her! Wein her! —
Immer nüchtern, das versteht sich. —
Nur das Haus, der Boden, — Nein, Herr,
Nicht betrunken! — Wie doch dreht sich
Alles so um mich im Schwung?
Laß mich, Kellner, laß mich liegen!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Heute muß die Tugend siegen!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Noch ein Glas — so — noch ein Glas!

---

## Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: „Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's getan —"
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es tut nichts Guts, es tut nichts Schlechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch —"
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

---

## Nachtwächterlied.

Eteignons les lumières
Et rallumons le feu.
Béranger.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte Leute;
Seid ihr einmal doch gelehrt,
Sorgt, daß keiner es erfährt.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, so soll es werden.
Gott im Himmel, wir auf Erden,
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen tut.
Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herrn, es wird euch frommen,
Von den gutgesinnten Frommen;
Blase jeder, was er kann,
Lichter aus und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja, zu Gottes Ehren,
Um die Ketzer zu bekehren
Und die Philosophen auch,
Nach dem alten, guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen,
Geht nach Haus, und ohne Sorgen
Schlaft die lange, liebe Nacht,
Denn wir halten gute Wacht.
Lobt die Jesuiten!

---

## Josua.

Juchhei! das war ein Schlagen,
Ein Schlachten bei Gibeon;
Der Tag gebrach den Würgern,
Es neigte die Sonne sich schon.

Sprach Josua zur Sonne:
„Du, steh am Himmel fest!"
Sie stand, da gab er gemächlich
Den Überwundnen den Rest.

Das war ein Tag der Frommen,
Wie nie ein andrer getagt,
Wie nie ein andrer wird tagen,
Das wird ausdrücklich gesagt.

Das war ein feines Kunststück,
Wie mancher erachten mag,
Der wohl die Nacht uns wünschte
Zu jenem unendlichen Tag.

Sie beten und schimpfen und schöpfen
In Säcke das Sonnenlicht,
Es tief in das Meer zu versenken —
Den Tag verdunkeln sie nicht.

Laßt dieſes nicht euch kümmern,
Die Welt iſt kugelrund
Und rollt von Weſten gen Oſten
Beſtändig zu aller Stund'.

Und der das Lied euch geſungen,
Hat auch die Welt ſich beſchaut;
Er hat bei den Wilden gehauſet
Und ſich mit ihnen erbaut.

---

## Ein franzöſiſches Lied.

Nach der Melodie: Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus.

Und ſitz' ich am Tiſche beim Glaſe Wein,
Trink aus!
Und ſtimmen auch wacker die Freunde mit ein,
Trink aus!
So geht mir zu Herzen das Heil der Welt:
's iſt gar zu erbärmlich damit auch beſtellt;
Trink aus, trink aus, trink aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Ich ſollte nur tragen der Herrſchaft Laſt,
Trink aus!
Es ſtünde bald anders und beſſer faſt.
Trink aus!
Die Preſſe zuerſt und die Wahlen frei,
Die Preſſe, ſie dient mir als Polizei.
Trink aus, trink aus, trink aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Wann erſt in dem Hauſe Vertrauen beſteht,
Trink aus!
Geht alles von ſelbſt, was nimmer ſonſt geht.
Trink aus!
Wir ſchaffen uns bald vor den Mönchen Ruh',
Wir ſchicken die frommſten dem Chaves zu;
Trink aus, trink aus, trink aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Es mögen die Städte verwalten ſodann —
Trink aus!
Die eignen Geſchäfte, es geht ſie nur an;
Trink aus!

Regieren nur wenig, das Wenige gut,
Das hab' ich der Ruhe halber geruht;
Trink aus, trink aus, trink aus!
Es trieben's die Leute zu kraus!

Und merkt euch, ihr Freunde, wie trefflich es schafft!
Trink aus!
Die Liebe der Völker, da lieget die Kraft,
Trink aus!
Wie klingen die Gläser in heiliger Lust,
Wie schallt das Gebet mir aus jeglicher Brust,
Trink aus, trink aus, trink aus!
Der König hoch und sein Haus!

Sind aber die Gläser und Flaschen erst leer,
Zu Bett!
Dann werden der Kopf und die Zunge mir schwer,
Zu Bett!
Mein Weib wird mich schelten, mein Herrschen ist aus;
Ich schleiche mich leise, ganz leise nach Haus,
Zu Bett, zu Bett, zu Bett!
Daß sie den Pantoffel nicht hätt'!

---

## Kleidermacher-Mut.

Und als die Schneider revoltiert, —
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massakriert
Und stolz am Ende parlamentiert:
„Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stelln: —
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum ersten, die Schneider-Mamselln,
Die das Brot verkürzt uns Schneidergeselln;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Die brennende Pfeife, zum andern, sei —
Courage! Courage!
Zum höchsten Ärger der Polizei,
Auf offener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Das dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das beste an der ganzen Geschicht',
Wir bestehn auch darauf bis ans jüngste Gericht;
Das dritte, das sollst du uns schwören."

---

## Das Dampfroß.

Schnell! schnell, mein Schmied! mit des Rosses Beschlag!
Derweil du zauderst, verstreicht der Tag. —
„Wie dampfet dein ungeheures Pferd!
Wo eilst du so hin, mein Ritter wert?" —
Schnell! schnell, mein Schmied! Wer die Erde umkreist
Von Ost in West, wie die Schule beweist,
Der kommt, das hat er von seiner Müh',
Ans Ziel um einen Tag zu früh.

Mein Dampfroß, Muster der Schnelligkeit,
Läßt hinter sich die laufende Zeit,
Und nimmt's zur Stunde nach Westen den Lauf,
Kommt's gestern von Osten schon wieder herauf.

Ich habe der Zeit ihr Geheimnis geraubt,
Von gestern zu gestern zurück sie geschraubt,
Und schraube zurück sie von Tag zu Tag,
Bis einst ich zu Adam gelangen mag.

Ich habe die Mutter, sonderbar!
In der Stunde besucht, da sie mich gebar;
Ich selber stand der Kreißenden bei
Und habe vernommen mein erstes Geschrei.

Vieltausendmal, der Sonne voran,
Vollbracht' ich im Fluge noch meine Bahn,
Bis heut ich hier zu besuchen kam
Großvater als glücklichen Bräutigam.

Großmutter ist die lieblichste Braut,
Die je mit Augen ich noch erschaut;
Er aber, grämlich, zu eifern geneigt,
Hat ohne weitres die Tür mir gezeigt.

Schnell! schnell, mein Schmied! mich ekelt schier,
Die jetzt verläuft, die Zeit von Papier;
Zurück, hindurch! es verlangt mich schon,
Zu sehen den Kaiser Napoleon.

Ich sprech' ihn zuerst auf Helena,
Den Gruß der Nachwelt bring' ich ihm da;
Dann sprech' ich ihn früher beim Krönungsfest
Und warn' ihn, — o, hielt' er die Warnung fest!

Bist fertig, mein Schmied? nimm deinen Sold,
Eintausendneunhundert geprägtes Gold.
Zu Roß! Hurra! nach Westen gejagt,
Hier wieder vorüber, wann gestern es tagt! —

„Mein Ritter, mein Ritter, du kommst daher,
Wohin wir gehen, erzähle noch mehr;
Du weißt, o, sag' es, ob fällt, ob steigt
Der Kurs, der jetzt so schwankend sich zeigt?

Ein Wort, ein Wort nur im Vertraun!
Ist's weis', auf Rothschild Häuser zu baun?" —
Schon hatte der Reiter die Feder gedrückt,
Das Dampfroß fern ihn den Augen entrückt.

---

## Die goldene Zeit.

Oh le bon siècle, mes frères,
Que le siècle où nous vivons!
Armand Charlemagne.
(Fliegendes Blatt.)

Füllt die Becher bis zum Rand,
Tut, ihr Freunde, mir Bescheid:
Das befreite Vaterland
Und die gute goldne Zeit!
Denn der Bürger denkt und glaubt,
Spricht und schreibt nun alles frei,
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt.

Du eröffnest mir den Mund,
Du geschwätz'ger Traubensaft,
Und die Wahrheit mach' ich kund
Rücksichtslos mit freud'ger Kraft.
Steigt die Sonne, wird es Tag,
Sinkt sie unter, wird es Nacht.
Nehm' vor Feuer sich in acht,
Wer sich nicht verbrennen mag!

Ungeschickt zum Löschen ist,
Wer da Öl gießt, wo es brennt;
Noch ist drum kein guter Christ,
Der zu Mahom sich bekennt.
Scheut die Eule gleich das Licht,
Fährt sich's doch vorm Winde gut,
Besser noch mit Wind und Flut,
Aber gegen beide nicht.

Wer nicht sehen kann, ist blind;
Wer auf Krücken geht, ist lahm;
Mancher redet in den Wind;
Mancher geht, so wie er kam.
Grünt die Erde weit und breit,
Glaube nicht den Frühling fern;
Rückwärts gehn die Krebse gern,
Aber vorwärts eilt die Zeit.

Zwar ist nicht das Dunkle klar,
Doch ist nicht, was gut ist, schlecht;
Denn, was wahr ist, bleibt doch wahr,
Und, was recht ist, bleibt doch recht.
Goldes-Überfluß macht reich,
Aber Lumpen sind kein Geld.
Wer mit Steinen düngt sein Feld,
Macht gar einen dummen Streich.

An der Zeit ist nicht zu spät,
Doch Geschehnes ist geschehn,
Und wer Disteln hat gesät,
Wird nicht Weizen reifen sehn.
Gestern war's, nun ist es heut,
Morgen bringt auch seinen Lohn;
Kluge Leute wissen's schon,
Nur sind Narren nicht gescheit.

Und am besten weiß, wer klagt,
Wo ihn drückt der eigne Schuh;
Wer zuerst nur A gesagt,
Setzt vielleicht noch B hinzu;
Denn, wie Adam Riese spricht,
Zwei und zwei sind eben vier — — —
Gott! wer pocht an unsre Tür?
Ihr, verratet mich nur nicht!

„Hebt auf das verruchte Nest,
Sie mißbrauchen die Geduld.
Setzt den Jakobiner fest!
Wir sind Zeugen seiner Schuld;
Er hat öffentlich gelehrt:
Zwei und zwei sind eben vier." —
Nein, ich sagte . . . . „Fort mit dir,
Daß die Lehre keiner hört!"

---

Shall we rouse the night-owl in a catch, that will draw three souls out of one weaver?
Shakespeare Tw. N. Act 2. Sc. 3.

Sollen wir die Nachteule mit einem Kanon aufstören, der einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln könnte?

### Kanon.

Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Not!
Das ist die schwere Not der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Not!

---

### Das Gebet der Witwe.

Nach Martin Luther.

Die Alte wacht und betet allein
In später Nacht bei der Lampe Schein:
„Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten."

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchstselbst in das ärmliche Haus
Und fragt gemütlich das Mütterchen aus:
„Wie lehrt Not beten?"

„Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut;
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Not lehrt beten.

Ich flucht' ihm, Herr, so war ich betört,
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
Er starb; zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Not lehrt beten.

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Not lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten."

---

## Katzennatur.

's war mal 'ne Katzenkönigin,
Ja, ja!
Die hegte edeln Katzensinn,
Ja, ja!
Verstund gar wohl zu mausen,
Liebt' königlich zu schmausen,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Die hatt' 'nen schneeweißen Leib,
Ja, ja!
So schlank, so zart, die Hände so weich,
Ja, ja!
Die Augen wie Karfunkeln,
Sie leuchteten im Dunkeln,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Ein Edelmausjüngling lebte zur Zeit,
Ja, ja!
Der sah die Königin wohl von weit,
Ja, ja!

'ne ehrliche Haut von Mäuschen,
Der kroch aus seinem Häuschen,
Ja, ja! — Mäusenatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der sprach: In meinem Leben nicht,
Ja, ja!
Hab' ich gesehen so süßes Gesicht,
Ja, ja!
Die muß mich Mäuschen meinen,
Sie tut so fromm erscheinen,
Ja, ja! — Mäusenatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der Maus: Willst du mein Schätzchen sein?
Ja, ja!
Die Katz': Ich will dich sprechen allein.
Ja, ja!
Heut will ich bei dir schlafen —
Heut sollst du bei mir schlafen —
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der Maus, der fehlte nicht die Stund',
Ja, ja!
Die Katz', die lachte den Bauch sich rund,
Ja, ja!
Dem Schatz, den ich erkoren,
Dem zieh' ich's Fell über die Ohren,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

---

## Sternschnuppe.

Wann einer ausgegangen ist,
So ist er nicht zu Haus;
Und wird der Winter hart, so friert
Das Ungeziefer aus.

Ihr war der Knecht so eben recht,
Solang allein er warb;
Der Jäger kam, des Federhut
Den Handel ihm verdarb.

Der Pächter nahm, sowie er kam,
Ihr Herz gleich in Empfang;
Kein Wunder, daß dem Amtmann auch
Der Meisterschuß gelang.

Und den Husarenoffizier
Erblickte sie von fern:
Fahr hin, fahr hin, Kartoffelkraut,
Da geht mir auf mein Stern!

Dein Stern? was geht dein Stern mich an,
Absonderlicher Art,
Mit goldbeschnürtem, rotem Wams
Und Schnurr- und Backenbart?

Bald hat ein solcher sich geschneuzt,
Es lischt das Lichtlein aus;
Wann einer ausgegangen ist,
So ist er nicht zu Haus.

Nun bricht der Winter an, es friert;
Du blickst nach uns zurück;
Ich und wir alle, teurer Schatz,
Wir wünschen dir viel Glück.

Und bleibst du sitzen, teurer Schatz,
So bist du nicht allein;
Noch wird der alten Jungfern Zunft
Nicht ausgefroren sein.

---

## Der Frau Base kluger Rat.

Möchtest du den Jungen haben?
Den gesunden, frischen, üpp'gen,
Blondgelockten, schönen Knaben?
Ei, ein wahres Zuckerpüppchen!
Eine Lust, mit dem zu leben!
Mußt um ihn dir Mühe geben;
Ja, der ist ein schmucker Mann!
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Dir den hübschen Jungen an!

Oder den, nach altem Brauche,
Mit Dreimaster, Puderzopfe,
Dünnen Beinen, dickem Bauche,
Kupfernas' und Wackelkopfe?
Stirbt er, gibt es viel zu erben;
Und was sollte der nicht sterben?
Ja, der ist ein reicher Mann!
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Kratze dir den Alten an!

Oder den vom Militäre?
Silber auf dreifarb'gem Tuche —
Federhut — „auf meine Ehre!"
Lügt er auch wie aus dem Buche.
Vornehm wirst du, Eure Gnaden!
Kommt das Bürgergrob zu Schaden,
Hältst du's mit dem Edelmann.
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Kratze dir den Leutnant an.

Oder wen du kannst, den Lahmen
Wie den Krummen, laß dich warnen:
Oft von allen, die da kamen,
Bleibt nicht einer in den Garnen.
Einen Mann nur! heutzutage
Geht die allgemeine Klage:
Jede kriegt nicht einen Mann.
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Dir den ersten besten an!

---

## Recht empfindsam.

### Tochter.

Meine teuren Eltern, habt Erbarmen,
Laßt mein Leid erweichen euren Sinn!
Nähm' ich diesen Mann, in seinen Armen
Welkt' ich zarte Blume bald dahin!

### Vater.

Mutter, sieh, wie sie sich zieret!
Hör', du dumme Trine du,
Einen Mann sollst du bekommen,
Greif' mit beiden Händen zu!

Tochter.

Rauher Wirklichkeit nur mag er fröhnen;
Ohne Zartheit, ohne Poesie,
Ungebildet, kann er nur mich höhnen,
Mich verstehen, nein, das wird er nie!

Vater.

Mutter, die verfluchten Bücher
Müssen ihr den Kopf verdrehn.
Waren wir denn je gebildet?
Konnten wir uns je verstehn?

Tochter.

Wo die Herzen fremd einander blieben,
Knüpft ihr nicht ein gottgefällig Band;
Weder achten kann ich ihn, noch lieben,
Nimmermehr erhält er meine Hand!

Vater.

Mutter, hör' die dumme Trine,
Hör' doch, was es Neues gibt!
Haben wir uns je geachtet?
Haben wir uns je geliebt?

Tochter.

Lieber will ich in ein Kloster fliehen,
Gibt's kein Kloster, in mein frühes Grab;
Wohl denn! dieser Schmach mich zu entziehen,
Stürz' ich in die Wellen mich hinab!

Vater.

Hast du endlich ausgeredet?
Gut, du bleibst mir heut zu Haus,
Hältst dein Maul und nimmst den Bengel,
Punktum, und das Lied ist aus.

---

**Polterabend.**

Woher, Alte, deine schönen
Launen? willst du uns erfreuen?
Willst du dich mit uns versöhnen?
Nein, die Alte will noch freien,

Nein, sie will, vor Toresschlusse,
Humpeln noch mit lahmem Fuße,
Und um welchen Preis es sei,
Ei, ei!
Noch ein Tänzlein oder zwei.

Hurtig, hurtig! liebe Lene,
Her die Schminke, die Perücke;
Bringe her mir meine Zähne,
Meinen Busen, meine Krücke!
Also will ich seiner harren. —
Hör' ich nicht die Türe knarren? —
Ist er's? — Nein — es geht vorbei.
Ei, ei!
Töpfe werfen sie entzwei.

Testament und Ehepakten
Hat der Schreiber wohl geschrieben;
Beides nahm er zu den Akten,
Also darf ich frei ihn lieben.
Also will ich seiner harren. —
Hör' ich nicht die Türe knarren? —
Ist er's? — Nein — es geht vorbei,
Ei, ei!
Töpfe werfen sie entzwei.

Wird der Priester, wird der Küster,
Werden bald die Gäste kommen?
Und mein Bräutigam! o wüßt' er,
Wie ich seiner, liebentglommen,
Bangend harre, wie ich schmachte! — —
Klopft er? — Ist er's? — Sachte! sachte!
Ungebetne sind dabei.
Ei, ei!
Sind die Leichenträger frei.

Legen mich die schwarzen Leute
Einsam in ein enges Bette,
Schleppen sich mit ihrer Beute
Langsam nach der Ruhestätte;
Priester, Bräutigam und Gäste
Singen fröhlich bei dem Feste, —
Auch die Rede war vorbei —
Ei, ei!
Nicht ein Tänzlein oder zwei!

## Der vortreffliche Mantel.

Liebe Tochter, was klagst du so sehr,
Um diesen einen?
's gibt ja der hübschen Jünglinge mehr,
Laß ab zu weinen!
Liebe Mutter, es fällt mir nicht ein,
Um ihn zu klagen;
Um den Mantel klag' ich allein,
Ich will's dir sagen.
Ach, der gute Mantel, beschwert
Mit silbernen Ketten!
Den behielt er noch unverzehrt,
Wenn den wir nur hätten!

---

## Eid der Treue.

Mißtraust, Liebchen, du der flücht'gen Stunde,
Des Augenblickes Lust?
Bist Brust an Brust du nicht, und Mund an Munde,
Der Ewigkeit bewußt?
Ich soll nur dir, und ewig dir gehören;
Du willst darauf ein Pfand:
Wohlan! ich will's mit kräft'gem Eid beschwören,
Ich hebe meine Hand:
Ich schwör's, elftausend heilige Jungfrauen,
Bei eurem keuschen Bart;
Bei Jakobs Leitersprosse, die zu schauen
In Mailand wird bewahrt;
Ich schwör' es noch zu mehrerem Gewichte —
Ein unerhörter Schwur! —
Beim Vorwort zu des Kaisers Karl Geschichte
Und bei des Windes Spur;
Beim Schnee, der auf dem Libanon gefallen
Im letztvergangnen Jahr;
Bei Nihil, Nemo und dem andern allen,
Was nie sein wird, noch war.
Und falls ich dennoch jemals untreu würde,
Vergäße jemals dein,
So soll mein Eid verbleiben ohne Würde
Und ganz unbündig sein.

---

## Minnedienst.

Während dort im hellen Saale
Lustberauscht die Gäste wogen,
Hält ein Ritter vom Gedränge
Einsam sich zurückgezogen.

Wie er von dem Sofa aufblickt,
Wo er ruhet in Gedanken,
Sieht er neben sich die Dame,
Der er dienet sonder Wanken.

„Sind es Sterne, sind es Sonnen,
Die in meiner Nacht sich zeigen?
Sind's die Augen meiner Herrin,
Welche über mich sich neigen?"

„Schmeichler! Schmeichler! Sterne, Sonnen
Sind es nicht, wovon Ihr dichtet;
Sind die Augen einer Dame,
Die auf Euch sie bittend richtet." —

„Herz und Klinge sind Euch eigen;
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer." —

„Nein, um mich, mein werter Ritter,
Soll kein Blut den Boden färben;
Um ein Glas Gefrornes bitt' ich,
Lasset nicht vor Durst mich sterben."

„Herrin, in dem Dienst der Minne
Wollt' ich gern mein Leben wagen;
Aber hier durch das Gedränge
Wird es schwer, sich durchzuschlagen."

Und sie bittet, und er gehet, —
Kommt zurück, wie er gegangen:
„Nein! ich konnte, hohe Herrin,
Kein Gefrorenes erlangen."

Und sie bittet wieder; wieder
Wagt er's, immer noch vergebens:
„Nein! man dringt durch jene Türe
Mit Gefahr nur seines Lebens."

„Ritter, Ritter, von Gefahren
Sprachet Ihr, von Kämpfen, Schlachten;
Und Ihr laßt vor Euren Augen
Ohne Hilfe mich verschmachten."

Und ins wogende Gewühle
Ist der Ritter vorgedrungen,
Dort verfolgt er einen Diener,
Hat den Raub ihm abgerungen.

Und die Dame schaut von ferne,
Wie mit hochgehaltner Schale
Er sich durch den Reigen windet
In dem engen, vollen Saale;

Sieht in eines Fensters Ecke
Glücklich seinen Fang ihn bergen,
Sieht ihn hinter die Gardine
Ihren Augen sich verbergen;

Sieht ihn selber dort gemächlich
Das Eroberte verschlingen,
Wischen sich den Mund und kommen,
Ihr betrübte Kunde bringen:

„Gern will ich mein Leben wagen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer.

Aber hier, o meine Herrin,
Hier ist alles doch vergebens,
Und man dringt durch jene Türe
Mit Gefahr nur seines Lebens."

---

## Lebe wohl.

Wer sollte fragen, wie's geschah?
Es geht auch andern ebenso.
Ich freute mich, als ich dich sah,
Du warst, als du mich sahst, auch froh.

Der erste Gruß, den ich dir bot,
Macht' uns auf einmal beide reich;
Du wurdest, als ich kam, so rot,
Du wurdest, als ich ging, so bleich.

Nun kam ich auch tagaus, tagein,
Es ging uns beiden durch den Sinn;
Bei Regen und bei Sonnenschein
Schwand bald der Sommer uns dahin.

Wir haben uns die Hand gedrückt,
Um nichts gelacht, um nichts geweint,
Gequält einander und beglückt
Und haben's redlich auch gemeint.

Dann kam der Herbst, der Winter gar;
Die Schwalbe zog, nach altem Brauch,
Und: lieben? — lieben immerdar?
Es wurde kalt, es fror uns auch.

Ich werde gehn ins fremde Land,
Du sagst mir höflich: Lebe wohl!
Ich küsse höflich dir die Hand,
Und nun ist alles, wie es soll.

---

## Frühlingslied.

Wohl war der Winter ein harter Gast,
Den armen, den trauernden Vögeln verhaßt,
Die fröhlich wieder nun singen;
Aus blauer Luft, auf grüner Flur,
Wie hört man's munter erklingen!

Und als sich der Wald aufs neue belaubt,
Da hat es mir nicht zu weilen erlaubt,
Ich mußte hinaus und wandern;
Es singen so lustig die Vögel umher,
Ich singe mein Lied wie die andern.

Und komm' ich ans Wirtshaus, so kehr' ich ein:
„Frau Wirtin, Frau Wirtin, ein gut Glas Wein!
Ich habe mich durstig gesungen."
Da kommt mit dem Weine die Tochter sogleich
So munter zu mir gesprungen.

„Der Wein, den du schenkest, er ist fürwahr
So rot wie dein Mund, wie dein Auge so klar,
Gar kräftig und lieblich zu schlürfen;
Und darf ich dich ansehn und trinken den Wein,
So werd' ich wohl singen auch dürfen.

Ich habe soeben ein Lied mir erdacht
Und hab' es für dich ganz eigens gemacht,
Hab's nimmer zuvor noch gesungen;
So höre mir zu, du rosige Maid,
Und sprich, ob's gut mir gelungen?

Ich liebe den Frühling, des Waldes Grün,
Der Vögel Gesang, der Bienen Bemühn,
Der Blumen Farben und Düfte,
Den Strahl der Sonne, des Himmels Blau,
Den Hauch der wärmeren Lüfte.

Sieh dort am Tor, was die Schwalben tun,
Wie emsig sie fliegen, sie werden nicht ruhn,
Bis fertig ihr Nestchen sie schauen;
Ich sang, wie die Vögel, mein munteres Lied,
Vergaß, ein Nest mir zu bauen.

Ich liebe, die, frischer als Waldes-Grün,
Noch emsiger schafft, als sich Bienen bemühn,
Vor der die Rosen sich neigen,
Deren Blick mich erwärmt wie der Sonne Strahl,
Daß Lieder dem Busen entsteigen.

Ich habe gesungen, was sagst du nun?
Sieh dort am Tor, was die Schwalben tun!
Was sollt' es uns nicht gelingen?
Frau Wirtin, Frau Mutter, sie kommt eben recht,
Sie soll noch ihr Amen uns singen."

---

## Hochzeitlieder.

### 1.

Es stehn in unserm Garten
Der blühenden Rosen genung —
Dir blüht, noch schöner als Rosen,
Ein Mägdlein so frisch und so jung.

Ich habe mit Fleiß gewählet
Die schönsten Rosen zum Strauß, —
Du küssest die rosigen Lippen
Und lachst am Ende mich aus.

2.

Rosen in dem Maien
Und der Liebe Fest!
Schwalben und die Lieben
Bauen sich ihr Nest.

Maienrosen, Lieder,
Schwalben, Liebe gar!
Und ich werde wieder
Jung im grauen Haar.

3.

Wer doch durch des Festes Hallen
Wallet mit dem Kranz im Haar?
Ach, die Beste ist's von allen,
Sie, die uns die Liebste war.

Und wer tritt mit freud'ger Eile
Schön und stolz an ihrer Hand?
Hier schoß Amor goldne Pfeile,
Und sein Bruder knüpft das Band.

Und ich seh' die Götter nieder-
Steigen mit der Scherze Chor,
Und ich singe Glückeslieder,
Und ich blicke froh empor.

Liebeleben, Glückesbande,
Langes Leben, ew'ges Fest!
Tauben durch des Friedens Lande,
Viele Jungen in das Nest!

Immer froh und ohne Sorgen!
Alles, alles muß gedeihn,
Und ihr sollt mit jedem Morgen
Glücklicher und jünger sein.

---

## In malaiischer Form.

### 1. Genug gewandert.

Es schwingt in der Sonne sich auf
Ein Bienchen in guldiger Pracht. —
Bin müde vom irren Lauf,
Erstarrt von der Kälte der Nacht.

Ein Bienchen in guldiger Pracht,
In würziger Blumen Reihn. —
Erstarrt von der Kälte der Nacht,
Begehr' ich nach stärkendem Wein.

In würziger Blumen Reihn
Bist, Rose, die herrlichste du. —
Begehr' ich nach stärkendem Wein,
Wer trinket den Becher mir zu?

Bist, Rose, die herrlichste du,
Die Sonne der Sterne fürwahr!
Wer trinket den Becher mir zu
Aus der rosigen Mädchen Schar?

Die Sonne der Sterne, fürwahr!
Die Rose entfaltete sich, —
Aus der rosigen Mädchen Schar
Umfängt die lieblichste mich.

Die Rose entfaltete sich,
Das Bienchen wird nicht mehr gesehn. —
Umfängt die Lieblichste mich,
Ist's fürder ums Wandern geschehn.

## 2. Die Korbflechterin.

Der Regen fällt, die Sonne scheint,
Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind, —
Du findst uns Mädchen hier vereint
Und singest uns ein Lied geschwind.

Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind,
Die Sonne färbt die Wolken rot, —
Ich sing' euch wohl ein Lied geschwind,
Ein Lied von übergroßer Not.

Die Sonne färbt die Wolken rot,
Ein Vogel singt und lockt die Braut, —
Was hat's für übergroße Not
Bei Mädchen fein, bei Mädchen traut?

Ein Vogel singt und lockt die Braut,
Dem Fische wird das Netz gestellt, —
Ein Mädchen fein, ein Mädchen traut,
Ein rasches Mädchen mir gefällt.

Dem Fische wird das Netz gestellt,
Es sengt die Fliege sich am Licht, —
Ein rasches Mädchen dir gefällt,
Und du gefällst dem Mädchen nicht.

### 3. Totenklage.

Windbraut tobet unverdrossen,
Eule schreiet in den Klippen. —
Weh! Euch hat der Tod geschlossen,
Blaue Augen, ros'ge Lippen!

Eule schreiet in den Klippen,
Grausig sich die Schatten senken. —
Blaue Augen, ros'ge Lippen!
Hin mein Lieben, hin mein Denken!

Grausig sich die Schatten senken,
Regen strömt in kalten Schauern. —
Hin mein Lieben, hin mein Denken!
Weinen muß ich stets und trauern.

Regen strömt in kalten Schauern.
Ziehn die Wolken wohl vorüber? —
Weinen muß ich stets und trauern,
Und mein Blick wird trüb und trüber.

Ziehn die Wolken wohl vorüber,
Strahlt ein Stern in ew'gem Lichte. —
Ach! mein Blick wird trüb und trüber,
Bis ich ihn nach oben richte.

---

### Das Kind an die erloschene Kerze.

Du arme, arme Kerze,
Gibst fürder keinen Schein!
Erloschen ist so schnelle
Dein Licht, das freud'ge, helle,
O, mußt' es also sein!
Du arme, arme Kerze,
Gibst fürder keinen Schein!

's ist nicht, weil ich nun weilen
Muß in der Dunkelheit!
O, brenntest du nur immer,

Und gäb' dein lieber Schimmer
Nur andern Freudigkeit!
's ist nicht, weil ich nun weilen
Muß in der Dunkelheit!

Du arme, arme Kerze,
Gibst fürder keinen Schein!
's ist nicht, weil ich alleine
Im Dunkeln bin und weine,
Ich bin ja gern allein!
Du arme, arme Kerze,
Gibst fürder keinen Schein!

---

## Der Glücksvogel.

Es fliegt ein Vogel in dem Hain
Und singt und lockt: man soll' ihn fangen.
Es fliegt ein Vogel in dem Hain,
Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
Und könnte wer den Vogel fangen,
Der würde frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh!

Es fliegt der Vogel in dem Hain,
„O, könnt' ich mir den Vogel fangen!"
Es fliegt der Vogel in dem Hain,
Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
„O, könnt' ich mir den Vogel fangen,
So würd' ich frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh!"

Der Knabe lief wohl in den Hain:
„Ich will den schönen Vogel fangen."
Der Vogel flog wohl aus dem Hain,
Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
Und hat der Knab' ihn erst gefangen,
So wird er frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh!

---

## Familienfest.

(Litauisch.)

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.

Er legte wohl an, er drückte los;
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang.

Die Töchter schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.

Die Mutter briet und schmort' ihn gleich;
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen der fröhlichen Gäste zuhauf.

Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und taten sich gütlich beim weiblichen Fest.

Sie schmausten den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu.

---

## Verratene Liebe.

(Neugriechisch.)

Da nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat keiner uns zugeschaut;
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt;
Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor;
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

---

## Die Quelle.

Unsre Quelle kommt im Schatten
Duft'ger Linden an das Licht,
Und wie dort die Vögel singen,
Nein, das weiß doch jeder nicht!

Und das Mädchen kam zur Quelle,
Einen Krug in jeder Hand,
Wollte schnell die Krüge füllen,
Als ein Jüngling vor ihr stand.

Mögen wohl geplaudert haben,
Kam das Mädchen spät nach Haus:
„Gute Mutter, sollst nicht schelten,
Sandtest selbst ja mich hinaus.

Geht man leicht zur Quelle, trägt man
Doch zu Haus ein schwer Gewicht,
Und wie dort die Vögel singen —
Mutter, nein, das weißt du nicht!"

---

## Der Gemsen-Jäger und die Sennerin.

„Nimm mich verirrten Jäger,
Du gute Sennerin, auf!
Es lockte mich über die Gletscher
Die Gemse mit flüchtigem Lauf.

Bin fremd auf dieser Alpe,
Verlassen für und für;
In rauher Nacht verschließe
Nicht hart mir deine Tür!" —

„Muß, Jäger, wohl sie verschließen,
Ich bin ja ganz allein;
Gar eng ist meine Hütte,
Für dich kein Lager darein." —

„Nur Schutz an deinem Herde,
Ein Lager begehr' ich nicht;
Ich scheide, sobald die Gletscher
Sich färben mit rötlichem Licht." —

„Und wenn ich ein dich ließe . . .
O Jäger, laß mich in Ruh'!
Nachrede gäb's und Geschichten;
Was sagte der Hirt dazu?"

„Der Hirt soll mich nicht hören,
Das, Gute, versprech' ich dir:
Ich halte mich friedlich und stille;
Befürchte doch nichts von mir!" —

„Und willst du dich halten, o Jäger,
Ein stiller und friedlicher Gast,
So werd' ich herein dich lassen;
Die Nacht ist zu grausig doch fast."

Sie öffnete leise die Türe
Und ließ den Jäger herein;
Es loderte gastlich vom Herde
Die Flamme mit freundlichem Schein.

Und bei dem Scheine sahen
Die beiden sich staunend an. —
Die Nacht ist ihnen vergangen;
Der Morgen zu dämmern begann.

„Wie ließ ich dich ein, o Jäger,
Ich weiß nicht, wie es kam;
Nun rötet der Morgen die Gletscher,
Und meine Wangen die Scham.

O lieber, lieber Jäger,
So schnell vergangen die Nacht!
Auf, auf! du mußt nun scheiden,
Bevor der Hirt noch erwacht." —

„Und muß für heut ich scheiden,
So bleibe, du Gute, mir hold;
Hast keinen Grund zu weinen,
Nimm diesen Ring von Gold!

Ein Haus, das mir gehöret,
Dort drüben im anderen Tal,
Mein Stutzen, auf Gletscher und Felsen
Die flüchtigen Gemsen zumal:

Ich kann dich ehrlich ernähren,
Du liebe Sennerin mein;
Und steiget zu Tal der Winter,
Soll unsere Hochzeit sein."

## Die Jungfrau von Stubbenkammer.

(Volkssage.)

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Beim Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenrot.

Ich kam am frühen Tage
Nachsinnend einsam her
Und lauscht' dem Wellenschlage,
Und schaute übers Meer.

Wie schweifend aus der Weite
Mein Blick sich wieder neigt,
Da hat sich mir zur Seite
Ein Feenweib gezeigt.

An Schönheit sondergleichen,
Wie nimmer Augen sahn,
Mit goldner Kron' und reichen
Gewändern angetan.

Sie kniet' auf Felsensteinen,
Umbrandet von der Flut,
Und wusch mit vielem Weinen
Ein Tuch, befleckt mit Blut.

Umsonst war ihr Beginnen;
Sie wusch und wusch mit Fleiß;
Der böse Fleck im Linnen
Erschien doch nimmer weiß.

Da sah sie unter Tränen
Mich an und bittend fast;
Da hat ein heißes Sehnen
Mich namenlos erfaßt.

„Gegrüßet mir, du blendend,
Du wundersames Bild!" — —
Sie aber, ab sich wendend,
Sprach schluchzend, aber mild:

„Ich weine trüb' und trüber
Die Augen mir und blind;
Gar viele ziehn vorüber
Und nicht ein Sonntagskind.

Nach langem, bangem Hoffen
Erreichst auch du den Ort —
O, hättest du getroffen
Zum Gruß das rechte Wort!

Hättst du ‚Gott helf!' gesprochen,
Ich war erlöst und dein;
Die Hoffnung ist gebrochen,
Es muß geschieden sein!" —

Da stand sie auf, zu gehen,
Das Tuch in ihrer Hand;
Und wo die Pfeiler stehen,
Versank sie und verschwand.

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Beim Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenrot.

---

## Das Burgfräulein von Windeck.

Halt an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der lustige Hirsch hinan.

Und vor den mächtigen Türmen,
Vom äußern, verfallenen Tor
Durchschweifte sein Auge die Trümmer,
Worunter das Wild sich verlor.

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß;
Er trocknete tiefaufatmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

„Wer brächte des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll?"

Kaum war das Wort beflügelt
Von seinen Lippen entflohn,
So bog um die Efeu-Mauer
Die sorgende Schaffnerin schon.

Die zarte, herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüssiges Gold! —
Es falteten seine Hände
Sich flehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig
Und ernst und wunderbar,
Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
An Windecks Trümmer gebannt,
Nicht Ruh', nicht Rast gefunden
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich im wachen Traume,
Gespenstig, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagen, sie sei ihm zum andern
Erschienen nach langer Zeit
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen
Und so ihn vom Leben befreit.

---

## Herzog Huldreich und Beatrix.

Herr Huldreich, der Herzog im Böhmerland,
Er jagt auf den Höhen zur Stund';
Die Bäuerin wäscht die Leinewand
Am Bach im schattigen Grund.

„Bedürftig und müde verirrtest du
Dich, Jäger, in unser Tal;
Laß hier dich nieder zu kurzer Ruh'
Und teile mit mir das Mahl!" —

Hab' Dank, hab' Dank, du freundliches Kind!
Du spendest, wo mancher raubt;
Wie mir ermattet die Glieder sind,
Sinkt sorgenschwer auch mein Haupt. —

„Und naht die Sorge bei freudiger Jagd
Dir, Jäger, im lustigen Wald?
Wann nagend den alten Vater sie plagt,
Verscheucht mein Lied sie bald." —

Kein Lied aus treuer, freudiger Brust!
So einsam inmitten der Schar!
Kein Stern der heiteren, innigen Lust,
Kein Aug', wie das deine so klar! —

„Doch leuchtet aus kühngewölbten Braun
Mildfreundlich dein Augenstern;
Wer möchte nicht in den Himmel schaun,
Wer nicht in das Auge dir gern?" —

Zu mir hinauf wohl manche sah,
Frug nicht nach des Auges Licht;
Und hätte gestanden ein anderer da
Statt meiner, sie merkt' es nicht. —

„Auf, Jäger, es mag geschieden nun sein;
Dort windet dein Pfad sich hinan.
Noch schaut' ich ins Auge dem Vater allein,
Sonst keinem anderen Mann." —

Mißdeute nicht ein trübes Wort,
Das nicht, du Gute, dir galt;
Und schickst du von hinnen mich zürnend fort,
Wo find' ich auf Erden noch Halt? —

„Ich zürne nicht, wie du es meinst,
Ich bin vom Zürnen, wie fern!
Gott segne dich und die dereinst
Wird deines Himmels Stern!" —

Gott segne dich, du liebe Maid!
Noch eins verkünde mir mild:
Gedenk' ich dein in Freud' und Leid,
Wie nenn' ich das süße Bild? —

„Beatrix nennt der Vater mich,
Des Hütte dort sich zeigt:
Du aber sprich: Wie nenn' ich dich,
Der huldreich sich mir geneigt?" —

Beatrix, Heilesbringerin!
Wohl wirst du als solche bekannt;
Und fragst nach mir? mit zartem Sinn
Hast selbst du mich eben genannt. —

„Du Huldreich? hab' ich's doch gedacht,
Wie unser Herzog schier;
Und käm' er daher in der Herrschaft Pracht,
Ich blickte doch nur nach dir." —

Ich dünkte der Freude mich fremd noch fast,
Und hab's dir, Beatrix, vertraut;
Doch wenn um Liebe du Liebe hast,
Verbinde der Ring mir die Braut. —

„Du lieber, du seltsamer Jägersmann,
So huld- mir und liebereich!
Den Ring, den nehm' ich vom Vater nur an;
Ich führe zum Alten dich gleich." —

Wohlan, wohlan, du süße Gestalt,
Ich werb' um deine Hand;
Der Alte findet den Bessern halt
Doch nicht im böhmischen Land. —

Da kamen die stolzen Genossen der Jagd,
Den Herzog suchend, einher.
Es dienet der Herr der Bauermagd;
Sie zürnen und schelten sie sehr. —

„Was zürnt ihr und scheltet die Bauermagd?
Die heut euch dünket zu klein,
Sie wird, bevor der Morgen noch tagt
Wohl über euch Herzogin sein."

---

## Liebesprobe.

(Nach dem Volkslied.)

Es wiegte die alte Linde
Ihr blühendes Haupt in dem Winde,
Verstreuend Duft in das Land;
Und unter der Linde saßen
Zwei Liebende Hand in Hand.

„Feinlieb, ich muß nun scheiden,
Dich sieben Jahre meiden,

's ist eine lange Zeit;
Ich frage nach sieben Jahren,
Ob du den andern gefreit." —

„Ach nein! ich will dich erwarten
Die sieben Jahre, die harten,
Ich will die Deine sein;
Ich will die Treue dir halten
Und keinen andern frein." —

Es zogen Jahre nach Jahren;
Die sieben verstrichen waren,
Das achte schon begann;
Schon kam vom vierten Monat
Der vierte Tag heran.

Es wiegte die alte Linde
Ihr falbes Haupt in dem Winde,
Verstreuend ihr Laub in das Land,
Und unter der Linde rannen
Zwei Quellen heiß in den Sand.

„Du, Linde, wirst es ihm sagen;
Du blühtest in jenen Tagen,
Nun hat der Herbst dich entlaubt;
Ich habe geglaubt und geweinet,
Ich habe geweint und geglaubt."

Ein Reiter lenkte die Zügel
Vom Weg ab hinan zum Hügel,
Ritt stolz und spähend einher:
„Gott grüß' dich, feines Mägdlein,
Was klagst du, was weinst du so sehr?" —

„Gezogen sind Jahre nach Jahren,
Nichts hab' ich vom Liebsten erfahren,
Die Lind' es bezeugen mag;
Sie sieht mich im vierten Monat
Verweinen den vierten Tag." —

„Er hat in den Wind es gesprochen,
Er hat dir die Treue gebrochen
Für eine schönere Braut;
Hab' unter blühenden Linden
Der Hochzeit selbst zugeschaut." —

„War's auch in den Wind gesprochen,
Sind Treue und Herz mir gebrochen,
Ihm wend' es Gott zum Gewinn!
Ich werd' ihn segnen und segnen,
Bis stumm ich geworden bin."

Was guldig Schimmerndes zog er
Vom Finger sich, was bog er
Sich über ihren Schoß?
Sie weinte, daß der Goldring
In ihren Tränen floß.

Er sprang vom Roß behende,
Er legte in ihre Hände
Ein feines Linnentuch:
„Trockn' ab, trockn' ab die Äuglein!
Geweinet hast du genug.

Ich habe dich nur versuchet;
Und hättest du mir gefluchet,
Mußt' weiter geritten sein;
Ich hatte es hoch geschworen:
Nun sollst du die Meine sein."

Es wiegte die alte Linde
Ihr Haupt im Abendwinde,
Und schattiger wurde das Land;
Und unter der Linde saßen
Zwei Glückliche Hand in Hand.

---

## Die Mutter und das Kind.

Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;
Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also sein.

Wie da die Erde, fallend
Auf den versenkten Sarg,
Ihn dumpf und schaurig schallend
Vor ihren Augen barg,

Hat Tränen sie gefunden,
Die nicht zu hemmen sind;
Sie weint zu allen Stunden
Um ihr geliebtes Kind.

Wann andrer Lust und Sorgen
Der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen
In finstrer Klaus' und weint;
Wann andrer Schmerzen lindert
Die Nacht, und alles ruht,
Vergießt sie ungehindert
Der Tränen bittre Flut.

Wie einst sie unter Tränen
Die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen
Verstört herangewacht,
Sieht wunderbarerweise
Das Kindlein sie sich nahn;
Es tritt so leise, leise,
Es sieht sie trauernd an.

„O Mutter, in der Erden
Gewinn' ich keine Rast;
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?
Die Tränen fühl' ich rinnen
Zu mir ohn' Unterlaß,
Mein Hemdlein und das Linnen,
Sie sind davon so naß.

O Mutter, laß dein Lächeln
Hinab ins feuchte Haus
Mir laue Lüfte fächeln,
Dann trocknet's wieder aus;
Und scheinet deinem Kinde
Dein Auge wieder klar,
Umblühn es Ros' und Winde,
Wie sonst es oben war.

O weine nicht! sei munter!
Was helfen Tränen dir?
Komm lieber doch hinunter
Und lege dich zu mir;

Da magst du leise kosen
Mit deinem Kindelein,
Du liegst auf weichen Rosen
Und schläfst so ruhig ein."

Sie hat aus süßem Munde
Die Warnung wohl gehört,
Sie hat von dieser Stunde
Zu weinen aufgehört.
Wohl bleichten ihre Wangen,
Doch blieb ihr Auge klar;
Sie ist hinabgegangen,
Wo schon ihr Liebling war.

---

## Der Kranke.

(Nach Millevoye.)

„Sei mir gegrüßt, o mein geliebter Wald!
Du Schauplatz meiner Kindheit froher Spiele,
Zum letztenmal gegrüßt! ich scheide bald. —
So jung annoch und schon am letzten Ziele!

Dein Laub wird gelb und gelber, fällt schon ab;
Ich seh' es wohl und fühle mich gebrochen
Und blicke trauernd in mein frühes Grab.
Im Sommer hat der Arzt zu mir gesprochen:

‚Es prangt der Wald im grünen Schmuck noch heut;
Du siehst ihn bald noch einmal sich entfärben,
Und wann der Herbst sein falbes Laub verstreut,
So wirst du, Frühverwelkter, selber sterben.'

Es ist ein Gestern worden, unerhört!
Das Heut, wo du im grünen Schmuck gepranget;
Herbst ist's, es fällt dein Laub, wie sich's gehört,
Und mahnt mich, daß der Tod nach mir verlanget.

O falle, Laub! ich kenne ja mein Los,
Zu sterben, ohne noch gelebt zu haben;
Sie werden klanglos bald und namenlos
Am Fuße dieser Eiche mich vergraben.

O falle, Laub! Dem Aug' entziehe du
Der Mutter, die mit Schmerzen mich geboren,
Die schmerzlich stille Stätte meiner Ruh'!
Sie hat die Hoffnung, unerfüllt, verloren.

Wenn aber eine kommt, die ich gemeint,
Und sucht den kleinen Platz in Waldesräumen,
Und auf den Hügel sie sich wirft und weint,
O rausche, Laub! ich werde von ihr träumen."

Er lieget nun am Fuß der Eiche dort;
Nicht aber ist, die er gemeint, gekommen;
Es überdecken Laub und Schnee den Ort,
Und weit umher wird nur das Wild vernommen

---

## Die Großmutter.

(Nach Victor Hugo.)

„Großmutter, schläfst du? Deine Lippen pflegen
Wie betend sich im Schlafe zu bewegen;
Wie bist du heute regungslos und bleich!
Die Hände starr auf deiner Brust vereinet,
Die nicht dein Atem zu erheben scheinet,
Dem Marmorbild der Schmerzensmutter gleich.

Blick' auf, erwache, rede! Wie betrübest
Du, Mutter, deine Kinder, die du liebest!
Was taten wir? Wir waren beide fromm.
Du zürnest uns? Du hörst nicht unsre Stimmen?
Sieh her! die Lampe flackert im Verglimmen,
Und schon das Feuer auf dem Herd verglomm.

Und willst du Licht und Feuer nicht erhalten,
So müssen wir erstarren in dem kalten
Und finstren Haus; zu spät erwachst du dann.
Auch wir beharren stumm in deinen Armen
Und können nicht an deiner Brust erwarmen,
Du rufst die Heiligen vergebens an.

Großmutter, o, wie kalt sind deine Hände!
Wir wollen sie in unsern wärmen, wende
Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
Da hast du dein Gesangbuch, nimm es wieder,
Du hast es fallen lassen; sing' uns Lieder —
Du nimmst es nicht, und nichts erwiderst du?

Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
Das Bild der Bibel, wo die Heil'gen wohnen
Beim lieben Gott, umstrahlt von seinem Licht;

Erklär' uns dann die göttlichen Gebote
Und sprich vom beßren Leben nach dem Tode. —
Was ist der Tod? — Du brichst das Schweigen nicht!"

So hallte lange noch der Waisen Klage;
Die Nacht brach ein, sie wich dem jungen Tage,
Die Turmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag.
Zur offnen Türe lauschend, sah die Kleinen
Am Sterbebette knien, beten, weinen
Ein Wandrer späte noch am andern Tag.

---

## Die Waise.

(Litauisch.)

Sie haben mich geheißen,
Nach Heidelbeeren gehn;
Ich habe nach den Beeren
Im Walde nicht gesehn.

Ich bin hinausgegangen
Zu meiner Mutter Grab,
Worauf ich mich gesetzet
Und viel geweinet hab'. —

„Wer sitzt auf meinem Hügel,
Von der die Tränen sind?" —
„Ich bin's, o liebe Mutter,
Ich, dein verwaistes Kind.

Wer wird hinfort mich kleiden
Und flechten mir das Haar?
Mit Liebeswort mir schmeicheln,
Wie's deine Weise war?" —

„Geh hin, o liebe Tochter,
Und finde dich darein!
Es wird dir eine zweite,
Statt meiner, Mutter sein.

Sie wird das Haar dir flechten
Und kleiden dich hinfort;
Ein Jüngling wird dir schmeicheln
Mit zartem Liebeswort."

---

## Treue Liebe.

(Litauisch.)

Es schallten muntre Lieder
Hell durch den Fichtenwald.
Es kam ein muntrer Reiter
Zum Försterhause bald.

„Frau Muhme, guten Morgen!
Wo bleibt die Liebste mein?“ —
„Sie lieget, krank zum Sterben,
Im obern Kämmerlein.“

Er stieg in bittern Tränen
Die Treppe wohl hinauf;
Er hemmte, vor der Türe
Der Liebsten, ihren Lauf.

„Herein, herein, Geliebter,
Zu schmerzlichem Besuch!
Die heim du holen wolltest,
Deckt bald das Leichentuch.

Sie schläft in engem Sarge,
Drauf liegt der Myrtenkranz;
Du wirst nicht heim sie führen,
Nicht bei Gesang und Tanz.

Sie werden fort mich tragen
Und tief mich scharren ein;
Du wirst mir Tränen weinen
Und eine andre frein.“ —

„Die du mich nie betrübet,
Du meine Zier und Lust,
Wie hast du jetzt geschnitten
Mir scharf in meine Brust!“

Drauf sahen zueinander
Die beiden ernst und mild,
Verschlungen ihre Hände,
Ein schönes, bleiches Bild.

Da schied sie sanft hinüber;
Er aber zog zur Stund'
Das Ringlein sich vom Finger
Und steckt's in ihren Mund.

Ob er geweinet habe,
Als solches ist geschehn? —
Ich selber floß in Tränen,
Ich hab' es nicht gesehn.

Es gräbt der Totengräber
Ein Grab und noch ein Grab;
Er kommt an ihre Seite,
Der ihr das Ringlein gab.

---

## Der Sohn der Witwe.

(Litauisch.)

Her zogen die Schwäne mit Kriegsgesang:
Zu Roß, zu Roß! es dröhnend erklang.

Es reiten aus allen Höfen umher
Die jüngern Söhne zum Kriegesheer.

Es ist mit uns gar schlimm bestellt,
Und keiner bleibt, wenn einer sich stellt.

Du ziehst, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn,
Du ziehst in den Krieg, das wissen wir schon.

Wir Frauen bedienen den Kriegesknecht;
Den Helmbusch steckt die Braut dir zurecht,

Den Rappen führt die Schwester dir vor,
Dir öffnet die Mutter des Hofes Tor.

Wann kehrst du, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Kind,
Wann kehrst du zurück? das sag' uns geschwind! —

Sind Luft und Wasser und Land erst frei,
Dann säum' ich nicht länger, dann eil' ich herbei. —

Und Luft und Wasser und Land sind frei;
Was säumt er noch länger, und eilt nicht herbei?

Wir Frauen, wir wollen entgegen ihm gehn,
Wir wollen vom Hügel entgegen ihm sehn.

Dort harren die Frauen und lauschen zu Tal
Die Straße entlang im Sonnenstrahl.

Und auf und nieder die Sonne steigt;
Kein Reitersmann dem Blicke sich zeigt.

Jetzt hebt sich Staub, jetzt kommt im Lauf
Ein Rappe daher — kein Reiter sitzt drauf.

Sie fangen ihn ein, sie fragen ihn aus:
Wie kommst du, mein Rappe, doch ledig nach Haus?

Bist, schlechter Gaul, dem Herrn du entflohn?
Wo blieb mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn?

Sie haben erschossen ihn in der Schlacht,
Auf grüner Heide sein Bett ihm gemacht.

Mich ließen sie laufen in alle Welt,
Ich habe die Botschaft trauernd bestellt.

Es zogen drei Schwäne mit Klaggesang,
Ein Grab zu suchen, die Heide entlang.

Sie ließen sich nieder, wie sie es ersahn,
Zu Füßen, zu Haupte, zur Seite ein Schwan.

Zu Haupte die Schwester, zu Füßen die Braut,
Zur Seite die Mutter, hoch ergraut:

O wehe, weh Verwaisten uns drein!
Wer stimmt in unsre Klage mit ein?

Darauf die Sonne, sich neigend, begann:
Ich stimme mit ein, so gut ich kann.

Neun Tage traur' ich im Nebelflor
Und komm am zehnten nicht hervor.

Die Trauer der Braut drei Wochen war;
Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr';

Die Mutter hat der Trauer gepflegt,
Bis müde sie selbst ins Grab sich gelegt.

---

## Laß reiten.

Es ritt ein Reiter die Straße hinaus,
Die Spur verwehte der Wind.
Ein Mädchen zerpflückt einen Rosenstrauß
Und weint die Augen sich blind.

„Du warst mir so rosig und wohlgemut,
Wie bist du geworden so bleich?
Was heimlich im Herzen dir wehe tut,
Mein Kind, vertraue mir gleich." —

„Ich weine ja nicht um heimlichen Schmerz,
Weiß nicht, wie in Leiden ich ſteh'.
Es tut mir, o Mutter, nicht bloß das Herz,
Es tut mir gar manches noch weh." —

„Herr Doktor, Herr Doktor, die Tochter iſt krank,
O, helft doch dem Kinde mein!" —
Wohl miſchte der Doktor 'nen bittern Trank,
Doch konnt's nicht geholfen mehr ſein.

„'nen bittern Trank, den hab' ich ſtill
Getrunken: — nun iſt's vorbei!
Laß reiten, laß reiten, wer mag und will!
Man kommt doch dem Winde nicht bei."

---

## Die Müllerin.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel;
Der Sturm, der ſauſet darin;
Und unter der Linde am Hügel,
Da weinet die Müllerin:

Laß ſauſen den Sturm und brauſen,
Ich habe gebaut auf den Wind;
Ich habe gebaut auf Schwüre —
Da war ich ein törichtes Kind.

Noch hat mich der Wind nicht belogen,
Der Wind, der blieb mir treu;
Und bin ich verarmt und betrogen —
Die Schwüre, die waren nur Spreu.

Wo iſt, der ſie geſchworen?
Der Wind nimmt die Klagen nur auf;
Er hat ſich aufs Wandern verloren —
Es findet der Wind ihn nicht auf.

---

## Der Müllerin Nachbar.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der ſauſet darin;
Ich wollte, ich wäre der Müller,
Von wegen der Müllerin.

Der Müller ist gestorben;
Gott schenk' ihm die ewige Ruh'!
Ich wollte, es holte der Henker
Den Flegel von Knecht noch dazu.

Am Sonntag in der Kirche,
Da glaubt' ich, sie schiele nach mir;
Sie schielte an mir nur vorüber;
Der Knecht, der stand an der Tür.

Und als es ging zum Tanze,
Da kam sie eben mir recht;
Sie grüßte mich freundlich und fragte —
Und fragte mich gar — nach dem Knecht.

Der Knecht, der Knecht! — Ich wollte....
Mir kocht in den Adern das Blut —
Ich wollte an ihm mich rächen,
Ich wollte, ich hätte den Mut.

Ich wollte .... Nun, was weiß ich?
Ich weiß nicht, wo ich bin. —
Die Mühle, die dreht ihre Flügel;
Der Wind, der sauset darin.

---

## Don Quixote.

„Noch ein Abenteuer,
Welches Ruhm verspricht;
Siehst du auf dem Hügel
Dort die Riesen nicht?
Turmhoch, mißgeschaffen,
Drohend in den Wind,
Welche anzuschauen
Fast wie Mühlen sind?"
„Mit Vergunst, Herr Ritter,
Kann ich da nur sehn
Mühlen, die im Winde
Ihre Flügel drehn."

„Seien, feiger Knappe,
Deinem stumpfen Sinn
Diese Ungeheuer
Mühlen immerhin;

Hülle sich mit Trugschein
Zauberhaft der Graus,
Findet doch der Ritter
Sich die Riesen aus."
„Mit Vergunst, Herr Ritter,
Glaubt's mir, auf mein Wort,
Das sind echte Mühlen
Auf dem Hügel dort."

„Dürft ihr's euch erfrechen,
Haltet mir nur Stand!
Strauß mit euresgleichen
Ist mir Kindertand.
Einer gegen alle,
Falsche Höllenbrut,
Und die Erde trinkt bald
Eures Herzens Blut."
„Mit Vergunst, Herr Ritter,
Hört mich doch nur an,
Mühlen sind's, nur Mühlen,
Wie ich schwören kann."

„Süße Dulcinea,
Blick' auf mich herab!"
So der wackre Ritter,
Spornt den Gaul in Trab,
Treibet auf den ersten,
Der da seiner harrt —
Und geschleudert stürzt er
Auf die Erde hart.
„Lebt Ihr, guter Ritter,
Oder seid Ihr tot?
Aber tat's mit Mühlen
Euch zu raufen Not?"

Sollte wer mich fragen,
Wie man vieles fragt,
Ob es Riesen waren,
Wie der Herr es sagt,
Oder bloße Mühlen,
Wie es meint der Knecht:
Geb' ich unbedenklich
Unserm Ritter recht.

Mit den Herrn es halten,
Bleibt das Klügste noch;
Was von solchen Dingen
Wissen Knechte doch!

---

## Der alte Müller.

Es wütet der Sturm mit entsetzlicher Macht,
Die Windmühl' schwankt, das Gebälk erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Der Meister ist nicht, der alte, zur Hand;
Er steht an der Felswand schwindligem Rand.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Da steht er allein, mit dem Winde vertraut,
Und spricht mit den Lüften vernehmlich und laut.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Er schüttelt im Sturme sein weißes Haar,
Und was er da spricht, klingt sonderbar.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Was bringst du mir Neues? verkünd' es geschwind!
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mich gewiegt, du hast mich genährt,
Du hast mich geliebt, du hast mich gelehrt.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mir die Worte wohl hinterbracht,
Die Worte der Weisheit, von Toren verlacht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ihr Toren, ihr Toren, die faßtet ihr nicht,
Die faßte der Wind auf, der gab mir Bericht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Wort wird Tat, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm, wer zweifelt daran?
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Und was du auch bringest, vollend' es geschwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Maß ist voll, die Zeit ist aus;
Jetzt kommt das Gericht in Zerstörung und Graus.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ein Wirbelwind faßt den Alten zumal
Und schleudert zerschmettert ihn tief in das Tal.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Zerschellt ist der Mühle zerbrechlicher Bau,
Und Wogen von Sand bedecken die Au'.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

---

## Vier Lieder von Béranger.

### 1. Die Kartenlegerin.

Schlief die Mutter endlich ein
Über ihre Hauspostille?
Nadel, liege du nun stille!
Nähen, immer nähen, — nein! —
Legen will ich mir die Karten.
Ei, was hab' ich zu erwarten?
Ei, was wird das Ende sein?

Trüget mich die Ahndung nicht,
Zeigt sich einer, den ich meine. —
Schön! da kommt er ja, der eine,
Coeurbub' kannte seine Pflicht. —
Eine reiche Witwe? — wehe!
Ja, er freit sie, ich vergehe!
O verruchter Bösewicht!

Herzeleid und viel Verdruß, —
Eine Schul' und enge Mauern, —
Carreaukönig, der bedauern
Und zuletzt mich trösten muß. —
Ein Geschenk auf art'ge Weise —
Er entführt mich — Eine Reise —
Geld und Lust in Überfluß!

Dieser Carreaukönig da
Muß ein Fürst sein oder König,
Und es fehlt daran nur wenig,
Bin ich selber Fürstin ja. —
Hier ein Feind, der mir zu schaden
Sich bemüht bei Seiner Gnaden,
Und ein Blonder steht mir nah.

Ein Geheimnis kommt zu Tag,
Und ich flüchte noch bei Zeiten, —
Fahret wohl, ihr Herrlichkeiten!
O, das war ein harter Schlag!
Hin ist einer, eine Menge
Bilden um mich ein Gedränge,
Daß ich kaum sie zählen mag.

Dieser hier in grauem Haar
Ist ein Junker wohl vom Lande;
Spröde halt' ich ihn am Bande
Und ich führ' ihn zum Altar. —
Nach Paris! — Ein lustig Leben!
Brummt der Mann, so lach' ich eben,
Bleibt doch alles, wie es war. —

Kommt das grämliche Gesicht,
Kommt die Alte da mit Keuchen,
Lieb' und Lust mir zu verscheuchen,
Eh' die Jugend mir gebricht? —
Ach! die Mutter ist's, die aufwacht
Und den Mund, zu schelten, aufmacht. —
Nein, die Karten lügen nicht!

## 2. Die rote Hanne oder das Weib des Wilddiebes.

Den Säugling an der Brust, den zweiten
Der Knaben auf dem Rücken, führt
Sie an der Hand den Erstgebornen,
Der fast entkleidet, barfuß friert.
Den Vater haben sie gefangen,
Er kühlt im Kerker seinen Mut;
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Ich sah sie oft in bessern Tagen,
Schulmeisters liebes Töchterlein;
Sie spann und sang und las und nähte,
Ein herzig Kind und schmuck und fein;
Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden,
Wie war sie froh und wohlgemut!
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Ein junger, hübscher, reicher Pächter
Versprach ihr einst ein beßres Glück;
Ihr rotes Haar, das ward verspottet,
Der reiche Freier trat zurück;
Es kamen andre, gingen wieder;
Sie hatte ja kein Heiratsgut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Ein Taugenichts war schnell entschlossen:
Ich nehme dich, blond oder rot;
Drei Büchsen hab' ich, weiß die Schliche,
Der Förster macht mir keine Not;
Den Schwarzrock will ich auch bezahlen,
Des Sprüchlein uns zusammentut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Sie sprach nicht nein; mit sanfter Lockung
Gebot Natur in ihrer Brust,
Und dreimal ward allein im Walde
Sie Mutter unter bittrer Lust;
Die Kinder treiben und gedeihen,
Ein blühend frisch gesundes Blut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Des treuen Weibes nächt'gen Jammer
Erhellet noch ein milder Schein;
Sie lächelt, ihre Kleinen werden
Schwarzlockig wie der Vater sein;
Sie lächelt; ach! aus ihrem Lächeln
Schöpft der Gefangne frischen Mut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

## 3. Der Bettler.

Ich will in dieser Rinne sterben,
Bin alt und siech genug dazu;
Sie mögen mich „betrunken" schelten,
Mir recht! sie lassen mich in Ruh'.
Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
Die wenden ab ihr Angesicht;
Ja, eilt nur, eilt zu euren Festen!
Zum Sterben brauch' ich euch doch nicht.

Vor Alter muß ich also sterben,
Man stirbt vor Hunger nicht zumal;
Ich hofft' in meinen alten Tagen
Zuletzt noch auf ein Hospital.
So viel des Elends gibt's im Volke;
Man kommt auch nirgends mehr hinein;
Die Straße war ja meine Wiege,
Sie mag mein Sterbebett auch sein.

Lehrt mich ein Handwerk, gebt mir Arbeit,
Mein Brot verdienen will ich ja! —
Geh betteln! hieß es; Arbeit? Arbeit?
Die ist für alle Welt nicht da.
Arbeite! schrien mich an, die schmausten,
Und warfen mir die Knochen zu.
Ich will den Reichen doch nicht fluchen;
Ich fand in ihren Scheunen Ruh'.

Ich hätte freilich stehlen können,
Mir schien zu betteln minder hart;
Ich habe höchstens mir am Wege
Ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
Und immer allerorten steckte
Die Polizei mich dennoch ein,
Mir raubend meine einz'ge Habe —
Du, Gottes Sonne, bist ja mein!

Was kümmern mich Gesetz und Ordnung,
Gewerb' und bürgerliches Band?
Was euer König, eure Kammern?
Sagt, hab' ich denn ein Vaterland?
Und dennoch, als in euern Mauern
Der Fremde Herr zu sein gemeint,
Der Fremde, der mich reichlich speiste,
Ich Narr, wie hab' ich da geweint!

Ihr hättet mich erdrücken sollen,
Wie ich das Licht der Welt erblickt;
Ihr hättet mich erziehen sollen,
Wie sich's für einen Menschen schickt;
Ich wäre nicht der Wurm geworden,
Den ihr euch abzuwehren sucht;
Ich hätt' euch brüderlich geholfen
Und euch im Tode nicht geflucht.

## 4. Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM.

Schreibt Nostradamus, der die Zeit beschwören
Und aus den Sternen konnte prophezein:
Im Jahr Zweitausend wird von Jubelchören
Das glückliche Paris durchtönet sein;
Man wird nur einer Stimme Mißlaut hören,
Die wird am Fuß des Louvre kläglich schrein:
Ihr glücklichen Franzosen, wollt des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Aus Rom gekommen, wird ein siecher Greise,
Ein armer Lazarus, den Ruf erheben
Und einem weiten, dichtgedrängten Kreise
Von Straßenjungen sich zum Schauspiel geben;
Drauf gibt ihm ein Senator streng Verweise:
„Hört, Freund! hier darf von Betteln keiner leben." —
„Ihr werdet doch, mein gnäd'ger Herr, des armen,
Des letzten Königs Frankreichs Euch erbarmen!"

„Bist wirklich du von jener Sippe?" — „Ja!
Der ich zu Rom zur Papstzeit noch die Krone
In meines Ahnherrn Händen schimmern sah.
Er mußte sie verkaufen; die Spione,
Die Skribler und die Helfer heischten da
Den vollen Goldeswert zu ihrem Lohne.
Ein Stab ist nun mein Zepter. Wollt des armen,
Des letzten Königs Frankreichs Euch erbarmen!

Mein Vater starb bejahrt im Schuldenturme;
Er hatte mir ein Handwerk untersagt;
Ich bettle. Hart erweist ihr euch dem Wurme,
Ihr Glückeskinder, sei es Gott geklagt!
Ich komme her, verschlagen von dem Sturme;
Ihr habt so oft die Meinen weggejagt;
O, wollt doch, da ihr glücklich seid, des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!"

Wird der Senator bei der Hand ihn fassen
Und sprechen: „Komm mit mir nach meinem Gute!
Wir hören auf, die Könige zu hassen;
Die letzten küssen höflich unsre Rute;
Darfst dem Senat dein Schicksal überlassen.
Der ich aus altem Königsmörderblute
Entsprossen bin, ich will indes des armen,
Des letzten Königs Frankreichs mich erbarmen."

Und Nostradamus schreibt: Dem Fürsten spenden
Wird der Senat zweitausend Franken jährlich;
Der Alte wird zum Guten noch sich wenden,
Als Mair' von Saint Cloud wird er schlicht und ehrlich,
Ein wackrer Bürger, seine Laufbahn enden. —
Die Chronik macht's der Nachwelt dann erklärlich,
Wie Frankreich sich im Glücke seines armen
Und letzten Königs mochte mild erbarmen.

---

## Nach dem Dänischen von Andersen.

### 1. Märzveilchen.

Der Himmel wölbt sich rein und blau;
Der Reif stellt Blumen aus zur Schau.

Am Fenster prangt ein flimmernder Flor;
Ein Jüngling steht, ihn betrachtend, davor.

Und hinter den Blumen blühet noch gar
Ein blaues, ein lächelndes Augenpaar.

Märzveilchen, wie jener noch keine gesehn!
Der Reif wird angehaucht zergehn.

Eisblumen fangen zu schmelzen an —
Und Gott sei gnädig dem jungen Mann!

### 2. Muttertraum.

Die Mutter betet herzig und schaut
Entzückt auf den schlummernden Kleinen;
Er ruht in der Wiege so sanft, so traut;
Ein Engel muß er ihr scheinen.

Sie küßt ihn und herzt ihn; sie hält sich kaum,
Vergessen der irdischen Schmerzen;
Es schweift in der Zukunft ihr Hoffnungstraum;
So träumen Mütter im Herzen.

Der Rab' indes mit der Sippschaft fein
Kreischt draußen am Fenster die Weise:
Dein Engel, dein Engel wird unser sein!
Der Räuber dient uns zur Speise!

### 3. Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang,
Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
O, wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert;
Dazu bin auch ich kommandiert.

Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl; —
Nun binden sie ihm die Augen zu —
Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

Es haben die Neun wohl angelegt;
Acht Kugeln haben vorbeigefegt.
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

### 4. Der Spielmann.

Im Städtchen gibt es des Jubels viel,
Da halten sie Hochzeit mit Tanz und mit Spiel;
Den Fröhlichen blinket der Wein so rot,
Die Braut nur gleicht dem getünchten Tod.

Ja, tot für den, den nicht sie vergißt,
Der doch beim Fest nicht Bräutigam ist;
Da steht er inmitten der Gäste im Krug
Und streichet die Geige lustig genug!

Er streichet die Geige, sein Haar ergraut;
Es springen die Saiten gellend und laut;
Er drückt sie ans Herz und achtet es nicht,
Ob auch sie in tausend Stücken zerbricht.

Es ist gar grausig, wenn einer so stirbt,
Wann jung sein Herz um Freude noch wirbt;
Ich mag und will nicht länger es sehn;
Das möchte den Kopf mir schwindelnd verdrehn. —

Wer heißt euch mit Fingern zeigen auf mich?
O Gott! bewahr' uns gnädiglich,
Daß keinen der Wahnsinn übermannt!
Bin selber ein armer Musikant.

## Der Müllergesell.

(Frei nach dem Dänischen des Andersen.)

Ich hab' in dieser Mühle gedienet schon als Kind;
Die Tage meiner Jugend mir hier entschwunden sind.
Wie war des Müllers Tochter so herzig und so traut!
Wie hat man zu den Augen ihr in das Herz geschaut!

Sie setzte sich vertraulich am Abend oft zu mir;
Wir sprachen viel zusammen, und alles sagt' ich ihr;
Sie teilte meinen Kummer und teilte meine Lust —
Das eine nur verschwieg ich, die Lieb' in meiner Brust.

Das hätte sie gesehen, wenn selber sie geliebt.
Ist's denn das Wort, das arme, das die Verständ'gung gibt?
Ich sprach zu meinem Herzen: Laß fahren und sei still!
Für dich, du armer Bursche, sich's doch nicht schicken will.

Und wie ich still mich härmte, da sprach sie liebereich:
„Wie hast du dich verändert, wie bist du worden bleich!
Mußt wieder fröhlich werden! mir ist um dich so bang!"
So kam's, daß ich aus Liebe die Liebe selbst bezwang.

Sie kam mir nachgesprungen einst bei der Felsenwand;
Ihr Auge strahlte heller; sie faßte meine Hand:
„Nun mußt du Glück mir wünschen, du grüßest eine Braut,
Und du, du bist der erste, dem ich mein Glück vertraut."

Wie ich die Hand ihr küßte, verbarg ich mein Gesicht;
Es flossen meine Tränen, und reden konnt' ich nicht;
Es ward mir, als verschlänge vor mir zur selb'gen Stund'
Mein Denken und mein Hoffen der Erde tiefster Grund.

Am Abend war Verlobung, wobei ich selber war;
Ich saß am Ehrenplatze vor dem beglückten Paar;
Man ließ die Gläser klingen und stimmte Lieder an;
Ich mußte fröhlich scheinen, da sie mich alle sahn.

Es ging am andern Morgen mir in dem Kopf herum;
Inmitten ihrer Freude war ich verwirrt und stumm.
Was fehlte mir? Nur eines! Es war so wundersam;
Sie liebten ja mich alle, sie selbst, ihr Bräutigam.

Sie trugen mich auf Händen und wußten nicht mein Weh
Wie sie einander liebten und kos'ten, daß ich's seh',
Kam mir die Lust, zu wandern weit in die Welt hinein.
Ich schnürte gleich mein Bündel; geschieden mußt' es sein.

Ich bat: „Laßt jetzt mich ſehen die Welt und ihre Luſt!“
Ich meinte nur: vergeſſen die Welt in meiner Bruſt.
Sie ſah mich an und ſagte: „O Gott! was fällt dir ein?
Wir lieben dich ſo herzlich; wo kannſt du beſſer ſein?“

Da ſtürzten meine Tränen. Diesmal war's guter Brauch
Man weint ja, wenn man ſcheidet: ſie ſagt' es ſelber auch.
Sie haben mich geleitet, als ich mich fortgemacht, —
Sie haben krank zum Sterben mich wieder heimgebracht.

Sie pflegen in der Mühle mich gar mit Zärtlichkeit,
Sie kommt mit ihrem Liebſten zu mir zu aller Zeit.
Im Juli wird die Hochzeit; ſie aber wollen's ſo:
Ich ſoll mit ihnen ziehen und werden wieder froh.

Ich höre ſtumm dem Brauſen des Waſſerrades zu
Und denke: Tief da unten, da fänd' ich erſt die Ruh'!
Dann wär' ich ohne Schmerzen und ledig aller Pein!
Das wollen ja die beiden: ich ſoll zufrieden ſein.

---

## Roland ein Roßkamm.

(Orlando furioso 30. 5.)

Herr Roland ein ſeltſamer Roßkamm,
Als feil er die Stute bot.
Ausnehmend ſchön war die Stute,
Sie aber war leider tot.

„Sieh her, die vortreffliche Stute,
Du kaufſt ſie, das ſag' ich dir!
Mein Ohm, der mächtige Kaiſer,
Beſitzt kein ſchöneres Tier.

Betrachte den Hals und die Hüften,
Den zierlichen Gliederbau!
Kein Fehler an ihr zu rügen,
Und forſchteſt du noch ſo genau.

Iſt leider ſie tot, was verſchlägt das?
Ein Unglück iſt es doch nur,
Kein Fehler; es lieget das Totſein
In ſolcher Stuten Natur.

Sieh her, die untadlige Stute,
Du kaufſt ſie, das ſag' ich dir!
Mein Ohm, der mächtige Kaiſer,
Beſitzt kein ſchöneres Tier.“ —

Ist musterhaft auch geschrieben
Und regelrecht das Gedicht,
Wir kaufen die tote Stute,
Wir lesen die Verse doch nicht.

---

## Hans Jürgen und sein Kind.

„Hans Jürgen, läßt du das Trinken nicht sein
Und läßt nicht vom leidigen Branntewein,
Du wirst zur Verzweiflung mich bringen;
Im Weiher dort ist's bald geschehn,
Da wirst du dein Kind mich ertränken sehn,
Mich selbst hinunterspringen." —

„Ach, Frau, sei mir darum nicht gram,
Weiß selber kaum, wie gestern es kam,
Der goldene Löw' ist schuldig;
Ich kam an der Schenke vorüber und sann;
Das Tier mich anzuglotzen begann;
Der Löw', er gleißte so guldig.

Ich ging hinein, das war nicht gut;
Ich trank, hinaus zu gehn, mir Mut,
Kam unter dem Tische zu liegen;
Wenn abermals es dem Teufel gelang,
Sei, liebes Herz, darum nicht bang!
Er soll nicht wieder mich kriegen.

Die Augen zu! Ein Wort, ein Mann!
Ich bringe dir heut, was ich alles gewann,
Und eine trockene Kehle."
So ging er zu seinem Meister hin;
Es lag ihm schwer in seinem Sinn,
Es quält' ihn in seiner Seele.

Und als es Feierabend war,
Und heim er kam, da fühlt' er gar
Den leidigen Durst ihn beißen.
Die Augen zu! Er kam mit Glück
Der Klippe vorbei, da schaut' er zurück;
Er sah den Löwen so gleißen.

„Jedweder Tugend ihren Lohn!
Verdient, wahrhaftig, hab' ich ihn schon;
Ein Schluck darauf wird schmecken!"

Und taumelnd gelangt' er und spät nach Haus;
Die Frau saß da, sah finster aus;
Er mußte vor ihr erschrecken.

Sie prüft' ihn mit den Augen stumm;
Es ging ihm seltsam im Kopf herum,
Gedenkend der eigenen Schwüre.
Sie aber schritt zu der Wiege hin
Und nahm das Kind, das gelegen darin,
Und eilte hinaus zur Türe.

Er ist da nüchtern geworden fast;
Ein kaltes Entsetzen hat ihn erfaßt: —
„Dahin, dahin gekommen! —
Hans Jürgen, rette, rette dein Kind!
Zum Weiher, zum Weiher! geschwind, geschwind!
Sie hat den Weg genommen." —

Er eilt ihr nach im vollen Lauf;
Ein Plätschern schallt vom Weiher herauf, —
Nur noch die Mutter zu sehen: —
Zurück! das Kind, ich hol' es hervor; —
Noch halten's die schwimmenden Tücher empor;
Zurück! genug ist geschehen. —

Er schreit es und springt in das Wasser hinein; —
Das Wasser, das mochte so tief nicht sein,
Die Beute leicht zu erhalten.
Er trägt das Wickelkind im Arm
Und drückt's an die Brust so innig und warm
Und steigt aus dem Bade, dem kalten. —

„An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!
Doch mußt du mich nicht so kratzen."
Ein gutes, schönes Kind, allein
Es kratzet doch ganz ungemein:
„Was hast denn du für Tatzen?"

Und wie er's näher untersucht,
Erkennt er den schwarzen Kater und flucht,
Den Kater, ihm zum Possen. —
„Ach Frau, ach Frau, wo bist denn du?" —
Die sitzt zu Hause, die Tür ist zu;
Die Türe bleibt verschlossen. —

„Ach Frau, das ist ein frostiger Spaß!
Es ist so kalt, ich bin so naß." —
Die Türe bleibt verschlossen;
Und wie er pocht und flucht und lärmt
Und fleht und winselt und sich härmt,
Die Türe bleibt verschlossen.

Die Nachbarsleute, die Gäste zuhauf
Vom goldenen Löwen paßten wohl auf,
Das kann leicht einer sich denken;
Die haben wacker ihn ausgelacht
Und haben ein Lied auf ihn gemacht
Und singen's in allen Schenken:

„Hans Jürgen, rette, rette dein Kind!
Zum Weiher, zum Weiher! geschwind, geschwind!
Doch lasse dich ja nicht kratzen!
Und schmeckt, Hans Jürgen, der Branntewein,
Komm her zu dem goldenen Löwen herein;
Wir singen ein Lied dir zum Platzen."

---

## Böser Markt.

Einer kam vom Königsmahle
In den Park sich zu bewegen;
Aus dem Busch mit einem Male
Trat ein andrer ihm entgegen;
Zwischen Rock und Kamisole
Griff der schnell, und die Pistole
Setzt er jenem auf die Brust.

„Leise, leise! muß ich bitten;
Was wir hier für Handel treiben,
Mag vom unberufnen Dritten
Füglich unbelauschet bleiben.
Wollt Ihr Uhren nebst Gehenken
Wohl verkaufen? nicht verschenken;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür?" —

„Mit Vergnügen!" — „Nimmer richtig
Ist die Dorfuhr noch gegangen;
Tut der Küster auch so wichtig,

Weiß er's doch nicht anzufangen;
Jeder weiß in unsern Tagen,
Was die Glocke hat geschlagen;
Gottlob! nun erfahr' ich's auch.

Sagt mir ferner, könnt Ihr missen,
Was da blinkt an Euren Fingern?
Meine Hausfrau, sollt Ihr wissen,
Ist gar arg nach solchen Dingern;
Solche Ringe, solche Sterne,
Wie Ihr da habt, kauf' ich gerne;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür?" —

„Mit Vergnügen!" — „Habt Ihr künftig
Mehr zu handeln, laßt mich holen;
Edel seid Ihr und vernünftig,
Und ich lob' Euch unverhohlen.
Gleich mich dankbar Euch zu zeigen,
Laß ich jede Rücksicht schweigen
Und verkauf' Euch, was Ihr wollt.

Seht den Ring da, den ich habe;
Nur von Messing, schlecht, unscheinsam,
Aber meiner Liebsten Gabe!
Ach, sie starb und ließ mich einsam!
Nicht um einen Goldeshaufen ...!
Aber Ihr, wollt Ihr ihn kaufen,
Gebt mir zehn Dukaten nur." —

„Mit Vergnügen!" — „Ei! was seh' ich?!
Schöner Beutel, goldgeschwollen,
Du gefällst mir, das gesteh' ich;
Die Pistole für den vollen!
Sie ist von dem besten Meister,
Kuchenreuter, glaub' ich, heißt er,
Nehmt sie für den Beutel hin!" —

„Mit Vergnügen! Nun, Geselle,
Ist die Reih' an mich gekommen!
Her den Beutel auf der Stelle!
Her, was du mir abgenommen!
Gib mir das Geraubte wieder,
Gleich! ich schieße sonst dich nieder,
Wie man einen Hund erschießt!" —

„Schießt nur, schießt nur! Wahrlich, Schaden
Wärt Ihr fähig anzurichten,
Wäre nur das Ding geladen.
Ihr gefallt mir so mit nichten.
Unfein dürft' ich wohl Euch schelten:
Abgeschloßne Händel gelten,
Merkt es Euch und — gute Nacht!"

Ihn verlachend unumwunden,
Langgebeint, mit leichten Sätzen,
War er in dem Busch verschwunden
Mit den eingetauschten Schätzen.
Jener, mit dem Kuchenreuter
In der Hand, sah nicht gescheiter
Aus, als augenblicks zuvor.

---

## Der rechte Barbier.

Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen.
Ja, ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn
Soll mancher noch erzittern!

„Holla! Herr Wirt, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt Ihr Barbierer hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen.
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.

„Tritt her, Bartputzer, aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir kratzen;
Doch kitzlig sehr ist meine Haut,
Ich biete hundert Batzen;
Nur, machst du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
Fährt dir mein Dolch ins Herze."

Das spitze, kalte Eisen sah
Man auf dem Tische blitzen,
Und dem verwünschten Ding gar nah
Auf seinem Schemel sitzen
Den grimm'gen, schwarzbehaarten Mann
Im schwarzen, kurzen Wams, woran
Noch schwärzre Troddeln hingen.

Dem Meister wird's zu grausig fast;
Er will die Messer wetzen;
Er sieht den Dolch; er sieht den Gast;
Es packt ihn das Entsetzen;
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht sich plötzlich aus dem Staub
Und sendet den Gesellen.

„Einhundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch, merk' es dir, dich stech' ich tot,
So du die Haut mir ritzest."
Und der Gesell: „Den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch."
Er läuft und schickt den Jungen.

„Bist du der Rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang an zu schaben;
Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
Das beides ist zu haben!
Und schneidest, ritzest du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der erste."

Der Junge denkt der Batzen, druckst
Nicht lang und ruft verwegen:
„Nur still gesessen! nicht gemuckst!
Gott geb' Euch seinen Segen!"
Er seift ihn ein ganz unverdutzt,
Er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt:
„Gottlob! nun seid Ihr fertig."

„Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du bist ein wahrer Teufel!
Kein andrer mochte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel;

Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich dich doch nieder."

„Ei! guter Herr, so stand es nicht,
Ich hielt Euch an der Kehle;
Verzucktet Ihr nur das Gesicht
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich Euch dazu nicht Zeit;
Entschlossen war ich und bereit,
Die Kehl' Euch abzuschneiden." —

„So, so! ein ganz verwünschter Spaß!"
Dem Herrn ward's unbehäglich;
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
„So, so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken."

---

## Hans im Glücke.

„Willst zurück zu deiner Mutter?
Hans, du bist ein braver Sohn;
Hast gedient mir treu und redlich;
Wie die Dienste, so der Lohn.
Gebe dir zu deinem Sold
Diesen Klumpen da von Gold;
Bist du mit dem Lohn zufrieden,
Hans im Glücke?"

„Ja, zufrieden! und die Mutter,
Ja, die gute Mutter soll
Mich beloben und sich freuen;
Alle Hände bring' ich voll.
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!"

Und er ziehet seine Straße
Rüstig, frisch und frohgesinnt;
Doch es sticht ihn bald die Sonne,
Die zu steigen schon beginnt,

Und der Klumpen Gold ist schwer,
Drückt die Schulter gar zu sehr.
Du erliegest unterm Golde,
Hans im Glücke!

Kommt ein Reiter ihm entgegen; —
„Schimmel! ei, du muntres Tier!
Aber schleppen muß ich, schleppen
Den verwünschten Klumpen hier;
So ein Reiter hat es gut,
Weiß nicht, wie das Schleppen tut;
Hätt' ich diesen Schimmel, wär' ich
Hans im Glücke." —

„Lümmel, sage mir, was ist es,
Was du da zu schleppen hast?" —
„Nichts als Gold, mein werter Ritter!" —
„Gold?!" — „und mich erdrückt die Last" —
„Nimm dafür den Schimmel!" — „Topp! —
Und so reit' ich, hop, hop, hop!
Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel!
Hans im Glücke."

„Hop, hop, hop! der dumme Teufel
Schwitzt nun unter meinem Schatz;
Hop, hop! Hop, hop! sachte, Schimmel!
Pfui dich!" — Plautz! ein Seitensatz,
Und er lieget da zum Spott,
Danket aber seinem Gott,
Daß er nicht den Hals gebrochen,
Hans im Glücke.

Kommt ein Bauer, treibt gemächlich
Vor sich hin ein magres Rind;
„Halt den Schimmel! halt den Schimmel!"
Schreit ihn an das Glückeskind.
„Ja! es lief sehr glücklich ab;
Aber hart ist doch der Trab,
Und ich will nicht wieder reiten,
Hans im Glücke!"

Eine Kuh gibt Milch und Butter;
Der Besitzer hat's nicht schlecht. —
„Wollt Ihr mit den Tieren tauschen?
Mir ist schon der Schimmel recht." —

„Mit den Tieren tauschen?! Topp!
Trabe, Bauer, hop, hop, hop!“
Selig, überselig preist sich
Hans im Glücke.

„Erst den Dienst und dann die Bürde,
Wieder nun den Schimmel los!
Immer besser! immer besser!
Nein, mein Glück ist allzu groß! —
Und im heißen Sonnenschein
Findet bald der Durst sich ein:
Hast ja deine Kuh zu melken,
Hans im Glücke.“ —

Melken also; er versucht es,
Nicht gedeiht es ganz und gar,
Weil er melken nicht gelernt hat,
Und die Kuh ein Ochse war;
Und er stößt und wehret sich:
„Brr! prr! ruhig! denkst du mich?
Wilde Bestie, totzuschlagen?
Hans im Glücke.“ —

Und des Weges zog ein Metzger,
Der ein Schwein zur Metzig trieb:
„Esel, bleibe von dem Ochsen,
Hast du deine Knochen lieb!“
„Von dem Ochsen?!“ — „Tritt zurück!“
„Ist's ein Ochse? welch ein Glück!
Ich erfahr' es noch beizeiten,
Hans im Glücke.“

„Aber ach! die Milch? die Butter?
Nun! der wird zu schlachten sein.
Aber Schweinefleisch ist besser,
Und ich lobe mir das Schwein;
Schweinebraten, Rippenspeer,
Speck und Schinken, ja, noch mehr,
Frische Wurst und Metzelsuppe!
Hans im Glücke!“ —

„Dieses alles kannst du haben,
Gib dafür den Ochsen hin;
„Willst du tauschen?“ — „Herzlich gerne!
Ja, der Handel ist Gewinn.

Auf! mein Schweinchen, trabe du
Luſtig unſerm Dorfe zu!
Ja, die Mutter wird mich loben,
Hans im Glücke!“ —

Und es hat ein loſer Bube
Bei dem Handel ihn belauſcht,
Hätte gern auf gute Weiſe
Sich von ihm das Schwein ertauſcht,
Kommt daher mit einer Gans,
Schaut das Schwein an, dann den Haus: —
„Haſt du ſelbſt das Schwein geſtohlen,
Hans im Glücke?“ —

„Schwein geſtohlen?!“ — „Wie denn anders?
Ja, das iſt geſtohlnes Gut.
Sei du mir im nächſten Dorfe
Vor dem Schulzen auf der Hut!
Auf der Inquiſitenbank,
Dort im Amthaus ...“ — „Gott ſei Dank!
Das erfahr' ich noch beizeiten,
Hans im Glücke!“ —

„Nun! dir wäre ſchon zu helfen,
Mach' ich doch mir nichts daraus;
Gib das Schwein und nimm den Vogel!
Ich gehöre hier zu Haus,
Weiß die Schliche durch den Wald;
Man ertappt mich nicht ſo bald.“ —
„Ei! ſchon wieder außer Sorgen,
Hans im Glücke!

Freuen wird ſich doch die Mutter;
Eine Gans iſt gar kein Hund,
Und nach gutem Gänſebraten
Wäſſert lange mir der Mund;
Und das edle Gänſefett
Und die Daunen für das Bett!
Ei! wie wirſt darauf du ſchlafen,
Hans im Glücke!

Nicht das Beſte zu vergeſſen:
Auch der Federkiele viel!
Nichts iſt mächtiger auf Erden
Als ein ſolcher Gänſekiel,

Wenn der Kantor Wahres spricht;
Aber schreiben kannst du nicht;
Hättest schreiben du gelernt,
Hans im Glücke!" —

Und ein lust'ger Scherenschleifer
Kam daher die Straß' entlang,
Machte Halt mit seinem Karren,
Rieb die Hände sich und sang:
„Geld im Sack und nimmer Not;
Meine Kunst ist sichres Brot." —
„Könnt' ich diese Kunst, so wär' ich
Hans im Glücke!" —

„Kerl, wo hast du diese Gans her?"
„Hab' getauscht sie für mein Schwein." —
„Und dein Schwein?" — „Für meinen Ochsen." —
„Diesen?" — „Für den Schimmel mein."
„Und den Schimmel?" — „Für mein Gold." —
„Gold?!" — „Ja, meiner Dienste Sold." —
„Blitz! du hast dich stets gebessert,
Hans im Glücke!

Aber eins mußt du bedenken!
Eine Gans ist bald verzehrt;
Mußt auf eine Kunst dich legen,
Die ein sichres Brot gewährt." —
„Meister! Ja, das mein' ich auch;
Lehrt mich Scherenschleifer-Brauch!
Bin ich Scherenschleifer, bin ich
Hans im Glücke!" —

„Willst dafür die Gans mir geben?" —
„Ja, es lohnet wohl der Kauf." —
Zwei der Steine, die da lagen,
Hebt der Schalk vom Boden auf,
Wohlgerundet, glatt und rein,
Nicht zu groß und nicht zu klein:
„Wirst ein tücht'ger Scherenschleifer,
Hans im Glücke! —

Her die Gans, und nimm die Steine,
Trage sie im Arme, so!
Auf dem klopfst du, auf dem schleifst du,
Und das ist das A und O!

Geld im Sack und nimmer Not;
Deine Kunst ist sichres Brot;
Alles andre wird sich finden,
Hans im Glücke!" —

Und er nimmt mit Gans und Karren
Schnell den nächsten Seitensteg;
Hans mit seinen Steinen ziehet
Jubilierend seinen Weg:
„Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke." —

Aber späte war's geworden,
Fern das Dorf, und Essenszeit,
Nichts gegessen, nichts getrunken,
Hunger, Durst und Müdigkeit;
Und die Steine waren schwer,
Drückten, wie das Gold, auch sehr:
„Holte die der Teufel, wär' ich
Hans im Glücke!" —

Dort am Brunnen will er trinken,
Setzt wie ein bedächt'ger Mann
Auf den Rand die Steine nieder,
Schaut sich um und stößt daran;
„Plump!" sie liegen in dem Grund,
Und er lacht den Bauch sich rund:
„Auch der Wunsch ist eingetroffen,
Hans im Glücke!

Zu der Mutter!" ruft er freudig,
„Zu der Mutter, leicht zu Fuß!
Sollst mich loben! sollst dich freuen!
Bringe Glücksüberfluß;
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!" —

## Das Urteil des Schemjáka.

(Russisches Volksmärchen.)

„Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
Hilf, Reicher du, dem Armen!
Wirst gegen mich doch menschlich sein,
Wirst meiner dich erbarmen;
Leih mir den Gaul auf einen Tag,
Daß ich zu Holze fahren mag;
Gar grausam ist der Winter!"

„Dich lehrt das Roß, das du verlangst,
Die Zunge zu bewegen;
Wann erst du an zu betteln fangst,
Wird's nicht so bald sich legen.
So nimm es hin und schier dich fort
Und sieh dich vor! denn auf mein Wort:
Heut ist's zum letzten Male!"

„Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
Hilf, Reicher du, dem Armen!
Wirst gegen mich doch menschlich sein,
Wirst meiner dich erbarmen;
Du gibst das Kummet noch daran,
Daß ich zu Holze fahren kann;
Du leihst mir noch das Kummet?"

„Wirst mich in einem Atemzug
Um Haus und Hof noch bitten;
Du hast das Roß, das ist genug,
Hier, Punktum! abgeschnitten.
Was zauderst du? So schier dich fort,
Du kriegst es nicht, nein! auf mein Wort,
Ich leihe dir kein Kummet!"

„Und gab er nicht das Kummet her,
Wird nur der Gaul es büßen,
Wird mit dem Schwanze weit und schwer
Den Schlitten ziehen müssen.
Noch diese Scheiter obenauf, —
Nun ist's gepackt; lauf, Schimmel, lauf!
Heut gilt's zum letzten Male."

Und wie er kam in seinem Stolz,
Nichts ahnend von Gefahren,
Mit einem tücht'gen Fuder Holz
Den Hof hinangefahren,

Erlitt er Schiffbruch schon am Ziel; —
Es stolperte der Gaul und fiel
Und riß sich, ach! den Schwanz aus.

„Hier, Bruder, lieber Bruder, schau!
Hier hast den Gaul du wieder;
Nimm's, Bruderherz, nicht zu genau,
Er hat gesunde Glieder;
Er ist noch gut, er ist noch ganz;
Es fehlt ihm nichts als nur der Schwanz;
Der Schwanz — ist ausgerissen."

„Und hast du mir mein gutes Pferd
Verstümmelt und geschändet,
Und zahlst du mir nicht gleich den Wert,
So weiß ich, wie das endet:
Schemjáka spricht, der Richter, schon
Mit dir aus einem andern Ton;
Du folgst mir vor den Richter!"

Dem Armen, der die Sach' ermißt,
Behaget schlecht das Wandern;
Weil's aber doch nicht anders ist,
So folgt er still dem andern.
Sie kamen, wo zur rechten Hand
Am Weg die weiße Schenke stand;
Zeit war es, einzukehren.

Gleich ward der grüne Branntewein
Dem Reichen aufgetragen;
Mit trank der Wirt, das muß so sein;
Dem Armen knurrt der Magen;
Er steiget auf die Ofenbank,
Verschlafen will er Speis' und Trank;
Er hat's nicht zu bezahlen.

Der Hunger ist ein scharfer Gast,
Der Schlaf hat seine Launen;
Er findet oben keine Rast,
Er hört sie unten raunen;
Er dreht sich hin, er dreht sich her
Und stürzt am Ende plump und schwer
Herunter auf die Wiege.

„Mein Kind! mein Kind! es ist erstickt!
Der hat den Mord begangen!
Du hast's erwürgt, du hast's erdrückt,
Du wirst vom Galgen hangen!
Schemjáka spricht, der Richter, schon
Mit dir aus einem andern Ton;
Du folgst mir vor den Richter!"

Zum Richter wallten nun die drei,
Sich um ihr Recht zu balgen;
Dem Armen ward nicht wohl dabei,
Er träumte Rad und Galgen;
Drum auf der Brücke, die nun kam,
Er plötzlich einen Anlauf nahm,
Er sprang, dem Tod entgegen.

Just unterhalb der Brücke fuhr
Ein Greis in seinem Schlitten;
Im Fall erdrückt er diesen nur
Und hatte nichts gelitten. —
„Ein Mord! ein Mord! du hast's vollbracht,
Hast mir den Vater umgebracht!
Du folgst mir vor den Richter!"

Zum Richter wallten nun die vier,
Der Arme gar mit Grimme:
„Was hilft mein Sterben-wollen mir?
Das Schlimmste jagt das Schlimme.
Zwei Tote zu dem Pferdeschweif!
Und bin zum Galgen ich schon reif,
So will ich Rache haben.

Den Stein da will ich in mein Tuch
Gewickelt bei mir tragen,
Und lautet wider mich sein Spruch,
Ich schwör', ihn zu erschlagen;
Nicht hab' ich Geld, nicht hab' ich Gut,
Und soll ich geben Blut um Blut,
Will Blut um Blut ich nehmen."

Auf hohem Richterstuhle sitzt
Schemjáka da, der Weise;
Die Kläger treten ein erhitzt
Und stellen sich zum Kreise;

Der Arme, zorn'gen Herzens, stellt
Sich hinter sie, und fertig hält
Er schon den Stein zum Wurfe.

Der reiche Bruder war nicht faul,
Die Klage zu erheben:
„Der Schwanz, der Schwanz fehlt meinem Gaul,
Den soll er wiedergeben!"
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte schon dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne,
Er meinte: Hundert Rubel sind
Es wohl, die nehm' ich gerne.
„Und Rechtens folgt daraus der Schluß,
Daß er den Gaul behalten muß,
Bis wieder ihm der Schwanz wächst!"

Der Schenkwirt trat zum andern vor,
Die Klage zu erheben:
„Das Kind, das Kind, das ich verlor,
Er soll's mir wiedergeben!"
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte noch dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne:
„Aha! noch hundert Rubel sind
Zu haben, herzlich gerne!
So nehm' er denn zu sich dein Weib
Und zeuge dir aus ihrem Leib
Ein Kind, das dich entschädigt!"

Zuletzt begann des Greises Sohn,
Um Mord ihn anzuklagen:
„Gib diesem Mörder seinen Lohn!
Mein Vater liegt erschlagen."
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte baß dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's vom weiten:
Ei, Gottessegen! wieder sind
Hier hundert zu erbeuten. —
„So sollt ihr zu der Brücke gehn,
Er unten und du oben stehn;
Dann springst du und erschlägst ihn!"

Und früh erschien am andern Tag
Der Arme vor dem Reichen:
„Gib her den Gaul! Schemjáka mag
Ich Salomon vergleichen.
Gewiß, ich bring' ihn dir zurück,
Sobald ihm nur zu gutem Glück
Hinwiederum der Schwanz wächst." —

„Ich hab's bedacht, es war nicht klug,
Um einen Roßschweif zanken;
Der Gaul ist so mir gut genug,
Ich will für Beßres danken.
Laß Freund' uns sein! Ich schenke dir
Die Ziege mit dem Zicklein hier
Und noch zehn Rubel Silber."

Dem Schenkwirt macht' er den Besuch:
„Ich will dein Weib mir holen,
Du weißt Schemjákas Richterspruch,
Und was er mir befohlen;
Ich will zur Sühne meiner Schuld
Die Straf' erleiden in Geduld
Und gleich zum Werke schreiten." —

„Bemüh' dich nicht! Es tut nicht not;
Viel Kinder, viele Sorgen;
Und ist mein armes Kindlein tot,
Ich will kein fremdes borgen.
Als Friedenspfand nimm diese Kuh,
Das Kalb, die Stute noch dazu
Und hundert Rubel Silber!"

Er kam zu dem verwaisten Sohn:
„Ich bin bereit zum Tode,
Du kennst Schemjákas Urteil schon,

Ich steh' dir zu Gebote.
Was zauderst du? Der Weg ist lang;
Der kleine Sprung, der mir gelang,
Er wird dir schon gelingen." —

„Der weite Gang unnötig ist,
Gefällt mir auch mit nichten;
Ich bin versöhnlich als ein Christ,
Wir wollen's gütlich schlichten;
Und weil die Sache dich verdroß,
So schenk' ich dir ein gutes Roß,
Dazu dreihundert Rubel."

Und wie sein Vieh er überschaut
Und läßt die Münze klingen,
Tritt ein Schemjákas Diener traut,
Ein seltsam Wort zu bringen:
„Gib her, was du gezeiget hast,
Der weißen Rollen Silberlast,
Gib her dreihundert Rubel!" —

„Dreihundert Rubel, sagst du? Nein,
Wer hat die zu verschenken?
Gezeiget hab' ich ihm den Stein,
Den nimm zum Angedenken!
Mißfiel sein Spruch mir, sag's ihm nur,
Geschworen hatt' ich einen Schwur,
Mit dem ihn zu erschlagen." —

„Den Stein, o Herr, den schickt er nur
Und läßt dabei dir sagen:
Mißfiel dein Spruch ihm, galt sein Schwur,
Mit dem dich zu erschlagen."
Da hat gehustet, sich geschneuzt
Schemjáka, und zuletzt bekreuzt:
„Gottlob! das lief noch gut ab."

---

## Ein Lied von der Weibertreue.

S'il est un conte usé, commun et rebattu,
C'est celui qu'en ces vers j'accommode à ma guise.
La Fontaine.

Sie haben zwei Tote zur Ruhe gebracht;
Der Hauptmann fiel in rühmlicher Schlacht,

Mit Ehren ward er beigesetzt;
Und der, den jüngst er wacker gehetzt,
Der Räuber hängt am Galgen.

Da hält die Wacht als Schildergast
Ein junger Landsknecht, verdrießlich fast;
Die Nacht ist kalt, er flucht und friert,
Und wird ihm geraubt, der den Galgen ziert,
So muß für ihn er hangen.

Im Grabgewölb' bei des Hauptmanns Leib
Verweilt verzweiflungsvoll sein Weib;
Sie hat geschworen in bittrer Not,
Für ihn zu sterben den Hungertod,
Die Amme zur Gesellschaft.

Die Amme spricht: „Gebieterin!
Ich habe geschworen nach Eurem Sinn;
Beklagt und lobt den sel'gen Herrn!
Da stimm' ich mit ein von Herzen gern;
Doch plagt mich sehr der Hunger.

Er war, so alt er war, gar gut,
Nicht eifersüchtig, von sanftem Mut.
Ach, edle Frau, Ihr findet zwar
Den zweiten nicht, wie der erste war;
Doch plagt mich sehr der Hunger.

Euch war's, es ist mir wohl bewußt,
Ein harter Schlag, ein großer Verlust;
Doch seid Ihr noch schön, doch seid Ihr noch jung
Und könntet noch haben der Freude genung;
Es plagt mich sehr der Hunger."

Die Amme so; und stumm beharrt
Die edle Frau, im Schmerz erstarrt;
Erloschen scheint der Augen Licht;
Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
Es plagt sie sehr der Hunger.

Und draußen bläst der Wind gar scharf;
Der Landsknecht läuft, so weit er darf,
Indem er sich zu erwärmen sucht;
Und wie er läuft, und wie er flucht,
So sieht ein Licht er schimmern.

Von wannen mag der Schimmer sein?
Er schleicht hinzu, er tritt hinein:
„Gegrüßet mir, ihr edle Fraun;
Wie muß ich hier im Grabe schaun
So hoher Schönheit Schimmer!"

So staunend er; und stumm beharrt
Die edle Frau, im Schmerz erstarrt;
Erloschen scheint der Augen Licht;
Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
Es plagt sie sehr der Hunger.

Die Amme drauf: „Das seht Ihr ja,
Wir trauern um den Toten da;
Wir haben geschworen in bittrer Not,
Für ihn zu sterben den Hungertod;
Es plagt mich sehr der Hunger."

Drauf er: „Das ist nicht wohlgetan
Und hilft zu nichts dem toten Mann.
So schön! so jung! ihr seid nicht klug,
Es hat die Welt der Freude genug;
Entsetzlich nagt der Hunger!

Ich sage nur, ihr Frauen sollt
Mich essen sehn, dann tun, was ihr wollt.
Hier hab' ich Brot, hier hab' ich Wurst,
Hier eine Flasche für den Durst;
Es plagt auch mich der Hunger."

Und wie er tut, was er gesagt,
Und ihm so wohl das Essen behagt,
Da sinkt der Alten ganz der Mut:
„Ach! edle Frau, das schmeckt so gut!
Und ach, mich plagt der Hunger!"

Drauf er: „So eßt, ich habe für zwei
Genug, und habe genug für drei;
Ich esse sonst allein für vier;
So eßt und trinkt getrost mit mir!
Das hilft schon für den Hunger."

Die Amme versucht auf gutes Glück
Ein Stückchen erst und dann ein Stück;
Sie sieht der Herrin ins Angesicht;
Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
Es plagt sie sehr der Hunger.

„Ach, edle Frau, das schmeckt so gut!
Ihr wißt schon, wie der Hunger tut;
Was hat davon Euer Herr Gemahl?
Es sei genug für dieses Mal!
Entsetzlich nagt der Hunger."

Er tritt zu ihr: „Versucht es nur!"
Sie aber spricht: „Mein Schwur! mein Schwur!"
Und stößt ihn dennoch nicht zurück;
Sie nimmt ein Stückchen und dann ein Stück;
Das hilft denn für den Hunger.

Er fällt vor ihr auf seine Knie:
„Ich sah ein schöneres Weib noch nie,
Nur sollt Ihr hinfort mir klüger sein!
Nun muß ich gehen. Gedenket mein!
Ich komme morgen wieder.

Nichts da von Lebensüberdruß!"
Er spricht's und raubt ihr einen Kuß
Und stürzt hinaus, er ist schon fort;
Die Alte ruft: „So halt' auch Wort,
Du lieber, lieber Landsknecht!"

Und ferner spricht sie zu der Frau:
„Bedenk' ich, Herrin, die Sache genau,
Er hat es gar nicht schlecht gemacht
Und uns auf guten Weg gebracht,
Der liebe, liebe Landsknecht!"

Sie sagt nicht nein, sie sagt nicht ja;
Sie steht betroffen, errötend da,
Gibt ihren Tränen freien Lauf
Und seufzet leis eratmend auf:
„Du lieber, lieber Landsknecht!"

Der Landsknecht aber verwundert sich sehr;
Er steht vor dem Galgen, und der steht leer.
„Blitz Hagel! das war mein Henkersschmaus!
Den Platz da füll' ich morgen noch aus,
Ich armer, armer Landsknecht!"

Er läuft zurück: „Nun schafft auch Rat!
Sonst muß ich hangen, ich kam zu spat."
Sie fragen ihn aus; wie er alles gesagt,
Da weint die edle Frau und klagt:
„Du armer, lieber Landsknecht!"

Die Alte spricht: „Geduld! Geduld!
Ich wasch' ihn rein von aller Schuld;
Er hat uns errettet, das wißt Ihr doch?
Versteht mich, Frau! Was zaudern wir noch?
Du lieber, lieber Landsknecht!

Man hat ihm seinen Toten geraubt;
Wir haben auch einen; wenn Ihr es erlaubt,
Gebt ihm den unsern, gebt Euren Schatz!
Der füllt, wie einer, seinen Platz.
Du lieber, lieber Landsknecht!

Und wer betrachtet's scharf genug,
Daß er entdecke den Betrug?
Frisch angefaßt und schnell ans Werk,
Daß keiner dort den Mangel merk'!
Du lieber, lieber Landsknecht!"

Wie er die Hand an den Toten legt,
Da ruft der Landsknecht tief bewegt:
„Mein Hauptmann! was? Du bist es fürwahr!
Nun bring' ich dich an den Galgen gar!
Du lieber, guter Hauptmann!"

Die Frau versetzt: „Was zauderst du?
Geschwind! sonst kommen noch Leute dazu;
Geschwind! ich helfe, was ich kann;
Geschwind! geschwind! du lieber Mann!
Du lieber, lieber Landsknecht!"

Und er darauf: „Es geht nicht an;
Dem Räuber fehlt ein Vorderzahn."
Da nimmt sie selber einen Stein
Und schlägt den Zahn dem Toten ein:
Du lieber, lieber Landsknecht!

So schleifen hinaus ihn alle drei
Und hängen ihn an den Galgen frei;
Und streift nun der Wind die Heide entlang,
So geben die Knochen gar guten Klang
Zum Lied von der Weibertreue.

## San Vito.

„Fünf Jahre zur See! Das sechste Jahr
Sieht heim mich kehren, so arm ich war.
Ich bin — ich bin ein geschlagener Mann,
Dem nichts auf der Welt gelingen kann,
Dem nicht will helfen San Vito!

Da bin ich, Frau, und reise nicht mehr.
Wie aber gehst du so schmuck einher?
Was hast du für schöne Kleider an?" —
„'s ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito."

„Und ausgebaut da unser Haus!
Wie sieht's so räumlich und blank jetzt aus!
Wer half uns dazu? das sage mir an!" —
„'s ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito."

„Und drinnen wie glanzig alles und rein!
Das prächtige Bett, der Spiegel, der Schrein!
Woher uns das alles? das sage mir an!" —
„'s ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito."

„Ein lustig Büble, das daherspringt,
An dich sich klammert und dich umschlingt!
Wer ist das Kind? das sage mir an!" —
„Auch Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito."

„Mord Element, zu viel ist zu viel!
Laß solchen Segen mir aus dem Spiel!
San Vito her, San Vito hin!
Ich bin — Gott besser's! — ich bin . . . ich bin . . .
Hole der Hund San Vito!"

---

## Vetter Anselmo.

### 1.

Noch war zu Toledo in hohem Flor
Die heimliche Kunst, die sonst sich verlor;
Ein weiser Meister war dort bekannt,
Yglano, der Magier und Nekromant.

Wie abends er einst vor dem Stundenglas
In seinem Museum sinnend saß,
Trat ein zu ihm demütig fast
Sein Vetter Anselmo, ein seltener Gast. —

„Herr Vetter Anselmo, wie hat man das Glück?
Was führt Euch endlich zu uns zurück?
Ihr wart ja sonst auf der rechten Bahn;
Was gingen Euch da die Verwandten an?" —

„Seid grausam nicht und ungerecht,
Herr Vetter, versteht mich endlich recht!
Mich hielt von Toledos leuchtendem Stern,
Von Don Yglano nur Ehrfurcht fern.

O, wüßtet Ihr, wie der Busen mir schwoll,
Wann Euer Lob mir entgegen erscholl!
Wie stolz und jubelnd ich eingestimmt:
‚Der ist uns allen zum Muster bestimmt!'

Der eine rief, der andere schrie:
‚So einen sah die Welt noch nie,
Der, zaubermächtig und weise zugleich,
Beherrscht der Geister nächtliches Reich!

Er ist das Gold der Wissenschaft
Und ist das Erz und ist die Kraft,
So mannlich fest, so kindlich mild,
So aller Tugend vollendetes Bild!'

Doch hat Euch einer zu tadeln gewußt,
Den alle so preisen zu meiner Lust;
Und dieser Tadel, daß Ihr es wißt,
Ist eben der Wurm, der das Herz mir frißt.

Er sprach: ‚Wie kommt es, wer macht mir das klar,
Daß Euer Löw' und Lamm und Aar
Den Biedermann, der sein Vetter doch ist,
Den guten Anselmo so schmählich vergißt?' —

„Was sagtet denn Ihr, wenn ich bitten darf,
Zu solchem Tadel, so spitz und scharf?"
„Ich machte die Lehre mir gerne zunutz";
„Ihr nahmt mich, Vetter, doch wacker in Schutz?" —

„Vermocht ich es denn, der ich da stand
Dem hämischen Kläger bequem zur Hand,
Um so mich zu legen ad acta gleich,
Zerlumpt, verhungert, hager und bleich?

Ich frag' Euch: O, blickt doch auf mich herab!
Sah je ein Bettler als Leiche im Grab
Erbärmlicher aus? O, tilgt doch die Schmach!
Sie trifft Euch zumeist, wie der Neider sprach.

Mir eine Pfründe, ein Bischofsstab!
Das macht nur bald mit dem Teufel ab!
Und ihm und Euch mit Haut und Haar
Verschreib' ich mich auf immerdar." —

„Herr Vetter, Herr Vetter! Ei, ei! mit Vergunst!
Von Gott allein ist meine Kunst,
Versteht mich recht, von Gott allein!
Hab' mit dem Teufel nichts gemein." —

„Von Gott, versteht sich! sagt' ich es nicht?
Es ist der Hunger, der aus mir spricht.
Mit Gott, Herr Vetter, verhelft mir zu Brot
Und rechnet auf mich auf Leben und Tod!" —

„Ihr wolltet dankbar, erkenntlich sodann
Vergelten, was Gutes ich Euch getan,
Wann einen Gönner und Schutzpatron
Ich einmal suchte für meinen Sohn?" —

„Ja, dankbar, ja! mit unendlicher Lust!
Die Dankbarkeit ist die Tugend just,
Die einz'ge vielleicht, deren unverblümt
Mit Fug und Recht mein Herz sich rühmt.

Man hat von mir Euch Böses gesagt,
Mich manches Lasters angeklagt,
Mich angeschwärzt zu aller Stund',
Oft, leider! vielleicht nicht ohne Grund.

Ich weiß, Herr Vetter, ich habe gefehlt,
Das Gute versäumt, das Böse gewählt,
Gewatet in Sünden bis an die Knie;
Undankbar aber, das war ich nie.

O Dankbarkeit, du süße Pflicht,
Du Himmelsluft, du Himmelslicht!
Wie hab' ich dich mir eingeprägt,
Wie hab' ich stets dich heilig gehegt!

Und Euer vortrefflicher, teurer Sohn —
Wie lieb' ich den lieben Vetter doch schon!
O welch ein Glück ist Dankbarkeit!
O, wär' ich doch erst, Herr Vetter, so weit!" —

„Gemach, gemach! das liegt noch fern,
Und nicht das Nächste versäum' ich gern.
Da kommt Frau Martha, die eben fragt,
Was mir zum Abendessen behagt.

So hört, Frau Martha, seid eben gefaßt —
Nicht wahr, Herr Vetter? — auf einen Gast!
Ihr habt zwei Hühner; das zweite Huhn
Steckt erst an den Spieß, wenn ich's heiße tun!

Jetzt aber nehmt die Flasche dort
Und dort den Humpen von seinem Ort,
Und schenkt mir langsam den edlen Wein
Von hoch, recht perlend und schäumend ein!

Ihr, Vetter, indes kommt näher zu mir
In diesen Kreis auf dem Estrich hier!
Da, nehmt das Stundenglas in die Hand
Und schaut nur scharf auf den rinnenden Sand!

Es ist nur so ein Experiment.
Ihr wißt den Anfang, ich weiß das End'.
Sic hocus pocus, bracadabra!
Wir sind noch hier und wähnen uns da!" —

Er hatte die Worte murmelnd gebraucht
Und heimlich zugleich ihn angehaucht;
Anselmo stand, die Augen verdreht
Und starr, wie ein hölzerner Heiliger steht.

## 2.

Die Boten sind gekommen, Anselmo, du bist
Bischof geworden zu dieser Frist;
Vernimmst du's? Bischof! Erschrickt dir vor Lust
Das schlagende Herz in der schwellenden Brust?

Wirf ab die schlechten Lumpen geschwind,
Die grau und zerschlitzet vor Alter sind;
Leg' an das seidene Purpurgewand;
Zum Segen lerne falten die Hand!

Das Kreuz auf die Brust, das blinkende Ding!
An deinen Finger den Siegelring!
Leg' an, Anselmo, den vollen Ornat,
Und zeige dich uns als stolzer Prälat!

Und wie im Palast er heimisch war,
Umglitzerten rings ihn die Wände so klar;
Er legte sich, strahlend vom Widerschein,
Ins Fenster und sah in die Straße hinein.

Da hätt' er gerne die Leute gefragt:
„Ihr Lumpenvolk da unten, sagt,
Wie nehm' ich denn hier oben mich aus?
Steht trefflich mir nicht das prächtige Haus?"

Doch ward es ihm bald zu öd' und zu weit;
Ihm graute schier in der Einsamkeit;
Da kam ihm eine ..... Nichte nach,
Von welcher man schon zu Toledo sprach.

Hoffärtig war und launisch das Kind,
Wie solche Nichten zuzeiten es sind;
Die trug nun auch ein seidenes Kleid
Und brauchte Perlen und andres Geschmeid'.

Das Regiment, wie sich's gebührt,
Ward bald allein von ihr geführt,
Und Regen kam und Sonnenschein
In Haus und Kirche von ihr allein.

Wie wetterwendisch sie's immer trieb,
Er ärgerte sich und hatte sie lieb;
Und also kam es, bei Ärger und Spaß,
Daß ganz er Vetter Yglano vergaß.

Wie einst beim Vespern er fröhlich war,
Bedünkte es ihn fast sonderbar;
Die Tür ging auf, und herein gewallt
Erschien Yglanos vergeßne Gestalt.

„Gott grüß' Euch, Herr Vetter! Ich bin erfreut,
Euch wohl zu finden; mit nichten gereut
Es mich, was immer ich für Euch getan;
Sofern Ihr seid ein zufriedener Mann.

Doch seht: die Welt ist kugelrund;
Der Supplikant, der bin ich zur Stund';
Entsinnt Euch, ich sprach Euch von meinem Sohn,
Versorgt mir ihn jetzt, das sei mein Lohn!

Die kleine Pfründe, die eben vakant
Geworden ist, wie wohl Euch bekannt,
Und die Ihr erst vergeben sollt,
Die wäre so recht, was für ihn ich gewollt." —

„Die Pfründe", versetzte hastig die Maid,
Ist schon vergeben, tut mir leid;
Mein Bruder bekommt sie; Ihr seht selbst ein,
Das nächste Recht war doch wohl sein.

Und nächstens, — künftig, — einst vielleicht
Wird Eurem Sohn das Seine gereicht;
Geht's heut nicht an, ist's unsre Schuld?
Der Vetter muß warten; Geduld! Geduld!" —

„Muß warten!" erhub in demselben Ton
Der würdige Bischof seinen Sermon,
„Ihr Bruder ... mein Neffe .... wir ändern es nicht;
Die Sache verhält sich so, wie sie spricht.

Ein Bistum ist kein Königreich!
Ich werde geplagt dem Besten gleich,
Von Schranken und aber Schranken beengt,
Von Supplikanten und Bettlern bedrängt.

Sie haben den Vorteil, ich habe die Qual;
Ich kann nicht helfen allen zumal,
Nicht jeden fördern nach seinem Begehr; —
Ein Kardinal, der könnte schon mehr.

Ja, Vetter, hättet Ihr mich gemacht
Zum Kardinal, und entspräche die Macht
Dem redlichen Willen des Herzens nur,
So wollt' ich Euch helfen, bei meinem Schwur!"

Darauf mit großer Seelenruh'
Der Vetter Yglano: „Da drückt Euch der Schuh?
Der rote Hut, der rote Hut!
Nicht wahr, das ist, was not Euch tut?" —

Darauf erglühend im Angesicht
Der geistliche Herr: „Ich leugn' es nicht;
Und wenn Ihr den mir noch verschafft,
So wahr mir helfe des Zaubers Kraft!" ....

Ihm fiel der Wundertäter ins Wort:
„Genug, kein Schwur ist hier am Ort;
Ich lasse mich den Versuch nicht reun,
Euch mag der rote Hut noch erfreun!"

Er hub die Hand bedrohlich fast,
Zog Kreis auf Kreis in die Luft mit Hast:
„Sic hocus pocus Schiboleth!
Es wird erst Tag, wann die Nacht vergeht!" —

Ihm schaute zu und atmete kaum
Der geistliche Herr wie im Fiebertraum;
Das Wort war gesprochen, das Werk vollbracht:
Er rieb sich die Augen; es war noch Nacht.

## 3.

Da kam vom heiligen Vater der Brief,
Der unsern Prälaten nach Rom berief;
Zum Fürsten der Kirche, zum Kardinal
Erhebt ihn des Dreimalgekrönten Wahl.

Der alten Günstlinge junger Genoß,
Erschien er am Hof, wo bald ihn umfloß
Der trüglichen Sonne blendendes Licht,
Das dort auf schwankendem Boden sich bricht.

Selbstsüchtig schritt, ehrgeizig hinan
Er unverdrossen die schwindlige Bahn
Und hatte, bei üppiger Lust und Pracht,
Mitnichten noch an Yglano gedacht.

Einst saß er am offenen Fenster allein
In der scheidenden Sonne verlöschendem Schein
Und starrte, befallen mit finsterem Mut,
Hinaus in die blutig dämmernde Glut.

Da regte Geräusch sich im Säulengang;
Hin warf er den Blick; noch schimmerte lang
Ein farbiges Spiel dem Geblendeten vor;
Yglano erschien, als der Schein sich verlor;

Und wie er ihn scharf in das Auge gefaßt,
Ward eines ihm klar, er erzitterte fast:
Die Sonne sinkt, dein Stern geht auf!
Der lenkt für dich des Geschickes Lauf.

Wie kühn er den Wurf schnell überschaut,
Trat hastig er vor und grüßt' ihn vertraut
Und sprach, als ein welterfahrener Mann,
Geflügelten Wortes zuerst ihn an:

„Du kommst, mich zu mahnen an deinen Sohn,
Mich anzuspornen, das merk' ich schon;
Doch solches, mein Alter, ist nicht am Ort;
Vergaß ich denn je ein gegebenes Wort?

Und was ich bin, dir schuld' ich es nur,
Dein bin ich, deine Kreatur;
Ich sag' es laut, ich bekenn' es frei; —
Du zweifelst, ob ich erkenntlich sei?

Du hast mich erzogen und meiner gepflegt,
Hast, guter Vetter, mich liebgehegt,
Du halfest dem Liebling nach deiner Macht;
Doch eines hast nicht recht du bedacht.

Du hättest gern recht hoch mich gestellt,
Zu wirken, zu schaffen in Kirche und Welt;
Ein Kardinal! das Wort schallt recht; —
Sein Sinn ist: der Knechte niedrigster Knecht.

Mein guter Vetter! O, wüßtest du doch,
Wie gespannt du mich hast in ein schmähliches Joch!
Der Neid umlagert die Pfade der Gunst;
Es gilt, sich zu drehn und zu wenden, für Kunst.

Dich lockt die Larve, du traueſt ihr wohl?
So schlag' an das Herz, da klingt es hohl;
Von Ränken und aber Ränken umgarnt;
Der stellt dir ein Bein, der vor Schlingen dich warnt.

Die Schuld, die heimlich im Finstern schleicht,
Die hat das Ziel am ersten erreicht;
Verworfene Dirnen, um Sünde und Geld,
Und Schächer beherrschen die christliche Welt.

Du wähnest annoch, gutherziger Mann,
Daß deinen Sohn ich befördern kann?
Ich bin, ob sündenhaft, zu rein,
Um irgend in Rom vermögend zu sein.

In meinem Bistum vermocht' ich's einmal,
Zu schalten, zu walten nach Einsicht und Wahl;
Das schlechteste Dorf ist ein kleines Reich;
In Rom ist der zweite dem letzten gleich.

Der heilige Vater ist schwach und alt, —
Der müden Hand entsinkt die Gewalt, —
Er ist sehr krank, — er leidet viel, —
Er sehnt sich selbst nach dem letzten Ziel.

Er könnte ..... sterben, der alte Mann,
Er könnte! mein lieber Vetter, und dann ....
Ich meine nicht .... versteh' mich nur:
Er könnte, es liegt im Lauf der Natur.

Sieh krampfhaft deine Knie mich umfahn!
Verbeßre, vollende, was du getan;
Zieh mich empor aus dem Sündenpfuhl
Und bahne den Weg mir zum heiligen Stuhl!

Dann bricht mir an der gehoffte Tag,
Wo alles ich dir zu vergelten vermag;
Dein Sohn .... Gebiete, Vetter! Du bist
Mein einziger Gott, mein Heiland, mein Christ."

Gelassen darauf Yglano: „Genug!
Zu viel gesprochen in einem Zug!
Was aber dahinter verborgen und nicht,
Wir fördern es, mein' ich, sogleich an das Licht.

Der Kardinal ist Euch zu gering;
Es dünkt Euch Papst sein ein anderes Ding;
Wir wollen sehn, wir wollen sehn;
Euch mag nach Eurem Glauben geschehn!"

Er hub die Hand bedrohlich fast,
Zog Kreis auf Kreis in die Luft mit Hast:
„Sic hocus pocus Schiboleth!
Es wird erst Tag, wann die Nacht vergeht!"

Ihm schaute zu und atmete kaum
Der Kardinal, wie im Fiebertraum;
Das Wort war gesprochen, das Werk vollbracht;
Er rieb sich die Augen; es war noch Nacht.

## 4.

Und bald sprang auf ein verschlossenes Tor;
Der Papst Anselmo trat hervor
Und ward geweiht in St. Petri Dom;
Ihm jauchzte entgegen das heilige Rom.

Darauf von den hohen Stufen herab
Er urbi et orbi den Segen gab
Und sah vor seiner Heiligkeit
Sich beugen die sämtliche Christenheit.

Dann eilten herbei von nah und fern
Die Abgesandten der Fürsten und Herrn,
Den Fuß in Demut zu küssen bestellt
Dem dreimalgekrönten Beherrscher der Welt.

Drauf saß er geruhig im Vatikan,
Der niedern Sorgen abgetan,
Und nicht war an Lust und Freuden karg
Der enge Raum, der ihn verbarg.

Der Tisch war gut, die Pfühle weich,
Der Kämmerling dem geübtesten gleich;
Ein Kardinal ging ihm zur Hand,
Der Lesen und Schreiben trefflich verstand.

Und was das lästige Volk betrifft,
Das nicht zufrieden noch mit der Schrift,
Redselig uns oft viel Kummer macht, —
Da hielten die Pförtner schon gute Wacht.

Die Sonne stieg am Morgen auf,
Beschloß am Abend ihren Lauf;
Es wurde Tag, es wurde Nacht,
Und alles ging, wie hergebracht.

Der Frühling kam mild, der Sommer warm,
Der Herbst kam reich, der Winter arm;
Es wurde Tag und wurde Nacht,
Und alles ging, wie hergebracht.

Da wiegte der heilige Vater sein Haupt
Und sprach: „Ich hätte nimmer geglaubt,
Bevor ich selber die Macht erreicht,
Es sei die Welt zu regieren so leicht."

Und wie im Traum ein Bild uns erscheint,
Das längst wir tot und verschollen gemeint,
Trat einst ein Vergessener mahnend vor ihn,
Der schier ihm unheimlich, gespenstisch erschien:

„Ich bin's, Herr Vetter! Erkennt Ihr mich nicht?
Es ist Yglano, der mit Euch spricht;
Ich ließ Euch Zeit, ich hatte Geduld;
Nun komm' ich, einzufordern die Schuld."

Errötend, erblassend in einem Nu,
Sprang auf der Papst und schrie ihm zu:
„Hinweg aus meinem Angesicht!
Hinweg! entfleuch! ich kenne dich nicht."

Yglano blieb geruhig und trat
Zwei Schritte noch vor, dann lächelnd tat
Er auf den Mund mit leisem Hohn
Und sprach in schaurig flüsterndem Ton:

„O Dankbarkeit, du süße Pflicht,
Du Himmelslust, du Himmelslicht!
Wie hat sich dieser dich eingeprägt!
Wie hat er stets dich heilig gehegt!

Ich zog dich, Wurm, aus deinem Staub
Und mästete dich mit der Kirche Raub;
Du stiegest und stiegest im schwindelnden Flug
Auf meinen Flügeln, nichts galt dir genug.

Ich machte, nach deiner gierigen Wahl,
Zum Bischof dich, zum Kardinal,
Und machte dich gar am Ende zum Papst; —
Wo blieb das Wort, das du mir gabst?"

Der heilige Vater hub an zu schrein:
„Wer ließ mir den groben Gesellen herein?
Trabanten und Wachen herbei! wir sind
Gefährdet; ergreift den Alten geschwind!“

Da keiner erschien, fuhr Yglano fort:
„Erfülle mir, Papst, dein gegebenes Wort!
Zum andern, zum dritten fodr' ich dich auf,
Ich, welcher noch lenkt des Geschickes Lauf.“

Und laut und lauter inzwischen erscholl
Die Stimme des Papstes, er schrie wie toll:
„Verruchter! Zauberer! Ketzer! dein Lohn,
Der Scheiterhaufen, erwartet dich schon!“

Yglano darauf: „Herr Vetter! Ihr wißt
Aus Erfahrung jetzt, was des Brauches ist:
Ein jeder für sich; — was frommte mir nun,
Das Allergeringste für Euch zu tun?“

Dann trat er vor ihn und gab ihm zugleich
Mit fliegender Hand einen Backenstreich.
Anselmo starrte erwachend empor;
Ihm schallten die letzten Worte im Ohr.

Er sah sich um; im Büchersaal
Yglanos stand er, wie dazumal;
Zerlumpt, das Stundenglas in der Hand,
Und unvermindert rann der Sand.

Dort stand Frau Martha und schenkte den Wein
Mit erhobener Hand in den Humpen ein;
Und wie er gefüllt bis zum Rande war,
So reichte sie ihn dem Hausherrn dar.

Yglano nahm den Humpen und trank
Und setzte ihn weg und sagte: „Schön Dank!“
Erbat sich sodann das Stundenglas
Und stellte es hin zu dem Tintenfaß

Und sprach: „Wir haben uns bedacht,
Frau Martha; ein einziges Huhn zur Nacht! —
Es tut, Herr Vetter, mir herzlich leid,
Daß Ihr zu fasten gesonnen seid.

So lebt denn wohl! — Frau Martha, das Licht!
Daß nicht der Vetter den Hals noch bricht!
Ihr leuchtet ihm hübsch die Treppe hinab
Und schließt die Haustür hinter ihm ab!"

---

## Der neue Ahasverus.

Hegst im Herzen du die Stunden
Unsrer Kindheit noch, die Träume,
All mein Lieben, all mein Hoffen?
Siehst du wandeln uns verbunden
Durch des Paradieses Räume,
Und die Zukunft vor uns offen,
Sternbeglänzt und ungemessen,
Wie des Äthers reines Blau?
Nein, Sie haben das vergessen,
Gnäd'ge Frau!

Ja, vergessen! und es sollen
Die französisch wohlgestellten
Worte für Erinnrung gelten!
Mitleid also und Erbarmen
Schenken gnädig Sie dem Armen,
Dessen Tränen Sie entrollen
Sehen, ohne nur zu wissen,
Welch ein Dämon ihn betört.
O, du hast mein Herz zerrissen
Unerhört!

Hab' in altem Buch gelesen
Eine wundersame Sage,
Wer der ew'ge Jud' gewesen.
Nicht kann Ahasverus sterben,
Sterben nicht, noch Ruh' erwerben,
Bis der Herr am jüngsten Tage
Ruft die Toten aus dem Grabe,
Und auch er vernimmt das Wort;
Und er wankt am Wanderstabe
Fort und fort.

Fürder durch der Erde Weiten
Rastlos, müden Fußes wallt er,
Läßt die Weltgeschicke fluten.
Menschenalter ihm Minuten,

Und Minuten Menschenalter,
Stehen still vor ihm die Zeiten;
Bleibt in ihm sein Herz, das alte,
Drin der alte Schmerz gebannt,
Lastend über ihm die kalte
Schicksalshand.

Aber stets nach hundert Jahren
Treibt's nach Salem ihn zu wandern,
Von der Heimat zu erfahren.
Römer, Sarazenen, Franken
Wechselten, verdrängt von andern;
Tempel und Altäre sanken;
Mauern und Paläste brachen;
Flüsse wandten ihren Lauf;
Neue Götter, neue Sprachen
Stiegen auf.

Düster sinnt der Fremdgewordne
Über unbekannten Trümmern,
Daß im Geist er's wieder ordne;
Und er fragt, und fragt vergebens,
Keiner will um ihn sich kümmern;
Auf dem Grabe seines Lebens
Steht versteint der Sohn der Schmerzen.
Über ihn hin braust der Sturm,
Und in seinem alten Herzen
Nagt der Wurm.

Ich bin Ahasverus, sag' ich,
Sieh darauf mich an verwundert,
Salem du, wovor mir grauet!
Irrens müd', das Haar ergrauet,
Wank' ich heim nach aber hundert
Jahren, und vergebens frag' ich,
Ruf' ich — in den öden Mauern
Weck' ich keinen Widerhall; —
Sieh Versteinten mich betrauern
Salems Fall.

## Der Schatz.

Fernher aus geheimem Schreine
Winkt ein Schatz so wunderbar;
Weiß allein nur, wen er meine,
Und den Ort, wo er bewahrt.
Und wir streben, und wir meinen,
Streben, meinen immerdar,
Schweifen durch des Lebens Weite
Und verachten die Gefahr;
Wir begehren nur das eine,
Wir begehren immerdar;
Immerdar auch will's erscheinen,
Ach, verschwinden immerdar!

---

## Herein!

*Χαίρετε, τέκνα Διὸς, καὶ ἐμὴν τιμήσατ' ἀοιδήν.*

---

(Melodie des Chors: „Bekränzt mit Laub" 2c.)

### Tragiker.

Gestalten hab' ich, wie der Geist es mir gebot,
Nach meinem Bilde aus dem Schattenreich hervor
Gerufen, Leben ihnen eingehaucht, und so,
Selbständig und einander widerstrebend, sie
Sich selber überlassen und dem Waltenden.
Sie stürmten unaufhaltsam dem verderblichen,
Zermalmend sie ereilenden Geschicke zu.
Ich trete, kaum aufatmend, tief erschüttert noch,
Vor euch: „Gewährt Aufnahme mir in euren Kreis!"

### Chor.

Herein, herein! Du erster unsrer Fürsten,
Das hast du gut gemacht! :,:
Du sollst uns nicht beim frohen Mahle dürsten!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

### Komiker.

Gestalten aus dem Schattenreich hervor
Zu rufen, Leben ihnen einzuhauchen,
Versteh' ich auch, ich hab es auch getan;

Nur hab' ich sie gesehen närrisch sich,
Wie eben andre Menschen tun, gebärden;
Und doch — es dünkt mich, muß ich frei gestehn,
Wir haben nicht verschiedene Gestalten,
Verschieden wohl dieselben nur geschaut;
Denn alle Menschen sind einander gleich.
Ihr hört, ich bin ein Liberaler, wollt
Mich drum aus eurem Bunde nicht verbannen!

Chor.

Herein, herein! Du köstlicher Geselle,
Das hast du gut gemacht! :,:
Dir fließe gleich des Weines reichste Quelle!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Mimiker.

Ich zeigte Wesen euren Blicken, die
Des Dichters innres Auge nur geschaut,
Und machte seines Hirnes Träume wahr;
Den er gedacht, der war ich. Räumet mir
Den nächsten Sitz zu seiner Linken ein!

Chor.

Herein, herein! Du bist der Sohn vom Hause,
Das hast du gut gemacht! :,:
Er dürfte nicht bei unserm frohen Schmause!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Übersetzer.

Ihr staunet ob dem königlichen Gast,
Der stolz erscheint inmitten eurem Rate,
Ein Heim'scher doch, und doch ein Fremder fast.
Ich bin's, und bin ein andrer euch genaht;
Nicht Zepter und nicht Krone rühm' ich mein,
Doch führ' ich Kron' und Zepter in der Tat.
Forscht nicht und schafft mir Platz in euren Reihn!

Chor.

Herein, herein! mit fremder Herrscherkrone,
Das hast du gut gemacht! :,:
Dir fließe Wein, gereift in glühnder Zone!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

### Lyriker.

Gewiegt in ihren weichen Armen,
Gelehnt das Haupt an ihrer Brust,
Da fühlt' ich wohlig mich erwarmen,
Da ward Gesang aus süßer Lust.
Es klang wohl gut in dieser Stunde;
Doch, was es war, ich weiß es nicht:
Mein Lohn — ein Kuß von ihrem Munde
Und ihres Auges strahlend Licht.
Ich singe gerne, trinke gerne
Und liebe wohl, geliebt zu sein:
Mit eurem Lorbeer bleibt mir ferne,
Von euren Weinen schenkt mir ein!

### Chor.

Herein, herein! Du Lieblingskind der Musen,
Das hast du recht gemacht! :,:
Dir wärme Wein den liedervollen Busen!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

### Maler.

Ob ich ein Dichter sei? Seht diese Tafel,
Wo Farben Leben werden, und der Geist
Hervor aus schönen Formen strahlt! Ich bin
Ein Glied von eurer Kette. Laßt mich ein!

### Chor.

Herein, herein! Du Dichterfürst der Farben,
Das hast du gut gemacht! :,:
Du darfst uns nicht beim frohen Mahle darben;
Den Humpen ihm gebracht! :,:

### Musiker.

Rauschend auf Cherubs-
Schwingen getragen,
Verträum' ich mein Leben
In Harmonien.
Aber es senkt sich
Der Flug hernieder,
Und in der Halle,
Der festlich erhellten,

Seh' ich der Stühle
Viele bereitet,
Und der goldene Nektar blinkt.
Empfangt mich gastlich,
Söhne der Musen,
Reicht mir die Schale,
Trinkt mir die funkelnde zu!

Chor.

Herein, herein! Beherrscher du der Töne,
Das hast du gut gemacht! :,:
Ihm fließe Wein, daß er sich her gewöhne!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

Leser.

Ich habe meine Pflichten treu erfüllt,
Genützt, wie ich gesollt; einheimisch dann
Im schönen Dichterlande, hab' ich Ohr
Und Herz dem Zauber eurer Schöpfungen
Geliehn, und nicht den oft verschuldeten,
Den schweren Vorwurf über mich geladen,
Daß ich, was besser ungeschrieben wär'
Geblieben, doch geschrieben hätte; — nein,
Ich trete kühn in diesen Kreis, es sind
Die Hände mir von Tinte rein geblieben.

Chor.

Herein, herein! Du seltenster der Gäste,
Das hast du gut gemacht! :,:
Er dürste nicht bei unserm frohen Feste!
Den Humpen ihm gebracht! :,:

---

## Liederstreit.

Die Sänger saßen in dem Saal,
Gelehnt auf ihre Harfen,
Nach dem Genossen ihrer Wahl
Sie rings die Blicke warfen:
Die Jünger streben hohen Drangs;
Wer ist ein Meister des Gesangs?
Wem reichen wir die Palme?

### Der Jünger.

Der Palmen nicht begehrend, naht'
Ich euch, ehrwürd'gen Meistern.
Verteilet sie nach weisem Rat
Den sangbegabten Geistern!
Mir schläft das Lied in tiefster Brust
Und träumt, sich selber unbewußt,
Und kann sich nicht gestalten.
Mich laßt, wo ihr begeistert singt,
Bei mächt'ger Harfen Rauschen,
Nach dem, was mir im Busen ringt,
In euren Liedern lauschen.
Es schwellen wogend Lust und Schmerz;
Ich bin ganz Ohr, ich bin ganz Herz,
Und meine Tränen rollen.

### Der Sänger.

Das deutsche Lied, der deutsche Laut
Sind frei, so wie Gedanken;
Ihr Jünger, die ihr euch vertraut,
Wir öffnen euch die Schranken.
Verhalle, was nur leerer Schall!
Und wecke späten Widerhall,
Wem es ein Gott gegeben!
Du aber komm, seltsamer Gast,
Du sitzest bei uns nieder
Und übst die Gabe, die du hast,
Du Widerhall der Lieder;
Die Palme, die des Sieges Pfand,
Wir legen sie in deine Hand,
Dem Würd'gen sie zu reichen.

---

### Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O, wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Tier!
Ich aber muß folgen, sie taten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei;
Ich wurde gefreiet; es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Tränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du!
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Tür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie, flehend, gebietend und drohend, begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei.
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wut.

Die Unselige wagt's, sich der Türe zu nahn,
Da fällt er, verwandelt, die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das teure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Mut;
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

---

## Der Bettler und sein Hund.

„Drei Taler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Not.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwein;
Es muß, mein Tier, geschieden sein!
Du bist, wie ich, nun alt und krank;
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht;
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es getan!"

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt;
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und tat einen Fluch, gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh',
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her;
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund;
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

---

## Der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schafftest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankst mein rotes Blut, wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Tor nicht alles glaubt,
Und von schwerem Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilschwanger sich die Schlacht;
Über mich und über Leichen
Sank die kalte, finstre Nacht.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wütend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh' zurück.

---

## Des Gesellen Heimkehr.

„Wer klopft so stark? wer begehrt ins Haus?
Ich schließe nicht auf, mein Ehherr ist aus."

„Und sag' ich dir an, der klopft, ist dein Sohn,
O Mutter, o Mutter! so öffnest du schon."

„Was kehrtest du heim, mein Sohn, so geschwind,
Bevor noch die Jahre verstrichen sind?"

„Ich kehrte heim — ich war wohl betört —
Hast, Mutter, du nie vom Heimweh gehört?"

„Mein Mann, befürcht' ich, vernimmt's nicht gern; —
O weh, daß ich freite den anderen Herrn!"

„O weh, daß dem zweiten du hin dich warfst
Und nicht mit dem Sohne dich freuen mehr darfst!"

„Mein Sohn, o schone der Mutter dein
Und laß das Gericht nur Gottes sein!"

„O meine Mutter! — doch mache mir kund,
Wo weilt die Christel zu dieser Stund'?"

„Mein Mann ist streng, unfreundlich fast;
Er trieb aus dem Haus den ihm lästigen Gast."

„Des Sohnes Braut aus dem Hause gejagt! —
So auch den Sohn, sei Gott es geklagt!

Das Heimweh trieb; ich kam geeilt;
Die Heimat hat gar bald mich geheilt.

Und falls Frau Mutter mich länger nicht hält,
Möcht' weiter ich ziehn in die weite Welt.

Wohin — wen kümmert's? — auf gutes Glück,
Und käme vielleicht so bald nicht zurück.

Ade! du gibst deinen Segen mir doch —
Und Gott, vielleicht, erbarmet sich noch!"

So schied er und wandte zu gehen sich um;
Die Mutter verharrte zitternd und stumm.

Und wie hinab er die Straße gewallt,
Am Tor, vor der Wache, da macht er Halt.

Stand Christel dort im Soldatenschwarm
Und hing verbuhlt dem einen im Arm.

Wie aber sie erst den Gesellen erschaut,
Verhüllt' sie ihr Antlitz und weinte laut.

Da haben umher die Soldaten der Wacht
Mit lärmendem Jubel sie ausgelacht.

Er hat nicht gelacht, er hat nicht geweint;
Er starrte sie an und war wie versteint.

Er raffte sich endlich, endlich auf
Und stürzte hinaus mit schnellerem Lauf.

Wohin? wen kümmert's? man weiß es nicht,
Erzählt sich zur Kurzweil nur manche Geschicht'.

Er war hienieden so ganz verarmt;
Hat Gott vielleicht sich seiner erbarmt?

Sein Nam', als eines Verschollenen, hat
Zu dreimal gestanden im Wochenblatt.

---

## Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas;
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag."

„Wer nicht? was nicht?" die Frau fragt gleich;
„Was stierst du so an? was wirst du so bleich?"
Und er darauf: „Sei still, nur still!
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag."

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,

Mit süßem und mit bitterm Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?"

„Nein, nimmermehr!" — „Du sagst es mir noch." —
„Ich sag' es nicht." — „Du sagst es mir doch." —
Da ward zuletzt er müd und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

„Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: ‚Vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!'
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
‚Die Sonne bringt es an den Tag!'

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost. —
Du, schau' nicht hin und sei getrost!
Sie bringt es doch nicht an den Tag."

So hatte die Sonn' eine Zunge nun;
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
„Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt!" —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
Was hat er getan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

---

## Das Auge.

Dir ist der alte Müller bekannt,
Bolei, der wackre, wird er genannt,
Bettlägerig ins zwanzigste Jahr,
Der Geist noch kräftig, heiter und klar.

Ihn rührte der Schlag in der Schreckensnacht,
Wo vom Stall herüber, vom Sturme gefacht,
Der ungeheure Brand das Schloß
Ergriff und über das Dorf sich ergoß.

Wo's galt zu retten, war er dabei,
Der erste, der kühnste, der wackre Bolei;
Er meint', und sprang in die Glut hinein,
Der Stallknecht möchte zu retten noch sein.

Den Fritz begrub der lodernde Graus;
Selbst kam er mit brennenden Kleidern heraus;
Und wie darauf er ins Wasser sprang,
Ward er gelähmt auf sein Leben lang.

Sein Aug' ist wunderbarlich hell,
Den Kindern und Reinen ein freudiger Quell;
Doch nimmer den scharfen Lichtblick erträgt,
Wer selbst im Busen Nächtliches hegt.

Bolei war jüngst im Haus allein;
Es trat ein fremdes Weib zu ihm ein;
Ein Fäßlein Branntwein trug sie daher,
Den bot sie feil und rühmte ihn sehr.

„Es steht nach Branntwein nicht mein Sinn;
Geh du mit Gott nur wieder hin!"
Sie ließ sich nicht abweisen und trat
Zudringlich näher und trotzte und bat.

Er sah sie an verwundert schier:
„Geh du mit Gott! was suchst du hier?"
Sie machte frech der Worte noch viel,
Bis scharf sein Blick ihr ins Auge fiel.

Dem wollte sie nicht noch weichen sogleich
Und wurde doch stumm und wurde doch bleich;
Da schrie sie auf: „Was siehst du mich an?
Was willst du? was hab' ich Böses getan?"

Er aber lag auf dem Lager dort,
Sah bloß sie an und sprach kein Wort;
Und zitternd stand sie gefesselt und schien
Unmächtig, sich dem Blick zu entziehn.

„Was willst du von mir, Entsetzlicher, sprich!
Laß ab von mir! was peinigst du mich?
Ich bin nicht schuldig; was hältst du Gericht?
Wend' ab dein Auge, halte mich nicht!"

Er aber lag auf dem Lager dort,
Sah scharf sie an und sprach kein Wort.
Und heftiger immer erzitterte sie
Und rang, sich loszureißen, und schrie:

„Wend' ab dein Auge! was hast du erdacht?
Was hältst du mich fest? wer gibt dir die Macht?
Was bringt dein Blick mit dem blutigen Schein
Des lodernden Brandes so auf mich ein?!

Wer redet vom Brande? was geht der mich an?
Wie darfst du sagen: ‚ich hab' es getan?!'
Ich sage: ‚Nein! was keiner weiß,
Das macht mich nicht bang und macht mich nicht heiß.'"

Er aber lag auf dem Lager dort,
Sah schärfer sie an und sprach kein Wort.
Sie rang, wie ihrer selbst nicht bewußt,
Da erscholl ein Schrei aus zerrissener Brust:

„Du weißt es schon, daß ich es war!
Nun ja! nun ja! es ist doch wahr!
Der böse Feind hat mich versucht,
Die Liebe, was weiß ich? die Eifersucht!

Das weißt du: Fritz, der die Eh' mir versprach,
Ging jetzt der Anne Marie doch nach;
Ich hatt's ihm gesagt, und — als er schlief —
Das Messer war scharf, der Schnitt war tief. —

Er zappelte noch und röchelte bang;
Das Blut, das rann die Dielen entlang;
Er hatte des Blutes entsetzlich viel!
Es trieb der Böse damit sein Spiel.

Ja, wenn die Flamme das Blut nur leckt
Mit roter Zunge, so wird es verdeckt.
Und unten im Stalle war willig das Stroh,
Auf einmal flackert' es lichterloh!"

Sie sprach's und stöhnte und raffte sich auf
Und war verschwunden in schnellem Lauf.
Er sah ihr nach erschrocken fast,
Bis er zum Beten sich stille gefaßt.

---

## Des Basken Etchehons Klage.

(Gazette des tribunaux.)

Gendarmen, ausgesendet,
Zu fahen den Etchehon,
Ihr sucht ihn vergeblich zu Barcus;
Er ist zu den Bergen entflohn.

Die Pyrenäen verbergen
Ihn gastlich in ihrem Schoß;
Da teilt er, in bitterem Elend,
Des flüchtigen Wildes Los.

Es staunen La Soules Hirten
Zu Eguiton ihn an
Und reichen das Brot des Mitleids
Dem blutigen Sängersmann.

„Ihr staunt, mitleidige Hirten,
Wie blutig die Hand mir sei? —
Zehn Jahre hab' ich geschmachtet
In Ketten und Sklaverei.

Ich hab' ein Weib mir gefreiet
In meiner Jugend Kraft;
Sie hat mich umstricket in Liebe,
Mir Gift in das Haus nur geschafft.

Fünf Jahre lag ich in Ketten,
War kaum noch meiner bewußt;
In Eifersucht zehn Jahre,
Die reißt erst scharf in die Brust.

Ich trug wohl, Eguiapal,
Um dich der Ketten Last; —
Was trieb dich, mein Weib zu verführen,
Der selbst du ein Weib doch hast?

Du wußtest Ränke zu schmieden,
Du spanntest um mich den Verdacht;
Derweil in Sünde du schwelgtest,
Verkam ich in Kerkersnacht.

Ich lag in Ketten, im Kerker,
Auf Stroh, in Elend und Not,
Erweichte mit meinen Tränen
Mein hartes, mein trockenes Brot.

Du, übermüt'ger Geselle,
Warst Herr in dem Hause mein
Und schliefest auf meinen Pfühlen
Und trankest von meinem Wein.

Und als den Tag der Freiheit
Ich endlich, endlich geschaut,
Da dünkte reif uns die Rache,
Da hat es vor mir dir gegraut.

Ja, zittre, tückischer Bube!
Ich lade verhängnisvoll
Ins Feuerrohr die Kugel,
Die nieder dich strecken soll.

So harrt' ich zu Nacht bei der Brücke
Von Barcus auf dich, mein Ziel;
Es trieben die Geister der Hölle
Mit mir ihr grausiges Spiel.

Ich sah dich; du kamst gegangen;
Ich zielte sicher und gut;
Ein Druck — und — Etchegoyen
Lag röchelnd in seinem Blut.

Mein Etchegoyen, der liebend
Mich stets zu erfreuen gestrebt! —
Das ist das Blut, ihr Hirten,
Das mir an den Händen klebt.

Und nicht vergebens schreit es
Um Rache zum Himmel empor;
Du bist mir, Eguipal,
Der Schuldige, siehe dich vor!

Du mochtest frevelnd dich rühmen,
Wie trefflich dir alles gelang;
Durch dich ein gleiches Verderben
Die Besten von Barcus umschlang.

Bin müde, nur Lieder zu dichten
Zu müßigem Zeitvertreib,
Nur Tränen der Wut zu weinen,
Gleich einem gekränkten Weib.

Es zieht mit Gewalt mich hinunter,
Hinunter ins heimische Tal;
Ob ich, ob du sollst dienen
Den Geiern des Himmels zum Mahl?"

---

## Das Mädchen zu Cadix.

„Willst, ein Schlechter unter Schlechten,
Um die Spanierin du buhlen?
Girrend zu der Laute singst du,
Und der Franke hält die Runde.

Geht, ich kenn' euch, Taubenherzen!
Geht, ich kenn' euch, Andalusier!
Euch die Spindel, uns die Waffen,
Besser ständ's mit Spaniens Ruhme!

Regen sich in ihrer Scheide
Eure Messer ungeduldig,
Durstend nach dem Blut der Fremden,
Sprecht ihr zu dem Eisen: ‚Ruhig!'

O, der übermüt'gen Fremden!
Über euch sei ihre Rute,
Über euch, ihr feigen Knechte,
Würdig solcher Nebenbuhler!" —

„Herrin, Worte schweren Inhalts
Sprichst du aus mit leichter Zunge;
Stehst du mit den fremden Henkern
Scherzend gegen mich im Bunde?" —

„Dünken dich, mein zarter Knabe,
Schon des Mädchens Worte furchtbar? —
Sieh den Franken! — willst du Schutz nicht
Unter meinem Mantel suchen?" —

„Unverhohlen, was begehrst du?
Eh' ich solche Schmach erdulde,
Will ich jede Tat begehen,
Gehen selber dann zugrunde!" —

„Dieser kommt im Glanz der Waffen
Und vertrauet seiner Jugend;
Bist ein Spanier du, beweis' es, —
Nieder mit dem stolzen Buben!" —

Aber röchelnd lag der fremde
Krieger schon in seinem Blute;
Schergen holten ein den Täter,
Brachten ihn daher gebunden.

Und das Mädchen sang frohlockend:
„Diesmal ist es mir gelungen!
Eines Toren werd' ich ledig,
Und der Franke zahlt die Buße."

Diese Worte hört der Spanier,
Winket schweigsam seiner Buhlen,
Ziehet schweigsam dann vorüber,
Finstern Sinnes, kecken Mutes. —

„Nicht ihr, Franken, gebt den Tod mir,
Nicht um Sühne muß ich bluten,
Weil ich Spaniens Boden schmückte
Mit dem ihm verfallnen Purpur.

Nein, ich trag' in meinem Herzen
Schweigsam schon die Todeswunde;
Meine Herrin hat gerichtet,
Meine Stunde hat gerufen!" —

Also sang er vor der Fronte,
Als die Augen ihm verbunden;
Auf den Wink des Führers sank er,
In dem Herzen sieben Kugeln.

---

## Nächtliche Fahrt.

„In Purpur pranget der Abend,
Der Landwind hebet schon an;
Zur Lustfahrt ladet der Fischer
Dich, Mädchen, in seinen Kahn." —

„Noch heißer begehr' ich selbander
Mit dir zu fahren als du.
Gib voll das Segel dem Winde!
Es kommt zu steuern mir zu." —

„Du steuerst zu kühn, o Mädchen,
Hinaus in das offene Meer;
Du traust dem leichten Fahrzeug
Bei hohen Wellen zu sehr." —

„Mißtrauen sollt' ich dem Fahrzeug?
Ich habe dazu nicht Grund,
Die einst ich deiner Treue
Getrauet in böser Stund'." —

„Unsinnige, wende das Ruder!
Du bringest uns beide in Not;
Schon treiben der Wind und die Wellen
Ihr Spiel mit dem schwachen Boot." —

„Laß treiben den Wind und die Wellen
Mit diesen Brettern ihr Spiel!
Hinweg mit Rudern und Segel!
Hinweg! ich bin am Ziel.

Wie du mich einst, so hab' ich
Dich heut zu verderben berückt;
Mach' Frieden mit dem Himmel;
Denn siehe, der Dolch ist gezückt!

Du zitterst, verworfner Betrüger,
Vor dieses Messers Schein?
Verratene Treue schneidet
Noch schärfer ins Herz hinein.

Und manche betrogene Buhle
Härmt stille zu Tode sich;
Ich weiß nur, mich rächend, zu sterben.
Weh über dich und mich!" —

Der Jüngling rang die Hände,
Der eigenen Schuld bewußt;
Sie stieß den Dolch in das Herz ihm,
Und dann in die eigene Brust.

Es trieb ein Wrack an das Ufer
Bei wiederkehrender Flut;
Es lagen darauf zwei Leichen,
Gebadet in ihrem Blut.

---

## Die Sterbende.

Geläute schallt vom Turm herab;
Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.
Ihr sünd'gen Menschen, zum Gebet!
Ein gleiches Los bevor euch steht.

Im Sterben liegt ein schönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre sünd'ge Lust,
Sie ringt die Hände, sie schlägt ihre Brust.

Es harrt des Ausgangs ihr Gemahl,
Blickt starr und kalt auf ihre Qual;
Sie windet sich in dieser Stund'
Zu seinen Füßen, sie öffnet den Mund:

„Vergib mir, Gott, in deiner Huld!
Vergib, Gemahl, mir meine Schuld!
Ich klag' es an in bittrer Reu';
Weh mir! ich brach geschworne Treu'." —

„Vertrauen ist Vertrauen wert!
Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach' ich dir kund in deiner Not:
‚Du stirbst am Gift, das ich dir bot.'" —

## Die Giftmischerin.

Dies hier der Block, und dorten klafft die Gruft.
Laßt einmal noch mich atmen diese Luft.
Und meine Leichenrede selber halten.
Was schauet ihr mich an so grausenvoll?
Ich führte Krieg, wie jeder tut und soll,
Gen feindliche Gewalten.
Ich tat nur eben, was ihr alle tut,
Nur besser; drum, begehret ihr mein Blut,
So tut ihr gut.

Es sinnt Gewalt und List nur dies Geschlecht;
Was will, was soll, was heißet denn das Recht?
Hast du die Macht, du hast das Recht auf Erden.
Selbstsüchtig schuf der Stärkre das Gesetz,
Ein Schlächterbeil zugleich und Fangenetz
Für Schwächere zu werden.
Der Herrschaft Zauber aber ist das Geld:
Ich weiß mir Bessres nichts auf dieser Welt
Als Gift und Geld.

Ich habe mich aus tiefer Schmach entrafft,
Vor Kindermärchen Ruhe mir geschafft,
Die Schrecken vor Gespenstern überwunden.
Das Gift erschleicht im Dunkeln Geld und Macht;
Ich hab' es zum Genossen mir erdacht
Und hab' es gut befunden.
Hinunter stieß ich in das Schattenreich
Mann, Brüder, Vater, und ich ward zugleich
Geehrt und reich.

Drei Kinder waren annoch mir zur Last,
Drei Kinder meines Leibes; mir verhaßt,
Erschwerten sie mein Ziel mir zu erreichen.
Ich habe sie vergiftet, sie gesehn,
Zu mir um Hilfe rufend, untergehn,
Bald stumme, kalte Leichen.
Ich hielt die Leichen lang auf meinem Schoß
Und schien mir, sie betrachtend tränenlos,
Erst stark und groß.

Nun fröhnt' ich sicher heimlichem Genuß;
Mein Gift verwahrte mich vor Überdruß
Und ließ die Zeugen nach der Tat verschwinden.
Daß Lust am Gift, am Morden ich gewann,
Wer, was ich tat, erwägt und fassen kann,
Der wird's begreiflich finden.
Ich teilte Gift wie milde Spenden aus
Und weilte lüstern Auges, wo im Haus
Der Tod hielt Schmaus.

Ich habe mich zu sicher nur geglaubt
Und büß' es billig mit dem eignen Haupt,
Daß ich der Vorsicht einmal mich begeben.
Den Fehl, den einen Fehl bereu' ich nur,
Und gäbe, zu vertilgen dessen Spur,
Wie viele eurer Leben!
Du, schlachte mich nun ab, es muß ja sein!
Ich blicke starr und fest vom Rabenstein
Ins Nichts hinein.

---

## Der Tod des Räubers.

(Nach de la Vigne.)

Dem Söldner zahlt den ausgerufnen Preis! —
Der sonst um Romas Mauern weit im Kreis
Gemordet und geraubt, liegt überwunden;
Der Schreckliche verspritzt aus tiefen Wunden
Sein Blut so heiß.
Die Seinen haben ihn hinabgetragen
In ihre Höhle, wo beim Fackelschein
Um den Gefallnen sie gekauert klagen;
Der Alte liegt besinnungslos, allein
Die Pulse schlagen.

Der späht, indem den Brand er näher schiebt,
Ob er kein Lebenszeichen von sich gibt,
Der spricht, indem er geht, das Grab zu graben,
Und seine Tränen er verschluckt: „Wie haben
Wir ihn geliebt!
Die um das Sterbebett des Papstes weilen,
Sie haben nicht für ihn die Herzlichkeit.
Wie wußt' er zu der Plünderung zu eilen!
Wie stark im Kampf, und welche Ehrlichkeit
Sodann beim Teilen!

Er war ein echter Christ vom alten Schlag;
Er hielt die Fasten, wie nur einer mag;
Die heil'ge Kirche nebst den Heil'gen ehrt' er,
Und Raub und Mord und jedes Werk verwehrt' er
Am Feiertag.
Da hatte nicht ein Christenkind zu beben;
Der Ketzer durfte nur, wie sich's gebührt,
Der Engeländer uns zu schaffen geben. —
Beeifert euch, wenn's so zu sterben führt,
Noch fromm zu leben!

Nun regt er sich; erwartet sein Gebot!" —
Er streckt die Hand aus, breit und blutig rot,
Sie suchet seine Flinte noch zu fassen;
Nicht will er von der alten Waffe lassen,
Nicht in den Tod.
Sie war so manche Jahre sein getreuer,
Sein einziger Beschützer und Genoß;
Er freut sich ihrer, die er hält so teuer,
Versucht mit starrem Finger noch das Schloß —
Da gibt sie Feuer.

„Schon gut, du kennst mich noch; — indessen rafft
Der Söldner mich inmitten meiner Kraft;
Ich kann nicht selber meine Rache nehmen;
Du mußt dich einer stärkern Hand bequemen,
Die Rache schafft.
Durch dich getroffen, muß der Wicht erstarren,
Den schuldest du mir noch, versage nicht!
Sie werden in die Erde mich verscharren;
Drei Tage geb' ich Zeit; tu deine Pflicht!
Ich werde harren."

Des Weges zog ein Mönch von ungefähr;
Mit Geld und milden Gaben hatten schwer
Die Gläub'gen ihn beladen; dieses bracht' er
Dem Kloster zu, des Geldes nur gedacht' er; —
So zog er her.
Ein Räuber hieß, ehrfürchtig die Gebärde,
Das Haupt entblößt, ihn folgen zu dem Platz;
Er kam unweigerlich, den Blick zur Erde,
Mit leisem Schritt, daß klingend nicht sein Schatz
Verraten werde.

Und brünstig betet' er zu Gott empor;
Da klang dies Wort unheimlich in sein Ohr:
„Ihr sollt mich beichten hören, mich entbinden,
So lieb Euch Euer Kopf ist, meiner Sünden.
Confiteor:
Es lastet mancher Mord auf meiner Seele,
Darauf war einmal mein Gewerb' gestellt."
Demütig sprach mit angstgeschnürter Kehle
Der Mönch: „Wer ist, mein Sohn, in dieser Welt
Ganz frei von Fehle?"

Erbaulich kreuzigte, wer um ihn stund,
Bei jedem Mord sich traurend, den sein Mund
Berichtete; und ferner sprach der Alte:
„Wie sich's mit meinem Nachlaß noch verhalte,
Ich mach' es kund.
Im Namen Gottes und der Jungfrau sollen
Gehören meinem Weib Geschmeid' und Tand!
Dir mein Gewehr, um Rache mir zu zollen!
Euch, Herr, mein Geld! — die Seel' in Gottes Hand!
Mög' er sie wollen!"

Der Mönch empfing im Schrecken seinen Lohn
Und gab dem Sünder Absolution;
Dann trat das schöne Weib herein, mit stieren,
Mit stolzen Augen, in den Armen ihren
Unmünd'gen Sohn.
„Tot", rief sie, „tot! doch hat er nicht die Seinen
Verlassen, und kein Feiger liegt er da!"
„Nein!" schrie er zornig auf, „wer dürft' es meinen?"
Das Kind indessen weinte, weil es sah
Die Mutter weinen.

Sie warf sich neben den geliebten Mann,
Nahm in den Schoß sein Haupt und weinte dann.
Ihm klapperten vor Schmerz die Zähne heftig;
Bezwingen wollt' er sich noch willenskräftig;
Es ging nicht an.
„Wir werden länger nicht vereinigt bleiben;
Leb' wohl, du gutes Kind! es wird nun wahr:
Der scheidet, will auch uns vonsammen treiben."
Er lächelte, — sein Lächeln aber war
Nicht zu beschreiben.

„Und weißt du noch den Kuß, der uns verband,
Den ersten, als im Wald ich einst dich fand,
Dich widerstrebend fest umschlungen hatte,
Und liebesstark dein Bräutigam, dein Gatte
Dich überwand?
So laß mit einem letzten Kuß uns scheiden!
Nicht wonnetrunken, taumelnd, unbewußt,
Nein, schmerzenreich besiegelt er uns beiden,
Wie jener erste dort die erste Lust,
Die letzten Leiden.

Es will nicht taugen, daß du einsam bist;
Nimm einen wackern Mann nach kurzer Frist,
Und beide liebet meinen armen Knaben!
Laßt, wie ich selbst, ihn Gott vor Augen haben
Als guter Christ!
Wann dreizehn Jahr' er alt ist, so erschein' er
Zum Abendmahl; dann sprich zu ihm das Wort:
Dein Vater, der dich schaut, war kühn wie keiner;
Sieh hier sein Grab, die offne Straße dort, —
Und denke seiner!"

Er sprach's; dann ging's zu sterben; in der Wut
Der Schmerzen wälzt' er stöhnend sich im Blut,
Das Antlitz bleich, von Angstschweiß überflossen.
Noch rief er: „Ave!" — „Amen!" die Genossen
Mit trübem Mut.
Dann sank sein müdes Haupt zurück. Hienieden
Gebührt die Ehr' ihm: „Feuert in die Luft
Noch dreimal die Musketen! schaffet Frieden
Vor Kinderschrei um dieses Mannes Gruft!
Er ist verschieden."

---

## Der Graf und der Leibeigene.

### 1.

Laß, Graf, die Jagd und wende dein Roß!
Es wird, bevor du erreichest dein Schloß,
Wo kreißend die Gräfin begehrend dein,
Der Erbe vielleicht dir geboren sein.

Wie sprengt er daher mit freudigem Mut!
Wie trieft der Rappe von Schweiß und von Blut!
Die Burg erreicht er mit letzter Kraft, —
Verwirrung herrscht in der Dienerschaft.

Es dringt in das Frauengemach der Graf;
Die Wöchnerin liegt in ruhigem Schlaf,
Die Frauen entfernt, die Fenster verhängt,
Die Wiege dicht an das Bette gedrängt.

Er deckt die Wieg' auf, atmend kaum; —
Zwei Knaben faßt der enge Raum;
Zu Haupt liegt einer, der andre am Fuß;
Wie schwelgt nun sein Herz in Überfluß!

Er hebt den einen, den andern mit Lust
Aus enger Wiege an seine Brust;
Er legt sie beisammen, und wieder hervor
Sie hebend, hält er die beiden empor.

„Wie bin ich so reich, wie war ich so arm!
Nun wieg' ich der Sprößlinge zwei im Arm;
Nun grünt mein Stamm in Üppigkeit;
Nun soll er mir ragen in Herrlichkeit!"

Da kommt die Wehemutter herein;
Sie ahnet schon, was geschehen mag sein;
Sie hört und sieht ihn erschrocken an:
„Was hast du, Graf, was hast du getan?

Entbunden ward mit der Herrin zugleich
Die Schaffnerin. — Was wirst du so bleich? —
Sie hat, die hier sich geschäftig verletzt,
Der Kinder eins in die Welt gesetzt.

Zu Häupten lag, der dir gehört.
Der andre zu Füßen, wie sich's gehört.
Wer ist dein Blut, wer dein Geschlecht?
Leibeigen wer und niedrer Knecht?"

Da ruft er entsetzt: „Was hab' ich getan?
Mein Sohn, mein Sohn! wer zeigt mir ihn an?"
Erwachend ruft die Gräfin: „Mein Kind!
O, gebt mein eigenes Kind mir geschwind!"

Vergebliche Klage! Kein Zeuge spricht;
Zu kennen sind die Kinder nicht;
Verloren ist der Irrung Spur;
Die Zeichen schweigen, es schweigt die Natur.

2.

„Bald legt sich der Alte zur letzten Ruh',
Und fällt sein brechendes Aug' erst zu, —
Auf welcher Seite sei das Recht, —
So bin ich der Herr, so bist du der Knecht." —

„Du, Doppelgänger, bist mir fast,
So wie ich dir, in der Seele verhaßt;
Und schläft er ... ich frage nach keinem Recht,
So bin ich der Herr, so bist du der Knecht." —

„Ich bin der Graf, wer widersagt
Dem hochgeborenen Herrn? Wer wagt
Verblendet gegen mich den Raub?
Vor mir, Leibeigener, in den Staub!" —

„Ich bin der Graf und dulde hier
Dein blasses Bild nicht neben mir;
Ich werfe dich in den tiefsten Turm;
Zu meinen Füßen kreuch, du Wurm!" —

„Wenn schmähen deine Zunge darf,
Ist doch dein Schwert viel minder scharf,
Sonst müßte bald entschieden sein
Wohl zwischen uns das Mein und Dein." —

„Was warten wir, daß sein Auge bricht?
Ich fälle dich gleich, du Bösewicht!" —
„Was warten wir? das sprachst du gut;
Gleich dünge mein Land dein schwarzes Blut!"

Vernahmst du, Graf, der Waffen Klang
Vom Hag herüber die Halle entlang?
Was trägt dein schwankender Fuß dich dahin?
Ach! Unheil ahnet dein finsterer Sinn.

Und über zwei Leichen auf blutigem Grund,
Da ringt er, verwaist, die Hände wund
Und weint die alten Augen blind
Und schüttelt sein greises Haar in dem Wind.

## Der Waldmann.

Der Wandrer eilt das Tal hinauf,
Er steigert fast den Schritt zum Lauf;
Der Pfad ist steil, die Nacht bricht ein,
Die Sonne sinkt in blut'gem Schein,
Die Nebel ziehn um den Drachenstein.

Und wie er bald das Dorf erreicht,
Ein seltsam Bild vorüberschleicht,
Gespenstisch fast, unheimlicher Gast. —
Drückt ihn annoch des Lebens Last?
Gewährt das Grab ihm keine Rast?

„Ihr friedlichen Leute, was zaget ihr
Und kreuziget euch und zittert schier?" —
„Ob mir das Haar zu Berge steigt,
Ich sag's dir an, wenn alles schweigt:
Es hat der Waldmann sich gezeigt."

„Der Waldmann?" — „Ja. Du wirst nicht bleich,
Du bist hier fremd, ich dacht' es gleich;
Ich bin ein achtzigjähr'ger Mann
Und war ein Kind, als sich's entspann;
Ich bin's, der Kunde geben kann.

Die Drachenburg stand dazumal
Stolz funkelnd noch im Sonnenstrahl;
Da lebte der Graf in Herrlichkeit,
Bei ihm, bewundert weit und breit,
Das junge Fräulein Adelheid.

Der Schreiber Waldmann, höflicher Art,
Trübsinnig, blaß und hochgelahrt,
Erfreute sich der Gunst des Herrn;
Er sah das Fräulein nur zu gern,
Und der Versucher blieb nicht fern.

Zu reden wie er, kein andrer verstund;
Er webte fein mit falschem Mund
Das Netz, womit er sie umschlang;
Er sprach von Lieb', er sprach von Rang,
Von freier Wahl und hartem Zwang,

Von Gott und Christo nebenbei
Und Sündenhaftes allerlei;
So hat er sie bestürmt, geplagt,
Gequält, umgarnt, sei's Gott geklagt!
Bis sie ihm Liebe zugesagt.

Spät ward's dem Vater hinterbracht;
Sein Zorn, sein Mitleid sind erwacht;
Sein Kind Erbarmen bei ihm fand;
Der falsche Schreiber ward verbannt
Bei Leibesstrafe von Burg und Land.

Schön Adelheid in Tränen zerfloß;
Der Waldmann aber irrt' um das Schloß;
Er kannt' nicht Ruh', er wußt' nicht Rat,
Er wütete, brütete früh und spat
Und sann auf schauerliche Tat.

Er sandt' ihr heimlich einen Brief,
Wovor es kalt sie überlief:
‚Zusammen sterben!' hieß es darin;
‚Getrennt zu leben, bringt keinen Gewinn;
Nach einem Dolchstoß steht mein Sinn.

Du schleichst zu Nacht aus des Schlosses Raum
Und stellst dich ein beim Kästenbaum!
Bestellt das Brautbett findest du,
Das Bett zur langen, langen Ruh';
Am Morgen deckt dein Vater uns zu.'

Und wie in schwerem Fiebertraum
Zog's sie zu Nacht nach dem Kästenbaum.
Ob da sie selbst den Tod begehrt,
Ob widerstrebt, ob sich gewehrt,
Die Nacht verbirgt's, kein Mensch es erfährt.

Der Tag, wie er in Osten ergraut,
Hat erst das blut'ge Werk geschaut;
Er hat in der Geliebten Brust,
Die Liebe nur atmet und süße Lust,
Den Dolchstoß sicher zu führen gewußt.

Wie aber sie sank in seinen Arm,
Ihr Blut verspritzte so rot und warm,
Da merkt' er erst, wie das Sterben tut,
Da ward er feig', da sank sein Mut,
Da dünkt' es ihn zu leben gut.

Er hat die Leiche hingestreckt
Und ist entflohn und hat sich versteckt.
Es ward das Schrecknis offenbar,

Wie kaum die Arme verblichen war;
Der Vater zerraufte sein greises Haar.

Er hat dem Mörder grausig geflucht:
Dem Tod zu entkommen, der drohend ihn sucht;
Er hat das Grab der Tochter bestellt,
Er hat sich bald zu derselben gesellt;
Sein Stamm verdorrt, die Burg zerfällt.

Der Waldmann dort bei den Gräbern haust,
Beim Kästenbaum, wann der Sturm erbraust,
Gespenstisch fast, unheimlicher Gast. —
Drückt ihn annoch des Lebens Last?
Gewährt das Grab ihm keine Rast?

Man weiß es nicht; doch wann er steigt
Hinab zu Tal, im Dorfe sich zeigt,
So folgt ihm Unheil auf dem Fuß;
Verderben bringt sein ferner Gruß,
Und wen er anhaucht, sterben muß."

---

## Vergeltung.

Wie der Mai du anzuschauen,
Wonnereiche, Zarte, Feine,
Mit des Haares Gold, der blauen,
Klaren Augen Himmelsreine;
Mit den Lippen von Korallen,
Mit der Gabe zu gefallen,
Holdes, süßes Mägdelein! —
Mußt, unseligste von allen,
Du des Henkers Tochter sein?!

Und der Vater kam nach Hause
Düstern, fast verstörten Mutes;
Ihn verfolgt das Bild, das grause,
Des am Tag vergoßnen Blutes: —
„Haben, die den Stab gebrochen,
Nach den Rechten auch gesprochen,
Schreit um Rache doch dies Blut.
Jene Rechte sind bestochen,
Sind der Unterdrücker Gut.

Ja, die Mächt'gen, die Beglückten,
Ja, die Götter dieser Erden!
Ihnen muß der Unterdrückten
Sühnend Blut geopfert werden.
Rein von Blut sind ihre Hände;
Das Gesetz verlangt die Spende,
Wie der Richter selber spricht;
Ich Verworfner bring's zu Ende,
Ob das Herz darob mir bricht.

Recht und Freiheit! rufen wollte
Dieser noch, da scholl der dumpfe
Trommelschlag, — ein Wink, — es rollte
Schnell sein Haupt, getrennt vom Rumpfe.
Morgen werden Mütter weinen;
Morgen folgen zwei dem einen,
Und gebrandmarkt werden drei! —
Möchte noch der Tag mir scheinen,
Wo Vergeltung Losung sei!" —

Wühlt in seines Herzens Wunden
So der Alte trüb' und trüber,
Und die nächtlich bangen Stunden
Ziehen träg' an ihm vorüber;
Ewig scheint die Nacht zu dauern;
Wahngebilde sieht er lauern,
Wo sein Auge starrend ruht,
Sieht an den geweißten Mauern
Rieseln der Gerechten Blut.

Und er hofft die düstern Sorgen,
Sich beschäft'gend, abzustreifen;
Im voraus zum andern Morgen
Will er Beil und Messer schleifen,
Will am Herde sich bemühen,
Noch die Stempel auszuglühen,
Die er morgen brauchen soll; —
Blutrot sieht er Funken sprühen
Um das Eisen schreckenvoll.

Blut und Blut! die grausen Bilder
Stürmen auf ihn ein und hadern;
Es empöret wild und wilder
Sich das Blut in seinen Adern;
Frieden hofft er nur zu finden,

Sich der Angst nur zu entwinden
In der reinen Unschuld Näh': —
„Dieser Spuk, er wird verschwinden,
Wann ich meine Tochter seh'.

Nahen will ich ihr, mich halten
Ihr zu Häupten, nur sie schauen,
Zum Gebet die Hände falten
Und auf meinen Gott vertrauen." —
Wie er sagte, also tat er;
Sorglich, leisen Schrittes naht' er,
Nicht zu stören ihre Ruh'. —
Was, verzweiflungsvoller Vater,
Zuckst dein scharfes Messer du?

Ach, du siehest, weh dir Armen!
Siehst den Wüstling, siehst den Grafen,
Siehst der Tochter in den Armen
Den Verführer eingeschlafen.
Im Begriff, den Stoß zu führen,
Wirst du andres noch erküren;
Ja, du wirfst das Messer weit; —
„Zeit war's, jene Glut zu schüren,
Und der Stempel liegt bereit. —

Wirst nicht, Schandbub, mit dem Leben
Nur die Freveltat mir büßen;
Werde meinen Fluch dir geben,
Und du wirst dich krümmen müssen!
Trage du auf deiner bleichen
Stirne dieses Kainszeichen,
Eingebrannt von meiner Hand!
Magst so ungefährdet schleichen,
Mann der Sünde, durch das Land!"

Zischend brennt sich ein das Eisen;
Schreiend fährt er aus dem Schlafe
Und erblickt den grimmen Greisen
Mit dem Werkzeug seiner Strafe. —
„Zeuch von hinnen! Dein Erwachen
Möge den noch glaubend machen,
Der Vergeltung nicht geglaubt;
Gott ist mächtig in dem Schwachen!"
Spricht's und wiegt sein graues Haupt.

## Der König im Norden.[1])

Es war ein König im Norden,
Gar stolz, gewaltig und reich;
Ihm gleich ist keiner geworden,
Und nie wird einer ihm gleich.

Und als es galt zu sterben,
Er saß am öden Meer;
Es schlichen herbei seine Erben,
Der Wolf, die Eule, der Bär.

Da sprach er zum zottigen Bären:
„Dir lass' ich Forst und Wald;
Kein Jagdherr wird dich stören
Im luftigen Aufenthalt."

Und weiter sprach er zur Eule:
„Ich lasse sonder Zahl
Dir Burgen und Städte, verteile
Sie deinen Töchtern zumal!"

Und sprach zum Wolfe desgleichen:
„Dir lass' ich ein stilles Feld,
Mit Leichen und aber Leichen,
So weit ich geherrscht, bestellt."

Und wie er solches gesprochen,
So streckt' er sich aus zur Ruh'; —
Ein Sturm ist angebrochen,
Der deckte mit Schloßen ihn zu.

---

## Laß ruhn die Toten.

Es ragt ein altes Gemäuer
Hervor aus Waldesnacht;
Wohl standen Klöster und Burgen
Einst dort in herrlicher Pracht.

Es liegen im kühlen Grunde
Behauene Steine gereiht;
Dort schlummern die Frommen, die Starken,
Die Mächt'gen der alten Zeit.

[1]) Ich schmücke mich mit fremden Federn. Dieses Gedicht ist eigentlich von Julius Curtius; ich habe es nur beim Abschreiben unbedeutend in den Worten verändert.

Was kommst du bei nächtlicher Weile
Durchwühlen das alte Gestein?
Und förderst herauf aus den Gräbern —
Nur Staub und Totengebein!

Unmächtiger Sohn der Stunde!
Das ist der Zeiten Lauf.
Laß ruhn, laß ruhn die Toten,
Du weckst sie mit Klagen nicht auf!

---

## Ungewitter.

Auf hohen Burgeszinnen
Der alte König stand
Und überschaute düster
Das düster umwölkte Land.

Es zog das Ungewitter
Mit Sturmesgewalt herauf;
Er stützte seine Rechte
Auf seines Schwertes Knauf.

Die Linke, der entsunken
Das goldene Zepter schon,
Hielt noch auf der finstern Stirne
Die schwere, goldene Kron'.

Da zog ihn seine Buhle
Leis' an des Mantels Saum:
„Du hast mich einst geliebet,
Du liebst mich wohl noch kaum?" —

„Was Lieb' und Lust und Minne?
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.

Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächtiger, bangender Sohn.

Was Lieb' und Lust und Minne?
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt."

---

## Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltsam!
Unabläßig, unaufhaltsam,
Allgewaltig naht die Zeit.

Torenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüten prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Äste schütteln!
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt."

Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
„Lohnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen,
Treff' ihn allerorten Schmach!"

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer läßig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltsam, unabläßig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide gähnt dein Grab.

Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heischt Vernichtung,
Treibst als Wrack du doch hinab."

Einen sah man da erschrocken
Bald erröten, bald erblassen:
„Wer hat ihn hereingelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt, den Toren festzuhalten,
Laßt verstummen den Gesang!"

Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Turme
Ruhig, heiter seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Schreien mußt' ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unablässig, allgewaltig,
Unaufhaltsam naht die Zeit."

---

## Deutsche Volkssagen.

„Die Sage will ihr Recht. Ich schreit' ihr nach.
Fouqué an Fichte. (Held d. N. II.)

### 1. Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus"
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt,

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!"

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

## 2. Die versunkene Burg.

Es ragt, umkrönt von Türmen, empor aus dunklem Forst
Ein steiler, luft'ger Felsen, das ist der Raubherrn Horst,
Und wie aus blauen Lüften der Aar auf seinen Fang,
So schießen sie auf Beute von dort das Tal entlang.

Drei Brüder sind's, auf Straßen zu Roß in blankem Stahl,
In Hermelin und Purpur daheim im Rittersaal,
In Blut und Lust und Sünden, in Stolz und Üppigkeit,
So schwelgen sie und prassen, gefürchtet weit und breit.

Und ihre freche Buhle weiß nicht, wie Hunger tut;
Sie prunkt in Gold und Seide und tritt aus Frevelmut
Die heil'ge Gottesgabe verächtlich in den Kot,
Sie geht einher auf Schuhen von feinem Weizenbrot.

Der Wächter hat gerufen: „Auf, Ritter, auf! zu Roß!
Von Reisigen erscheinet ein staubumwölkter Troß;
Das sind die fremden Kaufherrn, das ist der reiche Zug,
Die führen wenig Eisen, doch rotes Gold genug."

„Vergeßt nicht eure Buhle," ruft ihnen nach die Maid,
„Schafft Gold und Edelsteine, schafft funkelndes Geschmeid',
Versorgt mit Singevögeln aufs neu' den Rosenhag,
Daß sich an ihrem Zwitschern mein Ohr erfreuen mag!"

Und bald mit Jubel ziehen sie wieder burghinan,
Vor ihnen die Gefangnen, gebunden Mann für Mann. —
„Wir bringen dir die Vögel, die du begehret hast,
Im Rosenhag zu zwitschern, und Goldes manche Last."

Der Rosenhag: tief öffnet und eng sich eine Gruft,
Das Burgverließ, es steiget empor der Leichen Duft;
Tief unten gähnt der Abgrund, ein jäher Felsenspalt;
Kein andrer Ausgang führet aus diesem Aufenthalt.

Da galt es zu verhungern. Der Angstruf, welcher drang
Aus diesem Schreckensschlunde, das war der Vogelsang;
Und wenn hinab sich stürzte, am Felsen sich zerschlug
Verzweiflungsvoll ein Opfer, das war der Vogelflug.

Sie stießen nun die Armen hinab in diesen Graus;
Da rief ein Greis, ein Priester, noch händeringend aus:
„Weh über euch, ihr Toren! die ihr verblendet seid,
Einst werden solche Werke mehr euch denn uns noch leid!"

Da rief ein Ritter grimmig: „Nun — Blutschuld, Sinnenlust?
Ich bin der eignen Werke vollkommen mir bewußt;
Ich will darüber brüten, bei meinem teuren Eid!
Bis zu dem Weltgerichte, sie werden mir nicht leid!"

Da rief der andre höhnend: „Du willst der Rabe sein?
Die Sorg' um meine Werke, so wie die Lust ist mein;
Ich selber will sie tragen, bei meinem teuren Eid!
Bis zu dem jüngsten Tage, sie werden mir nicht leid."

Da rief der dritte lachend: „Hinunter in den Schlund,
Als Nachtigall zu singen, der hier gebellt als Hund!
Ich trage meine Werke, bei meinem teuren Eid!
Bis an den Tag der Tage, sie werden mir nicht leid."

Wie frevelnd ihren Lippen das schnelle Wort entflohn,
Entgegnet aus der Tiefe ein Wehgeschrei dem Hohn,
Und „Amen!" ruft die Buhle, die höllisch gellend lacht;
Da schallt und rollt der Donner, der Felsen wankt und kracht.

Und jene kreischt verwandelt, es rauscht der Flügelschlag,
Sie schwingt sich in die Lüfte, verfinstert wird der Tag;
Die Erde flammensprühend eröffnet ihren Mund,
Und wie die Burg versunken, so ebnet sich der Grund.

Du forschest nach der Stätte, wo einst die stolze stand?
Du fragtest nach den Namen, wie jene sonst benannt? —
Vergebliches Beginnen! Es waltet das Gericht;
Vergessen und verschollen! die Sage weiß es nicht.

## 3. Die Männer im Zobtenberge.

Es wird vom Zobtenberge gar Seltsames erzählt:
Als tausend und fünfhundert und siebzig man gezählt,
Am Sonntag Quasimodo lustwandelte hinan
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein schlichter, frommer Mann.

Er war des Berges kundig, und Schlucht und Felsenwand
Und jeder Stein am Stege vollkommen ihm bekannt;
Wo in gedrängtem Kreise die nackten Felsen stehn,
War diesmal eine Höhle, wo keine sonst zu sehn.

Er nahte sich verwundert dem unbekannten Schlund,
Es hauchte kalt und schaurig ihn an aus seinem Grund;
Er wollte zaghaft fliehen, doch bannt' ihn fort und fort
Ein lüsternes Entsetzen an nicht geheuren Ort.

Er faßte sich ein Herze, er stieg hinein und drang
Durch enge Felsenspalten in einen langen Gang;
Ihn lockte tief da unten ein schwacher Dämmerschein,
Den warf in ehrner Pforte ein kleines Fensterlein.

Die Pforte war verschlossen, zu welcher er nun kam;
Er klopfte, von der Wölbung erdröhnt' es wundersam;
Er klopfte noch zum andern-, zum drittenmal noch an,
Da ward von Geisterhänden unsichtbar aufgetan.

An rundem Tische saßen in schwarzbehangnem Saal,
Erhellt von einer Ampel unsicher bleichem Strahl,
Drei lange, hagre Männer; betrübt und zitternd sahn
Ein Pergament vor ihnen sie stieren Blickes an.

Er, zögernd auf der Schwelle, beschaute sie genau, —
Die Tracht so altertümlich, das Haar so lang und grau; —
Er rief mit frommen Gruße: „Vobiscum Christi pax!"
Sie seufzten leise wimmernd: „Hic nulla, nulla pax!"

Er trat nun von der Schwelle nur wen'ge Schritte vor,
Vom Pergamente blickten die Männer nicht empor;
Er grüßte sie zum andern: „Vobiscum Christi pax!"
Sie lallten zähneklappernd: „Hic nulla, nulla pax!"

Er trat nun vor den Tisch hin und grüßte wiederum:
„Pax Christi sit vobiscum!" sie aber blieben stumm,
Erzitterten und legten das Pergament ihm dar:
„Hic liber obedientiæ" darauf zu lesen war.

Da fragt' er: wer sie wären? — Sie wüßten's selber nicht.
Er fragte: was sie machten? — Das endliche Gericht
Erharrten sie mit Schrecken, und jenen jüngsten Tag,
Wo jedem seiner Werke Vergeltung werden mag.

Er fragte: wie sie hätten verbracht die Zeitlichkeit?
Was ihre Werke waren? Ein Vorhang wallte breit
Den Männern gegenüber und bildete die Wand;
Sie bebten, schwiegen, zeigten darauf mit Blick und Hand.

Dahin gewendet, hob er den Vorhang schaudernd auf:
Gerippe und Schädel lagen gespeichert da zuhauf;
Vergebens war's mit Purpur und Hermelin verdeckt,
Drei Schwerter lagen drüber, die Klingen blutbefleckt.

Drauf er: ob zu den Werken sie sich bekennten? — „Ja."
Ob solche gute waren, ob böse? — „Böse, ja."
Ob leid sie ihnen wären? Sie senkten das Gesicht,
Erschraken und verstummten; sie wüßten's selber nicht.

## 4. Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie aufs neu';
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

Das Walserfeld bei Salzburg bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt;
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

'Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein;
Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu;
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh';
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich euch das Zeichen: Ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze aufs neu' lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angetan,
Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang verheißne Zeit;
Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah;
Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft
Und schwöllen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maß der Sünde? ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar:
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

## 5. Die Weiber von Winsperg.

Der erste Hohenstaufen, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Winsperg seit manchem langen Tag;
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn;
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn.
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Tore, so trifft euch doch das Schwert."

Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug! wir sind vom Blute rein."
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei!
Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort!
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort."

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut:
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Tor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Ehherrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht; —
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht."

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht.
Die Sage schallt herüber aus halbvergeßner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

## Abdallah.

(Tausend und eine Nacht.)

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
Es weiden um ihn die Kamele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurückzugewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab',
Ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl
Und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise teilnehmend einander befragt,
Was jeder verlangt zu wissen, willfährig einander gesagt;
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort,
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz
Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kamele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kamele mein,
Nur achtzig Kameleslasten, es wird zu merken nicht sein.
Und dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu deines Dienstes Sold,
Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint,
Dir vierzig Kamele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint;
Den Wert der vierzig Tiere empfängst du millionenfach,
Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!"

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
Wir teilen gleich die Kamele, wir teilen gleich den Gewinn."
Er sprach's, doch taten ihm heimlich die vierzig Lasten leid;
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die beiden vom Lager sich ohne Verzug;
Abdallah treibt die Kamele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Tal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
Noch drang in diese Wildnis des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Tieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge verteilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Tun und Reden viel kräftige Spezerein.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag;
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag;
Die Finsternis entweichet, der Tag bricht neu hervor;
Es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Tor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut;
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb' von Kristall,
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, des Glanz den Menschen betört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die Hallen entlang,
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrtum und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, des Glanz ihn berauscht,
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kamele, schier über ihre Kraft;
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft:
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh'
Und nimmt daraus ein Büchschen und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze und, was darin verwahrt,
Gleich wertlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid';
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt getan;
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein jeder übernimmt
Die Hälfte der Kamele, die ihm das Los bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint;
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah erzeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;
Des andern vierzig Lasten, sie dünken ihn eigner Verlust;
Ein Derwisch solche Schätze, die eignen Kamele, — das kränkt,
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör', mein Bruder!" — so folgt er seiner Spur —
„Nicht um den eignen Vorteil, ich denk' an deinen nur;
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
Du, Guter, an vierzig Kamelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Tieren wohnt;
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wohl mit achtzig, dir wird's mit vierzig zu schwer,
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß recht du haben magst:
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn!
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seiner Gier:
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Tor, er gäbe sie mir.
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein;
Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort:
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kamelen nicht fort;
Die widerspenstigen Tiere sind störriger, denn du denkst,
Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn!
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheun,
Noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
Noch dies ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht nein mir sagen, noch sagtest du nein mir nie."

„So nimm das Tier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt!
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht wert.
Sei fromm und weis' im Reichtum und beuge vor Allah dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Tor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: das ist das rechte Geschmeid',
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?" —
„So nimm es!" spricht der Derwisch und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das rätselhafte, hält;
Er spricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?"

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar.
Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind."

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder! Du machst es besser, traun!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!"

Willfährig tut's der Derwisch; da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Er denkt: Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letztenmal mich an!
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke getan;
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir;
Dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!"

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund.
Ich will, nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß."

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld,
Den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld;
Daß dieser sich so weigert, das ist für ihn der Sporn;
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind;
Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind;
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke getan,
Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann!"

Und wie er noch der Drohung die Tat hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt;
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst,
Nun heile, kenntnisreicher, was selber du verbrachst!" —
„Ich habe nichts verbrochen; dir ward, was du gewollt,
Du stehst in Allahs Händen, der alle Schulden zollt."

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub;
Der Derwisch, abgewendet, bleibt seinen Klagen taub;
Der sammelt die achtzig Kamele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf;
Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

---

## Der heilige Martin, Bischof von Tours.

(Legende.)

„Diesen Martin", rief der Satan, —
„Fürchtet nichts, ihr Höllengeister,
Fürchtet nichts und hört den Rat an,
Den geschmiedet euer Meister! —
Diesen Martin, der, geplaget,
Angefochten, — unverzaget,
Unverfährdet, uns zum Hohn,
Wiederbringt die Kreaturen,
Die zu unsern Zeichen schwuren,
Dem verhaßten Menschensohn,
Diesen gilt es zu verderben;
Also will um ihn ich werben,
Zählt ihn zu den unsern schon!"

Redend hat der Geist der Lüge
Form und Körper angenommen,
Und es sind des Heilands Züge,
Welche seiner Arglist frommen. —
„Fürchtet nichts, o Vielgetreue,
Fürchtet nichts, wenn euch aufs neue

Tief verhaßt der Anblick kränkt;
Fürchtet nichts, ich bin der Alte,
Der, wie er sein Antlitz falte,
Alten Grolles nur gedenkt!
Ihm, den sie den Heil'gen schelten,
Will ich für den Juden gelten,
Bis er seine Seel' uns schenkt."

Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmut die Gebärde.
Und die Teufel faßt ein Grauen,
Wie das Schreckenbild sie schauen,
Und ein Weheruf erschallt:
Heulend stürzen sie vonsammen,
Suchen Schutz in ew'gen Flammen
Vor des Rächers Allgewalt;
Und mit Angst erfüllt nicht minder
Auch den argen Trugserfinder
Die erfrevelte Gestalt.

Bischof Martin liegt indessen,
Lieb' im Herzen, Hoffnung, Glaube,
Tief in Demut, selbstvergessen,
Vor dem Kruzifix im Staube:
„Der du starbst, uns zu erlösen,
Sieh uns Schwache von dem Bösen,
Von der Sünde Garn umstellt;
Straf uns nicht in deinem Zorne,
Wasch uns rein im Gnadenborne
Von der Schuld, die auf uns fällt!"
Und es tritt der Geist der Lüge
Vor ihn hin, er trägt die Züge
Des Erlösers dieser Welt.

Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmut die Gebärde:
„Martin, sieh, ich bin der wahre
Christus, und ich offenbare
Dem mich, der zu mir sich neigt;
Und es ist dir anbefohlen,

Anzubeten unverhohlen,
Der sich deinen Augen zeigt."
Martin starrt, die Augen offen,
Schier entrüstet und betroffen
Den Versucher an und schweigt.

Und der Arge redet wieder:
„Christus bin ich und befehle:
Falle betend vor mir nieder
Und ergib mir deine Seele!"
Er darauf: „Der Allerbarmer
War hienieden selbst ein Armer;
Er, die Wahrheit, er, das Licht,
Er, mein Christus, starb am Holze;
Aber dich in deinem Stolze,
Dich — entfleuch! — dich kenn' ich nicht."
Und es war der Trug zerstoben;
Martin, seinen Gott zu loben,
Liegt im Staube fromm und schlicht.

---

## Abba Glosk Leczeka.

Es schallen gut im Liede der Purpur und das Schwert,
Doch hüllt sich oft in Lumpen, der auch ist preisenswert;
Ich führ' euch einen Juden und Bettler heute vor,
Den Abba Glosk Leczeka; verschließt ihm nicht das Ohr!

Er harrte vor der Türe von Moses Mendelssohn
Gelassen und geduldig vor Sonnenaufgang schon;
Wie hoch in Himmelsräumen zu steigen sie begann,
Trat erst aus seiner Wohnung der weitberühmte Mann.

Ihn grüßt der fremde Bettler in polnisch-jüd'scher Tracht,
Sein Gruß den Schriftgelehrten dem andern kenntlich macht;
Er aber geht vorüber: „An Zeit es mir gebricht!" —
Der Fremde weicht zurücke, doch von der Schwelle nicht.

Und Mittag ward's und Abend, und als zur Nacht es ging,
Die Stadt in ihren Straßen die Schatten schon empfing,
Kam heim zu seinem Herde der weitberühmte Mann;
Da grüßt' ihn noch der Bettler, wie morgens er getan.

Er sucht in seiner Börse nach einem Silberstück,
Ihm hält der fremde Bettler die milde Hand zurück:
„Das nicht von dir begehr' ich, nur dein lebend'ges Wort;
Mich führt der Durst nach Wahrheit allein an diesen Ort." —

„Du scheinst der kleinen Gabe bedürftig mir zu sein." —
„Du hältst mich für unwürdig der größern!" — „Tritt herein!
Suchst redlich du die Wahrheit, die vielen so verhaßt,
So sei dem Gleichgesinnten ein liebgehegter Gast!"

Beim wogenden Gespräche, beim häuslich trauten Mahl,
Beim Becher edlen Weines, dem flüss'gen Sonnenstrahl,
Erblüht dem fremden Bettler die Rede wunderbar,
Ein Gläub'ger und ein Denker, wie nie noch einer war.

Er hat des Wortes Fessel gesprengt mit Geisteskraft,
Er hängt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft,
Er sprühet Lichtgedanken so machtvoll vor sich hin,
So eignen Reiz verleiht ihm sein heitrer, froher Sinn.

Und ob des selt'nen Mannes verwundert und erfreut,
Der seine Neigung fesselt und Ehrfurcht ihm gebeut,
Fragt Mendelssohn ihn traulich: „Wie haben Schul' und Welt
So seltsam dich erzogen und deinen Geist erhellt?"

Drauf er: „Du lenkst vom Lichte die Blicke niederwärts,
Zu forschen nach dem Menschen und schauen ihm ins Herz;
Ich zeige mich dem Freunde und meinen Weg und Ziel,
Und melde, wie die Binde mir von den Augen fiel.

Mein Forschen und mein Trachten, das bin ich selbst und ganz;
Minuten so wie diese sind meines Lebens Glanz;
Ich trage sechzig Jahre noch frisch und wohlgemut,
Noch schmilzt den Schnee des Alters des Herzens innre Glut.

Zu Glosk in unsern Schulen bekam ich Unterricht;
Der Talmud und der Talmud! sie wußten andres nicht;
Verhangen und verfinstert das göttliche Gebot,
Das leis' aus tiefstem Herzen sich doch mir mahnend bot!

Wie hab' ich oft mit Schmerzen die stumme Mitternacht
Auf ihren toten Büchern verstört herangewacht!
Wie hätt' ich fromm und willig den Lehrern nur geglaubt,
Und wiegte doch verneinend mein sorgenschweres Haupt!

Und nun ich sollte lehren, so wie ich selbst belehrt,
Da hat sich mir die Rede gar wundersam verkehrt;
Da schalt aus mir die Stimme auf Satzungen und Trug,
Dem Blitze zu vergleichen, der aus den Wolken schlug.

Sie haben sich entsetzet, sie haben mich fortan
Bedrohet und gefährdet und in den Bann getan;
Ich hatte mich gefunden, ich war, der ich nun bin,
Ich folgte meiner Sendung mit leichtem, freud'gem Sinn.

So wallt' ich, in der Heimat ein Fremder, nun hinfort
Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort
Und forschte, sprach und lehrte und trachtete doch nur,
Das arme Volk zu leiten auf eine beßre Spur.

Und dreizehn Bücher hatt' ich verfaßt mit allem Fleiß;
Die Bücher, sie enthielten das Beste, was ich weiß;
Zu Wilna, o! da waren fast grausam allzu sehr
Die Ältesten des Volkes, wie nirgends anders mehr.

Sie haben meine Bücher zerrissen insgesamt
Und haben zu den Flammen sie ungehört verdammt;
Sie schichteten den Holzstoß beim alten Apfelbaum
Vor ihrer Synagoge im innern Hofesraum.

Da standen in dem Rauche die Alten blöd' und blind,
Den schlug auf sie hernieder ein mächt'ger Wirbelwind;
Gereinigt schwang die Flamme sich zu dem höhern Licht;
Den Geist, das Licht, die Sonne vernichten sie doch nicht.

Ich selbst, ich sollte sterben, kaum heimlich war der Rat;
Doch fand sich ein Rabbiner, der um mein Leben bat;
Ich wurde bloß gegeißelt, und als man frei mich gab,
So griff ich heitern Sinnes zu meinem Wanderstab.

Der freud'ge, rüst'ge Waller zieht über Berg und Tal,
Ihm scheinet, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl;
Der Schoß der grünen Erde empfängt mit rechter Lust
Sein müdes Haupt am Abend, er ruht an Mutterbrust.

Wer je von seinen Brüdern den Hunger selber litt,
Teilt ihm vom letzten Brote gern einen Brocken mit;
Er zieht durch Land und Städte und rühmt sich reich und frei
Und weiß von keiner Armut und keiner Sklaverei.

Vor Sprach- und Stammverwandten entquillt an jedem Ort
Aus übervollem Herzen ihm das lebend'ge Wort,
Zu lehren und zu bessern, zu sichten sonder Scheu
Den Glauben von dem Wahne, den Weizen von der Spreu.

Ist Felsen auch der Boden, die Saat verstreue nur!
Es träufelt auf den Felsen wie auf die grüne Flur
Des Ew'gen milder Regen. Beharrlichkeit! Geduld!
Du zahlest deinem Schöpfer so deines Lebens Schuld.

Und herwärts zog mich mächtig und ahndungsvoll mein Herz,
Von deines Namens Klange gelockt, du reines Erz!
Du bist, den ich gesuchet, du, der, vom Wahne fern,
Zerbricht die hohle Schale und sucht nach ihrem Kern.

Das will auch ich, so reiche mir deine liebe Hand!
Wir schaffen hier und knüpfen ein gottgefällig Band;
Das Licht, das ist das Gute; die Finsternis, die Nacht,
Das ist das Reich der Sünde und ist des Bösen Macht.

Dir strömet von den Lippen ein ruhig klarer Born,
Es leiht gewalt'ge Worte mir oft ein heil'ger Zorn;
So laß vor unserm Volke zerreißen uns vereint
Des Aberglaubens Schleier, bis hell der Tag ihm scheint!

Nicht träge denn, nicht lässig! die Hand ans Werk gelegt!
Versammle du die Jünger; es tagt, die Stunde schlägt!
Wir hammern an den Felsen, bis hell der Stein erklingt,
Und an das Licht der Sprudel lebend'gen Wassers springt."

Darauf mit Rührung lächelnd der Wirt zu seinem Gast:
„Genügt dir nicht, du Guter, was du erduldet hast?
Soll wiederum sich schichten ein Scheiterhaufen? kann
Die Geißel nicht dich lehren? Du lehrbegier'ger Mann!

Du forschest nach der Wahrheit; erkenne doch die Welt,
Die fester als am Glauben am Aberglauben hält!
Was je gelebt im Geiste, gehört der Ewigkeit;
Nur ruft es erst ins Leben die allgewalt'ge Zeit.

Bleib hie und lerne schweigen, wo sprechen nicht am Ort!
Du magst im stillen forschen, erwägen Geist und Wort
Und magst das Korn der Furche der Zeiten anvertraun;
Vielleicht wird einst dein Enkel die goldnen Saaten schaun."

Drauf er: „Du schweigst, du Kluger, und schweigen soll mein Mund;
So sprich, wer soll denn reden und tun die Wahrheit kund?
Du helles Licht des Geistes sollst leuchten freundlich mir;
Die Hand darauf! — Wir scheiden! mein Pfad, der trennt sich hier."

Er ging; dem Flammengeiste, dem Flammenherzen galt
Für Feigheit jede Vorsicht, und freundlich zürnend schalt
Ihn Mendelssohn vergebens; er ging und lehrt' und sprach,
Bis über ihn aufs neue das Ungewitter brach.

Die Ältesten des Volkes, entrüstet, luden ihn
Vor ihre Schranken: „Rede, was machst du in Berlin?" —
„Ich forsch' in dem Gesetze, darüber sprech' ich auch
Mit andern Schriftgelehrten nach hergebrachtem Brauch." —

„Du stehst in keinem Dienste? hast kein Gewerbe?" — „Nein!
Ich kann und will nicht handeln und mag nicht dienstbar sein." —
„Und wir, nach hies'ger Ordnung, verbieten diese Stadt
Dem ärgerlichen Neurer, der hier gelästert hat."

Darauf erhob sich Abba und sprach: „Hartherzigkeit,
Du bist zur Ordnung worden, du herrschest hier zur Zeit!
Und kennt ihr den Propheten Jeremia denn nicht,
Der so aus meinem Munde zu euch, ihr Starren, spricht:

‚Die Missetat der Tochter von Sion, unerhört!
Verdunkelt Sodoms Sünde, die doch mein Grimm zerstört!'
Die Schrift und die Propheten, die les' ich Tag und Nacht
Und hab' auch andre Worte zu eigen mir gemacht!

‚Du sollst dich nicht entsetzen und sollst, du Menschenkind,
Vor ihnen dich nicht fürchten, die mir abtrünnig sind;
Du wohnst bei scharfen Dornen und Skorpionen dort;
Doch sollst du dich nicht fürchten, verkündest du mein Wort."

Sie holten ihn am Abend wohl mit der Polizei,
Ihn auf die Post zu bringen; er rief den Freund herbei,
Der schafft' ihm einen Dienstschein; geschirmet war er so
Vor seinen Widersachern, sie waren des nicht froh.

Und eine Rechnung reichten zur Zahlung sie ihm dar,
Wo Postgeld nebst der Bütteln Gebühr verzeichnet war;
Er aber sprach und lachte: „Geduldet euch, ihr Herrn!
Hier paßt wohl ein Geschichtchen, und ich erzähl' es gern:

Den Unsern wird zu Lemberg ein kummervolles Los,
Die jungen Herrn, die Schüler sind ganz erbarmungslos;
Den armen Unterdrückten mißhandeln sie und schmäh'n
Und werfen ihn mit Steinen, wo immer sie ihn sehn.

Als einer, den sie schlugen, nah am Verscheiden war,
Vermaß sich die Gemeinde, bedrängt von der Gefahr,
Den Jesuitenobern zu klagen ihre Not;
Die haben unparteiisch erlassen ein Verbot:

‚Es dürfen nicht die Schüler aus eitlem Zeitvertreib
Die Juden so mißhandeln, daß sie an ihrem Leib
Beschädigt werden möchten; es wird auch untersagt,
Blutrünstig sie zu schlagen, wie eben wird geklagt.

Ein arglos Schimpfen, Werfen, ein Stoß und solcherlei,
Das müssen sie erdulden und steht den Schülern frei,
Weil mancher unter diesen ist guter Eltern Kind,
Und Juden doch am Ende nur eben Juden sind.'

Ein Jud' in diesen Tagen, der her die Straße kam,
Bemerkte, daß ein Schüler ihn recht zum Ziele nahm.
Er bückte sich beizeiten und wich dem Stein noch aus,
Der klirrend flog ins Fenster dem nächsten Bürgerhaus.

Die Scheibe war zerbrochen; der Bürger säumte nicht
Und zog, Ersatz zu fordern, den Juden vor Gericht:
‚Denn hättest du gestanden dem Wurf, wie sich's gebührt,
So wurde von dem Steine mein Fenster nicht berührt.'

‚Ihr habt den Stein geworfen, ich habe mich gebückt,
So hat der Wurf die Scheibe des Nachbars nur zerstückt;
Ich soll die Scheibe zahlen, das Recht, das eure, spricht's;
Doch hat das Recht verloren, denn seht! ich habe nichts.'"

Als jene sich entfernet, verblieben noch die zwei
Im traulichen Gespräche; sie dachten laut und frei;
Begegnen sich die Geister verwandt im Lichtrevier,
Das ist des Lebens Freude, das ist des Lebens Zier.

Und Abba zu dem Freunde: „Bin friedlich ja gesinnt;
Du siehst, daß allerorten sich Hader um mich spinnt;
Frei muß ich denken, sprechen und atmen Gottes Luft,
Und wer die drei mir raubet, der legt mich in die Gruft.

Von hinnen will ich ziehen, den Wanderstab zur Hand
Ein Land der Freiheit suchen, nach Holland, Engelland;
Der Druck hat hier den Juden Bedrückung auch gelehrt;
Wohl wird er Duldung üben, wo Duldung er erfährt."

Und Mendelssohn dagegen und schüttelte das Haupt:
„Du liebewerter Schwärmer, der noch an Duldung glaubt,
Zeuch hin, dich bloß zu geben auch dort der Eulenbrut!
Dein zugewognes Glücksteil, das ist dein froher Mut." —

„Mein zugewognes Glücksteil, das ist die Liebe mein
Zu meinem Volk; mein Glaube, zu bessern müss' es sein;
Mein Hoffen, mitzuwirken dazu mit Gut und Blut;
Du nennst die drei zusammen, das ist mein froher Mut."

Und frohen Mutes nahm er den Wanderstab zur Hand
Und zog wohl in die Fremde, nach Holland, Engelland;
Den blut'gen Welterobrer verfolgt die Sage nur,
Vom Menschenfreund und Bettler verlieret sich die Spur.

Zurück nach manchen Jahren gleich frohen Mutes kam
Er nach Berlin gewandert; sein rechter Arm war lahm,
Und blind sein andres Auge, vernarbt sein Angesicht,
Sein Herz allein das alte, verändert war es nicht.

So trat er freundlich lächelnd vor Moses Mendelssohn:
„Wie dort es mir ergangen, du Kluger, siehst es schon;
Sie haben mich geschmähet, mißhandelt und verbannt;
War ihnen Macht gegeben, sie hätten mich verbrannt."

Und wieder frohen Mutes, da ihn Berlin verstieß,
Zog er nach seiner Heimat, die Haß ihm nur verhieß;
Da wallt' er rüst'gen Schrittes, ein Fremder, fort und fort,
Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort.

Einst sucht' er wohl vergebens seit manchem Tag vielleicht,
Wer ihm von seinem Brote das dürft'ge Stück gereicht;
Der Schoß der Mutter Erde empfing zur letzten Ruh'
Sein graues Haupt, ihm fielen die müden Augen zu.

---

## Der neue Diogenes.

Was pressen sich die dichten Massen
Des Volkes in den engen Raum?
Es fassen, Amiens, deine Straßen
Das wogende Gedränge kaum. —

Der Kaiser naht, der Herr der Welt;
Hebt Siegeslieder an zu singen!
Er hat der Feinde Macht zerschellt,
Er naht, den Seinen Heil zu bringen! —

Der Freudenrausch, der sich ergossen,
Er läßt den einen unberührt;
Ein Steinmetz ist's, der unverdrossen
Den Meißel und den Hammer führt;
Der läßt den Zug vorübergehn
Und nicht im Tagewerk sich stören,
Als hab' er Augen nicht, zu sehn,
Als hab' er Ohren nicht, zu hören.

Vom Roß herab bemerkt von ferne
Der Kaiser dort den rüst'gen Mann;
Es reizt ihn, daß er kennen lerne,
Wer so von ihm sich sondern kann.
Er hat sich ihm genaht, er fragt:
„Was schaffst du da?" — „Den Stein behauen!"
Entgegnet der, und wie er's sagt,
Er kann ihm scharf ins Antlitz schauen.

„Ich sah dich bei den Pyramiden,
Du schlugst dich gut, du warst Sergeant;
Wie kam's, daß du den Dienst gemieden,
Vergessen hier und unbekannt?"
„Ich habe meine Schuldigkeit
Getan, o Herr, zu allen Stunden
Und ward nach ausgedienter Zeit
Von Eid und Kriegespflicht entbunden!" —

„Es tut mir leid, im Heer zu missen,
Wer brav sich hielt im Kriegeslauf;
Laß deinen kühnsten Wunsch mich wissen,
Des Kaisers Gnade sucht dich auf!" —
„Ich brauche nichts; die Hände mein
Genügen noch, mich zu ernähren;
Laß mich behauen meinen Stein
Und deiner Gnade nicht begehren!"

## Georgis.

(Neugriechisch.)

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gib einem noch den Tod!
Wer aber bringt dir Kunde aus ferner Heimat her?
Du trägst nun Sklavenbande in unsrer Feinde Heer.

Der Türke Ariph schaltet in Kretas ebnem Land,
Er hat die stolze Botschaft den Rajas rings gesandt:
„Es sollen eure Töchter erscheinen allzumal,
Zu meiner Lust zu tanzen vor mir in meinem Saal!"

Und an Georgis' Vater sein Wort ergangen ist:
„Es werde deine Tochter beim Tanze nicht vermißt!"
Sie kam, und als am Abend er frei die andern sprach,
Da hatt' er sie erkoren zu seines Bettes Schmach.

Die Jungfrau, stark und tüchtig, von aller Hilfe bloß,
Entwand sich dem Versucher und rang von ihm sich los;
Im schnellen Lauf entflohen dem prunkenden Gemach,
Erreichte, fromm und züchtig, sie bald das heim'sche Dach.

Zu ihres Vaters Hause am Morgen Ariph ging;
Der Greis auf seiner Schwelle den argen Gast empfing;
Er schickt ihn aus zum Frondienst und dringt ins Innre nun
Die Jungfrau sucht der Wilde, Gewalt ihr anzutun.

Vor ihr in ihrer Kammer in Waffen er erscheint,
Die Türen sind verschlossen, er nun zu siegen meint;
Mit mannlichem Erkühnen greift selber sie ihn an;
Er liegt vor ihr entwaffnet, ein furchtsam feiger Mann.

Da schwur er beim Propheten ihr einen teuren Eid,
Er würde nun und nimmer versuchen eine Maid;
Da gab sie dem Bezwungnen die Freiheit, aufzustehn,
Und schenkt' ihm seine Waffen und hieß hinaus ihn gehn.

Er aber zähneknirschend, der tiefen Schmach bewußt,
Nach blut'ger Rache dürstend, stößt schnell in ihre Brust
Denselben Dolch, den eben ihm ihre Hand gereicht;
Sie sinkt zu seinen Füßen, verblutet und erbleicht.

Vom Frondienst kommt der Alte zurück in böser Stund',
Er schaut die teure Leiche und ringt die Hände wund:
„Mein Sohn, mein Sohn Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gib einem noch den Tod!"

Und Ariph hört den Jammer und schaut des Greises Schmerz; —
Es ist ein Schuß gefallen, die Kugel traf ins Herz;
Der Vater und die Tochter sind blutig nun vereint,
Und keiner ist vorhanden, der über beide weint.

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gib einem noch den Tod!
Wer aber bringt dir Kunde aus ferner Heimat her?
Du trägst nun Sklavenbande in unsrer Feinde Heer.

Die Möven bringen Kunde von Kretas heim'schem Strand;
Er hört die Möven, schüttelt und sprengt sein Sklavenband;
Ein Landsmann schafft ihm Waffen, ein andrer Überfahrt;
Er brütet Tag' und Nächte auf Rache seltner Art.

Was wühlt er stumm und grausig ein neugeschüttet Grab
Und stört die Leiche dessen, der ihm das Leben gab?
Wohl schneidet aus dem Herzen er Ariphs Blei hervor
Und ladet vielbedächtig damit sein Feuerrohr.

Der Türke hat vernommen, sein Feind ist heimgekehrt;
Er schickt ihm eine Botschaft, daß seiner er begehrt.
„Er möge heim mich suchen; ich traur' im öden Haus,
Ich komme nicht zu Ariph und trete nicht hinaus."

Wie jener es gehöret, erwacht der alte Groll;
Er rufet seine Türken und spricht bedeutungsvoll:
„Mir folgen zehn in Waffen! der Raja spricht mir Hohn, —
Dem Vater und der Tochter gesell' ich noch den Sohn."

Er schreitet zu Georgis wohl in das Haus hinein;
Der Held saß überm Tische und trank den kühlen Wein;
Er greift nach seiner Waffe: „Hab' oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, dir schuld' ich noch den Tod."

Er spricht's und schießt zurücke die Kugel, die er nahm
Aus seines Vaters Leiche, auf den, von dem sie kam;
Er zielte nach dem Herzen und trifft, der Schütze, gut; —
Der Ariph wälzt sich röchelnd in seinem schwarzen Blut.

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gabst Ariph auch den Tod!
Dein Nachruhm lebt in Liedern in aller Griechen Mund
Und wird noch unsern Enkeln in späten Zeiten kund.

## Lord Byrons letzte Liebe.

Byron ist erschienen! Der Kamönen
Und des Ares Zögling strahlt, ein Held,
Unter Hellas' heldenmüt'gen Söhnen
Auf dem blutgedüngten Freiheitsfeld.

Und ihm schlagen aller Griechen Herzen —
Eines nicht, nach welchem er doch ringt;
Und er schafft sich unablässig Schmerzen,
Wo er selbst das Heil den Völkern bringt.

„Wie mein Volk, so will ich dich verehren!"
Mild, doch ungerührt die Jungfrau spricht:
„Magst die Krone von Byzanz begehren,
Meine Liebe nur begehre nicht!"

Eilig ward er einst zu ihr entboten,
Die der Stern ist seiner innern Nacht;
Stürmend folgt er, ahnungsvoll dem Boten. —
Welch ein Schreckensbild vor ihm erwacht!

Starr lag, regungslos die Schmerzensreiche,
Um ein Schwert die rechte Hand geballt;
Langsam richtet sich empor die bleiche,
Geisterartig herrliche Gestalt.

Sie beginnt: „Du sollst es jetzt erfahren;
Frühe traf ich schon der Liebe Wahl,
Gab sein Schwert auch meinem Palikaren,
Als das Vaterland es mir befahl.

Scheidend sprach ich ernst in ernster Stunde:
Sieg nur oder Tod, das wissen wir;
Auf denn! und ein Wort aus treuem Munde:
Stirbst du unserm Volke, sterb' ich dir.

Du nun siehst mich dem Gestorbnen sterben;
Fallend sandt' er mir zurück sein Schwert;
Nimm es hin, du Dichterheld! Zum Erben
Solchen Gutes bist nur du mir wert!"

Mit Entsetzen forscht er — und gelassen
Spricht sie: „Gift!" — und atmet, merklich kaum,
Und vollbracht ist's; — seine Arme fassen
Erst als Leiche seines Lebens Traum.

Byrons Züge seit der Stunde waren,
Trüb' und nächtlich, wie sein düstres Los;
Und er nahm das Schwert des Palikaren
Bald mit sich hinab in Grabes Schoß.

---

## Sophia Kondulimo und ihre Kinder.

(Ed. Blaquière, Letters from Greece. London, 1828.)

Du sinkest, Missolunghi, und liegst in Trümmern nun,
Bezeichnend nur den Friedhof, wo deine Helden ruhn;
Einziehend jauchzt der Moslem, der unserm Glauben flucht,
Und strauchelt über Leichen, wo er nach Sklaven sucht.

Sophia Kondulimo, die nun verwitwet stand, —
Ihr Gatte war gestorben den Tod fürs Vaterland —
Drückt ihre beiden Kinder an ihr gebrochnes Herz
Und mißt die nächste Zukunft mit grenzenlosem Schmerz.

Die blühnde Jungfrau gleichet an hoher Schönheit Ruhm
Der goldnen Aphrodite vom blinden Heidentum;
Nicht Jüngling noch zu nennen, der Knab' entschüttelt kaum
Der blondgelockten Stirne den frohen Kindheitstraum.

„Auf, auf! der wüste Lüstling, der Türke stürmt herbei!
Noch steht ein Tor uns offen! Ob wohl noch Rettung sei?
Nimm, Sohn, des Vaters Waffen, du — gestern noch ein Kind,
Es spricht die Zeit dich mündig; nun sei, was Männer sind!

Der Schande gilt's zu wehren, die gräßlich uns bedroht;
Wir fliehen vor der Schande, wir fürchten nicht den Tod;
Den letzten Schuß verwahrst du, auf meinen Wink bereit!
Ich werde dir bezeichnen das Ziel und auch die Zeit."

Es wälzt sich durch die Straßen, bedrängt von der Gefahr,
Der Witwen und der Waisen verzweiflungsvolle Schar,
Und flüchtend zu den Bergen, ergießt sie sich durchs Feld
Und wird in vollem Jammer vom Brand der Stadt erhellt.

Berittne Haufen schweifen und stellen auf dem Plan,
Sich Sklavinnen zu fangen, ein Menschentreiben an. —
O weinet, meine Augen! ich kann im Elendmeer
Sophia mit den Ihren nicht unterscheiden mehr.

Dort taucht sie aus der Menge, dort, bei der Bergesschlucht;
O rette deine Kinder, beflügle deine Flucht!
Es brechen Menschenräuber dort aus dem Hinterhalt,
Und feldwärts jagen Reiter herbei mit Sturmgewalt.

Zu spät! Die Schmerzensreiche ermißt, was kommen muß;
Der Sohn, des Winks gewärtig, bereitet sich zum Schuß,
Und sie — verhüllt ihr Antlitz und ruft: „Der Türke naht! —
Dein Ziel — der Schwester Busen!" — Geschehen ist die Tat.

Stumm liegt zu ihren Füßen die göttergleiche Maid,
Von deren Herzensblutquell sich gräßlich färbt ihr Kleid.
„Hinweg, hinweg! Sie ruhet gesichert so vor Schmach;
Hinweg vor dem Entsetzen, wovor das Herz uns brach!"

Sie sind nur wen'ge Schritte noch weiter ab geflohn,
Da sinkt an ihrer Seite verwundet auch der Sohn;
Und wie in ihren Armen sie ihn zu bergen glaubt,
Da blitzt ein Türkensäbel hernieder auf ihr Haupt.

Sie deckt den zarten Sprößling mit ihrem eignen Leib;
„Halt an! Und siehest, Unmensch, du nicht, ich bin ein Weib!"
Der Türke hält, getroffen vom Mutterangstgeschrei,
Und sparet die Gefangnen für harte Sklaverei.

Woher auf jenem Eiland das freudige Gewühl?
Sie küssen dort den Boden mit frommem Dankgefühl.
Ja, Eynards Boten eilten zur blutgedüngten Statt;
Die Griechensklaven sind es, die er erkaufet hat.

Sophia Kondulimo, du Schmerzensmutter, hier?
Und auch, den du gerettet, der Sohn zur Seite dir?
Bist du zu längerm Jammer hienieden aufgespart,
Das blut'ge Bild der Tochter in steter Gegenwart?

Noch bringen andre Schiffe der Freigekauften viel,
Und viel des bittern Elends erreicht der Hoffnung Ziel;
Der junge Kondulimo, gemischt in ihre Schar,
Teilt Freud' und Leid mit jedem, den Griechenland gebar.

„Wer bist du, Licht der Jungfraun? O, wäre nicht geschehn,
Was selbst doch ich vollbrachte, ich dächte dich zu sehn;
O Schwester! — ja, du bist es, ja, meine Schwester du!
Nur führ' ich selbst der Mutter die Neugeborne zu!"

Eynard, du Freund der Menschheit, du segenreicher Mann,
Den auch der Dichter preisend nicht höher ehren kann!
Er beugt vor dir sich schweigsam und zollet dir gerührt
Mit Tränen frommer Ehrfurcht den Dank, der dir gebührt.

---

## Chios.

### 1. Der Dichter.

„Auf! wach' auf! entsetzlich müssen
Fieberträume dich erschrecken,
Krampfhaft stöhnst du — laß mit Küssen
Dich dein treues Weib erwecken!" —
„Dank dir, Weib! verscheuchst die bangen
Träume, hegst mich traut umfangen,
Und noch starrt mein Haar empor;
Noch, wohin die Blicke schweifen,
Seh' ich blut'ge Leichen schleifen,
Schwebt der Greuel Bild mir vor.

Dieses Buch[1]) — es ist vergebens!
Laß an deiner Brust mich weinen!
Nimmer wird die Lust des Lebens
Wieder lächelnd mir erscheinen.
Chios, blühnder Friedensgarten,
Weh! du unterliegst dem harten,
Dem entmenschten Blutgericht;
Deine neunzigtausend Bürger
Sind erwürgt, es zürnt der Würger,
Daß an Opfern es gebricht.

Allah! ruft der Moslem, hauet
Greise nieder, Kinder, Frauen;
Christus! ruft der Raja, schauet
Himmelwärts mit Hochvertrauen;
Er begehrt die heil'ge Palme; —
Menschen mähet der wie Halme,
Jauchzet auf ob Allahs Sieg. —
Das ist zu des Himmels Rache,
Das ist für die heil'ge Sache
Völker- und Vernichtungskrieg!

---

[1]) Pouquevilles Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. VI. Buch.

Die dem Wüterich zu willen
Christensklaven hier verladen,
Schnöden Goldesdurst zu stillen,
Sich in Blut und Tränen baden,
Die nach Stambul blut'ge Glieder
Liefern der erschlagnen Brüder, —
Weh mir! — sind — o Schand' und Spott!
Wagt mein Mund es auszusprechen? —
Franken sind es, und die Frechen
Nennen Christum ihren Gott.

Und die Pairs von Frankreich haben
Eines hohen Rats gepflogen,
Solcher Schandtat, solchen Knaben
Recht und Strafe zugewogen.
Du — Villele, sollst mir sagen,
Der den Rat zu unterschlagen
Du dich nicht entblödest hast:
Kennst du noch des Schlafes Mächte?
Nicht die Träume meiner Nächte
Tauscht' ich gegen deine Rast!"

## 2. Die Brüder.

„Als von Samos du uns brachtest,
Logothetes, die Empörung,
Unglückselig'ger, du bedachtest
Nicht die drohende Zerstörung,
Nicht Vehib und seine Rotte,
Ali nicht und seine Flotte,
Nicht der Asiaten Brut;
Du entfleuchst, — wir sind vernichtet;
Der gereizte Tiger richtet,
Sättigt sich in unserm Blut."

Und er schreitet spähend, zagend
Über Schutt und zwischen Leichen,
Gold und Edelsteine tragend,
In die Festung sich zu schleichen.
Ach, er kommt, um zu den Füßen
Des Vehibs den Staub zu küssen,
Kommt, den Unmensch zu erflehn; —
Wird dem Glanz der Edelsteine,
Wird Vehib dem Goldesscheine
Unerbittlich widerstehn?

„Du und Ali habt's beraten:
Alle Geiseln müssen sterben,
Keiner soll von den Primaten
Unsers Volkes Gnad' erwerben. —
Nicht mit meinem Herrn zu rechten,
Kam ich her; mit euren Knechten
Schaltet, wie ihr's rätlich glaubt;
Nimm hier deines Sklaven Gabe,
Nimm, Herr, seine ganze Habe,
Nimm sein dargebrachtes Haupt!

Ja, mein Haupt! Der Geiseln einer
Ist mein Bruder; nicht den Guten
Straf' am Leben, nimm statt seiner
Mich und laß mich für ihn bluten!
Er ist Vater vieler Kinder;
Haupt um Haupt, es zählt nicht minder
Meines als das teure Haupt.
Nimm hier deines Sklaven Gabe,
Nimm, Herr, meine ganze Habe,
Nimm mein dargebrachtes Haupt!"

Und es scheint, daß er sich freue
An dem Glanze des Metalles:
„Gilt dir, Raja, Brudertreue
Überschwenglich mehr als alles?
Willst den Tod für ihn erleiden?
Wohl, ich werde nicht euch scheiden. —
Schafft zur Stelle, den er meint!"
Wie sie sich umarmen wollen,
Winkt er; — beider Häupter rollen,
Und der Tod hat sie vereint.

### 3. Die Märtyrer.

Welche nicht gewohnte Klänge
Hallen von den Klüften wieder?
Jubelruf' und Festgesänge:
„Heil dem Kreuz!" und Siegeslieder,
Und der Türke schaut verzaget
Nach den Bergen hin und fraget,
Ob der Halbmond unterliegt?
Ja, die Christusstreiter waren
Stark in harten Kampfs Gefahren,
Ja, es hat das Kreuz gesiegt.

Neun Tag' ist das Blut geflossen;
Der Barbaren wilde Horden,
Die sich rings ins Land ergossen,
Fangen Menschen ein und morden;
Herdenweise heimgetrieben,
Wie sie fest im Glauben blieben,
Sind dem Tode sie geweiht;
Wen'ge sparet man zu Sklaven;
Sie zu feilschen, sind im Hafen
Fränk'sche Schiffe schon bereit.

Von den Bergen niederwallen
Sieht man einen neuen Haufen;
Diese sind, ach! abgefallen,
Sich vom Tode loszukaufen;
Türken, welche sie begleiten
Und voran dem Zuge reiten,
Triumphieren hoch entzückt;
Doch sie selbst mit dumpfem Schweigen
Und mit Schamerröten zeigen,
Wie die Schmach sie niederdrückt.

Wie zum Richtplatz sie gelangen
Und dem Tod ins Auge schauen,
Dort, wo ihre Brüder hangen,
Überwinden sie das Grauen;
Es erfaßt sie, und sie beben
Vor der Sünde nur, dem Leben,
Vor der Schande bittrer Not: —
„Heil dem Kreuze! wir sind Christen,
Wollen nicht das Leben fristen;
Gebt uns Märtyrern den Tod!"

Und der Pascha winkt im Grimme
Seinen Schergen, sie zu schlachten;
Laut erschallt von fester Stimme
Der Gesang der Christenschlachten;
Blut beginnt den Grund zu färben,
Und sie singen, und sie sterben,
Und des Kreuzes Hymne schallt,
Bis erfüllt des Himmels Wille,
Schauerlich in Todesstille
Endlich der Gesang verhallt.

## 4. Die Geretteten.

Vor der Wiege lieget blutig,
Jung und schön, der Mann erschlagen,
Hat die schweren Wunden mutig
Vorn auf seiner Brust getragen;
Auf der Wiege selber lieget,
Angeklammert, angeschmieget,
Regungslos das zarte Weib,
Und den Säugling, welcher weinet
Und der Brust bedürftig scheinet,
Deckt sie starr mit ihrem Leib.

Jourdain, der mit zweien Booten
Kam, die Küste zu erspähen
Und den letzten der Chioten
Rettung bringend beizustehen,
Jourdain sieht das Bild mit Schaudern,
Sucht die Mutter ohne Zaudern
Zu erwecken — kalt und tot!
Zitternd nimmt er in die Arme
Nun das Kind, es trieft das arme
Von der Mutter Blut so rot.

Schüsse, die er höret, ziehen
Ins Gebirg' ihn; mit Barbaren
Kämpft ein Grieche; jene fliehen,
Und befreiet von Gefahren,
Zeigt ihm dieser eine bleiche
Junge Frau, die auf die Leiche
Des durchbohrten Säuglings weint;
Trost will dieser Schmerzenreichen
Hochergraut ein Priester reichen,
Und er weint mit ihr vereint.

In den Schoß des jungen Weibes
Legt den Findling Jourdain nieder:
„Nahm das Kind dir deines Leibes
Gott, er schenket eins dir wieder;
Nennen sollst du's: Gottesgabe.
Aber auf! und folgt! ich habe
Boote dort bereit zur Fahrt."
Wie die Gatten folgend danken,
Redet zu dem edeln Franken
So der Priester, hochbejahrt:

„Zeuch mit Gott, der her dich sandte,
Und er leuchte deinen Wegen!
Der in dir zu uns sich wandte,
Spendet auch durch mich den Segen;
Schau auf diese meine Haare,
Die gebleichet achtzig Jahre!
Nicht der Lust gehör' ich an;
Es geziemt mir hier zu wandeln,
An den Brüdern so zu handeln,
Wie du, Fremder, hast getan."

## 5. Die Leichen.

Da, wo Chios einst gewesen,
Herrschet Stille sondergleichen;
Auf der Trümmerstatt verwesen
Zwanzigtausend Christenleichen;
Andre füllen Strand und Hafen;
Keine Raja, keine Sklaven
Frönen mehr am öden Ort;
Es beginnt die Pest zu wüten,
Und, die Seuche zu verhüten,
Zog der Türke weiter fort.

Ausgespannt die dunkeln Flügel,
Deckt die Nacht die stummen Trümmer;
Doch wer geht, wer gräbt am Hügel
Einsam bei der Lampe Schimmer?
Ach! es ist der Gottesdiener,
Ist der fromme Kapuziner,
Der aus Frankreichs Konsulat;
Armer Greis! ins Grab sie betten
Muß er, die er jüngst von Ketten
Und vom Schwert errettet hat.

Das Gekreisch, was hat's zu schaffen,
Angstvoll auf dem Meer erhoben?
„Zu den Waffen! zu den Waffen!
Allah, sollen wir dich loben?
Schwarzer Ali, du sollst wachen!"
Donnerndes Geschützeskrachen
Weckt den fernen Widerhall; —
„Zu den Waffen! Feinde kommen,
Rajas kommen hergeschwommen,
Wagen einen Überfall!"

Und aus finstrer Wolkenschichte
Bricht hervor des Mondes Scheibe;
Schaudernd sehn sie bei dem Lichte,
Daß der Landwind Leichen treibe,
Leichen in gedrängten Scharen,
Raja-Leichen, die da waren
Alis grauses Siegesmal;
Angespült wie von Gedanken,
Legen sie sich um die Flanken
Seines Schiffes sonder Zahl.

Bischof Platon dort, der Greise,
Scheinet starr ihn anzuschauen,
Und es wird sein Blut zu Eise,
Es erfasset ihn ein Grauen;
Will sich diesem Graus entziehen,
Will vor seinen Toten fliehen —
Schwarzer Ali, nur gemach!
Sieh, in deines Kieles Gleise
Ziehn sie wunderbarerweise
Ihrem Mörder drohend nach.

## 6. Kanaris.

Mondlos ist die Nacht; im Dunkeln
Sieht man fernher von den Masten
Alis farb'ge Lichter funkeln;
Schwelgend feiert er die Fasten,
Hat auch für ein Fest zu sorgen:
Dem Propheten weiht er morgen
Kinder, die er jüngst geraubt;
Und die fränk'schen Schiffe brachten
Ihm Trophäen von Kretas Schlachten,
Ihm Balestes blut'ges Haupt.

Siegsmusik und Hohn dem Armen!
Schwelge, schwelge noch Sekunden!
Hält dich fest in Flammenarmen
Doch dein Schicksal schon umwunden.
„Heil dem Kreuze!" — „Feuer! Feuer!"
Held Kanaris, Ungeheuer,
Leitete den Brander gut;
Deine Zeit ist um, die Flammen
Schlagen über dir zusammen,
Unter dir ergrimmt die Flut.

Unter gräßlichem Geheule
Stürzen krachend Mast' und Rahen,
Wirbelnd steigt die Feuersäule,
Keine Hilfe wagt zu nahen;
Sonder Führung und Gebote
Überfüllen sich die Boote,
Sie verschlingt des Meeres Schoß;
Glut erfaßt nach kurzem Jammer
Endlich auch die Pulverkammer, —
Ali, du erfüllst dein Los.

Schweigsam steuert — angegriffen,
Wird sein Boot er selber sprengen —
Held Kanaris zwischen Schiffen,
Die in blinder Flucht sich drängen; —
Keines mag um ihn sich kümmern —
Steuert zwischen Schiffestrümmern,
Bis er freier um sich schaut:
„Heil dem Kreuz!" vor Psaras Strande,
Vor dem teuren Vaterlande,
Flaggt er, als der Morgen graut.

„Seht die Flaggen! Heil dem Sieger!
Heil dem Rächer! ihm zum Lohne,
Der erlegt den grimmen Tiger,
Lorbeer, winde dich zur Krone!"
Und, sein Steuerruder tragend,
Landet, schreitet er entsagend
Durch die Haufen, stumm und taub,
Barhaupt, barfuß zur Kapelle,
Und er wirft auf heil'ger Schwelle
Vor dem Kreuz sich in den Staub.

---

## Korsische Gastfreiheit.

Die Blitze erhellen die finstere Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

Und düsterer noch als der nächtliche Graus
Starrt Rocco, der Greis, in die Nacht hinaus;
Er stehet am Fenster und späht und lauscht
Und fährt zusammen, wann's näher rauscht.

„Der Bote muß es, der blutige, sein.
Du bist es, Vetter Giuseppe? — Nein! —
Die Zeit ist träg' — es wird schon spat —
Ist solche Nacht doch günstig der Tat.

Du, Polo, bringst uns selber dein Haupt,
Hast töricht die Rache schlafend geglaubt,
Hast her dich gewagt in unsern Bereich,
Die Rache wacht, das erfährst du gleich.

Du kommst dort über den Gießbach nicht.
Euch Schützen geben die Blitze Licht;
Geschmähet seid ihr — trefft ihn gut!
Wascht rein die Schmach in seinem Blut!"

Da pocht's an die Tür; er fährt empor,
Er öffnet schnell — wer steht davor? —
„Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? rede!" — „Gastlichkeit!

Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Tal,
Es lauern mir auf die Deinen zumal." —
„Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
Von mir gedacht; willkommen, mein Gast!"

Er führt ihn zu den Frauen hinein
Und heißt sie ihm bieten Brot und Wein;
Sie grüßen ihn staunend, gemessen und kalt;
Die Hausfrau schafft ohn' Aufenthalt.

Sobald er am Herd sich gewärmt und gespeist,
Erhebt sich Rocco, der folgen ihn heißt,
Und führt ihn selbst nach dem obern Gemach:
„Schlaf unbesorgt, dich schirmt mein Dach!"

Er steht, wie im Osten der Morgen graut,
Vor seinem Lager und rufet laut:
„Wach auf! steh auf! es ist nun Zeit,
Ich gebe dem Gast ein sichres Geleit."

Er reicht ihm den Imbiß und führet alsbald
Ihn längs des Tals durch den finsteren Wald
Und über den Gießbach die Schlucht hinan
Bis oben auf den freieren Plan.

„Hier scheiden wir. Nach Korsenbrauch
Hab' ich gehandelt, so tätest du auch;
Die Rache schlief, sie ist erwacht:
Nimm fürder vor mir dich wohl in acht!"

---

## Der arme Heinrich.

### Zueignung an die Brüder Grimm.

Ihr, die den Garten mir erschlossen,
Den Hort der Sagen mir enthüllt,
Mein trunknes Ohr mit Zauberklängen
Aus jener Märchenwelt erfüllt!

Ich schuld' es euch, daß, wie im Traume
Berührt, mein Saitenspiel erklang,
Und sich dem übervollen Busen
In Schmerz und Lust das Lied entrang.

Da wollt' ich euch zum Kranze winden
Die schönsten Blumen, die ich fand,
Doch abgelöst von ihrer Wurzel,
Verdorrten sie in meiner Hand.

Und immer sprach zu meinem Herzen
Ich zögernd: Also soll's nicht sein;
Unwürdig wirst den wackern Meistern
So nicht'ge Gabe du nicht weihn.

Und immer hofft' ich: Morgen, morgen! —
Ich ward indessen schwach und alt;
Nehmt heute denn des Greisen Gabe,
Bevor sein letztes Lied verhallt!

---

Wessen ist die Burg, die dort verödet
Mitten in dem schönen Schwaben trauert?
Gras und Farrenkraut bewächst die Stiegen,
Und die Eule nistet in den Türmen.

Guter Ritter Heinrich von der Aue,
Blume du der Jugend und der Schöne,
Klarer Spiegel aller Rittertugend,
Schwert der Kraft und Rosenhag der Milde,
Mund der Wahrheit, Fels der echten Treue,

Der Bedrängten Schirm und Hort, der Freunde
Ehrenschild und Banner, heller Stern du,
O, wie bist du, heller Stern, gefallen!

Seine Geißel hat der Herr geschwungen
Über den Weltseligen, ergriffen
Hat ihn schmählich Leid, ihn hat der Aussatz
Heimgesucht, und ekelnd abgewendet
Haben schnell sich, die an ihm gehangen.

Seht das Vorwerk dort am Waldesrande!
Weltverlassen, hat der arme Heinrich
Dort beim Meier ein Asyl gefunden.
Und der Alte dienet ihm in Treuen,
Und die greise Mutter pfleget seiner,
Und das Töchterlein, das er im Scherz oft
Seine kleine Frau nennt, weiß gefällig,
Spielend, kosend, ihm des bittern Grames
Wolken von der Stirne zu verscheuchen.

Also war das dritte Jahr dem Dulder
Schon verstrichen, und er saß in Unmut
Düster brütend, als der gute Meier
Ihm zuredend sprach die flücht'gen Worte:

„Herr, Ihr müsset dessen nicht verzagen!
Gibt's zu Montpellier und zu Salerno
Ja der kunsterfahrnen weisen Meister
Viele noch, da sollt Ihr Hilfe suchen!"

Drauf der arme Heinrich bitter lächelnd:
„Bin zu Montpellier und zu Salerno
Hilfe suchend früher wohl gewesen;
Von den weisen Meistern nicht der eine,
Nicht der andre mochte Trost mir geben,
Schlechten Trost nur einer zu Salerno,
Der mich lehrte, wie ich zwar zu heilen,
Aber ungeheilt doch müsse bleiben."

Drauf der Meier: „Herr, Ihr sprecht in Rätseln."
Und der Kranke: „Wohl, das Rätsel lös' ich:
‚Schafft mir,' sprach der Meister, ‚eine Jungfrau,
Die aus freiem Mut für Euch zu sterben
Sich entschließt und aus der Brust das Herz sich
Schneiden läßt, so will ich wohl Euch heilen!'"

Es verstummten beide, Stille ward es.
Lauschend saß die Maid, wie sie gewohnt war,
Unbemerket ihrem Herrn zu Füßen,
Und ein leises Wimmern ward vernommen.

Als darauf zu Nacht die beiden Alten
Sich gelegt, das Kind zu ihren Füßen,
Konnte sie vor Herzeleid nicht schlafen.
Ihres Herrn gedenkend, troff der Regen
Ihrer Augen auf der Eltern Füße,
Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Um ihr Weh befragte sie der Vater
Jetzt mit sanften, jetzt mit strengen Worten,
Bis sie's länger nicht verhehlen konnte:
„Denk' ich unsres güt'gen Herrn und seines
Bittern Elends, muß ich immer weinen.
Ach, es gibt den Bessern nicht auf Erden!"
Und der Vater und die Mutter sagten:
„Kind, das sprichst du wahr, doch kann dem Guten
Unser Harm nicht frommen, über ihm ist
Gottes Urteil, drum laß ab zu klagen!"

So geschweigten sie das Kind, doch schlaflos
Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
Aber auf gewohnter Lagerstätte
Fand das gute Mädchen keine Ruhe;
Ein Gedanke war in ihrem Herzen,
Wuchs in ihrem Herzen übermächtig;
Erst nachdem mit Gott sie fest beschlossen,
Herz und Herzblut ihrem Herrn zu opfern,
Ward sie wieder froh und leichten Mutes.
Aber bald zur Angst wuchs eine Sorge:
Ob Herr Heinrich, ob die lieben Eltern
Ihren Willen ihr gewähren möchten.
Wieder, des verzagend, troff der Regen
Ihrer Augen auf der Alten Füße,
Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Auf sich richtend, schalt der liebe Vater
Unverständig, kindisch ihre Klage,
Da nur Gott im Himmel könne helfen.
„Und doch," sprach die sanfte Maid erwidernd,

„Und doch hat mein Herr gesagt, ihm könne
Wohl geholfen werden. Tauglich bin ich
Ihm zur Arzenei; ich will euch bitten,
Wehrt mir nicht, daß ich mit Gott mein Herzblut
Freudig für den Guten möge geben!"

Ob der Red' entsetzten sich die Alten,
Und betrübten Mutes sprach der Vater:
„Kind, du redest, wie die Kinder reden,
Hast noch nicht den herben Tod geschauet,
Überschwengliches versprichst du töricht;
Laß den Leichtsinn, laß die Träume fahren
Und verstör' uns müßig nicht die Nächte!"

Und es schwieg das Mägdlein, aber schlaflos
Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
Wieder troff der Regen ihrer Augen
Auf der Alten Füße, sie erweckend.

Aufrecht sitzend, sprach zu der Bedrängten
So die greise Mutter, selbst in Tränen:
„Sinnst Unseliges du uns zum Jammer?
Kind du meiner Schmerzen, die du solltest
Unsers Alters Stab sein und uns ehren,
Willst dein Heil verwirken, willst das Leben
Uns verleiden und das Herz uns brechen?"

Dem entgegnete die fromme Tochter:
„Lege Gott mir Worte auf die Lippen,
Die das Herz der teuren Eltern treffen!
Nicht mein Heil verwirken, nicht zum Jammer
Will ich euch, ihr Vielgeliebten, sterben;
Nicht auch red' ich kindisch, angeschauet
Hab' ich ernst den herben Tod, wie einer
Nur vermag, dem noch das Leben lieb ist.
Sterben muß doch auch, wer alt geworden;
Aber schwer in Arbeit alt geworden,
Stirbt in Sünde mancher hin; ihm wäre
Besser, wär' er nie zur Welt geboren.
Mir aus Gottes Hulden wird's zu teile,
Um der Seele Heil in jungen Jahren
Meinen Leib zu geben; solches gönnt mir,
Denn so muß es sein! Die Leute sagen,

Daß ich schön bin; würd' ich älter, möchte
Leicht der Weltlust Süße mich verstricken.
Wollt ihr einem Manne mich vermählen:
Lieb' ich ihn, ist's eine Not, ich habe
Meinen armen Herrn doch stets vor Augen;
Wird er mir verhaßt, so ist's der Tod gar.
Mein begehrt ein Freier, dem ich gerne
Folgen will, dem mag ich wohl vertrauen.
Setzt mich in ein Glück, das nicht vergehet;
Lasset Gott mich preisen, der so Wertes
Will durch mich einfält'ges Kind vollenden;
Laßt für ew'gen Lohn um kurzes Leiden
Mich vergüten unserm Herrn das Gute,
Das er unabläßig uns gespendet;
Seid der Tat teilhaftig, und vergelt' euch
Gott, was nimmer ihr versagen dürfet!
Wieder heben muß der Baum des Ruhmes
Zu dem Lichte seine volle Krone;
Aber ihr im Schatten seiner Milde
Werdet sein euch freuen und der Tochter."

Schneidend drangen in das Herz der Alten
Diese Worte, denn das Mädchen hatte,
Keinem Kinde gleich, mit Macht gesprochen.
Wagten auch nicht länger, ihr zu wehren,
Jammernd schwiegen sie und kämpften lange
Mit dem Liebesschmerz im wunden Herzen,
Bis sie sprachen: „Möge denn geschehen,
Was dich so der Geist erbeten lehrte!"

Freute jetzt dem jungen Tag entgegen
Sich die Jungfrau; aber kaum erhellte
Sich der Osten, trat sie leisen Schrittes
An das Bett des Siechen, kniete nieder,
Seinen Schlaf bewachend, bis die Sonne
In die Kammer schien und ihn erweckte.

Und der erste Blick des armen Heinrich
Fiel ins Aug' ihr, das verklärend strahlte
Ihres reinen Herzens sanften Frieden.
Und er fragte: „Liebe Frau, was bringt dich
Heute zu mir her so früh am Tage?"

Flehend hob gefaltet ihre Hände
Sie zu ihm empor und sprach in Demut:
„Hab' an meinen Herrn wohl eine Bitte;
Zürne mir mein Herr nicht! darf ich hoffen,
Daß ich nicht vergebens werde bitten?"

Wohlgefällig ruht' auf ihr sein Auge:
„Was ich darf vor Gott und meiner Ehre,
Das getrau' ich mir, dir zu verheißen."

Sie darauf: „Mein lieber Herr, ich dank' Euch,
Sag' Euch auch, was Ihr mir habt gewähret.
Jammernd sahen wir die Tag' und Nächte
Eurem Leide zu, dem soll geholfen
Wohl noch werden; seht, ich bin die Jungfrau,
Die aus freiem Mut sich fest entschlossen,
Aus der Brust das Herz wird schneiden lassen.
Auf denn, nach Salerno! Laßt den Meister
Seine Kunst an Eurer Magd beweisen!"

Lange Zeit sah zweifelnd, fast erschrocken,
Tränen in den Augen, er die Maid an;
Sprach besonnen dann, sie zu versuchen:
„Kind, du Seltsame, dein fromm Gemüte,
Das erscheinet klar in dieser Stunde;
Willst für mich du sterben, Kind, bedenke,
Deiner Eltern bist du, mußt sie fragen!"
Aber anders kam es, als er meinte.
Eingerufen, traten ein die Eltern,
Sprachen beide schluchzend: „Nimm sie, nimm sie!
Haben ihr gewehrt drei lange Nächte,
Ihr ist nicht zu wehren; aus dem Mädchen
Hat zu uns ein höhrer Geist gesprochen."

Als der arme Heinrich jetzt erkannte,
Daß einmütig doch das Ungeheure
Alle wollten und von ihm begehrten,
Stieg in ihm aufs neue Lebenslust auf,
Sah er schon im Geiste sich genesen,
Andres nicht gedacht' er, und mit Grausen
Sprach er leis' und langsam: „Also sei es!"
Großes Leid erhob sich, nur die Jungfrau
Schaute selig lächelnd in die Runde.

Nach Salerno! nach Salerno! Prächtig
Schmückte Heinrich zu der Fahrt das Opfer,
Ließ ihr Samt und Hermelin und Zobel,
Brautgeschmeid' und goldne Spangen reichen;
Und des weltlich eitlen Tandes freute
Selber sich die Maid, wie Himmelsbräute,
Die entsagend zum Altare treten.

Nach Salerno! Wohl nach schwerem Abschied
Zogen nach Salerno jetzt die beiden,
Freud'gen Herzens aber nur die Jungfrau.

Angekommen, gleich zum weisen Meister
Führt' er sie. Verwundert, sie zu prüfen,
Nahm der sie beiseite, starrte lange
Zweifelnd scharf sie an und sprach mit Nachdruck:
„Sag', Unselige, dein Herr hat solches
Dir geboten, nicht dein Wille war es." —
„War und ist mein Wille," sprach sie ruhig.
Er dagegen: „Tritt zurück! noch kannst du;
Üpp'ge Lebenslust ziemt deinen Jahren;
Hast die Angst des Todes nicht verstanden,
Weißt nicht, welche Marter dir bevorsteht;
Wirst dich schämen schon, mir zu enthüllen
Deinen zarten Busen. Siehe! binden
Werd' ich dich mit Stricken, werde wühlen
Mit dem scharfen Eisen nach dem Herzen
In der Brust dir und heraus es schneiden.
Wankt dein Wille, von dem Schmerz erschüttert,
Und bereuest du die Tat, — zu spät ist's.
Nichts mehr wird sie deinem Herren frommen,
Und dein junges Leben ist verloren.
Tritt zurück! ich will mich dein erbarmen."

Ihm entgegnete die Jungfrau lächelnd:
„Lieber Herr, Ihr habet mir die Wahrheit
Dessen wohl gesagt, was mir bevorsteht;
Habet Dank! das eine nur befürcht' ich:
Seht Euch vor! Es wird die Hand Euch zittern
Und den Preis des Werkes noch gefährden.
Zaghaft seid Ihr; Eure Rede ziemet
Einem Weibe sich, nicht einem Manne;
Faßt ein Herz, getrauet Euch zu schneiden!
Ich, ein Weib, getraue mich zu dulden."

Solches hörend, stand der greise Meister
Vor der zarten Jungfrau, ihr ins Antlitz,
In das fromme, ruhig heitre schauend;
Er erbleichte vor dem Mut des Kindes.
Lange stand er also; endlich wandt' er
Langsam sich der Türe zu, dem Siechen,
Was er jetzt erkundet, zu berichten.

Aber hastig trat ihm der entgegen,
Ihm zurufend: „Meister, lieber Meister,
Bringst mir Leben, Leben und Genesung?
Sprich es aus, erfreue meine Seele!
O, der Sieche nur ermißt im Jammer
Ganz den Preis des vollen, frischen Lebens!"

Ihm erwiderte gefaßt der Meister:
„Tüchtig hat fürwahr dem blut'gen Dienste,
Den zu deiner Heilung du ihr ansinnst,
Wundersam! sich diese Maid bewähret.
Dir nun ziemt's, gebietend zu entscheiden."

Aber mit verhülltem Angesichte
Ab sich kehrend, winkte Heinrich: „Schneide!"
Und der Meister wandte sich zu gehen;
Von der Schwelle schaut' er noch zurücke,
Aber nicht zurücke rief ihn jener.

Zu der Maid, die hoffend ungeduldig
Seiner harrte und des bittern Todes,
Kam er, winkte, und sie folgte freudig.
Durch den Kreuzgang in ein heimlich Zimmer
Führt' er sie hinein und schloß die Tür ab.

Nicht geheuer gleißte von den Wänden
Rings befremdlich wundersam Geräte;
Rotbestrichen stand ein Tisch inmitten,
Kettenwerk darauf und blanke Messer.

Und der Meister hieß sie sich entkleiden;
Also tat sie, willig, sonder Scheue;
Nicht die Spangen einzeln erst zu lösen,
Riß sie hastig in der Naht die Kleider,
Schneller nur dem scharfen Todesschnitte
Ihren reinen Busen zu entblößen.

Auf des Meisters Wink bestieg den Tisch sie,
Legte hin sich, ließ die zarten Glieder
Fest mit Riemen und in Eisen schließen.

Als der greise Meister jetzt des Mädchens
Jungen Leib ersah, des nicht ein schönrer
Mocht' auf Erden je gefunden werden,
Jammert's ihn im Herzen zum Verzagen,
Daß so schön sie sei und müsse sterben.

Aber er ergriff das krumme Messer,
Prüfte dessen Schärfe, fand mitnichten
Sie so schneidig, als er wohl begehrte.
Und er nahm den Schleifstein, strich bedächtig
Hin und her darauf die krumme Klinge,
Oft mit leisem Finger sie versuchend.
Sanfter mocht' er gern den Tod ihr antun.

Aber draußen wand indes in Zweifel
Sich der arme Heinrich, und des Ausgangs
Harrend, sprach er so zu seinem Herzen:
„Herz, mein Herz, sei hart in dieser Stunde,
Hast nicht selbst die grause Tat verschuldet;
Hat das sanfte Kind sich doch ihr Schicksal
Selbst ersonnen, selbst ja will sie sterben!
Wende dich dem Leben zu, der Freude!
Laß die Toten ruhn! Der Tod der Unschuld,
Solcher Unschuld Tod ist zu beneiden!
Aber du, auf deinem Sterbepfühle . . .
Weh mir! Still! — ich will ja, will ja leben,
Schwelgend, taumelnd in das Leben tauchen
Und vergessen dieser Schreckensstunde!
Beten will ich, bis die Tat geschehen,
Beten, daß zu Stein mein Herz erhärte."

Und die Hände ringend warf und weinend
Sich vor Gott der Arme; seine Worte
Quollen schier verkehrt aus seinem tiefern,
Bessern Herzen, und er schrie zu Gott auf:
„Herr, barmherz'ger Gott, gib Kraft mir Sünder,
Kraft zu dulden, was du selbst verhängt hast;
Laß in Demut mich mein Siechtum tragen,
Aber nicht, in deinem Zorn, der Unschuld
Schreiend Blut auf meine Seele laden!"

Und vom Estrich sprang er auf verwandelt,
Lief den Gang hinab zu jener Kammer,
Rief und schrie und rüttelt' an der Türe:
„Meister, höre, Meister!" — Der von innen
Gab die karge Antwort: „Wartet, wartet!"
„Laß mich ein!" schrie Heinrich; der dagegen:
„Herr, geduldet Euch, bald ist's geschehen!"
Heinrich schrie: „Halt ein! das Kind soll leben!"

Stein und Messer ließ der Alte fallen,
Schloß die Tür auf; Heinrichs Blicke suchten,
Trafen schnell die Jungfrau; als so schmählich
Er die Wonnigliche sah gebunden,
Weint' er laut und sprach: „Laß gleich sie frei sein!
Gottes Urteil mag an mir geschehen,
Aber nicht soll diese für mich büßen!"
Und die beiden lösten schnell das Mädchen.

Sie nur brach in Klagen aus, sie konnte,
Daß sie leben sollte, nicht verwinden.
„Wie doch hab' ich's," klagte sie, „verschuldet,
Daß ich meinen Herrn nicht zu erlösen,
Daß ich nicht der reichen Himmelskrone
Mehr gewürdigt werden soll? Was tat ich?
Euch gebricht der Mut, des soll ich leiden!
Wie doch hat die Welt mich hintergangen,
Die Euch unverzagt vor allen rühmte!"

Zog in tiefer Demut gottergeben
Jetzt der arme Heinrich nach der Heimat,
Wo ihm Hohn bevorstand; mit dem Siechen,
Abgehärmt, verweint, das gute Mädchen.

Aber der die Nieren prüft und Herzen,
Der nach seiner Lieb' und Macht die beiden
Schwer versuchte, schied von ihrem Elend
Die Bewährten. Sieh! der böse Aussatz
Wich zur Stunde von dem armen Heinrich,
Und der gute Ritter von der Aue
Kehrt' in Ehren in die liebe Heimat,
Schön und kräftig, wie er je gewesen.

Vor ihm her erscholl durch Schwabens Gauen
Schnell der Freudenruf: Er kehret wieder,

Kehret rein von seiner Schmach, der Gute!
Und es eilten Vettern rings und Freunde,
Eilten seine Mannen ihm entgegen,
Daß sie Lieb' und Ehrfurcht ihm erwiesen.
Ei, mit welchen Wonnetränen herzten
Da die Alten ihre fromme Tochter!

Aber auf der Burg welch Festgewühle!
Faßt die Halle kaum die Herrn und Frauen!
Ritter Heinrich teilt den Schwarm, die Jungfrau
Führt er in den Kreis und spricht die Worte:

„Hört mich an, ihr lieben Herren und Sippen!
Einzig dieser guten Jungfrau schuld' ich
Ehr' und Leben; frei und ledig ist sie,
Wie ich selbst; mir rät das Herz, zum Weibe
Sie zu nehmen; also wird's geschehen,
Wenn es Gott und euch gefällt; wenn anders,
Will, fürwahr! ich unverehlicht sterben.
Doch euch insgesamt, bei Gottes Hulden!
Will ich bitten, daß es euch gefalle."

Und es sprachen alle: „So geziemt sich's!"
Und der Abt trat segnend zu den beiden,
Die in Andacht auf die Knie sanken.

# Chamissos Werke

in drei Teilen

Auf Grund der Hempelschen Ausgabe

neu herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Max Sydow

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

# Chamissos Werke

## Zweiter Teil

### Gedichte II

Herausgegeben

von

Max Sydow

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Hallberg & Büchting (Inhaber L. A. Klepzig), Leipzig

# Gedichte II

# Sonette und Terzinen.

Ich danke dir, daß du ein freundlich Licht
An meines Busens Himmel angezündet,
Dem Monde gleich, wenn schon der Sonne nicht.
Trinius.

---

## Der einst zum Grabstein Blüchers bestimmte Granitblock am Zobten.

Was dieser mächt'ge Stein der künft'gen Zeit
Von uns erzählen wird? Ihr mögt ihn fragen;
Er wird euch schroff und kalt die Antwort sagen:
Ich bin der Denkstein der Vergessenheit.

Um Freiheit ward und Unabhängigkeit
Begeistert manche Völkerschlacht geschlagen,
Ein Held war Völkerfürst in diesen Tagen
Und Vorwärtsführer in den heil'gen Streit.

Ich ward bestimmt, als Grabstein dieses Helden
Der späten Nachwelt die Begeisterung,
Die schnell verrauchende des Tags, zu melden.

Doch als sie her mich zogen, war indessen
Das Rad der Zeit gerollt in schnellem Schwung,
Und er und ich, wir waren schon vergessen.

---

## An die Apostolischen.

### 1.

Ev. Matth. c. 24.

Ja, überhand nimmt Ungerechtigkeit,
Und Not, Empörung, Haß, Verrat befährden.
Die falschen Christi wollen sich gebärden,
Als mit dem Unrecht, nicht dem Recht im Streit.

Bald aber, nach der Trübsal dieser Zeit,
Wird den Geschlechtern allen auf der Erden
Des Menschen Zeichen offenbaret werden
Mit großer Kraft und hoher Herrlichkeit.

Vom Feigenbaume lernt! An seinen Zweigen
Erkennet ihr des Sommers Anbeginn,
Wann steigt der Saft und Blätter schon sich zeigen.

Wo habt ihr, blöde Toren, doch den Sinn?
Ihr seht den Saft in alle Zweige steigen
Und leugnet euch den Sommer immerhin!

## 2.

Ev. Matth. c. 15—23.

Senkt sich die Sonn' in klarer Herrlichkeit,
So sagt ihr: Morgen wird das Wetter gut;
Und hüllt der Morgen sich in trübe Glut,
Urteilt ihr: Ein Gewitter ist nicht weit.

Könnt ihr denn nicht die Zeichen dieser Zeit
Auch deuten, wie ihr doch den Himmel tut?
Ihr Heuchler, Pharisäer, Otterbrut,
Wohl hat von euch Jesajas prophezeit:

„Es spricht der Herr: ‚Dieweil ich es erfahren,
Daß, wenn sie mich bekennen mit dem Munde,
Sie mit dem Herzen ferne von mir sind,

Will seltsam ich mit diesem Volk verfahren,
Daß seiner Weisen Weisheit geh' zugrunde
Und seiner Klugen Klugheit werde blind.'"

## 3.

Schiller.

Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit?
Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit,
Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen!

Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen ins bewegte Rad der Zeit;
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit,
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen.

Die, blind und taub, ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen sehen,
Ich zittre nur für euch, ihr blöden Toren!

Denn Gottes Ratschluß wird dennoch bestehen,
Die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren
Und das, was an der Zeit ist, doch geschehen.

## 4.

Die öffentliche Meinung schreit und klagt:
Ihr habt von mir erborget eure Kraft;
Durch mich geschah, was Großes ihr geschafft,
Durch mich gelang, was siegreich ihr gewagt.

Und nun ich euch erhöht, wollt ihr als Magd
Mich züchtigen mit Ruten und mit Haft?
Ihr schämt euch flüchtiger Genossenschaft
Und habt mir, eurer Herrin, widersagt?

Und doch, ihr hörtet meine Donner rollen,
Und der Koloß der Zeit war schon zerstoben,
Von dessen Joch ich kam euch zu erlösen. —

Ihr Seifenblasen, die mein Hauch geschwollen,
Und flücht'gen Schimmers meine Huld gehoben,
Ihr eitle Seifenblasen — seid gewesen!

## 5.

Wer hat zum Schreier also dich bedungen?
Es möchten Lieder besser dir gedeihen,
Welchen auch gern das Ohr die meisten leihen;
Hast du nicht sonst von Lieb' und Wein gesungen?

Könnt' ich aus ehrner Brust doch tausend Zungen
Mit Hauch beleben, alle wollt' ich weihen,
Gellend das eine, alte Lied zu schreien,
Bis in verschloßnen Ohren es erklungen!

Es ist hoch an der Zeit, sie aufzuschrecken,
Die taumelnd um den Rand des Abgrunds wallen,
Ob schlafend nicht, dennoch nicht zu erwecken;

O, muß die schwache Stimme so verhallen!
Es drohet euch der Sturz, mir bloß das Schrecken; —
Ein Vogel schwingt sich auf, wo Eichen fallen.

## Mahnung.

*Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων,*
*μὴ δὲ γένος πατέρων αἰσχυνέμεν, οἵ μέγ' ἄριστοι.*
Il. VI. 208.

Willst deines Hauses Glanz du aufrecht halten?
Laß rosten deiner Väter Schild und Schwert!
Die tun es nicht, die geben nicht den Wert,
Die Zeit ist abgelaufen, wo sie galten.

Das Neue wird; das Alte muß veralten.
Die Meinung hat im Lichten sich verklärt
Und von der rauhen Faustkraft abgekehrt;
Das Wort ist's, der Gedanke, welche walten.

Dort magst du die verfemten Häupter sehen,
Männer des Wortes, welche tüchtig waren,
Und sehen ihre Sitze ledig stehen.

Von dir laß die Geschichte Gleiches melden!
Tüchtig, wie sie, erwirb und lasse fahren,
Und Deutschland rechnet dich zu seinen Helden!

---

## Memento.

Wer nennt mir diesen Flüchtling, diesen Alten,
Der zitternd führt den Wanderstab zur Hand
Und bleich die Stirne zieht in düstre Falten?
Besudelt, scheint mir Purpur sein Gewand,
Und auf der Stirne, welch ein seltsam Mal?
War der ein König über dieses Land?
Er war es gestern, und zum dritten Mal
Entsleucht er, und zum letzten, seinen Reichen,
Worüber nicht mit Weisheit er befahl.
Und nun? — Er hofft die Fremde zu erreichen,
Das fremde Land, wo ihm des Fremden Gnade
Das bittre Brot des Mitleids möge reichen.
Gelangend an das Meer auf scheuem Pfade,
Wo Schiffe, fremde Schiffe, seiner warten.
Blickt er zurück zur Heimat vom Gestade
Und lauscht — dem trunknen Freudenruf, dem harten,
Der himmelan getragen widerhallt
Inmitten neuerblühtem Friedensgarten:

„Zerriß er den Vertrag doch selbst, da galt
Es nur, das Fest der Freiheit zu erneuen;
Er stand allein und drohte mit Gewalt!"
Die Stimmen nur von wenigen Getreuen
Erheben sich, die, vor den freud'gen Scharen,
Sich seinen Stern nicht zu betrauern scheuen,
Die Stimmen derer, muß er nun erfahren,
Die er verstieß mit Unbill und mit Schmach,
Weil Toren nicht, weil Knechte nicht sie waren. — —
Und solchem Bilde sinnt der Dichter nach,
Verstummt, von Gunst und Mißgunst gleich entfernt;
Er sinnt und weint, sein Saitenspiel zerbrach. —
Ihr Mächtigen der Erde! schaut und lernt!

---

## Der vertriebene König.

Cento novelle antiche. Ed. Manni. Nov. VII.

Die alle freien Stimmen ihr verdächtigt,
So ihr, dasjenige euch vorzusagen,
Was nur ihr hören wollt, nicht selbst ermächtigt,
Vernehmt die Stimme denn uralter Sagen!
Hie bin ich, schlicht die Worte des Verstandes
Aus eurer Väter Zeit euch vorzutragen:
Es war einmal ein König Griechenlandes,
Dem segnend der Allmächtige verliehen
Macht, Weisheit und die Liebe seines Landes.
Er ließ von Weisen seinen Sohn erziehen;
Die kamen denn und sprachen: „Nimm ihn hin
Und prüf' ihn, unser Werk ist wohl gediehen!"
Und daß er prüfe seines Sohnes Sinn,
Hieß vieles Gold aus seines Schatzes Hallen
Er holen und es legen vor ihn hin.
Und vor den Rittern und Baronen allen,
Das Gold ihm schenkend, sprach er zu dem Sohne:
„Verwende dies nach deinem Wohlgefallen!"
Und er befahl, die andern sollten, ohne
Ihm Rat zu geben, scharf auf ihn nur sehen
Und dann Bericht erstatten vor dem Throne.
Da sah der Königssohn vorübergehen
Die Karawanen aus den fernsten Orten
Und hieß die Reisenden ihm Rede stehen.

Gewandt und kühn, mit wohlerwognen Worten
Sprach einer: „Herr, ich bin ein Handelsmann,
Und mir gehören die Kamele dorten.
Durch eigene Betriebsamkeit gewann
Ich Schätze, die ich keinem sonst verdanke,
Da mir das Land und mancher danken kann."
Ein zweiter sprach, verloren in Gedanken —
Er wäre lieber unbefragt geblieben —,
Indem zur Erde seine Blicke sanken:
„Ich bin der König Syriens, den vertrieben
Die aufgeregten Völker; mein Verhalten
War so, daß sie die Schuld mir zugeschrieben."
Und alles Gold, worüber er zu schalten,
Gab diesem alsobald das Königskind,
Darob entrüstet die Barone schalten.
Sie klagten vor dem Throne: „Herr, es sind
Nicht deines Sohnes Taten lobenswert;
Er schlug der Weisheit Lehren in den Wind,
Er ließ den Wohlverdienten unbeehrt,
Indem er unbesonnen seine Gabe
Dem andern, Unbesonnenen beschert."
Es wurde vorgefodert nun der Knabe,
Daß Rechenschaft er gäbe, wie verwendet
Das seiner Hand vertraute Gut er habe.
„Ich habe nichts verschenkt und nichts verschwendet",
Sprach zuversichtlich da der Königssohn,
„Und nicht vom Würdigen mich abgewendet.
Bezahlet hab' ich nur verdienten Lohn;
Von dem ich nichts gelernt, den ließ ich ziehen,
Des andern Lehre galt um meinen Thron.
Sein Beispiel hat mir gellend zugeschrieen:
Nur mächtig ist, den seine Völker lieben,
Denn über uns ist ihnen Macht verliehen!
Was ich ihm gab, sein Schuldner bin ich blieben."

---

## Aus der Vendee.

### 1. Im Jahre 1832.

Wer stört der stillen Gegend Widerhall?
Ich sehe durchs Gebüsch die Rosse nicht,
Ich höre nur der flücht'gen Hufe Schall.

Dort windet eine Schlucht sich an das Licht;
Ich seh' daraus den rüst'gen Führer steigen;
Ein Landmann, der die Bahn durchs Dickicht bricht.
Wer wird in dem Geleite doch sich zeigen?
Ein Weib allein — sie ist's! schau' nicht ihr nach!
Du hast sie nicht gesehn, du weißt zu schweigen.
Und wie der Tag den Flüchtlingen gebrach,
Sein letzter Schein im Westen sich verlor,
Da sahn sie im Gebüsch ein einsam Dach;
Und sie: „Halt an! und klopf' an dieses Tor!
Ich bin erschöpft, ich will zur Nacht hier rasten."
Darauf der Landmann: „Sei uns Gott davor!
Die Höhle da gehöret dem Verhaßten,
Der dein Verderben spinnt mit Rat und Tat;
Das Roß gespornt! wir müssen fürder hasten."
Sie aber schwang vom Pferde sich und trat
Ans Tor und klopfte; bald erschien ein Licht,
Der Hausherr forschte selber, wer genaht.
Und sie zu ihm: „Ich bin's, erschrecke nicht!
Ich bin's, die Schirm und Schutz von dir begehrt
Und Obdach hier zu finden sich verspricht." —
„Entfleuch, Unselige! denn meinen Herd
Umlagern, die dich suchen." — „Mir den Arm!
Dein Ruf mir volle Sicherheit gewährt."
Sie tritt mit ihm ins Haus; es teilt der Schwarm
Sich der Bewaffneten; mit Ehrfurcht weichen
Zur Seite der Gardist und der Gendarm.
Und wie das innre Zimmer sie erreichen,
Wo seine Töchter saßen am Klavier,
Sieht, angestaunt von ihm, sie ihn erbleichen.
Und sie beginnt: „Das wundert dich von mir?
Verdopple seine Wachten doch in steter
Befürchtung, den nun drückt der Krone Zier!
Geächtet, ehrt der Landmann mich und Städter;
Ich schweife sicher durch das Königreich
Und find' in Frankreich nirgends den Verräter."
Drauf er entrüstet: „Und bewundr' ich gleich,
Ich selbst bin Vater, deinen Heldenmut,
Macht doch das Mitleid nicht das Herz mir weich.
Dich mahn' ich an den Fluch, der auf euch ruht;
Es hat euch Frankreich zürnend ausgespieen,
Das du mit Schmach bedecken willst und Blut.

Der eurem Rechte seine Kraft verliehen,
Der Fremde wird, zum dritten Male schon,
Von deinem Frevel laut herbeigeschrieen;
Durch Blut und Schande willst du deinem Sohn
Den düstern, unheilvollen Weg vom neuen
Eröffnen zu dem angestammten Thron.
Am Blute mag der Löwe sich erfreuen!
Doch Schande, hörst du? Schande..! — Hör' mich an:
Hier schärfst du nur das Beil für deine Treuen;
Dir ebnet sich zur Flucht der Ozean;
Verzichtend, laß die schnöde Selbstsucht fahren
Und nimmer mich bereun, was ich getan!"
Und sie mit Wehmut, ihre Augen waren
Von Tränen feucht: „Was Selbstsucht und was Schande?!
Und soll ich solche Kränkung noch erfahren!
Dein blinder Eifer lodert auf zum Brande,
Du brichst den Stab, erkenne mich erst recht:
Ich opfre ja mich selbst dem Vaterlande.
Was gelt' ich hier, was gilt hier mein Geschlecht?
Es gilt bei meinem blut'gen Unterwinden
Allein das göttliche, das ew'ge Recht.
Im Recht ist Heil für Frankreich nur zu finden;
Auf Schmach gerichtet, meinst du, sei mein Streben;
Was zögerst du? hier bin ich, laß mich binden!
Mißachtet mag ich Dulderin nicht leben;
Laß mich ein Opfer deines Wahnes sein!
Du meinst es gut, ich habe dir vergeben."
Die Tür sprang auf, Gendarmen traten ein:
„Wir sitzen auf, es ist zu reiten Zeit;
Gibt's heute Neues zu berichten?" — „Nein!" —
„Nicht Nachricht von der Fliehenden?" — „Verzeiht!
Laßt mich allein mit meiner Sorgen Last
Und ehrt die Schatten meiner Häuslichkeit!"
Wie sie hinausgegangen, sprach gefaßt
Zu seinen Töchtern er mit leisem Munde:
Ihr sorgt mit Ehrfurcht für den hohen Gast!
Wohl quoll der Zorn, wie Blut aus tiefer Wunde,
Aus meinem Herzen, euch geziemt das nicht;
Mit stiller Andacht feiert diese Stunde
Und überlaßt dem Höchsten das Gericht!"

## 2. Im Jahre 1833.

„Und überlaßt dem Höchſten das Gericht!"
So ſprach ich einſt, und ſeht: er hat gerichtet.
Nicht ward im Blute dieſer Zwiſt geſchlichtet,
Es hatte da das Eiſen kein Gewicht.

Die blinden, ſchwachen Menſchen haben nicht
Durch Weisheit oder Kraft es ausgerichtet;
Blickt hin! die Macht des Gegners iſt vernichtet;
Der Höchſte ſprach im Zorn: „Es werde Licht!"

Seht! ſtrafend regt die Frucht ſich ihres Leibes,
Zerſtoben iſt des Widerſachers Reich,
Sein Stolz und ſeine Hoffnung ſind geweſen.

Kein Spott, kein Hohn dem Jammer dieſes Weibes!
Sie iſt, dem blitzgetroffnen Felſen gleich,
Ein von dem Waltenden gezeichnet Weſen.

---

## Deutſche Barden.

Eine Fiktion.

Es ſchimmerten in rötlich heller Pracht
Die ſchnee'gen Gipfel über mir; es lagen
Die Täler tief und fern in dunkler Nacht.
Der frühe Nebel ward emporgetragen;
Ich ſah ihn in den Schluchten bald zerfließen,
Bald über mich die feuchte Hülle ſchlagen;
Den Bergſtrom hört' ich brauſend ſich ergießen,
Das ſtarre Meer des Gletſchers ſich zerſpalten
Und donnernde Lawinen niederſchießen.
Ich hatte Müh', den ſteilen Pfad zu halten,
Auf dem ich klomm zum hohen Bergestor,
Von wo die Blicke oſtwärts ſich entfalten.
Und wie ich zu der Höhe mich empor
Geſchwungen hatte, traf mit heim'ſchem Klange
Hochdeutſche Mundart lockend mir das Ohr.
Ich ſtand gefeſſelt, und ich lauſchte lange
Und hörte der gewalt'gen Rede Fluten
Melodiſch ſchwellend werden zum Geſange.
Es ſtand der Sänger einſam, in die Gluten
Der Sonne ſtarrend, die ſich nun erhoben
Aus Wolken, die am Horizonte ruhten.

Der Schleier, blutigrot aus Dunst gewoben,
Auf ebne, weite Landschaft ausgebreitet;
Das tiefe Blau der Himmelswölbung oben;
Die Bilder, so der Morgen hier bereitet,
Sie wurden auf der Griechen Heldenkampf
Verherrlichend vom Liede hingeleitet.
Ich hört' ihm zu, sah über Blut und Dampf
Die Freiheitssonne Hellas' sich erheben,
Das Leben siegen ob dem Todeskrampf:
„Du, goldne Freiheit, bist das Licht, das Leben;
Die blut'ge Taufe tilgt der Ketten Schmach;
Du hast dir, Heldenvolk, das Sein gegeben."
Er schwieg, ich lauschte noch; vortretend, sprach
Den Mann ich an mit dargereichter Rechten:
„Du deutscher Bard', der sich die Palme brach,
Du siehst mein Aug' von deines Liedes Mächten
Geschmückt noch mit der Tränen Perlenzier,
Und nicht ob meinem Antrag wirst du rechten.
Ich bin ein Deutscher, so wie du, und mir
Entströmet der Gesang aus Herzens Grunde
Um Freiheit, Recht und Glauben, so wie dir.
Die Wildnis bringt uns näher und die Stunde,
Was in der Brust wir tragen und im Schilde;
O, reiche mir die Hand zu heil'gem Bunde!"
Drauf er, mit Wehmut lächelnd und mit Milde:
„Mich freut in deinem Aug' der Widerschein
Von dem aus mir hervorgeblühten Bilde.
Doch blicke hier ins offne Tal hinein!
Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen
Und Mensch dort unten unter Menschen sein.
Dein Wille, deine Kraft, sie sind dein eigen;
Du magst mit Lieb' und Haß ins Triebrad greifen
Und magst, so wie du bist, dich offen zeigen.
Dort wird der Freundschaft edle Frucht dir reifen,
Dort gilt der Wärme glückliche Gewalt,
Die es verschmäht, zu diesen Höhn zu schweifen.
Blick' um uns her! wie lebensleer und kalt
Die starren Zinnen des Gebirges trauern!
Hier ist mein winterlicher Aufenthalt.
Sie sind der Völkerfreiheit feste Mauern
Und sammeln still die Wolken für das Tal
Zu Quellensegen und zu Regenschauern.

Ich hauf' in Sturm und Wolken hier zumal;
Dem dieſer Alpen iſt mein Schaffen gleich,
Ob aber liebend, ob aus freier Wahl —?
Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
Wer fragt nach mir, der einſam ich verbannt
Aus menſchlicher Genoſſenſchaft Bereich?
Die flücht'ge Stunde, wo du mich erkannt,
Du magſt in der Erinnerung ſie feiern,
Wir ſind getrennt, ſobald ich mich genannt —
Ich bin der König Ludewig von Bayern!"

## Erſcheinung.

Die zwölfte Stunde war beim Klang der Becher
Und wüſtem Treiben ſchon herangewacht,
Als ich hinaus mich ſtahl, ein müder Zecher.
Und um mich lag die kalte, finſtre Nacht;
Ich hörte durch die Stille widerhallen
Den eignen Tritt und fernen Ruf der Wacht.
Wie aus den klangreich feſterhellten Hallen
In Einſamkeit ſich meine Schritte wandten,
Ward ich von ſeltſam trübem Mut befallen.
Und meinem Hauſe nah, dem wohlbekannten,
Gewahrt' ich, und ich ſtand verſteinert faſt,
Daß hinter meinen Fenſtern Lichter brannten,
Ich prüfte zweifelnd eine lange Raſt
Und fragte: „Macht es nur in mir der Wein?
Wie käm' zu dieſer Stunde mir ein Gaſt?"
Ich trat hinzu und konnte bei dem Schein
Im wohlverſchloßnen Schloß den Schlüſſel drehen
Und öffnete die Tür und trat hinein.
Und wie die Blicke nach dem Lichte ſpähen,
Da ward mir ein Geſicht gar ſchreckenreich, —
Ich ſah mich ſelbſt an meinem Pulte ſtehen.
Ich rief: „Wer biſt du, Spuk?" — Er rief zugleich:
„Wer ſtört mich auf in ſpäter Geiſterſtunde?"
Und ſah mich an und ward, wie ich, auch bleich.
Und unermeßlich wollte die Sekunde
Sich dehnen, da wir ſtarrend wechſelſeitig
Uns anſahn, ſprachberaubt mit offnem Munde.
Und aus beklommner Bruſt zuerſt befreit' ich
Das ſchnelle Wort: „Du grauſe Truggeſtalt,
Entweiche, mache mir den Platz nicht ſtreitig!"

Und er, als einer, über den Gewalt
Die Furcht nur hat, erzwingend sich ein leises
Und scheues Lächeln, sprach erwidernd: „Halt!
Ich bin's, du willst es sein; — um dieses Kreises,
Des wahnsinn-drohnden, Quadratur zu finden,
Bist du der Rechte, wie du sagst, beweis' es!
Ins Wesenlose will ich dann verschwinden;
Du Spuk, wie du mich nennst, gehst du das ein,
Und willst auch du zu Gleichem dich verbinden?"
Drauf ich entrüstet: „Ja, so soll es sein!
Es soll mein echtes Ich sich offenbaren,
Zu nichts zerfließen dessen leerer Schein!"
Und er: „So laß uns, wer du seist, erfahren!"
Und ich: „Ein solcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Schönen, Guten, Wahren,
Der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet
Und nie gefrönt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet;
Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt, doch mutig beim Erwachen
Das Rechte nur verfocht; — bist du das auch?"
Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:
„Der du dich rühmst zu sein, der bin ich nicht.
Gar anders ist's bestellt um meine Sachen.
Ich bin ein feiger, lügenhafter Wicht,
Ein Heuchler mir und andern, tief im Herzen
Nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.
Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
Wer kennt sich nun? wer gab das rechte Zeichen?
Wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?
Tritt her, so du es wagst, ich will dir weichen!"
Drauf mit Entsetzen ich zu jenem Graus:
„Du bist es, bleib, und laß hinweg mich schleichen!" —
Und schlich, zu weinen, in die Nacht hinaus.

---

## Evangelium St. Lucae 18, 10.

Der Pharisäer trat im Tempel vor,
Stand zuversichtlich, betend vor sich hin,
Und richtete zu Gott den Blick empor:
„Dir dank' ich, Herr, daß wohl ich anders bin
Als andre Menschen, welche fort und fort
Nur trachten nach unredlichem Gewinn,

Ehbrecher, Räuber, wie der Zöllner dort, —
Ich faste zweimal wöchentlich, entrichte
Den Zehnten und erfülle ganz dein Wort."
Der Zöllner mit gesenktem Angesichte
Stand fern und schlug an seine Brust und sprach:
„Sei Gott mir Sünder gnädig im Gerichte!"
Ich? — welchem von den beiden sprech' ich nach?

## Traum.

Nacht war es, wo ich festen Schlafes schlief,
Darin mein Selbstbewußtsein sich verlor,
Als eine Stimme mich bei Namen rief.
Und dreimal traf erneut der Ruf mein Ohr;
Ich dünkte mich darob erwacht zu sein
Und richtete vom Pfühle mich empor.
„Wer rufet mir, wer fand bei mir sich ein?"
Und seltsam ernst und mild gebietend, stand
Ein Jüngling mir zu Haupt in hellem Schein.
Um seine blondgelockte Stirne wand —
Der Herrschaft Zeichen — sich ein goldner Reif,
Und Schwert und Wage ziemten seiner Hand.
„Wer bist du, Herr, vor dem ich, wie der Reif,
Vergehe vor der Sonne milder Macht?" —
„Ich bin, der kommen soll, die Zeit ist reif.
Der Tag ist aber wie die Mitternacht,
Die Gegenwart ist falsch, das Leben lügt;
Der weiß es, der die Toten reden macht.
Die Toten, deren Zeugnis mir genügt,
Sollst du verhören über diesen Streit;
Steh auf und geh! ich hab' es so verfügt.
Dann tritt die Zukunft in die Wirklichkeit,
Dann schaff' ich Recht in die erneute Welt
Und richte wieder ein den Lauf der Zeit." —
Ich ging, zu tun, wozu er mich bestellt;
Es schien in schauerlicher Nacht kein Stern,
Das Innre nur des Münsters war erhellt.
Geläut' und Orgelton erschallten fern;
Sie glichen der Posaune des Gerichts,
Und ich dem Werkzeug in der Hand des Herrn.
Ich aber dachte nichts und schaute nichts,
Und mühsam über Gräber tappend, naht'
Ich mich dem Quelle des verborgnen Lichts.

Des Münsters Tore sprangen auf; es trat
Hervor ein Priester, dessen Haupthaar weiß
Umwallte den geheiligten Ornat.
Mit Buch und Kerze trat zu mir der Greis
Und sah mich schweigend an und winkte mir,
Und schweigend folgt' ich ihm auf sein Geheiß.
Ein gähnend Grab inmitten dem Revier
Der Gräber bot sich uns zum Eingang dar,
Davor mein Führer hielt und winkte: Hier!
Wir stiegen durch dasselbe, sonderbar,
An viele tausend Stufen wohl hinab
Und wurden in der Tiefe Licht gewahr.
Es wölbte höher sich der Gang und gab
Dem Aug' ein unermeßlich Feld hinfort;
Wir beide waren stumm wie selbst das Grab.
Ein Tisch, ein Stuhl, ein Schreibzeug waren dort,
Und einer Lampe Schein erhellte karg
Den nächsten Umkreis von dem Schreckensort.
Es lagen unabsehbar Sarg an Sarg.
Am Tisch zu sitzen, wies den Platz mir an
Mein Führer, der sodann sich mir verbarg.
Und wie ich so, verlassen, mich besann,
Rief dröhnend eine Stimme durch den Raum,
Die jene vorzuladen nun begann.
Der aufgerufne Tote hörte kaum
Sich nennen, regt' er stöhnend sich, als sei
Er mühsam aufgewacht aus schwerem Traum,
Entrang sich seinem Sarg und kam herbei,
Schlaftrunken, staunend schauend in die Rund',
Und stellte sich vor mich am Tische frei.
Die Stimme tat ihm dann die Fragen kund,
Und unbestochen nach der Wahrheit sprach
Gewicht'ges Zeugnis er mit blassem Mund.
Ich aber, ob darob das Herz mir brach,
Verfaßte das Verhör, wie sich's gehört,
Und schrieb die schweren Worte treulich nach.
Es wurden auch in ihrer Ruh' gestört
Die nicht verhörten Toten allzumal
Und stöhnend in der Särge Schoß gehört.
Es waren aber, nach der Stimme Wahl,
Die Bürgerhelden Franklin, Washington
Die ersten in der Vorgerufnen Zahl.

Und ich, ich durfte, niedrer Menschensohn,
Betrachten dieser Herrlichen Gestalt
Und trinken der verehrten Stimmen Ton.
Dem sechsten nach dem zehnten Ludwig galt
Der nächste Ruf; der Dulder schritt einher,
Ein schwaches Rohr, geknickt von Sturmgewalt.
Vernommen wurden dann Rousseau, Voltaire,
Dann Necker, Mirabeau und, ängstlich bang,
Das blutbefleckte Schreckbild Robespierre.
Des nächstgerufnen Namens mächt'ger Klang
Erweckte Widerhall im Totenreich,
Wovor der Deckel vieler Särge sprang.
„Napoleon!" Er kam, sich selber gleich,
Gestützt auf des zerbrochnen Schwertes Knauf,
Im abgerißnen Purpur stolz und bleich;
Und viele von den Toten standen auf,
Begierig, den Gewaltigen zu sehn,
Und drängten sich um ihn und mich zuhauf.
Und Fürst und Mannen wollten auferstehn,
Und rings ergoß sich der Verwesung Duft;
Ich fühlte schier den Atem mir vergehn.
„Zurück, zurück! Bewohner ihr der Gruft,
Die nicht ihr seid geladen vor Gericht,
Was doch verpestet ihr umsonst die Luft?"
Ich rief es, doch die Toten hörten nicht;
Ich streckte meine Hand nach ihnen aus,
Die Lampe fiel, und es erlosch das Licht.
Nun warf sich über mich in Saus und Braus,
Unbändig und im Schutz der finstern Nacht,
Der kalten Leichen schauerlicher Graus.
Da bin ich vor Entsetzen aufgewacht.
Ich fand, wie ich die müden Augen rieb,
Vom Strahle mich des Morgens angelacht,
Vergessen und verschollen, was ich schrieb.

---

## ΘΑΝΑΤΟΣ.

(Fiebertraum, durch die Erzeugnisse der neueren französischen Romanenliteratur veranlaßt.)

In meiner Mutter Hütte, — laßt mich weinen!
Ja, bringt die alten Tränen mir zurück,
Ihr alten Bilder, wollt ihr mir erscheinen! —

In meiner Mutter Hütte war das Glück;
Die Liebe schaffte still mit leiser Hand
Und leuchtet' über uns im Mutterblick.
Da hing ein seltsam Bildnis an der Wand,
Davor wir lernten unsre Hände falten
Und Worte sprechen, die ich nicht verstand;
Und hatten wir am Tag uns fromm verhalten,
So nahten unsern Wiegen sich die Träume
Als lichter Engel segnende Gestalten.
Vor unsrer Hütte lagen sonn'ge Räume,
Um diese breiteten ein duft'ges Zelt
Die dichten Reihen hoher Lindenbäume.
Noch war der Umkreis unsre ganze Welt,
Und von dem Bache jenseits längs dem Hage
Die äußerste der Grenzen uns gestellt;
Und hier am Ufer stand ich lange Tage,
Hier zog und hielt mich, wie ein böser Traum,
Mit fieberhaft erhöhtem Herzensschlage,
Zu schaun hinüber nach dem fernen Saum,
Dem blauen Nebelring, beschränkend dort
Den grünen, weiten, ausgespannten Raum;
Zu sehnen mich hinüber fort und fort
In jene rätselhafte, blaue Weite,
Der Schranke zürnend, die mich hielt am Ort.
Da dacht' ich: wärst du erst auf jener Seite
Des Wassers! dieses Wasser aber muß
So tief nicht sein. Ich war mit mir im Streite.
Bald reifte der Gedanke zum Entschluß;
Ich stieg hinein, es wuchs mir das Vertrauen,
Es trug an jenes Ufer mich mein Fuß.
Und vorwärts, ohne hinter mich zu schauen,
In grader Richtung hub ich an zu wallen
Dem blauen Streifen zu durch blühnde Auen.
Der Mutter Nachruf hört' ich wohl erschallen
Und, wie ich unaufhaltsam vorwärts schritt,
In schauerliche Stille bald verhallen.
Grün ward der Boden rings um meinen Tritt,
Da vor mich hin, so wie ich vorwärts drang,
Der blaue Nebel fern und ferner glitt.
Und wie ich so im Zauberkreise rang,
Besann ich mich; da war ich müd' und alt,
Die Heimat hinter mir verschwunden lang.

Und vorwärts, unabläſſig vorwärts galt
Es durchzudringen; wie die Hoffnung ſchwand,
Da änderte der Boden die Geſtalt.
Das Grün erſtarb, es ſchien das öde Land,
Beraubt des Schmuckes, lechzend zu erblaſſen,
Ein ausgebrannter, windbewegter Sand.
Die Ferne ſchien in Formen ſich zu faſſen,
Ich ſah den blauen Nebel halb zerrinnen
Und halb erſtarren zu begrenzten Maſſen;
Und Ebenmaß und Ordnung zu gewinnen
Schien meinem Aug' ein rieſenhafter Bau
Mit luft'gen Türmen und mit zack'gen Zinnen;
Der ſtieg vor mir, entfaltend ſich zur Schau,
Aus nackter Ebne mehr und mehr empor,
Am Horizonte fern, noch blau auf blau.
Zu wogen ſchien ein klarer See davor,
Den Durſtgequälten lockend lügenhaft,
Der ſtaunend in Gedanken ſich verlor.
Beharrlich ſetzt' ich fort die Wanderſchaft
Mit wundem Fuß und ausgedorrten Lippen
Und ſtrengte ſtandhaft an die letzte Kraft.
Das Waſſer floh vor mir, es ſtiegen Klippen
Aus deſſen Spiegel und dem ſand'gen Plan,
Der Bau zerfiel zu ſchroffen Felsgerippen.
Ich ſtieg auf nacktgebrannter Felſenbahn,
Auf ſcharfen Steinen und zerſpaltnem Grunde
Den Abhang des Gebirges ſchon hinan.
Und ſteiler ward der Pfad mit jeder Stunde,
Der Kieſel ſchärfer in der Schluchten Schoß,
Darüber troff mein Blut aus mancher Wunde.
Die zack'gen Gipfel ſtarrten nackt und bloß;
Die Wüſte ſchwieg, des Lebens ganz beraubt;
Kein Wurm und kein Getier, kein Halm, kein Moos!
Und wie bereits erklommen ich geglaubt
Den Scheitel des Gebirges, ſah ich ragen
Hoch über mir ein andres Felſenhaupt.
Kaum wollten meine Glieder noch mich tragen;
Ich kroch hinauf; von dorten ſah ich nur
Ein Meer von Trümmern ſtarre Wellen ſchlagen.
Kein Quell, kein Grün, von Leben keine Spur!
Hier hält mich, ſonder Ausgang, faſt erſchrocken,
Die tote, die entgötterte Natur.

Ich schüttle mit Verzweiflung greise Locken;
Der Durst! der Durst! o, gebt mir meine Tränen!
Das Herz ist dürr, die Augenhöhlen trocken.
Wie lange wird sich diese Marter dehnen?
Wird Wahnsinn grinsend mir ins Auge starren?
Wirst du, Vernichtung, hungrig nach mir gähnen?
Du läßt den schon Erstorbenen noch harren!

## Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Tal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.
Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange." —
Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."
Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequemre Last.

Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr," rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

## Die Ruine.

Ich schweifte rastlos auf den höchsten Bergen,
Allein und fern von aller Menschenspur,
Mich selbst und meinen Unmut zu verbergen.
Behaglich war's mir, wo die Gemse nur
Die flücht'ge Bahn sich über Gletscher bricht,
Recht einsam in der wildesten Natur.
Was mir im Busen tobte, frage nicht!
Entblößest du, der so mich fragen darf,
Die eignen Wunden an das Tageslicht?
Der Abend sank, die Winde wehten scharf;
Ein Feuer hatt' ich mir zu Nacht geschüret,
Das auf das Schneefeld rote Strahlen warf.
Bald ward vom mächt'gen Zugwind aufgerühret
Der Schnee in Wirbeln und der Felsenwand,
Die Schutz mir geben sollte, zugeführet.
Zur Flucht gedrängt, ergriff ich einen Brand
Und suchte durch die Klüfte mich zu schlagen
Zu Tal, zur Burgruin' am Waldesrand.

Die Wolken, die erst um die Gipfel lagen,
Ergossen jetzt sich wogend durch den Raum
Und schienen ein Gewitter anzusagen.
Wie ich den Ort erreicht, ich weiß es kaum,
Doch standen sie vor mir, die alten Mauern,
In Brandes-Flackerschein an Waldessaum:
„Beschirmt mich vor den kalten Regenschauern,
Seid gastlich, Trümmer ihr der alten Zeit!
Wo klafft ein Spalt, wo kann ich unterkauern?"
Ein Riß im Mauerwerke, nur so breit,
Daß mich hindurch zu pressen kaum gelang,
Gewährte vor dem Sturm mir Sicherheit.
Der führte mich in einen schmalen Gang,
In dem, vorschreitend bei des Brandes Helle,
Ich tief und tiefer in das Innre drang.
Hier eine Tür; ich hielt auf deren Schwelle,
Den düstern Ort betrachtend, zu erfahren,
Ob das ein Grab sei, ob die Burgkapelle.
Denn Bilder, halbverstümmelt, Waffen waren
Rings aufgestellt, zerstreut auch hin und wieder,
Verschüttet und verstaubt von vielen Jahren.
Ich lagerte zur Ruhe meine Glieder,
Auf Schutt gestreckt, das Haupt auf einen Stein;
Doch mied der Schlaf die müden Augenlider.
Es wirkten jene Bilder auf mich ein,
An denen ich mit stieren Blicken hing;
Der Brand, verglimmend, warf den letzten Schein;
Und nun die Nacht, die tiefste, mich umfing —
Vermag ich mein Entsetzen da zu schildern
Beim Anblick dessen, was nun vor sich ging?
Ein bleicher Schein entströmte jenen Bildern,
Ich sah sie in der Finsternis sich regen,
Sie wurden laut, sie huben an zu wildern.
Und dumpf erscholl's: „Auf! aus dem Schlaf, ihr Trägen!"
Ein Herrscher war es, der das Wort gesprochen,
Die Hand versucht' er an das Schwert zu legen;
Das war von Holz gewesen und zerbrochen;
Nach seiner Krone griff er, — goldesbar,
Ein altes, morsches Holz, vom Wurm zerstochen.
Dem Rufe stellte bald sich eine Schar,
In Holz gewappnet halb und halb in Eisen,
Die nicht geheuer anzuschauen war.

Und ihm zur Rechten sah ich einen Greisen,
Der, schwach und zornig, geistlich angetan,
Verdrossen schien, ihm Ehrfurcht zu erweisen.
Er musterte die Seinen, Mann für Mann,
Dann naht' er seltsam lächelnd sich dem Alten,
Zu dem er leise flüsternd so begann:
„Schwach worden bist du, mußt an mir dich halten,
Und ich an dir, es ist nicht Hadernszeit;
Bedecke mich mit deines Mantels Falten!"
Und zu den Mannen: „Seid zum Kampf bereit!
Ihr habt noch Eisen, gut! ich muß euch loben;
Altar und Thron! das ist ein guter Streit.
Nun gilt's, einander Eintracht zu geloben:
Durch euch, für euch! ihr wißt, ich weiß es nun;
Ich weiß, ihr wißt auch, was sie schwatzen oben.
Sie wollen, Abgestandnes müsse ruhn;
Ihr aber seid noch ein bewehrter Haufen,
Und nächtlich werdet ihr das Eure tun.
Sie sagen, unsre Zeit sei abgelaufen,
Nun sei es Tag; doch seht! es ist ja Nacht,
Und mögen sie's mit anderm Worte taufen!
Das Licht —! Es ist zum Lachen! Lacht doch, lacht!"
Und wie er selbst darüber wollte lachen,
Hat doch das Licht ihn stumm und starr gemacht.
Der Blitz ergoß, der grause Feuerdrachen,
Durch einen Spalt der Wölbung Lichtesgarben,
Und hell erklang des Donners zürnend Krachen.
Die Bilder, die zu Holz und Stein erstarben,
Erwachten spät und zögernd nur zum Leben,
Bis wiederum die Sprache sie erwarben.
Da sah ich jenen Priester sich erheben;
Der nahm das Wort und schüttelte sein Haupt:
„Der Himmel hat ein Zeichen euch gegeben!
Er hat, daß ihr's mit Augen seht, erlaubt,
Wie Untergang er euren Feinden drohe;
Ihr aber lobt die Finsternis und glaubt!
Und weil ich euch die Deutung gab, die frohe,
Und klärlich ihr erkannt des Herrn Gefallen,
Der zu euch sprach in seines Zornes Lohe,
So laßt vor ihm uns auf die Knie fallen,
Lobpreisend ihn mit unsern schwachen Zungen,
Laßt Te deum laudamus laut erschallen!"

So wurde denn der Lobgesang gesungen,
Mißtönig, unerhört! Mir mußte däuchten,
Als hielte Fieberwahn mich fest umschlungen.
Ich sah die zweifelhaften Wesen leuchten
Mit bleichem Schimmer, der ich spähend lag;
So schimmert morsches, faules Holz im Feuchten.
Die Zeit verstrich, die nimmer ruhen mag;
Durch jenen Spalt drang ein ein schwacher Strahl,
Verkündigend den neugebornen Tag.
Und bei dem Schein erblaßten allzumal
Die Wundersamen; ihr Gesang verhallte;
Es schwieg bald der, bald jener aus der Zahl.
Ein Angstgeschrei des Oberherrn erschallte:
„Hilf, Priester, du! Es tagt! es darf nicht tagen!
Den Mantel her! verhänge du die Spalte!
Besteige den Altar! ich will dich tragen,
Dich halten; das Entsetzen quillt von dort
Und drohet unsre Herrschaft zu zerschlagen!"
Wohl tat der Priester nach des Fürsten Wort,
Doch wollte nicht der alte Mantel frommen;
Es wuchs die Tageshelle fort und fort.
Er aber bebte heftig, angstbeklommen
Und sank zuletzt erstarrt zu den Erstarrten;
Denn allen war des Lebens Schein genommen.
Und in der Dämmerung, der lang erharrten,
Sah ich von Holz und Stein die Bilder nur,
Die halbverstümmelten, in Schutt verscharrten.
Beim Priester lag am Pfeiler die Figur
Des Oberherrn, der nächtlich wüste Graus
Zerronnen und verschollen ohne Spur.
Da lacht' ich ob dem tollen Traum mich aus,
Und von des Fürsten Krone mir zum Mal
Brach ich ein Stück und nahm es mit nach Haus.
Ich stieg zutag; im heitern Morgenstrahl
Erglühten rings des Schneegebirges Zinnen,
Und schon ergoß das Licht sich in das Tal.
Anbetend, fühlt' ich meine Zähren rinnen.

## Der Republikaner

### zu Paris am 7. August 1830.

(Nach Victor Strauß.)

Schon ordnen sie den Zug im Trauerhaus;
Hier werden sie vorbei die Bahre tragen
Und langsam sich verlieren dort hinaus.
Und ich, versteckt, will scheue Blicke wagen — —
Ich darf, von seinem Blut die Hände rot,
Um meinen Toten nicht wie andre klagen.
Herz meines Herzens! Freund und Bruder! tot!
Ich habe dich, ich selbst dich umgebracht,
Der wehrlos mir die Brust entgegenbot.
Du Liebesstern in meines Grimmes Nacht,
Du bist erloschen, und in alten Bildern
Erscheint mir erst dein Licht in voller Pracht.
Wie sanft und kräftig lenktest du den wildern
Gefährten, bändigtest den Ungefügen
Und wußtest seines Zornes Glut zu mildern!
Der Friede lag in deinen holden Zügen;
Wir waren, als wir ew'ge Treu' uns schwuren,
Noch Kinder, und wir wußten nichts von Lügen.
Die feindlich widerstreitenden Naturen
Ergänzten sich zu wunderbarer Einheit;
Mitschüler nannten uns die Dioskuren.
O selge Zeit der Unschuld und der Reinheit!
Noch boten, eines Herzens, wir zusammen
Dem Schlechten Krieg, Verachtung der Gemeinheit.
Beim Tacitus entlodert' ich in Flammen,
Haß schwur ich den Tyrannen; fast erschrocken,
Vermochtest du den Schwur nicht zu verdammen.
Ich seh' dich schütteln deine blonden Locken —
Ein Blick, ein Druck von deiner lieben Hand —
Und in die Gegenwart zurück mich locken.
Wir wuchsen auf, es wuchs in mir der Brand;
Es rief die Zeit mit grimmen Leidenschaften
Das Ungewitter, das bevor uns stand.
Du wolltest noch an morschen Trümmern haften,
Den Baum umklammern, welchen, schon verdorrt,
Dahin die gottgesandten Stürme rafften.
Da fiel das Wort, o das unsel'ge Wort!
Du hattest sonder Arg es ausgesprochen; —
„Herr Graf, wir sind getrennt!" So stürmt' ich fort.

Ich war in meines Herzens Herz gestochen;
Du riefst mir nach mit ausgestreckten Händen:
„Was hab' ich, Bruder, wider dich verbrochen?"
Nicht mocht' ich rückwärts nach dem Ruf mich wenden,
Ich schwieg und schritt hinaus: „Sein adlig Blut!"
Ich schrie und rang, das Opfer zu vollenden.
Ich schweifte durch die Nacht, ich weinte Wut,
Und finstrer, als um mich die Schatten waren,
Und schauerlicher war mein kranker Mut.
Was da ich litt, du hast es jetzt erfahren,
Du wirst, verklärter Geist, versöhnlich sein,
Du bist ob meiner Liebe jetzt im klaren.
Der Morgen kam, er gab so trüben Schein;
Ich log mir vor, es sei nun überwunden,
Und stand verwaiset auf der Welt allein.
Ich habe nur noch einen Halt gefunden:
War selber mir das Leben leer und öde,
Plebejisch fühlt' ich meines Landes Wunden.
Ich sah, wie nicht die Willkür sich entblöde,
Die gleichgebornen Menschen doch in Klassen
Zu teilen, diesem huldreich, jenem schnöde;
Ich sah sie Ketten schmieden, durfte hassen;
Tyrannenhaß war meines Herzens Schlag
Und widerhallte mir aus allen Massen.
Geduld! Geduld! und sieh, da schien der Tag!
Sie selbst, sie pflanzten auf den blut'gen Schild,
Zertretend mit den Füßen den Vertrag.
Da hab' ich noch gelacht, laut, grimmig, wild,
Den letzten Kelch der Freude noch genossen;
Dann zu den Waffen! in das Blutgefild!
Rings wogte drohend schon das Volk, es schlossen
Die Haufen sich, zu richten und zu strafen;
Stolz überzählten sich die Kampfgenossen.
Und kommend, wo die Schlacht entbrannt war, trafen
Auf dich die Blicke, die den Feind begehrten,
Auf dich, ihr Oberhaupt, den stolzen Grafen.
In stummer Haltung standen die Bewehrten,
Mit blassem Antlitz, ohne Waffenlust,
Gehorchend dem, den sie als Führer ehrten.
Ich fiel dich an; du botest deine Brust
Mir dar, du riefst ... — ich seh' im Todeskrampf
Dich zucken, alles andern unbewußt.

Ich hab' umsonst gesucht, im heißen Kampf
Die innre Ruhe wieder zu erwerben,
Und lechzend mich berauscht in Blut und Dampf.
Vollendet ist das Werk, die Krone Scherben.
Wer gab um dich, o Freiheit, was ich gab?
Jetzt aber bin ich müd' und möchte sterben.
Und — wehe, weh! — sie tragen ihn herab;
Die Mutter weint, der ich das Herz zerbrach. —
O Wilhelm, schlafe sanft im frühen Grab! — —
Wie noch der Unglücksel'ge solches sprach,
Das Schmerzensbild noch seine Blicke sogen
Und starrten straßenauf dem Zuge nach,
Ergossen straßenab sich Menschen-Wogen,
Die, rufend, jauchzend, freud'gen Taumels voll,
Den Zug verdrängten und vorüberzogen;
Es war der Ruf, der aus dem Strom erscholl,
Der, wie des sturmerregten Meeres Tosen,
Betäubend laut und immer lauter schwoll:
„Hoch lebe, hoch! der König der Franzosen!"

---

## Chassanè und die Waldenser.

(Geschichtlich. 1540.)

Der heil'gen Kirche waren zwei Pilaster
Von Arl' und Aix die würdigen Prälaten,
Ankämpfend wider Ketzerei und Laster.
Das Unkraut auszujäten aus den Saaten
Der Wahrheit und zu werfen in die Glut,
Bezweckten unablässig ihre Taten.
Waldenser wird genannt die Otterbrut.
Auf jener Antrieb hat zu Recht erkannt
Das Parlament, verfemet ist ihr Blut.
Es gilt für Recht: Lebendig wird verbrannt,
So Weib als Mann, so viele ihrer sind,
Die zu dem falschen Glauben sich bekannt;
Mit ihrer Asche spielen soll der Wind;
Es fällt dem Schatze zu, was sonst ihr eigen,
Nebst Hab und Gut auch das unmünd'ge Kind;
Wo blühend ihre Städt' und Dörfer steigen,
Soll ebnen, Schutt und Asche, sich der Grund,
Und da die Wildnis fluchbelastet schweigen.

Solch Urteil sprach der Richter strenger Mund;
Vollziehen lassen soll's der Präsident;
Den Schergen wird durch ihn ihr Blutamt kund.
Die Feder schon berührt das Pergament,
Da fühlt er leise sich den Arm gehalten,
Und einer tut's, den er von Jugend kennt.
Alenius spricht: „Sei drum nicht ungehalten!
Wirst, Chassané, noch immer Zeit genug
Zu deines Namens Unterschrift behalten.
Dein Blutwerk, mein' ich, duldet den Verzug;
Ich will aus deiner eigenen Geschichte
Dir ins Gedächtnis rufen einen Zug;
Du bist mir Zeuge, daß ich's nicht erdichte:
Einst kamen her die Bauern und verklagten
Die Mäuse vor dem geistlichen Gerichte,
Die Mäuse, die das liebe Korn zernagten
Und, wie der Böse nur es stiften kann,
Sie sonder Zahl auf Feld und Tenne plagten.
Die Bauern trugen auf Vergeltung an,
Die Mäuse, die so vieles doch verbrochen,
Zu strafen mit der Kirche Fluch und Bann.
Den Mäusen ward ein Anwalt zugesprochen; —
Wer war der Anwalt, hätt' ich dich zu fragen,
Der Ketzer, denen ihr den Stab gebrochen? —
Der Advokat der Mäuse, wollt' ich sagen,
Tat an den Tieren redlich seine Pflicht
Und wehrte klug den laut erhobnen Klagen:
‚Die Mäuse sind von Gott, vom Bösen nicht;
Da lasse nicht der Mensch den Mut erschlaffen
Und ziehe nicht den Schöpfer vor Gericht!'
Er kämpfte siegreich mit des Rechtes Waffen,
Es wurde frevelnd nicht geflucht den Wesen,
Die Gott in seiner Weisheit auch erschaffen.
Du, Chassané, du bist es selbst gewesen,
Den Gottes ewige Gerechtigkeit
Zur Abwehr dieser Sünde hat erlesen.
Die Mäuse hast vom Bannfluch du befreit;
Als Mäuse zu verteid'gen es gegolten,
Da kannte doch dein Herz Barmherzigkeit;
Ich will nicht glauben, Richter unbescholten,
Daß Menschen, die zum Scheiterhaufen wallen,
Es Stein in deinem Busen finden sollten.

Du unterschreibst nicht? läßt die Feder fallen?
Hab' Dank!" Sie drückten schweigend sich die Hand;
Der Ketzer Sache sollte so verschallen.
Doch die Prälaten! Nach vier Jahren stand
Es wieder anders, da erhellten fern
Die Scheiterhaufen das erschreckte Land,
Und jene sangen: „Lobet Gott den Herrn!"

## Die Predigt des guten Briten.

(Wahre Anekdote.)

Als Anno dreiundachtzig sich zum Krieg
Gerüstet Engeland und Niederland,
Ward beiderseits gebetet um den Sieg.
Ein ausgeschriebner Buß- und Bettag fand
In beiden Ländern statt, doch um acht Tage
Früher in Holland als in Engeland.
Hier stand ein Prediger vom alten Schlage
Nach kräft'ger Predigt betend am Altar
Und führte vor dem Höchsten seine Klage:
„Du wirst dich noch erinnern, Herr, es war
Am letzten Sonntag, die Holländer brachten,
Wie heute wir, dir Bußgebete dar.
Wie Jakob einst den Bruder Esau, dachten
Sie uns um deinen Segen zu betrügen,
Wenn sie die ersten an dein Ohr sich machten.
Glaub' ihnen nicht! trau' nicht den Winkelzügen
Der falschen Otterbrut; ihr gutes Recht
Und frommes Tun sind eitel, eitel Lügen!
Glaub' uns und mir, ich bin dein treuer Knecht,
Ich habe mit der Lüge nichts zu schaffen;
Wir Engeländer sind ein fromm Geschlecht;
Sei du mit uns und segne unsre Waffen!"

## Vision vor Stampalin

### am 4. November 1827.

(Nach dem Berichte des Seeministers in der Sitzung der französischen Kammer der Abgeordneten vom 5. April 1828.)

„Zum Unheil hat uns nur der Sturm verschont,
Der uns verschlagen hat vor Stampalin,
Das Nest, wo dieses Raubgesindel wohnt.

Die zwei Gefangnen, welche sich vorhin
Befreiten, schwimmend an das Land begaben —
O, diese zwei —! Versteh mich, Trementin:
Zu ihrem Neste flogen diese Raben,
Und einem Kampfe sehen wir entgegen,
Wo nicht zu siegen wir die Hoffnung haben.
Doch sind uns schon die Räuber überlegen,
Noch steht uns, nicht besiegt zu werden, frei;
Wir können tun, wie wackre Leute pflegen.
Lebt einer noch von beiden, wer es sei, —
Zur Pulverkammer — schnell! — du bist ein Mann —
Vorsorglich brennt die Lunte schon dabei!" —
Drauf Trementin: „Ich dachte so daran:
Du, Bisson, oder ich — es fliegt in Rauch
Die Brigg auf, eh' der Feind sich freuen kann!" —
Sie drückten sich die Hand. Kein Wind, kein Hauch
Durchschwirrt das schlaffe Tauwerk. Stumm die Nacht.
Schlagfertig liegt das Schiff nach gutem Brauch.
Nur fünfzehn Tapfre sind der Franken Macht;
Auf zweien Misticks neunmal fünfzehn kommen,
Die Gegenwehr zu finden kaum gedacht.
Sie rudern her; — der Kampf ist schon entglommen.
Geschützesdonner, Kriegesstimmen hallen;
Sie entern, das Verdeck ist eingenommen.
Es sind von fünfzehn neune schon gefallen,
Und Bisson blutet selbst aus schweren Wunden;
Er rafft sich auf und läßt den Ruf erschallen:
„Auf! über Bord, wer nicht den Tod gefunden!"
Es springen die Gefährten in die Flut,
Er selbst ist in den Schiffsraum schnell verschwunden.
Und der Pirat, der nun vom Streite ruht,
Der nicht zu morden findet einen mehr,
Beschauet sich den Raub in Übermut.
Da flieget donnernd auf das Schiff, das Meer
Mischt gischend sich mit Trümmern und mit Leichen;
Ein Dampfgewölk bedeckt es stumm und schwer;
Und Bissons Name strahlet sondergleichen.

## Don Raffaels letztes Gebet.

(Spanisch.)

Der ich zuerst das Freiheitswort gesprochen,
Das mächtig widerhallende, muß sterben,
Und schon ist über mich der Stab gebrochen.

Ich wende mich zu deinem Kreuz im herben
Moment, das Blutgerüste zu besteigen,
Und bete: Herr, laß Gnade mich erwerben!
Mir ward hienieden hoher Ruhm zu eigen,
Ich gebe mich versöhnt in deine Hut,
Des Hasses und der Rache Stimmen schweigen.
Der aber sich befleckt mit meinem Blut —
Vergib ihm, Herr! die Fülle seiner Schande
Sei Sühne dir; er weiß nicht, was er tut.
Ich meint' es treu mit meinem lieben Lande,
Vermaß mich — — Aber du vermagst's allein —
Es hat gefühlt, geschüttelt seine Bande.
Du rufest meine Träume bald ins Sein,
Die blut'ge Röte deutet auf den Morgen,
Die Sonne bricht hervor, ihr Sieg ist dein.
Dem ich gelebet, sterb' ich, sonder Sorgen
Für andre Güter, liebe, hoffe, glaube;
Dir sind mein Herz, die Zukunft nicht verborgen.
Und hab' ich mich gewälzet auch im Staube,
Gesündigt als ein schwacher Menschensohn,
Du gibst mich nicht dem argen Feind zum Raube.
Mit ehrner Zunge ruft die Glocke schon, —
Wohlan! ich war's, ich bin's, und bin bereit;
Den Trommeln bietet meine Stimme Hohn.
Sie hallte ja durch Spanien weit und breit
Und streut' in vieler Herzen schon den Samen;
Der Spanier hört, was Riegos Blut ihm schreit. —
Du, Herr, empfange meine Seele! Amen!

---

## Die Verbannten.

### 1. Woinarowski.

— 1740. —

Nach dem Russischen des Relejeff.[1])

Ein Reich des Winters starrt das öde Land,
Durch welches sich die breite Lena windet
Zu einem ewig eisumtürmten Strand.
Auf Schnee, auf frosterstarrter Rinde findet
Sich wegbar nur das ausgespannte Moor,
Von dem die weiße Decke kaum verschwindet.

[1]) Das Gedicht Woinarowski von Relejeff, seinem Freunde Bestujeff zugeeignet, erschien zu St. Petersburg im Jahre 1825. Relejeff bestieg bald darauf als Verschworner und Empörer das Blutgerüst, und Bestujeff ward nach Sibirien verbannt.

Im weiten Kreise blickt daraus hervor
Ein schwarzer Föhrenwald und scheinet schier
Auf kaltem Leichentuch ein Trauerflor.
Aus Balken grobgezimmert, reihen hier
Sich dunkle Jurten längs dem Fluß: die Stadt
Des Schreckens in der Schreckniſſe Revier,
Jakuzk, an Kerkers und an Grabes Statt
Beſtimmt, die Unglückſeligen zu hegen,
Die ſchon das Leben ausgeſpieen hat.
Wer iſt, der dort auf unbetretnen Wegen
So heimlich düſter durch die Nebel ſchleicht,
Die kalt am Morgen auf das Moor ſich legen?
Mit kurzem Kaftan, Gurt und Mütze gleicht
Er dem Koſacken von des Dniepers Auen;
Das Alter nicht hat ſo ſein Haar gebleicht.
Und die zerſtörten Züge! welch ein Grauen
Flößt dieſes Antlitz ein! des Henkers Mal
Iſt aber auf der Stirne nicht zu ſchauen. —
Und dort am Walde hält er auf einmal,
Erhebt gen Weſten ſchmerzensüberwunden
Zugleich die Arme mit der Augen Strahl;
Und ſo wie Blut aus tiefen Herzenswunden,
Entquillt ein Schrei: „O du mein Vaterland!“
Er iſt in Waldesdickicht ſchon verſchwunden.
Wer iſt, wer war es, eh' der Unbeſtand
Ihn des Geſchickes in den Abgrund raffte?
Wie heißt der Waldbewohner? — Unbenannt.
Wen her das ſchwarzverdeckte Fuhrwerk ſchaffte,
Ein Sarg lebend'ger Toten, iſt verſchollen,
Und ſtumm verhüllt ſich dieſer Rätſelhafte. —
Um Opfer edlem Wiſſensdurſt zu zollen,
Hat Müller zu der Zeit dies Land bereiſt
Und zu Jakuzk den Winter dulden wollen.
In dürft'ger Hütte lebt' er und verwaiſt,
Ein Menſchenfreund und Prieſter der Natur,
Wofür die Nachwelt ſeinen Namen preiſt.
Erholung war die Luſt der Jagd ihm nur;
Oft lockten in den Forſt ihn ſeine Hunde
Auf leichtem Schneeſchuh auf des Rennes Spur.
Des Weges einſt vergeſſen und der Stunde,
Fand er am ſpäten Abend ſich allein,
Verirrt, erſchöpft, erſtarrt im Waldesgrunde.

Die Kälte frißt am Leben; ohne Schein
Hat über ihm der Himmel sich bedeckt,
Er hüllt gefaßt zum letzten Schlaf sich ein;
Und bald hat ein Geräusch ihn aufgeschreckt:
Ein flüchtig scheues Renn durchfliegt den Tann,
Ein Schuß — es liegt zu Boden hingestreckt.
Und dort erscheint er, der den Schuß getan,
Der Sträfling, dessen Anblick, sonderbar,
Den Unerschrockensten verwirren kann.
Er starrt ihn an und zweifelt, ob sich dar
Errettung bietet, oder ihn bedroht
Vom wilden Schützen andere Gefahr?
Und schnell bestimmt den Zweifelnden die Not:
„Blick' her und übe du Barmherzigkeit!
Ein Mensch wie du erwartet hier den Tod.
Gib auf den Weg zur Stadt mir dein Geleit!
Ich bin verirrt." Drauf Jener: „Hör' ein Wort!
Die Nacht wird dunkel, und der Weg ist weit;
Nicht aber fern ist meine Jurte dort;
Geschlagen hat auch dich des Schicksals Tücke,
Es bietet dir mein Elend einen Port.
Da ruhest du und hofft und träumst von Glücke;
Ich aber ruhe, hoffe, träume nicht,
Und scheint der Morgen, führ' ich dich zurücke."
Und ob den Worten staunend, die der spricht,
Erhebet Müller sich und folgt dem Alten,
Der durch die Wildnis ihm die Bahnen bricht.
Beschwerlicher wird stets der Pfad zu halten;
Sie schreiten schweigend zu, der Urwald schweigt,
Nachhallend nur von frostgerißnen Spalten.
Die Nacht hat sich gesenkt, die Kälte steigt,
Und Müller unterliegt den Mühen fast,
Als spät und einsam sich die Jurte zeigt.
Sie treten ein; der Jäger sorgt mit Hast,
Des Feuers Macht aufs neue zu beleben,
Die knisternd bald das dürre Reisig faßt.
Und wie die Flammen lodernd sich erheben,
Erschimmern an den Mauern Waffen blank,
Die ringsher Widerschein der Lohe geben.
Der Wirt beschickt die Lampe, rückt die Bank
Dem Herde näher und den Tisch herbei,
Den er versorgend deckt mit Speis' und Trank.

Er grüßt den Gast; es setzen sich die zwei,
Der Wärme sich zu freuen und der Speise,
Und aus dem Herzen quillt die Rede frei.
Gar inhaltschwere Worte läßt der Greise
In dieser weltvergeßnen Wildnis hallen,
Die Nachklang wecken möchten aus dem Eise:
„Du bist ein Deutscher; alle Schranken fallen,
In denen ich vor Russen mich verbaut;
Die Sprache meines Herzens darf erschallen.
Und nun erschreckt mich meiner Stimme Laut,
Der, halbvergessen, spät herauf beschwört
Den Traum, dem, jung und gut, ich einst vertraut.
Dich hat nicht so wie mich der Traum betört,
Doch träumt ihr auch im Schlaf, wann mächt'gen Klanges
Ihr Deutsche solches Wort erdröhnen hört.
Du wirst mich fassen. Freiheit! Freiheit! klang es
Am Dnieper durch die Ebnen wundervoll;
Der Ton erweckte mich, mein Herz verschlang es.
Des manngewordnen Jünglings Busen schwoll,
Ich fand dem Heldenfürsten mich gesellt,
Aus dessen Mund der mächt'ge Ruf erscholl.
Erkenne, den das Elend so entstellt, —
Ich war Mazeppas Freund in meinen Tagen,
Und Woinarowski nannte mich die Welt.
Nicht langsam schmerzlich will ich wieder sagen,
Was in das Buch mit ehrnem Griffel schon
Der Genius der Zeiten eingetragen.
Man weiß genug, wie Karl, des Sieges Sohn,
Verwegen unsern Zwingherrn lang bekriegte
Und fast erschütterte der Zaren Thron,
Wie noch mit unserm Blut der Schwede siegte,
Als wir Ukrainer schlugen seine Schlachten,
Und falsch die Hoffnung kurze Zeit uns wiegte.
Weh über uns! daß wir an Fremde dachten,
Wo eigne Kraft für eignes Recht nur galt;
Ein Bund der Sünde war es, den wir machten.
Pultawa, deine Donner sind verhallt;
Ein Flüchtling ist der Schwede, wir, vernichtet,
Erliegen zähneknirschend der Gewalt.
Kein Kreuz steht auf dem Hügel aufgerichtet,
Worunter du, Mazeppa, moderst nun,
Dem Türken um die Spanne Grund verpflichtet.

Mir ward es nicht zu teil, bei dir zu ruhn;
Der deinen letzten Hauch ich eingesogen,
Ich hatte nichts beim Türken mehr zu tun.
Als sich gelegt des wilden Krieges Wogen,
Wollt' ich zu meinem Weibe heim mich schleichen,
Von namenloser Sehnsucht hingezogen.
Mein armes Land! ein Anblick sondergleichen!
Rings lagen ausgestellt zum Fraß den Raben
Der Besten meines Volks zerteilte Leichen.
Wie Wut ich bei dem Anblick weinte, haben
Die Schergen mich ergriffen, fortgeführt,
In diese Wüstenei mich zu vergraben.
Ich glaube, daß du weinst, du bist gerührt;
Ich habe solchen Tau seit vielen Jahren
In diesen dürren Höhlen nicht verspürt.
Als ich gewürfelt mit dem großen Zaren,
Und Lieb' und Haß im Busen noch gestrebt,
Da hab' ich wohl gewußt, was Tränen waren.
Ich bin erstorben nun, und kaum erhebt
Sich schweifend noch mein Blick nach Westen hin,
Das Land begehrend, wo ich einst gelebt.
Und doch, wie immer ich gebrochen bin,
Wie meine Brust erkaltet und zerrissen,
Es glimmt der heil'ge Funken noch darin.
Du, Guter, hast in meinen Finsternissen
Teilnehmend und gerührt auf mich gesehen;
Du sollst mein heimlich Heiligstes noch wissen.
Komm mit hinaus! — Dort wo die Föhren stehen,
Des Mondes Sichel wirft den blassen Schein
Dort wirst das dunkle Kreuz du ragen sehen.
Ich lade dich zur Lust des Schmerzes ein,
Die letzte, heil'ge, so ich treu erfunden;
Du bist am Ort, hier ruhet ihr Gebein.
Als von der Heimat spurlos ich verschwunden,
Hat sich mein Weib mit Liebesheldenmut,
Mich in der Welt zu suchen, unterwunden.
Und irre schweifend hat sie nicht geruht,
Zwei Jahre sind der Dulderin verstrichen,
Bis sie gefunden ihr verlornes Gut.
Doch ihre schon verzehrten Kräfte wichen,
Und als der Winter kam, da ging's zu Ende,
Da ist in meinen Armen sie erblichen.

Hier haben aufgerissen meine Hände
Den harten, durchgefrornen Schoß der Erde
Und ihr gegeben meine letzte Spende.
Und hier, bei meinem Lieb- und Lebensherde,
Hier ist es, wo ich dir auf heil'gem Grunde
Mein andres Heiligtum vertrauen werde.
Die letzten Worte, die mit blassem Munde
Mazeppa vor dem staunenden Genossen
Prophetisch ausrief in der Sterbestunde:
„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen;
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt — Geduld!
Im Spiegelschein der Sonnen eitel schimmern,
Das Herz von Übermut geschwellt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."
Der Alte schwieg. Auf seinem Angesichte,
Dem schaurig wiederum erstarrten, schwand
Der Strahl, der es erhellt mit flücht'gem Lichte.
Und Müller, wunderbar ergriffen, stand
Gedankenvoll zur Seite dem Gefährten
Und drückte stumm dem Schweigenden die Hand.
Die beiden endlich sich besinnend, kehrten
Zur Siedelei zurück, wo halbverglommen
Des Herdes letzte Gluten sich verzehrten.
Da sprach der Greis: „Laß itzt den Schlaf dir frommen,
Der mich vergessen hat seit langen Jahren;
Die Nacht verstreicht, der junge Tag wird kommen;
Der führt zurück dich zu der Menschen Scharen,
Wo dieser Nacht Erinnrung dir verbleicht;
Ich werd' im wunden Herzen sie bewahren."
Vergessen mochte Müller nicht so leicht;
Er hat ihn oft besucht und oft dem Sohne
Der Schmerzen lindernd milden Trost gereicht;
Hat vor der Zarin Anna höchstem Throne
Für ihn gebeten und für sich begehrt
Des Alten Gnade nur zu eignem Lohne.
Als wiederum der Winter wiederkehrt,
Wird Antwort von der Zarin ihm zu Teile:
„Dir ist, was du gebeten hast, gewährt."

Die Lust des Glücklichen kennt keine Weile;
Nach jenem Walde hin! Er hält sich kaum,
Betreibend schnell die Fahrt mit freud'ger Eile.
Die Narte, rennbespannt, durchfliegt den Raum,
Sie macht im Walde vor der Jurte Halt;
Er überläßt sich noch dem süßen Traum.
Er ruft dem Freunde zu; der Ruf verhallt —
So schaurig stumm, die Türe dort verschneit! —
Er tritt hinein: das Innre leer und kalt. —
Kein Feuer brannte hier seit langer Zeit;
Er späht umher: des Jägers Waffen hangen
Vollzählig, wohlgeordnet dort gereiht.
Wo ist, der hier gehauset, hingegangen? —
Er suchet ihn mit düstrer Ahnung Schauern
Am Grab, das seines Herzens Herz empfangen.
Wie Bilder auf der Fürsten Gräber trauern,
So sieht er sonder Regung dort gebannt
Ein Jammerbild am Fuß des Kreuzes kauern.
Gestützt auf beide Hände, hingewandt
Gen Westen, starr das Angesicht, das bleiche:
Das war, den Woinarowski man genannt.
Schon halb verschüttet war vom Schnee die Leiche.

---

## 2. Bestujeff.

— 1829. —

„Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."
So klang es zu Jakuzk beim Sternenlichte
In kalter Nacht. Ein rüst'ger Jäger sang,
Gar seltnen Reiz verleihend dem Gedichte.
Ein fremdes Ohr belauschte den Gesang,
Ein Mann, der jüngst, der Wissenschaft zu frönen,
Bis hieher in das Reich des Winters drang:
„Wer bist du, der die Nacht belebt mit Tönen?" —
„Wer du, der du mich fragst? das Lied ist mein,
Du wirst es nicht zu singen mich entwöhnen." —
„Gefraget hat ein Fremder dich allein,
Weil ihn des Liedes mächt'ger Klang erfreute;
Es lag ihm fern, unfreundlich dir zu sein." —

„Sei mir gegrüßt! und nicht zum Argen deute
Der ungemeßnen Rede flücht'ge Haſt,
Dieweil mir ſtolz zu ſein geziemet heute.
Komm in mein Haus, ſei des Verbannten Gaſt!
Ich werde dir berichten ſonder Säumen,
Was du zu wiſſen Luſt bezeiget haſt.
Ich bin in dieſes meines Grabes Räumen
Ein freier Mann und bin die Nachtigall,
Die hier allnächtlich ſingt von ihren Träumen.
Mir bleibt der freien Stimme voller Schall,
Die volle Luſt des ungebrochnen Mutes,
Und der ich bin, der bin ich überall.
Die Erde lehrt mich, und der Himmel tut es,
Die Sterne, welche kreiſend zu mir ſagen:
Es treibt uns unabläſſig, nimmer ruht es.
Sieh ſcheitelrecht dort über dir den Wagen,
Noch lenkt er aufwärts, ſtrebet noch hinan,
Um zu der Tiefe jenſeits umzuſchlagen.
Ich bin zur Tiefe kommen meiner Bahn,
Ich oder andre müſſen wieder ſteigen,
Und was ich träumte, war kein leerer Wahn.
Das wird am Tag der Völker bald ſich zeigen;
Denn hält die Wage ſchwankend ſich noch gleich,
So muß die volle Schale doch ſich neigen.
Gewürfelt hab' ich um ein Kaiſerreich;
Noch einmal iſt der kühne Wurf mißlungen, —
Er bot die Bruſt entblößt dem Todesſtreich!
Ich bin Beſtujeff, welchen viele Zungen
Relejeffs Mitverſchworenen genannt,
Dem er ſein hohes Schwanenlied geſungen,
Das Lied von Woinarowſki, wo, entbrannt
Für Freiheit, er ſein Heiligſtes gegeben,
Weil, ſcheint es, er ſein Los vorausgekannt.
Noch hallt das Lied, zur Nachwelt wird es ſchweben,
Er aber hat das Blutgerüſt beſtiegen;
Ich muß ihn zu Jakuzk noch überleben!
Dein Woinarowſki ſah dich unterliegen,
O mein Mazeppa, und bewahrt dein Wort
In ſeines Herzens Schreine goldgediegen.
Du andrer Müller ſtehſt am ſelben Ort
Um wieder gleiche Bilder zu betrachten.
Die nimm du im Gedächtnis mit dir fort!

Und wenn die guten Götter heim dich brachten,
So gib den Stoff dem Dichter zum Gedicht;
Er leb' im Lied, den sie zu töten dachten!
Das wird der andre Sang, der letzte nicht;
Heil aber, dem der dritte vorbehalten!
Der dritte heißt Vergeltung und Gericht."
Wie drohend noch Bestujeffs Worte hallten,
Ward Licht am nord'schen Himmel ausgegossen,
Und einen Bogen sah man sich gestalten;
Und aus dem Bogen blut'gen Lichtes schossen
Gen Süden wundersame Funkengarben,
Die neigend sich zum Horizont verflossen;
Mit Zitterscheine wechselten die Farben;
Die Sterne wie der Lohe Säulen stiegen,
Verloren ihre Strahlen und erstarben.
Nach Norden starrten beide hin und schwiegen.

---

## Ein Gerichtstag auf Huahine,

### Im Herbst 1822.

Ellis, Polynesian researches II. pag. 457. Pomare II., König von Tahiti, erhielt, der erste unter den Insulanern dieser Gruppe, die Taufe zu Papaoa auf Tahiti am 14. Juli 1819. Am 13. Mai desselben Jahres waren daselbst die ersten geschriebenen Gesetze in feierlicher Volksversammlung angenommen und ausgerufen worden. Erst im Mai 1822 erhielt die Insel Huahine auf gleiche Weise ihr erstes Gesetzbuch. Oro war auf diesen Inseln der Gott des Kriegs, dem menschliche Opfer geschlachtet wurden.

Pomares hohe Wittib ist erschienen
Auf Huahin', ein königlicher Gast,
Und Volk und Fürsten eifern, ihr zu dienen;
Sie strömen her aus allen Tälern fast,
Tahitis Herrin huldigend, und bringen
Zu ihren Füßen der Geschenke Last.
Es bilden ihren Hofstaat und umringen
Sie ihrer Mannen viele, was ersann
Die Königin, willfährig zu vollbringen.
Von diesen einer kam, der Zimmermann:
„Zum Bau des Schiffes fehlt ein starker Baum;
Erhabne Herrin, weise den uns an!"
Drauf sie: „Dort seht in jenes Hages Raum
Den Brodfruchtbaum die volle Krone wiegen,
Den fällt, den bessern findet ihr doch kaum!"
Die Axt ward angelegt und mußte siegen,
Der Stamm ward fortgeschafft; der Eigner fand
Am Abend, als er kam, die Äste liegen.

Er war ein armer Mann von niederm Stand,
Ein rechtlicher, er nannte sich Tahute;
Die Missionare haben ihn gekannt.
Er forscht umher und fragt mit trübem Mute:
„Ihr lieben Nachbarn, sagt mir, was ihr wißt:
Wer hat gefrevelt hier an fremdem Gute?"
Wie er es hört, die Ungebühr ermißt,
Die ihm von der Gewaltigen geschehen,
Dem Manne, der aus niederm Stamm nur ist,
Beschließt er vor den Richter gleich zu gehen:
„Es kamen auf, seit Christi Wort erscholl,
Gesetze; soll die Willkür fortbestehen?"
Ori, der Richter, hört ihn kummervoll
Und sendet alsobald den Boten hin,
Der vor Gericht die Fürstin laden soll. —
Ori, der Richter, spricht durch mich: „Ich bin,
Der morgen wird am Quell das Buch entfalten;
Dich lad' ich dort in Ehrfurcht, Königin."
Und wie des Morgens erste Stimmen hallten,
Die Dämmrung mit der Finsternis noch rang,
Und das Gebirg' begann sich zu gestalten,
Im kühlen Seewind noch die Palme schwang
Ihr luft'ges Haupt, und nun aus dunkler Flut
Der Siegesschild der Sonne flammend sprang:
Da saß Ori zu des Gesetzes Hut,
Am Quell des Hügels mit dem Buche schon,
Worauf des Unterdrückten Hoffnung ruht.
Schon drängte sich zu einer weiten Kron'
Um ihn das Volk; es saß zu seiner Rechten
Bereits die Fürstin auf erhabnem Thron,
Und eine Schar von Höflingen und Knechten
Umlagerte die Herrin; noch verlor
Sich in dem Haufen, dem es galt zu rechten.
Der Richter rief und hielt das Buch empor:
„Hier gilt das Recht; wer klagen darf, der klage!" —
Da trat Tahute aus dem Volk hervor:
„Es stand ein Brotfruchtbaum in meinem Hage,
Der sieben Mond' im Jahr mich nebst den Meinen
Ernährt' und Schirm uns gab am heißen Tage.
Ich hatte selbst mein Haus mir unter seinen
Weit ausgespannten Ästen auferbaut
Und durfte wohlgemut mich glücklich meinen.

Blick hin! von diesem Abhang überschaut
Dein Blick dort unten das bewohnte Tal;
Siehst du die Stütze noch, der ich vertraut?
Dort ragt mein nacktes Dach im Sonnenstrahl,
Dabei ein leerer Raum, — die weite Wunde,
Die Lücke, — sieh! das ist des Frevels Mal.
Denn gestern kam ich heim zur Abendstunde, —
Verwaiset und verwüstet war der Ort;
Ich forschte händeringend nach der Kunde;
Zerhauen lagen rings die Äste dort,
Der Wurzelstock verweinte seinen Saft,
Allein der Stamm, der mächt'ge Stamm war fort.
Sie sagen aus: Dies Unheil hat geschafft
Tahitis Königin, ihr Wille war es,
Durch ihrer Mannen übermüt'ge Kraft.
Ich weiß nicht, ob sie Falsches oder Wahres
Berichten; laß sie reden, wann ich schweige;
Von ihnen und der Königin erfahr' es!
Ich aber frage nun, indem ich zeige,
Bekräftigend, ich sei befugt zu fragen,
Hier meines abgehaunen Baumes Zweige:
Was gilt nun das Gesetz, von dem sie sagen,
Es sei erdacht zu unserm Schutz und Frommen,
Die üpp'ge Macht der Willkür zu zerschlagen?
Uns ist das Licht der heitern Lust verglommen, —
Ihr saget ja, daß ihr an Christum glaubt! —
Und soll die Zeit des Blutes wiederkommen?
Nehm' auch mein Leben, wer mein Gut mir raubt;
Und mög' ich liegen auf Oros Altar,
Wie blutig einst schon meines Vaters Haupt!'
Als seine Tempel standen, ja, da war
Die volle freud'ge Kraft noch unbezwungen,
Die wogend Krieg und süße Lust gebar.
Ward in der Männerschlacht der Speer geschwungen,
Galt doch das Leben nur dem Dienst der Lust,
Und nur das Lied der Freude ward gesungen.
Nun schlägt der Sünder an die hohle Brust;
Gesang und Waffenschall sind gleich verhallt;
Der stille Sabbat jammert dem Verlust.
Ich selber bin nun worden schwach und alt,
Und wieder zweifelnd frag' ich das Gericht:
Gilt euer Recht? gilt wieder die Gewalt?"

Er schwieg. Darauf Ori: „Der Kläger spricht,
Du habest, Herrin, seinen Baum gefällt;
Ist solches wahr?“ Und sie: „Ich leugn' es nicht.“ —
„Dir sei die eine Frage noch gestellt:
Hast du gewußt, daß wir Gesetze haben,
Und nicht der Eigenmacht gehört die Welt?
Geschriebene Gesetze, die uns gaben,
Nachdem wir selbst darüber uns vereint,
Die, so nächst Gott sind über uns erhaben?“ —
„Ich wußt' es — ja! doch hab' ich auch gemeint,
Den gottbestellten Herrschern sei verblieben
Die Macht, die selbst ihr zu verkennen scheint.“ —
„Hier ist das Buch; wo steht darin geschrieben,
Den Herrschern vorbehalten sei die Macht,
Zu halten und zu brechen nach Belieben?“
Sie schwieg, den stolzen Blick verhüllt in Nacht.
Den ihre Diener hatten holen müssen,
Ein Beutel Piaster ward vor sie gebracht;
Sie winkte herrisch, zu des Klägers Füßen
Die königliche Spende zu verstreuen,
Und dachte, so für ihren Fehl zu büßen.
„Nicht also!“ hub der Richter an von neuem;
„Erst sprich: war recht die Tat, die du begangen
Und scheinest jetzt, o Herrin, zu bereuen?“
Sie sagte: „Nein! — ich habe mich vergangen.“
Ihr Antlitz überflog ein roter Schein,
Und Tränen stürzten über ihre Wangen.
Der Richter sprach: „Der Kläger darf allein
Den Preis bestimmen dem Gesetze nach.
Tritt vor und fodre du, so soll es sein!“
Tahute trat zum andern vor und sprach:
„Ich habe, was ich nur gewollt, erreicht;
Gebüßet hat ihr Mund, was sie verbrach.
Behalte, Herrin, deine Piaster; leicht
Und mütterlich ernähret mich die Erde,
Den nicht der Zorn ob Unbill mehr beschleicht.“
Darauf Ori: „Ihr hört, daß der Beschwerde
Entsagt hat, der die Klage hier erhoben,
Und fürder Rechtens nichts begehret werde.
Ihr mögt in Frieden gehn und Christum loben!“

## Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin.

(Humboldt: „Voyage aux régions équinoxiales.“ Liv. 7. Ch. 22. Ed. 8. V. 7. p. 286.)

Wo durch die Ebnen in der heißen Zone
In ihrem stolzen Laufe sich gesellen
Der Orinoko und der Amazone,
Und wann zur Regenzeit die Ströme schwellen,
Unwirtbar, unzugänglich, wunderbar,
Der Urwald sich erhebet aus den Wellen:
Da herrscht im Wald der grause Jaguar,
Das Krokodil auf überfloßner Flur,
Den Tag verdunkelt der Moskitos Schar.
Der Mensch ersteht, verschwindet ohne Spur,
Ein armer unbedachter Gast der reichen,
Der riesenhaft unbändigen Natur.
Es pflanzt der Missionar des Heiles Zeichen
An Flussesufern weit hinauf, wovor
Der Wildnis freie Söhne fern entweichen.
Am Atabapos-Ufer ragt empor
Ein Stein, der Stein der Mutter, wohlbekannt
Dem Schiffer, der den Ort zur Rast erkor.
So ward er unserm Humboldt auch genannt,
Als diesen Strom der Wildnis er befahren,
Von Wissensdurst und Tatenlust entbrannt.
„Der Stein der Mutter? Lasset mich erfahren,
Was redet dieser Stein mit stummem Munde?
Was soll für ein Gedächtnis er bewahren?“
Es schwiegen die Gefährten in der Runde.
Erst später, zu San Karlos angekommen,
Gab ihm ein Missionar die grauf'ge Kunde:
„Einst ward von San Fernando unternommen
Ein Zug, um Seelen für den heil'gen Glauben
Und Sklaven, die uns dienen, zu bekommen.
Des heil'gen Ordens Satzungen erlauben,
Gewaltsam zu der Völker Heil zu schalten,
Und Heiden galt's am Guaviar zu rauben.
Es ward, wo Rauch vom Ufer stieg, gehalten;
Im Boote blieb, ein Betender, der Pater
Und ließ die rauhe Kraft der Seinen walten.
Sie überfielen, ohne Schutz und Rater,
Ein wehrlos Weib; mit seiner Söhne Macht
Verfolgte wohl den Jaguar der Vater, —

An Christen hatte nicht der Tor gedacht.
Und die Guahiba-Mutter ward gebunden
Mit zwei unmünd'gen Kindern eingebracht;
Sich wehrend, hätte sie den Tod gefunden,
Sie war umringt, ihr blieb zur Flucht nicht Raum;
Leicht ward sie, ob verzweifelnd, überwunden.
Es war, wie diese, schmerzenreich wohl kaum
Noch eine der Gefangnen, unverwandt
Rückschauend nach der heim'schen Wälder Saum.
Entfremdet ihrer Heimat, unbekannt
Zu San Fernando, kaum erlöst der Bande,
Hat sich die Rasende zur Flucht gewandt.
Den Fluß durchschwimmend, nach dem Vaterlande
Entführen wollte sie die kleinen beiden;
Sie ward verfolgt, erreicht am andern Strande.
Drob mußte harte Züchtigung sie leiden;
Noch blut'gen Leibes hat zum andern Mal
Versucht sie, zu entkommen zu den Heiden,
Und härter traf sie noch der Geißel Qual;
Und abermals versuchet ward die Tat;
Nur Freiheit oder Tod war ihre Wahl.
Da schien dem Missionar der beste Rat,
Von ihren Kindern weit sie zu entfernen,
Wo nimmer ihr der Hoffnung Schimmer naht.
Sie sollt' ihr Los am Rio Negro lernen.
Sie lag gefesselt, und es glitt das Boot
Den Fluß hinauf; sie spähte nach den Sternen.
Sie fühlte nicht die eigne bittre Not,
Sie fühlte Mutterliebe, Kern des Lebens,
Und Fesseln, und sie wünschte sich den Tod.
Die Fesseln sprengt sie plötzlich kräft'gen Strebens,
Da, wo den Stein am Ufer man entdeckt,
Und wirft sich in den Strom und schwimmt, — vergebens!
Sie ward verfolgt, ergriffen, hingestreckt
Auf jenen Stein, geheißen nach der Armen,
Mit deren Schmerzensblut er ward befleckt.
Sie ward gepeitscht, zerfleischet ohn' Erbarmen,
Geworfen in das Boot zur weitern Fahrt
Mit auf dem Rücken festgeschnürten Armen.
Javita ward erreicht auf solche Art;
Die wund, gebunden, kaum sich konnte regen,
Ward dort zu Nacht im Fremdenhaus verwahrt.

Es war zur Regenzeit, das wollt erwägen,
Zur Regenzeit, wo selbst der kühnste Mann
Nicht wagt den nächsten Gang auf Landeswegen;
Wo uferlos die Flüsse waldhinan
Gestiegen sind; der Wald, der Nahrung zollte,
Dem Hunger kaum Ameisen bieten kann;
Wo, wer in Urwaldsdickicht dringen wollte,
Und würd' er vor dem Jaguar nicht bleich,
Und wenn ihm durchzubrechen glücken sollte,
Versenkt sich fände in ein Schattenreich,
Vom sternenlosen Himmel ganz verlassen,
Dem führerlos verirrten Blinden gleich.
Was nicht der keckste Jäger ohn' Erblassen
Nur denken mag, das hat das Weib vollbracht;
An dreißig Meilen mag die Strecke fassen.
Wie sich die Angeschloßne frei gemacht,
Das bleibt in tiefem Dunkel noch verborgen,
Sie aber war verschwunden in der Nacht;
Zu San Fernando fand der vierte Morgen
Sie händeringend um das Haus beflissen,
Das ihre Kinder barg und ihre Sorgen." —
„O sagt's, o sprecht es aus, daß wir es wissen,
Daß nicht der Mutterliebe Heldin wieder
Unmenschlich ihren Kindern ward entrissen!"
Er aber schwieg und schlug die Augen nieder
Und schien in sich zu beten. Red' hinfort
Dem ihn Befragenden zu stehn, vermied er.
Doch was verschwiegen blieb dem Humboldt dort,
Aus seinem Buche schaurig widerhallt;
Es ward berichtet ihm an andrem Ort.
Sie haben fern nach Osten mit Gewalt
Sie weggeführt, die Möglichkeit zu mindern,
Daß sie erreiche, was ihr alles galt.
Sie haben sie getrennt von ihren Kindern!
Sie konnten, Hoffnung fürder noch zu hegen,
Sie konnten nicht zu sterben sie verhindern.
Und wie verzweifelnd die Indianer pflegen,
Sie war nicht, seit der letzten Hoffnung Stunde,
Daß Nahrung ein sie nehme, zu bewegen.
So ließ sie sich verhungern! Diese Kunde
Zu der Guahiba und der Christen Bildnis
Erzählet jener Stein mit stummem Munde
Am Atabapos-Ufer in der Wildnis.

## Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme.

Stellt willig euch nicht taub und blind, es rächt sich!
Der mächt'ge Sultan mußt' es selbst erfahren
Eintausend siebenhundert achtundsechzig.
Es machten ihm in dem und nächsten Jahren
Viel Ungemach die unbeschnittnen Hunde,
Die gar im Krieg ihm überlegen waren.
Und seinem Divan gab geheime Kunde
Ein andrer Hund, Gesandter einer Macht,
Die eben mit den Russen nicht im Bunde:
Es sei ihm sichern Ortes hinterbracht,
Mit welchen Plänen sich die Zarin brüste,
Zur Tat gediehen, eh' man sich's gedacht;
Wie in den Ostsee-Häfen sie sich rüste,
Und eine Flotte, bald zur Fahrt bereit,
Bedrohe fernher Griechenlandes Küste.
Darauf die Herrn: Er mög' in künft'ger Zeit
Sich hüten, mit so unverschämter Lüge
Das Ohr zu kränken Seiner Herrlichkeit.
Der hohe Sultan wisse zur Genüge:
Von dorther sei ins Mittelländ'sche Meer
Kein Wasserweg, der eine Flotte trüge.
Drauf er entrüstet ob der neuen Mär':
„Seht scharf die beigelegten Karten an!
Es ist nicht, wie ihr sagt, ihr irret sehr.
Die Nordsee, der Kanal, der Ozean
Eröffnen um Europa weit im Kreise
Zu Herkuls Säulen eine feuchte Bahn."
Drauf sie: „Du nennst uns fabelhafterweise
Den Herkules, den gibt es nicht; vor allen
Ist aber unser Herrscher groß und weise.
Drum hüte dich, beschwerlich ihm zu fallen!
Du bist gewarnt; er läßt, ungläub'ger Christ,
Sich solche Neuerungen nicht gefallen."
Es blieb bei dem Bescheid. Ihr aber wißt,
Was doch sich bald zu Tschesme zugetragen,
Wo jener Stolz zu Rauch geworden ist.
Ihr wißt es ja, und wollt uns dennoch sagen:
„Die Nacht ist gut, worin wir euch umschlungen,
Es darf und wird euch keine Sonne tagen;
Wir halten nichts von euren Neuerungen."

## Der Szekler Landtag.

Ich will mich für das Faktum nicht verbürgen,
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand,
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen!
Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.
Es wollte nicht der böse West sich legen,
Es regnete der Regen alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.
Gehört des Volkes laut erhobne Klage,
Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rat zu halten über diese Plage.
Die Landesboten ließen nicht sich treiben,
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.
Da wurde denn, nach bräuchlichen Gelagen,
Der Tag eröffnet, und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:
„Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß einer Rat? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?"
Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde,
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:
„Der Fall ist ernst, mit nichten wär' es weise,
Mit übereiltem Ratschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegterweise.
Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
Die Zeit bringt Rat, sie wird die Sache reifen."
Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen;
Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rat und Hort
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.
Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun tut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.

Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsres Sinnens düstre Nacht
Das lang erwartete, begehrte Licht?
Zur Tat! Ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Des Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht:
Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten!"
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
Ich will euch meinen Rat nicht vorenthalten.
Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an,
Und hat der Regen dann nicht aufgehört,
Gut! regn' es denn, so lang es will und kann!"
Er schwieg, es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend, dann erscholl
Des Beifalls Jubel-Nachklang ungestört.
Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
Einstimmig ward der Ratschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll. —
So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht geraten
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.
So wie die Väter, stolz auf ihre Taten,
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen, goldbeschwert.

---

## Tue es lieber nicht!

(Justus Möser, Patriotische Phantasien, II. Berlin 1776. S. 492. 497.)

Zu Holten bei der Burg vor langen Jahren,
Erzählt uns Möser, gab es in der Schar
Der Bauern, die dem Gutsherrn pflichtig waren,
Ein schlichtes, frommes, altes Ehepaar,
Des Tochter Sylika ganz unbestritten
Die schönste aller Bauerdirnen war.
Sie ward vom jungen Burgherrn wohlgelitten,
Der einst im Feld, wo er allein sie fand,
Es wagte, sie um einen Kuß zu bitten.
Sie hätt's getan wohl ohne Widerstand;
Jedoch die Mutter, die da außer Sicht
Im nächsten Garten hinterm Zaune stand,

Die Mutter rief ihr zu: „Tu's lieber nicht,
Tu's nicht, mein Kind! das will sich nicht gehören,
Draus möchte leicht erwachsen eine Pflicht."
Der Junker tät auf Ritter-Ehre schwören,
Er werde so geheim den Kuß ihr geben,
Daß keine Zeugen seien zu verhören;
Doch konnt' er nicht der Mutter Zweifel heben.
Sie sprach: „Das sei dem Manne vorbehalten,
Und wie der Alte meint, so sei es eben."
Und selb'gen Abends, als am Herd die Alten
Einmütig saßen, trug die Mutter vor
Ausführlich, wie die Sache sich verhalten.
Es kratzte sich der Alte hinterm Ohr,
Erwägend, wie man dies und jenes deute,
Bis er, ein kluger Mann, den Rat erkor:
„Nicht mich betrifft's allein, nein, alle Leute,
Die zu der Burg gehören; küßt einmal
Der Junker unsrer Mädchen eine heute,
So hat er's morgen nach belieb'ger Wahl
Und küßt, die er nur will; da muß ich fragen
Die andern pflicht'gen Bauern allzumal."
Und also tat er; kaum begann's zu tagen,
Hat er den Hör'gen, ohn' es zu verschieben,
Die ganze Sache haarklein vorgetragen,
Und bei dem Ausspruch ist es dann geblieben:
„Das darf von Eurem Mädchen nicht geschehen,
Und würd' auch selb'ger Kuß nicht angeschrieben.
Denn fehlen Zeugen, die die Tat gesehen,
So haben die Juristen noch den Eid
Erfunden, um damit zu Leib' zu gehen.
Den Kuß, den sie empfangen, kann die Maid
Doch nicht abschwören, und so heißt es: Gelt!
Der Herr ist im Besitz! — das wird uns leid;
Besitz entscheidet alles in der Welt."

---

## Sage von Alexandern.

(Nach dem Talmud.)

In alten Büchern stöbr' ich gar zu gern,
Die neuen munden selten meinem Schnabel;
Ich bin schon alt, das Neue liegt mir fern,

Und manche Sage steigt und manche Fabel
Verjüngt hervor aus längst vergeßnem Staube,
Von Ahasverus, von dem Bau zu Babel,
Von Weibertreu', verklärt in Witwenhaube,
Von Josua, und dann von Alexandern,
Den ich vor allen unerschöpflich glaube;
Der strahlt, ein heller Stern, vor allen andern!
Wer gründlich weiß die Mitwelt zu verheeren,
Muß unvergeßlich zu der Nachwelt wandern.
Wer recht uns peitscht, den lernen wir verehren;
Doch plaudert das Geheimnis mir nicht aus,
Und sorgt nur, eure Gläser schnell zu leeren!
Ich geb' euch alten Wein beim schmalen Schmaus
Und tisch' euch auf veraltete Geschichten,
Ihr seid in eines alten Schwätzers Haus.
Ich will von Alexandern euch berichten,
Was ich im Talmud aufgezeichnet fand;
Ich wage nicht ein Wort hinzuzudichten.
Durch eine Wüste zog der Held, ins Land,
Das drüben lag, Verwüstung zu verbreiten,
Da fand er sich an eines Flusses Rand;
Und er gebot, zu rasten, von dem weiten
Fahrvollen Marsch erschöpft, und hieß sein Mahl
Am schönbegrünten Ufersaum bereiten.
So still und friedlich blühend war das Tal,
So klar der Strom, der Schatten von den Bäumen
So duftig kühl im heißen Mittagsstrahl.
Doch mochte nur der Ungestüme träumen
Geraubte Kronen und vergoßnes Blut,
Verdrossen, hier die Stunde zu versäumen.
Er stieg, des Durstes fieberhafte Glut
Zu löschen, zu dem Wasserspiegel nieder,
Er schöpfte, trank die kühle, klare Flut;
Und wie er die getrunken, fühlt' er wieder
So wunderbar verjüngt den Busen schwellen,
So hohe Kraft durchströmen seine Glieder.
Da wußt' er nun, daß dieses Flusses Wellen
Entströmten einem segensreichen Lande,
Und Fried' und Glück umblühten seine Quellen.
„Dahin, dahin mit Schwert und Feuerbrande!
Sie müssen dort auch unsern Mut erfahren
Und kosten unsern Stahl und unsre Bande!"

Da hieß er schnell sich rüstn seine Scharen
Und drang den Strom hinauf beharrlich vor,
Das Land zu suchen, wo die Quellen waren.
Und mancher Tapfre schon den Mut verlor, —
Vor drang der kühne Held doch unverdrossen;
So kam er vor des Paradieses Tor.
Fest aber war das hohe Tor verschlossen,
Davor ein Wächter, der gebot ihm Halt
Mit Blitzesschwert und Donnerkeilsgeschossen:
„Zurück! zurück! was frommte dir Gewalt?
Ein Mächtigerer hat mich hier bestellt,
Des Herrn und heilig ist der Aufenthalt."
Und er darauf: „Ich bin der Herr der Welt,
Bin Alexander." Jener drauf: „Vergebens!
Du hast dein Urteil selber dir gefällt.
Dem Sel'gen öffnet sich das Tor des Lebens,
Der selber sich beherrscht, nicht deinesgleichen,
Dem stolzen Sohn des blutig wirren Strebens."
Drauf Alexander: „Muß vor dir ich weichen,
Nachdem ich diese Stufen schon betrat,
Gib, daß ich sie betreten, mir ein Zeichen,
Ein Mal; die Welt erfahre, was ich tat,
Erfahre, daß dem Tor des Paradieses
Der König Alexander sich genaht!"
Darauf der Wächter: „Sei's gewährt! nimm dieses!
Wie töricht deiner Weisen Weisheit war,
Dein blöder Wahn, dein Frevelmut bewies es.
Nimm, was es dir zuschreien möge, wahr
Und lern' es, Unbesonnener, erwägen!
Es hegt der Weisheit Lehren wunderbar.
Nimm hin, und Weisheit leuchte deinen Wegen!"
Er nahm's und ging. — Ihr aber, Freunde, trinkt!
Verträumt mir nicht den lieben Gottessegen!
O, lernt beherzt die Freude, die euch winkt,
Mit rascher Lust, wie sich's gebührt, erfassen
Und leert den Becher, wann er perlend blinkt!
Ich hätt es, glaubt's mir, weislich unterlassen,
Wär' jener ich gewesen, meine Tage,
Die kurzgezählten, blutig zu verprassen.
Ich lieb' und lobe mir, daß ich's euch sage,
Die Ruh', den Schatten und ein liebend Weib,
Die mich verschont mit leid'ger Liebesklage.

Die Kinder sind mein liebster Zeitvertreib,
Nur halt' ich, die unbändig bengelhaft
Unmäßig schreien, ferne mir vom Leib.
Ich lieb' und lobe mir die Wissenschaft
Und dann die heitre Kunst, der Musen Gabe,
Und wackrer Freunde Kunstgenossenschaft.
Ich liebe, hört ihr, was ich alles habe;
Doch lieb' ich auch, was ich entbehren muß,
Den Wein, woran mein Menschenherz sich labe.
Ich trinke meist nur Wasser aus dem Fluß
Und kann's mit bestem Willen doch nicht loben;
Getrunken hab' ich mir's zum Überdruß.
Hat Menzel mir den Lorbeerkranz gewoben,
Und hat auch Deutschland Einspruch nicht getan,
Ich wollt', ich hätte bessern Lohn erhoben!
Den Lorbeer biet' ich meiner Frauen an,
Sie braucht ihn in der Wirtschaft nicht, und ehrlich
Gestanden, ist's damit ein leerer Wahn.
Der Lorbeer und der Hochmut sind gefährlich;
Von Deutschland möcht' ich lieber mir bedingen
Ein Fäßchen Wein, ich mein', ein Fäßchen jährlich.
Und welche Lieder wollt' ich da nicht singen!
Und .... O Popoi! wo bin ich hin geraten!
Wer kann auf die verlorne Spur mich bringen?
Ich sprach von Alexanders Heldentaten.
Berufen hatt' er um sich seine Weisen,
Das Gastgeschenk des Wächters zu beraten.
Er ließ zornfunkelnd rings die Augen kreisen:
„Gebührte mir, dem Helden, solcher Hohn?
Was soll der morsche Knochen mir beweisen?!"
Ein Weiser sprach: „Du sollst, o Philipps Sohn,
Auch diesen morschen Knochen nicht verachten!
Weißt du zu fragen, gibt er Antwort schon."
Und auf Geheiß des weisen Meisters brachten
Sie eine Wage, deren eine Schale
Mit Gold und aber Gold er hieß befrachten.
Und in die andre legt' er bloß das kahle,
Das kleine Knochenstück, und, wundersam!
Die senkte schnell und mächtig sich zu Tale.
Und Alexander, den es Wunder nahm,
Ließ Gold noch zu dem Golde häufen, ohne
Daß selb'ge Schale nur ins Schwanken kam.

Da warf er Zepter noch hinein und Krone;
Die überfüllte Schale schwankte nicht,
Und ihn befiel Entsetzen auf dem Throne: —
„Was stört hier unerhört das Gleichgewicht?
Was kann die Kräfte der Natur erwecken?!"
Der Meister drauf: „Das ist der Erde Pflicht!"
Mit wen'ger Erde ließ er da verdecken
Das Knochenstück, das wurde leicht sofort,
Und nieder sank das goldbeschwerte Becken.
Der König staunend: „Sprich, was wurde dort
In Wundern und in Rätseln ausgesprochen?"
Vor trat der Meister und ergriff das Wort:
„Ein Schädel, gleich dem deinen, ward zerbrochen,
Und Höhlung eines Auges, so wie deines,
War einst in seinen Tagen dieser Knochen.
Es ist des Menschen Auge nur ein Kleines,
Das doch in ungemeßner Gier umfaßt,
Was blinkt und gleißet in der Welt des Scheines.
Es fodert Gold und aber Gold zur Mast
Und wird es ungesättiget verschlingen,
Und Kron' und Zepter zu des Goldes Last.
Da kann's der dunklen Erde nur gelingen,
Genug zu tun der Ungenügsamkeit;
Der Gierblick wird aus ihr hervor nicht dringen.
Gehalt und Wert des Lebens und der Zeit
Erwäge du, dem diese Lehren galten!
Du siehst das Ziel der Unersättlichkeit."
Des Fürsten Stirne lag in düstern Falten,
Bald schüttelt' er sein Haupt und sprang empor
Und rief, daß rings die Klüfte widerhallten:
„Auf, auf! zum Aufbruch! tragt die Zeichen vor!
Ja, flüchtig ist die Zeit und kurz das Leben;
Schmach treffe den, der Trägheit sich erkor!"
Und zu den Wolken sah man sich erheben
Den Sand der Wüste, und vom Hufschlag fühlte
Man rings den aufgewühlten Grund erbeben.
So zog der Held nach Indien hin und wühlte
Großartig tief und tiefer sich in Blut,
Bis ihm den Übermut die Erde kühlte.
Ich habe selbst vergessen, wo er ruht;
Es kamen Würmer, sich an ihm zu letzen,
Und andre taten's am geraubten Gut.

Ihr göttlich Recht sei's Frevel zu verletzen,
Schrien überlaut, die angeklammert lagen
Auf seines Purpurs abgerißnen Fetzen.
Es ging schon damals wie in unsern Tagen;
Ich habe zum Historiker mich nicht
Bedungen, laßt es euch von andern sagen!
Wein her! frisch eingeschenkt! Was Teufel sieht
Uns Alexander an! So laßt erschallen
Ein altes gutes Lied, ein Volksgedicht!
Das Neue will nur selten mir gefallen.

---

## Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange im Rate der Creek-Indianer.

Im Rat der Creek-Indianer ward der Bote
Des Präsidenten Jackson vorgelassen;
Der Brief, den er verlas, enthielt Gebote.
Die Landmark, welche diesseits sie besaßen
Des Mississippi, sollten gleich sie räumen,
Und der Entschluß blieb ihnen nur zu fassen.
Und starr und stumm beharrten, wie in Träumen,
Die Oberhäupter; man vernahm noch lange
Das Säuseln nur des Windes in den Bäumen.
Da hob sich aus der Männer erstem Range
Der hundertjähr'ge waffenmüde Greis,
Ein Nestor seines Volks, der Bunte-Schlange.
Er trat, gestützt von zweien, in den Kreis;
Und wie gespannt ein jeder auf ihn sah,
Begann er seine Rede, klug und weis':
„Ihr, meine Brüder, höret selber ja,
Was unsers großen Vaters Meinung ist;
Er liebet seine roten Kinder ja.
Er ist sehr gut, — ihr, meine Brüder, wißt,
Ich habe früher oft sein Wort vernommen —
Er ist sehr gut, wohl ohne Falsch und List.
Wie erst vom großen Wasser er gekommen,
Er war sehr klein, er trug ein rotes Kleid,
Es mocht' ihm länger nicht im Boote frommen.
Der weiße Mann tat unsern Brüdern leid;
Er bat um Land, sein Feuer anzuzünden,
Und wartete geruhig auf Bescheid.

Er wollte, gab er vor, uns bloß verkünden,
Was vieles wir zu unserm Glücke brauchten;
Wir aber wollten uns mit ihm verbünden.
Am Ufer des Savannah-Stromes rauchten
Die Muskotschihs mit ihm die Friedenspfeife;
Dort war's, wo in den Wind den Rauch sie hauchten.
Sie machten ihm ein Feuer an; die Steife
Der Glieder wärmte da der weiße Mann;
Sie gaben Land ihm, wo nach Wild er schweife.
Er war sehr klein; es feindeten ihn an
Des Südens blasse Männer, die um Beute
Sich wider ihn erhoben; Krieg begann.
Für ihn ergriffen unsre jungen Leute
Den Tomahawk, und gaben nicht ihn bloß
Dem Messer zu skalpieren, das er scheute.
Und wie darauf er, seines Feindes los,
Sich unter uns erwärmet und genährt,
Da wuchs er auf, da ward er riesengroß;
Da hat sein Tritt das Jagdrevier verheert,
Da hat er überholt die fernsten Horden
Und Wald und Flur und See für sich begehrt.
Nach Süden reichte seine Hand und Norden,
Und seine Stirne zu des Mondes Schild;
Da ist er unser großer Vater worden.
Zu seinen roten Kindern sprach er mild, —
Er liebt sie ja: ‚Geht weiter, weiter! hört!
Sonst tret' ich euch so wie im Forst das Wild.'
Er stieß sie mit dem Fuße, unerhört!
Den Oconih hinüber; dann zertrat er
Die Gräber ihrer Väter ungestört.
Und immer war er unser großer Vater
Und liebte seine roten Kinder sehr,
Und ihnen wiederum zu wissen tat er:
‚Ihr seid mir noch zu nah, entfernt euch mehr!'
Eins war, wie jetzt, schon damals zu bedauern:
Es fanden Schlechte sich in unserm Heer.
Die sah man um der Väter Gräber trauern
Und finstern Sinnes schleichen in die Runde
Und um den Fußtritt unsers Vaters lauern.
Und ihre Zähne bissen eine Wunde
In seinen Fuß; da liebt' er uns nicht minder,
Doch ward er bös' auf uns zur selben Stunde.

Da trieb er mit Kanonen uns geschwinder,
Weil träg' er uns und ungelehrig fand;
Und dennoch liebt' er seine roten Kinder.
Wie unsern großen Vater ich verstand,
Am Tag er zu uns sprach im Zorne sein:
‚Geht weiter abwärts, dort ist schönes Land!'
So sprach er auch: ‚Dies Land soll euer sein,
So lang ihm nicht des Himmels Tau gebricht,
So lang es grünet in der Sonne Schein!'
Gehöret hab' ich, was er heute spricht;
Er spricht: ‚Das Land, das ihr zurzeit bewohnet,
Nicht euer ist es, es gehört euch nicht.
Durchkreuzt den Mississippi, drüben lohnet
Das Wild dem Jäger; euch gehört der Ort;
Wohnt dort, so lang die Sonn' am Himmel thronet!'
Wird unser großer Vater nicht auch dort
Zu uns hinüberreichen? — Nein, er sagt,
Er werde nicht, und Wahrheit ist sein Wort. —
Ihr Brüder, unser großer Vater klagt,
Daß unsre schlechten Menschen ihn betrübt,
Mit Mord an einen Weißen sich gewagt. —
Wo sind die roten Kinder, die er liebt?
So zahlreich wie im Walde sonst das Laub,
Wie kommt's, daß ihre Zahl wie Laub zerstiebt?
Ach! seinen weißen Kriegern sind zum Raub
Gar viele worden, viele sind erschlagen,
Und viele trat sein Fuß selbst in den Staub.
Ich habe, Brüder, weiter nichts zu sagen."

---

## Das Mordtal.

(Zwischen New-Orleans und Savannah.)

(North-american Review.)

Es überfiel mich Müden einst die Nacht
In eines Tales wildbewachsnem Grunde,
Des Namen auszusprechen schaudern macht.
Die Bäume nannten ihn, die in der Runde
Mit schwarzgebrannten Stämmen mich umstanden:
Das Mordtal! sprach ich aus mit leisem Munde.
An diesem Ort des Schreckens überwanden,
Skalpierten die Indianer dreißig Weiße,
Die schlafend sie in ihrem Lager fanden;

Sie schonten nicht der Kinder, nicht der Greise.
Und einsam übernachten sollt' ich hier,
In dieser Bäume schauerlichem Kreise.
Ich sorgte für mein Pferd, mein müdes Tier,
Sodann, des Herdes Flamme zu erwecken,
Und stillte des gereizten Hungers Gier;
Und wollte ruhbedürftig hin mich strecken,
Als neben mir im dürren Laub erklang
Ein Rasseln, wohlgeeignet, mich zu schrecken.
Die Klapperschlange war's; vom Lager sprang
Ich auf und sah, bei meines Feuers Lichte,
Den Wurm, den zu vertilgen mir gelang.
Ich wiederum, wie es geschehen, richte
Zum Schlaf mich ein, doch mir im Sinne lagen
Der gift'ge Wurm und jene Mordgeschichte.
Wie da mir war, ich weiß es nicht zu sagen;
Ich lag, ob schlaflos, doch wie schlafestrunken,
Sah über mir die Wipfel windgeschlagen,
Und sah, wie märchenhafte lichte Funken,
Leuchtkäfer schwirren durch des Laubes Zelt,
Da rings die Landschaft tief in Nacht versunken.
Vom Flackern nur der Flamme schwach erhellt,
Erschimmerten die Stämme mit den Zeichen;
Ich fühlte recht allein mich in der Welt.
So wie der Mond vom Horizont die bleichen,
Unsichern Strahlen durch die Räume warf,
Begann vor ihm die Finsternis zu weichen;
Und wie er stieg am Himmel, sah ich scharf
Und schärfer aus dem Dunkel treten, was
Ich sonder Schauer nimmer denken darf.
Gelehnt an einen jener Stämme, saß
Ein Sohn der Wildnis, welcher regungslos
Mich wundersamen, starren Blickes maß;
Nicht jung von Jahren, kräftig, schön und groß,
An Schmuck und Waffen einem Fürsten gleich,
Das Feuerrohr, den Bogen in dem Schoß;
Im schön gestickten Gürtel zierlich reich
Den Tomahawk nebst Messer zu skalpieren,
Gleich einem Schemen aus dem Schattenreich.
Ich sah ihn an, so wie er mich, mit stieren
Und unverwandten Augen; sah ihn lange
Und schien mir alle Tatkraft zu verlieren,

Dem Vogel zu vergleichen, den die Schlange
Mit zauberkräft'gem Blick in Bande schlug,
Gelähmt von der Gedanken wirrem Drange.
Da dacht' ich wieder: dieses Bild ist Trug,
Ein Angstgespenst nur ohne Wesenheit,
Das dein erhitztes Hirn ins Äußre trug!
Und schlug die Augen zu nach langer Zeit
Und schlug sie wieder auf, — er war verschwunden;
Ich dünkte mich von bösem Wahn befreit.
Da fiel von Müdigkeit ich überwunden
In tiefen Schlaf; der Morgen graute schon,
Er hielt mich selbstvergessen noch gebunden.
Der Wind, der sich erhob wie Sturmes Drohn,
Erweckte mich, — und wiederum saß dort,
Es war kein Wahn, der Wildnis grauf'ger Sohn,
In gleicher Haltung und am selben Ort,
Noch stumm und starr, noch ohne sich zu regen,
Den Blick auf mich geheftet fort und fort.
Da sprang ich auf und auf ihn zu, verwegen,
Mit vorgehaltener Pistol'; er stand
Nun auf und trat gelassen mir entgegen.
Wie hart ich Mann an Mann mich vor ihm fand,
Da traf ein Schlag mich, den er plötzlich führte, —
Entwaffnet war ich und in seiner Hand.
Und wie sie kräftig mir die Kehle schnürte,
Ersprühten über mich des Augen Flammen,
Die lang verhaltner Haß befriedigt schürte.
Ich fühlte zu dem Tode mich verdammen,
Vermochte nicht zu flehen um mein Leben
Und sank zerknickt, ein schwaches Rohr, zusammen.
Er aber schien sich selbst zu widerstreben,
Zu bändigen die rasche, wilde Wut;
Ich sah ihn unvermutet frei mich geben.
Die Pfeife steckt' er an des Herdes Glut
In Brand und reichte rauchend sie mir dar,
Wie Friede bietend es der Wilde tut.
Durch solches Pfand gesichert vor Gefahr,
Vermocht' ich nicht zu brechen noch das Schweigen,
Der ich unkundig seiner Sprache war.
Und er auf englisch: „Folge mir, dort steigen
Herauf die Wolken vor des Sturmes Nahn;
Zu Pferd! Ich werde meinen Weg dir zeigen."

Ich sprach — er schwieg und ging den Pfad voran
Und bog zurück das Haupt und winkte nur;
Ich saß zu Pferd und folgte seiner Bahn.
Der Steg, durch Schluchten, welche die Natur
Mit Waldesdickicht wuchernd übersponnen,
Verfolgte berghinan des Wildes Spur.
Es drang durch Waldesnacht kein Strahl der Sonnen;
Und eilend schritt, und hielt mein Pferd am Zaum,
Mein Führer schweigsam, sicher und besonnen.
Ich ließ ihn schalten, folgend wie im Traum.
Sein Haus erschien, das nächste Ziel der Reise,
Inmitten einem lichtern Waldesraum.
Er führte mich hinein, er brachte Speise,
Er hieß mich sitzen, sorgend für den Gast
Auf schweigsam ernste, würdevolle Weise.
Ich aber warf den Blick mit scheuer Hast
Rings um mich her, und mich befiel ein Grauen
Beim Anblick dessen, was der Raum umfaßt'.
Da waren prunkend ausgestellt zu schauen
Bei fünfzehn Skalpe, blut'ges Siegesmal,
Von weißen Menschen, Männern, Kindern, Frauen.
Er ließ mich überzählen deren Zahl
Und nahm sie nacheinander von der Wand
Und hing um seinen Hals sie allzumal
Und schmückte sich mit Waffen und Gewand,
Als sei's zum Festmahl oder auch zur Schlacht,
Und sprach sodann, mit Stolz zu mir gewandt:
„Du bist ein Weißer, und ich fand zu Nacht
Dich schlafend; meiner Friedenspfeife Rauch
Hat Sicherheit des Lebens dir gebracht.
Einst fand ein Weißer meinen Vater auch
In seinem Schlaf, — ich war noch ungeboren, —
Er schlug den Schlafenden nach eurem Brauch;
Und „Rache" war, zu der ich auserkoren,
Das erste Wort, das ich zu lallen lernte,
Und war der erste Schwur, den ich geschworen.
Die blut'ge Saat gedieh zu blut'ger Ernte;
Ich hielt als Mann, den ich als Kind gelallt,
Den Schwur, von dem mein Sinn sich nie entfernte;
Und als ich noch für einen Knaben galt,
Mit Skalpen schmückt' ich, so wie diese hier,
Die Hütte, meiner Mutter Aufenthalt.

Wir hausten im Ontariorevier;
Vier Kinder, die euch hassen ich gelehrt,
Vier hoffnungsvolle Söhne blühten mir.
Wie einst ich von der Jagd zurückgekehrt,
Da stieß mein Fuß auf Trümmer und auf Leichen,
Vier Leichen, von den Flammen bald verzehrt.
Allein stand meine Mutter bei den Leichen,
Vergoß unmächt'ger Tränen bittre Flut
Und stöhnte: „Rache! Rache diesen Leichen!"
Ich habe Tränen nicht, ich habe Blut,
Der Weißen rotes Herzensblut vergossen
Und habe nicht gekühlt noch meine Wut.
Wo wider weiße Menschen je beschlossen
Von meinen roten Brüdern ward ein Krieg,
Gewannen mich die Tapfern zum Genossen.
Der uns Verbündete geführt zum Sieg,
Tekumteh, fiel in seines Ruhmes Prangen,
Mit dem die Hoffnung auch zu Grabe stieg.
Da sprach ich zu der Mutter: Ausgegangen
Ist unser Stamm, wir beide sind allein,
Es soll die tiefste Wildnis uns umfangen.
Wir zogen südlich in die Wüstenein,
Wo unsre Hütte wir uns hier erbaut
Und beigesetzt der Unsrigen Gebein.
Ein Weißer einst, von Haaren hoch ergraut,
Begehrte gastlich Schutz von unserm Dache,
Und wie ihn scharf die Mutter angeschaut,
Da schrie sie leise mir ins Ohr: „Erwache!
Der ist es, der den Vater dir erschlagen;
Gedenke deines Schwures: Rache! Rache!" —
Ich will, was folgt, am andern Ort dir sagen.
Erhebe dich, mein Gast, und folge mir!"
Er schwieg und ging; ich folgte nur mit Zagen.
Durch Urwalds Dickicht, undurchdringlich schier,
Auf steilem Abhang klommen wir empor,
Am Absturz einer Bergschlucht hielten wir.
Der Blick vor uns sich unterwärts verlor
In nächt'ge Tiefe, kaum erscholl das Brausen
Des Bergstroms noch herauf zu unserm Ohr.
Da stand der Wilde in des Sturmes Sausen
Und warf zornfunkelnd einen Blick mir zu, —
Zu Berge sträubte sich mein Haar vor Grausen.

„Wo jenen ich geführet, stehst nun du!“ —
Beginnend so nach langem Schweigen, tat er
Wie einer, der dem Sturm gebietet Ruh'. —
„Er fürchtete den Tod, und winselnd bat er
Um Leib und Leben, doch ich stieß ihn fort:
Den du gemordet, räch' ich, meinen Vater!
Du kommst mit mir ins Land der Geister, dort
Erwartet meiner rühmlicher Empfang;
Das Opfer bring' ich, und ich halte Wort.
Und ihn mit kräft'gen Armen fassend, sprang
Ich hier hinab, in dieses Schlundes Rachen,
Zu seinem und zu meinem Untergang.
Noch hör' ich seines Körpers dumpfes Krachen,
Der dort am schwarzen Felsen ward zerschlagen;
Ich selber sollte noch dem Licht erwachen.
Du siehst den Wipfel einer Zeder ragen,
Dort unter uns, aus enger Felsenspalte;
Dort ward ich wundersam im Schwung getragen.
Und wie mich sanft die Zweige wiegten, schallte
Erfreulich meinem Ohr der dumpfe Ton,
Der von der Felswand drüben widerhallte.
Da sprach der große Geist zu seinem Sohn:
Kehr' um, vermehre deiner Opfer Zahl;
Es bleibet vorbehalten dir dein Lohn!
Da tat ich, wie die Stimme mir befahl;
Mir half die Wurzel dort hinauf mich winden;
Ich trage noch des Lebens Last und Qual.“ —
Und ich darauf: „Du wirst nun Ruhe finden,
Du hast erfüllt der Rache letzte Pflicht;
Der Mörder fiel, dich kann kein Schwur mehr binden.“ —
„Der Mörder, ja — mein letztes Opfer nicht.“
So er und sah mich seltsam düster an,
Als hielt' er über mich das Blutgericht. —
„An jenem Tag, wo ich dem Tod entrann,
Hat andres mir der große Geist geboten;
Fünf Skalpe sind's, die seither ich gewann.
Ich sandte vor mir her noch fünf der Boten;
Hab' aber nicht am Leben mehr Gefallen,
Seit sich die Mutter legte zu den Toten;
Bin müd' und traurig worden, so zu wallen,
Der Letzte meines Stammes und allein;
Und heute soll mein letztes Opfer fallen.

Der vor'gen Nacht gedenke, wo der Schein
Mich deines Feuers an dein Lager brachte!
Da mochte dir dein Schlaf gefährlich sein!
Unseliger, du schliefst! ich aber wachte:
Du schliefst so ruhig, wie, den andern gleich,
Ich meiner Rache dich zu opfern dachte;
Und wie ich schwang den Tomahawk zum Streich
Und aus der Scheide scharf mein Messer zog,
Da mocht' ich nicht, da ward ich träg' und weich;
Und wie mein eigner Mut mich so betrog,
Und nicht beherrschend mehr die läss'gen Glieder,
Sich von der Tat zurück mein Wille bog,
Da warf ich vor dem großen Geist mich nieder,
Der mich errettet einst aus diesem Schlunde,
Und ich vernahm dieselbe Stimme wieder.
Sie gab von dem, was ich zu tun, mir Kunde.
Du wirst, wie ich gehorchen lernte, sehen.
Mein letztes Opfer fällt in dieser Stunde."
Er schwieg und wandte langsam sich zu gehen
Und winkte mir; ich folgte sinnend nach
Und mochte nicht der Rede Sinn verstehen:
Wer wird das Opfer sein, das er versprach?
Bin ich das Schlachttier? — Ruhig schritt voraus,
Der sich in neue Richtung Bahnen brach.
Der Wald erdröhnte von dem Sturmgesaus,
Es gab der Donner schmetternd seinen Klang,
In Strömen fiel der Regen mit Gebraus.
Des Sturmes Stimmen übertönend, sang
In seiner Väter Sprache sonderbar
Der Wilde tief ergreifenden Gesang.
Da ward es mir in meiner Seele klar,
Daß diese seltsam schauerliche Weise
Das eigne Sterbelied des Sängers war.
Und bald erschien — es ward mein Blut zu Eise,
Und auf den Lippen mir erstarb das Wort, —
Ein schlichtes Grab in hoher Bäume Kreise.
Und er zu mir: „Halt an! wir sind am Ort.
Du sollst nach unsern Bräuchen mich bestatten.
Es führet dich zurück der Fußsteig dort.
Hier legst du mich zur Ruh' nach dem Ermatten,
Dies Grab enthält der Meinigen Gebein
Und wird umschwirrt von meiner Väter Schatten."

Er sprach's und trat in seiner Toten Reihn,
Bestieg den Hügel, ruhig, würdevoll,
Sich festlich selbsterkornem Tod zu weihn.
Der innre Sturm, der ihm im Busen schwoll,
Verhallte schaurig in dem Schwanensang,
Der herzzerreißend seinem Mund entquoll.
Ein Nachhall schien des Donners mächt'ger Klang,
Des äußern Sturmes langgezognes Stöhnen,
Der Stimme, die sich seiner Brust entrang.
Die Sprache bald verlassend von den Söhnen
Des Waldes, wandt' er seiner Augen Licht
Mir zu und sang in meiner Sprache Tönen:
„Ich bin der Letzte meines Stammes, nicht
Von Feindes Hand zu fallen, wird mein Los,
Noch wie die Zeder, die vor Alter bricht.
Denn seht, ich reiße mich vom Leben los
Und geh' ins Land der Geister freien Mutes,
Von Schwächen und von Tadel bar und bloß.
Der Mein'gen Mörder! Räuber meines Gutes!
Ihr Weißen! denen meine Rache galt,
Genug vergossen hab' ich eures Blutes.
Ich bin gesättiget und müd' und alt,
Mein Nam' ist am Ontario verklungen
Und ist in Waldes Widerhall verhallt.
Ich habe selbst mein Sterbelied gesungen,
Der ich der Letzte meines Stammes bin;
Kein Lied erschallt um mich von andern Zungen.
Schon lange neigt hinunter sich mein Sinn,
Und euer, meine Väter, bin ich wert; —
Des Donners Stimme ruft, — ich komme hin!" —
Ich aber stand von fern und abgekehrt,
Verhüllt das Haupt in meines Mantels Falten,
So lang sein leises Röcheln noch gewährt.
Und wie die letzten Töne nun verhallten,
Und still es ward, da mußt' ich mich enthüllen
Und treten zu der Ruhestatt des Alten,
Um seinen letzten Willen zu erfüllen.

---

## Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, spanischer Grande.[1])

Wie noch in seinem Stolz Napoleon
Den König Joseph zu erhalten rang
Auf Spaniens unerhört geraubtem Thron,
Und durch die Lande unter hartem Zwang
Ein meuchlerischer Volkskrieg sich ergoß,
Der unablässig schnell sein Heer verschlang,
War einst ein Fest, ein Ball auf Mendas Schloß.
Marques de los Leganes! heut ein Ball,
Und Spaniens Feind, du Grande, dein Genoß?
Bei rauschender Musik und Zimbeln-Schall
Beengten Viktor dieses Schlosses Mauern;
Der Boden wankt in Spanien überall.
Ihn ließ ein Blick von Klara tief erschauern,
Und um sich schauend in der Gäste Reihen,
Sah er Verrat aus aller Augen lauern.
Den Saal verlassend, schrie er auf im Freien:
„O Klara, Klara! soll auch uns das Herz
Verbluten in dem Kampfe der Parteien?"
Von der Terrasse Rand sah niederwärts
Er düstern Mutes in das tiefe Tal;
Gedanken waren fern, er war nur Schmerz.
Die Felsenwand, die Gärten allzumal,
Die Stadt, das Meer, darüber ausgespannt,
Erschimmerten im klaren Mondesstrahl.
Da weckt' ihn eine Stimme: „Kommandant,
Ich suche dich; befiehl, die Zeit ist teuer,
Bevor uns die Empörung übermannt.
Es ist im Rabenneste nicht geheuer;
Sie feiern trotzig die Johannisnacht,
Und wider Ordnung brennen ihre Feuer.
Sieh dort, was sie so übermütig macht!"
Er wies hinaus aufs hohe Meer und schwieg:
Her segelten die Schiffe, Englands Macht.
Und zischend von des Schlosses Zinnen stieg
Ein Feuerball, der rief mit argem Munde:
„Auf, Spanier, auf! es gilt Vertilgungskrieg!"
Ein Gegenruf erscholl aus Talesgrunde,
Und plötzlich stiegen wirbelnd Rauch und Flammen
Von allen Bergesgipfeln in der Runde.

[1]) Das spanische Wort „Verdugo" bedeutet „Henker".

Es fiel ein Schuß: „Gott möge sie verdammen!“
Schrie taumelnd auf und sterbend der Soldat;
Das Blei saß in der Brust, er sank zusammen.
Die Stadt ist jetzt ein Schauplatz grauser Tat;
Viktor, der Pflicht gehorchend, die ihn band,
Will hin im Flug, es bleibt der einz'ge Rat.
Da hält ihn sanften Druckes Klaras Hand:
„Entfleuch! die beiden Brüder folgen mir;
Dort hält ein Roß am Fuß der Felsenwand.“
Sie stößt ihn fort, er hört sie rufen: „Hier!
Hier, Juanito, Philipp, hier! ihm nach!“
Die Stieg' hinab entfleucht der Offizier.
Die Kugeln sausten, während sie noch sprach,
Und trieben seine Flucht ihn zu beflügeln;
Ihm folgten auf den Fersen Tod und Schmach.
Er endlich sitzt zu Pferd fest in den Bügeln,
Dem Hauptquartier zujagend sonder Rast
Mit blut'gen Sporen und verhängten Zügeln.
So kommt er vor den General mit Hast:
„Ich bringe dir mein Haupt, mein Haupt allein,
Sonst keines, das du mir vertrauet hast.“ —
„Mag minder Schuld vielleicht als Unglück sein;
Dem Kaiser bleibt das Urteil vorbehalten,
Der kann erschießen lassen und verzeihn.
Nun ist's an mir, die Rache zu verwalten.“
Man sah, wie erst der andre Morgen graute,
Vor Menda die Kolonnen sich entfalten.
Die jüngst aufs Meer so übermütig schaute,
Die Stadt war eigner Ohnmacht überlassen,
Und nicht erfolgt die Landung, der sie traute.
Die Tags zuvor so aufgeregten Massen
Der stolzen Bürger, starr vor Schrecken, ließen
Den Rächer einziehn durch die stillen Gassen;
Und Blut begann sogleich um Blut zu fließen;
Es boten selbst die Schuldigen sich dar;
Zweihundert ließ sofort er niederschießen.
In jenem Tanzsaal auf dem Schlosse war
Sein Hauptquartier; umringt von seinem Stabe,
Befahl von dort er Blut'ges seiner Schar.
Was schwer Leganes auch verschuldet habe,
Er selbst ein Greis, sein Weib, die Kinder alle,
Zwei Männer, zwo Jungfrauen und ein Knabe,

Ein Jammerbild des Stolzes nach dem Falle,
Geknebelt sind sie mit unwürd'gen Stricken,
Gefesselt an die Säulen dort der Halle;
Mit ihnen acht Bediente; die ersticken
In tiefster Brust der eignen Klage Laut,
Wie voller Ehrfurcht sie auf jene blicken.
Und blut'gen Werkes Vorbereitung schaut
Man auf der Schloßterrasse mancherlei,
Da wird aus Balken ein Gerüst erbaut;
Und der's vollstrecken wird, der steht dabei,
Er scheint sich selber schaudernd zu verachten,
Daß aufgespart er so Verruchtem sei.
In stummer Haltung stehn umher die Wachten,
Und hundert Bürger werden hergetrieben,
Verurteilt, solches Schauspiel zu betrachten.
Hilftätig ist ein Franke nur geblieben,
Der bleich und zitternd zu den Opfern schleicht,
Verachtung erntend für sein treues Lieben.
Ruft Klara nicht: „Viktor, du hast's erreicht!"
Doch nein, sie spricht mit ihm; sie flüstern leise,
Indem sie bald errötet, bald erbleicht.
Mit Ingrimm schaut auf sie der stolze Greise;
Es trübt und senkt sich ihrer Augen Licht,
Sie winkt dem Freund auf würdevolle Weise.
Der tritt nun vor den General und spricht:
„Ich bin, der deine Gnade hier begehrt." —
„Du, Gnade?" — „Ja! die letzte traur'ge Pflicht:
Laß richten die Leganes mit dem Schwert,
Nicht aber mit dem Strange!" — „Zugestanden!" —
„Der Beistand eines Priesters...?" — „Wird gewährt." —
„Befreien lasse sie von ihren Banden!
Sein Wort, mein Wort wird Sicherheit dir geben." —
„Bist Bürge du, so bin ich einverstanden." —
Noch wagt ein Gnadenruf sich zu erheben:
„Sein ganzes Gut, zu sühnen, was geschah!
Schenk' einem seiner Söhne nur das Leben!" —
„Des Königs ist das Gut; was will er da
Noch feilschen? Alle sterben, alle. Nein!" —
„Und auch das Kind, der zarte Knabe?" — „Ja!
Wir sind in Spanien. Wein her! sag' ich, Wein!
Ihr Herrn, dem Kaiser! Laßt die Becher klingen!" —
„Und soll das harte Wort dein letztes sein?" —

„Das ist's, und ... nein! Mag Gnade sich erringen
Und Leib und Gut erwirken, der es wagt,
Den Blutdienst an den andern zu vollbringen!
Das ist mein letztes Wort." So wie er's sagt,
Da sträubet manchem sich das Haar empor,
Der doch für tapfer gilt und unverzagt.
Man schweigt; er winkt gebietend, und Viktor
Verläßt den Saal; er tritt, und möchte weinen,
Zu den Gefangnen in der Halle vor.
Man schaut auf ihn, und mancher dürfte meinen,
Daß nicht unmenschlichen Befehl er brächte;
Entfesselt wird Leganes und die Seinen.
Er selber löset zitternd das Geflechte,
Das Klaras zarte Hände hält gebunden;
Man übergibt dem Henker dort die Knechte.
„Du Armer, sage nun mir unumwunden,"
So fragt die hohe, herrliche Gestalt,
„Hat deine Stimme kein Gehör gefunden?"
Und er, sich neigend, kaum vernehmlich lallt
Ihr Worte zu, die schauerlich empören
Sein tiefstes Herz, es überläuft ihn kalt.
Sie aber scheint ihm ruhig zuzuhören.
Zum Vater sie: „Laß deinen Sohn und Erben
Dir Unterwerfung und Gehorsam schwören!
Gebiete du! ihn trifft es, zu erwerben,
Was du begehrt, durch Taten .... schauderhaft!
Wir haben's gut, wir haben nur zu sterben.
O Juanito! Du verjüngter Schaft
Der Lilien, die Leganes' Schild beschatten,
Steig auf in unsrer Väter Heldenkraft!"
Rings um den hochergrauten Vater hatten
Sich ahndungsvoll gedrängt des Hauses Glieder,
Gestützt die Mutter an die Brust des Gatten;
Ihr Aug' erhellte sich, sie hoffte wieder;
Da sprach die Maid das Gräßliche zu Ende;
Sie sank entsetzt, erschöpft, ohnmächtig nieder.
Der Vater rief: „O Juanito, wende
Die Schmach von uns, die ärger als der Tod!"
Er schüttelte das Haupt und rang die Hände.
„Bist du mein Blut, erfülle mein Gebot!
Du bist des Hauses Stamm." Er aber schrie:
„Wer färbt in Vatersblut die Hände rot?"

Und Klara warf vor ihm sich auf die Knie:
„O Bruder, wenn du mich zu lieben meinst,
Berühre jener Schreckliche mich nie!
Du bist ja, der zu mir gesprochen einst:
Bevor du angehören sollst dem Franken,
Vor dem du nicht zurückzubeben scheinst,
Vertilget den unwürdigen Gedanken
Mein eigner Dolch in deiner falschen Brust!
Nun laß den Tod mich deiner Liebe danken!"
Und Philipp sprach: „Du armer Bruder mußt,
Du mußt des Hauses Schild empor noch tragen;
Daß sonst er untergeht, ist dir bewußt."
Die jüngre Tochter und die Mutter lagen
Sich weinend in den Armen; zürnend schalt
Der Knabe seiner Schwester weibisch Klagen.
Die Stimm' erhob der Alte mit Gewalt:
„War der von span'schem Adel, der allein
Das eigne Leid erwog, da's Taten galt?
Du warst mein Sohn nicht, darfst es nimmer sein,
Und dich verleugn' ich in der Sterbestunde!"
Die Mutter stöhnte: „Still! er willigt ein."
Ein Priester zeigte sich im Hintergrunde;
Sie führten ihn zu Juanito gleich,
Und Klara gab ihm schnell von allem Kunde.
Wie sonst dem Sünder zu dem Todesstreich,
Sprach Mut ihm ein zu leben jener Bote.
Er sagte: „Ja!" und wurde leichenbleich.
Die Frist verstrich, die Trommel rief und drohte
Von der Terrasse her; sie traten vor
Auf ihren Ruf, dem Tode zu Gebote.
Sie hielten Schritt und blickten fest empor,
Nicht Stolz und Haltung hatten sie verlassen;
Da war nur einer, der die Kraft verlor,
Der sollte leben! den nur mußte fassen
Der Beichtiger und führen. Dort bereit
Der Block, das Schwert, ein Anblick zum Erblassen.
Da stand auch einer, nicht vom Blocke weit,
Den, zu vollstrecken hier die blut'ge Tat,
Das schauerliche Machtgebot befreit.
Und zu dem blutgewohnten Manne trat
Nun Juanito; leise flüsternd, leise
Sprach der ihm zu und gab ihm seinen Rat.

Und sieh, die Kinder knieten schon im Kreise,
Zunächst der Mutter stand der Kapellan,
Und stolze Blicke warf umher der Greise.
Zum Bruder Mariquita nun begann:
„Ich bin nicht stark, mein Bruder, wie ich sollte;
Erbarme dich und fange mit mir an!"
Es pfiff das Schwert; getrennt vom Rumpfe, rollte
Ihr lock'ges Haupt, der Mutterbrust entquoll
Ein Schrei, den sie umsonst ersticken wollte.
Kam Raffael, der fragte liebevoll,
Wie er das Haar sich aus dem Nacken strich:
„Bin ich so recht, du Guter, wie ich soll?"
Da fiel der Streich, und Klara stellte sich;
Wie er ins Antlitz sah der Bleichen, Schönen:
„Du weinest!" sprach er. Sie: „Ich denk' an dich!"
Er schwang das Schwert, da hörte man ertönen:
„Halt! Gnade! Gnade!" — Wird der Ruf auch wahr?
Wird er den Mut der Sterbenden verhöhnen? —
Hervor trat Viktor aus der Franken Schar
Und stellte bleich sich, bebend und verstört
Dem Auge des geliebten Mädchens dar:
„Du, deren Herz, ich weiß es, mir gehört,
Sei mein, mein Weib! das eine Wort, o, sag' es!
Die Macht, die dich verfolgt, hat aufgehört!
Das Leben nur, o süße Maid! ertrag' es
An meinem Arm, an meiner treuen Brust,
Zu weinen ob den Greueln dieses Tages!
Vertraue mir und trage den Verlust!
Dir biet' ich zum Beschützer mich und Leiter,
Ich träume selbst von keiner süßen Lust."
Sie sah ihn hellen Blickes an und heiter,
Und wandte sich, nicht schwankend ob der Wahl,
Dem Blocke zu, und: „Juanito, weiter!"
Da fiel ihr Haupt, und sprang ein roter Strahl,
Das Herzensblut, dem mocht' er nicht entweichen;
Den Wankenden verbarg der Freunde Zahl.
Und Philipp nahm, nach weggeräumten Leichen,
Den Platz der Schwester ein und starb zuletzt,
An Stärke nur den andern zu vergleichen.
Vor trat Leganes selbst, der Vater, jetzt,
Um sich betrachtend seiner Kinder Blut,
Und Juanito sprang zurück entsetzt.

Doch er: „Ermanne dich und faſſe Mut!
Hört's, Spanier, hört's! und ſagt's dem Vaterlande!
Er iſt der Sohn, auf dem mein Segen ruht.
Marques de los Leganes, ſpan'ſcher Grande,
Triff ſicher nur! Du biſt des Tadels bar;
Dem Feinde deines Landes bleibt die Schande!"
Wohl traf er gut; ein Röcheln ſonderbar
Hat aus der atemloſen Bruſt bezeugt,
Daß ſeine letzte Kraft geſchwunden war.
Wie nun die Mutter vortrat, tief gebeugt,
Doch würdevoll, er ſie ins Auge faßte,
Da ſchrie er laut: „Sie hat mich ja geſäugt!"
Der Schrei erweckte Nachhall, es erblaßte
Im weiten Kreiſe jegliches Geſicht,
Das Mahl verſtummte, wo der Franke praßte.
Sie ſprach ihm zu, er aber hörte nicht;
Da ſchritt ſie zu der Bruſtwehr und vollſtreckte
Hinab ſich ſtürzend ſelbſt das Blutgericht.
Er lag in Ohnmacht. —
Dort, der Blaſſe weckte
Wohl deine Neugier; deine Augen ſahn es,
Wie Gramesnacht die hagern Züge deckte.
Die Furchen ſind die Spuren nicht des Zahnes
Der allgewalt'gen Zeit, das ſiehſt du ſchon;
Verdugo heißt der Mann, de los Leganes.
Bewundert und bedauert und geflohn,
So ſchleicht und wird er ſchleichen allerwegen,
Bis ihm geboren wird der erſte Sohn;
Dann wird er zu den übrigen ſich legen.

---

## Das Vermächtnis.

Ich bin ſchon alt, es mahnt der Zeiten Lauf
Mich oft an längſt geſchehene Geſchichten,
Und die erzähl' ich, horcht auch niemand auf.
So weiß ich aus der Chronik und Gedichten,
Wie bei der Peſt es in Ferrara war,
Und will davon nur einen Zug berichten.
Es ſcheute wohl ſich jeder vor Gefahr;
Den peſterkrankten Vater floh der Sohn,
Die Mutter ſelbſt das Kind, das ſie gebar.

Es war zu heißer Sommerzeit; geflohn
Von Freunden und Verwandten, weltverlassen,
Lag Basso della Penna sterbend schon.
Sein Testament, das wollt' er schreiben lassen;
Es ließ sich endlich ein Notar bewegen,
Das Dokument rechtskräftig zu verfassen.
Und er: „Ich will es ihnen auferlegen,
Ich meine meinen Kindern, meinen Erben,
Anständig meine Fliegen zu verpflegen."
Und der Notar: „Ihr lieget schon im Sterben;
Wie schickt sich's, Basso, daß Ihr Scherze treibt,
Anstatt um Euer Heil Euch zu bewerben!"
Drauf dieser: „Schreibt, wie ich Euch sage, schreibt!
Ihr seht mich ja verlassen von den Meinen,
Da noch dies Fliegenvolk mir treu verbleibt.
Nur treu aus Eigennutz, so mögt Ihr meinen;
Ich will's nicht untersuchen, will allein
Es wissen, daß die Treusten sie mir scheinen;
Bei Gott! ich muß und will erkenntlich sein.
Drum schreibt es nieder, so wie ich Euch sage!
Denn wohlerwogen ist der Wille mein:
Alljährig sollen sie am Jakobstage
Aussetzen einen Scheffel reifer Feigen
Den Fliegen allzumal zum Festgelage.
Und sollten sie darin sich lässig zeigen,
Und unterblieb' es nur ein einzig Mal,
Fällt Hab und Gut dem Armenhaus zu eigen."
Und noch geschieht es so, wie er befahl,
Und am bestimmten Tage zugemessen
Wird noch den Fliegen ihr bestimmtes Mahl,
Der Fliegen hat kein Erbe je vergessen.

## Der Geist der Mutter.

Die Muse führt euch in das Schloß des Grafen;
Sie hat den alten Wappenschild am Tor
Verhangen, und es soll sein Name schlafen.
Seht dort ihn selbst, der bleich und hager vor
Dem Pergamente zähneknirschend lacht
Und zitternd, wie es rauschet, fährt empor.
Schaut nicht hinab in seines Busens Nacht,
Fragt nicht nach seinem Unmut, seinem Groll,
Und nicht, was vor ihm selbst ihn schaudern macht!

Blickt ab von ihm; seht schweigsam, ahndungsvoll
Die Dienerschaft den einz'gen Sohn erwarten,
Dem jetzt der Mutter Erbe werden soll!
Er ward in Schul' und Welt und Krieg vom harten
Geschick verstoßen, seit die Augen schloß,
Die liebend pflegte seiner Kindheit Garten.
Nun kehrt er heim in seines Vaters Schloß;
Er wieget sich in zaubervollen Träumen
Und spornt vor Ungeduld sein feurig Roß.
Und dort beginnt inmitten grünen Räumen
Das Dorf mit roten Dächern zu erscheinen,
Die Kirche dort, und unter jenen Bäumen ....!
Er hat den Baum gepflanzt, der jetzt mit seinen
Weitausgespannten Ästen schirmt das Grab
Der Mutter, wo er beten muß und weinen:
„Vernimm du mich, die mir das Leben gab,
Du, deren Bild ich stets in mir getragen;
Nicht wende jetzt die Augen von mir ab!
Der fremdgewordnen Heimat werd' ich klagen,
Daß meine Träume noch nur Träume sind;
Du sollst um mich die Geisterarme schlagen." —
Und nun zu Roß! zum Schloß hinan geschwind!
Der Bach, — die Felsenwand, — die alten Föhren,
Ihr dunkles Haupt bewegt der Abendwind;
Sie scheinen seines Herzens Gruß zu hören
Und zu erwidern; Fremde sind allein
Die Menschen, die die Täuschung ihm zerstören.
Und hier, um diesen Felsen muß es sein, —
Es wendet sich der Weg, und vor ihm prangen
Des Schlosses Zinnen rot im Abendschein;
Da rollen Tränen über seine Wangen.
Er stürmt den Hof hinan, und Diener kommen
Neugierig fremd herbei, ihn zu empfangen.
Nach seinem Vater fragt er, sucht ihn frommen
Und liebedurst'gen Blickes; hat er, ach!
Von seines Sohnes Heimkehr nichts vernommen?
Dem Jäger folgt er durch die Halle nach;
Der trägt Gepäck und Mantel und Pistolen
Und führt ihn ein ins innere Gemach.
Da tritt vor ihn ein Mann mit stieren, hohlen,
Entfernten Augen, dessen düstre Falten
Die Schatten seines Innern wiederholen.

Der spricht: „Die Kunde hab' ich schon erhalten;
Ihr kommt, der Mutter Erbe zu begehren,
Ich kann Euch nicht das Eure vorenthalten."
Da kann er sich des Schauderns nicht erwehren,
Es sinken schlaff die ausgestreckten Arme,
Und stumm und starr verschluckt er seine Zähren.
An dieses Herz doch schlagen muß der Arme,
Nicht dringt hinein die Stimme der Natur;
Da schweigt er, überwältigt von dem Harme.
Er stammelt: „Schlaf!" Da winkt der Alte nur;
Er folgt dem Jäger bei der Kerze Schimmer
Zum andern Flügel über Gang und Flur.
Da öffnet sich vor ihm, er sieht es immer,
Er hat es mit dem Herzen schon erkannt,
Das von der Mutter sonst bewohnte Zimmer.
Da steht nun der Verwaiste wie gebannt,
Betrachtet sinnend die gemalten Wände,
Von bittrer Lust und Schmerzen übermannt.
Sie lag auf diesem Lager, als die Hände
Sie segnend legte auf sein lockig Haupt;
Dann sank sie hin, ihr Leben war zu Ende.
Hier ward er seines Teuersten beraubt,
Hier hat der Ernst des Lebens ihn erfaßt
Und seiner Kindheit üpp'ges Reis entlaubt.
Und jetzt! — So steht er eine lange Rast,
Von Garnen der Erinnerung umstellt,
Das Herz zermalmt von namenloser Last.
Und endlich nieder auf das Lager fällt
Er weinend, schluchzend, schmerzenüberwunden,
Den Schlaf nicht suchend, der sich ferne hält.
Der Schloßuhr ehrne Zunge zählt die Stunden,
Es schließt die Nacht sich zu, das Licht verglimmt,
In grauser Stille bluten seine Wunden.
Da mahnt ihn ein Geräusch, das er vernimmt,
Daß drüben bei dem Vater er gelassen
Die Waffen, die zu seinem Schutz bestimmt.
Und ringsher spähend sieht er einen blassen,
Unsichern Schimmer durch das Zimmer wehen;
Es reizt ihn, den ins Auge scharf zu fassen.
Er höret draußen leisen Schrittes gehen;
Er siehet jenen Schimmer sich gestalten
Und siehet seine Mutter vor ihm stehen.

Sie winkt ihm, regungslos sich zu verhalten,
Sie hebt die Augen schmerzenreich empor,
Sie scheinet über ihn die Wacht zu halten.
Es rauscht; die Tür geht auf, — sie tritt davor, —
Ein lauter, angsterpreßter Schrei erschallt,
Die Stimme seines Vaters traf sein Ohr;
Da wirft man Schweres klirrend hin, es hallt
Der Gang von flücht'gen Schritten, es verklingt, —
Zerflossen ist in Nebel die Gestalt.
Er aber dort auf seinem Lager ringt
Mit dem Entsetzen, bis mit hellem Scheine
Der junge Tag in seine Augen dringt.
Er schaut umher; die Tür ist auf, und seine
Pistolen liegen auf der Schwelle dort;
Er fragt sich nicht, was er darüber meine.
Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort;
Er sattelt, steigt zu Roß und drückt die Sporen;
Erst ihrem Grabe zu, dann weiter fort. —
Es hat sich jede Spur von ihm verloren.

## Die Retraite.

Am Sonntag abend auf dem Werder waren
Zum lust'gen Walzer in dem Fischerkrug
Die sechs Trompeter da von den Husaren.
Herüber von dem andern Ufer trug
Sie noch das Eis, nun gab es Spiel und Tanz;
Es waren zum Orchester fünf genug.
Der sechste hielt sich abgesondert, Franz,
Er koste wohl mit seiner Braut verstohlen,
Der Margarete, der gehört er ganz.
„Wir haben unsre Sache Gott befohlen,
Und hat der Frühling erst den Fluß befreit,
So komm' ich nur, hinüber dich zu holen." —
„O Franz! und diese lange, bange Zeit!
Wie soll ich, dich zu sehen, mich entwöhnen!
Du bist mein Leben, meine Seligkeit." —
„Du hörst mich, höreſt die Trompete dröhnen,
Sie wird dir meiner Liebe Botschaft bringen
Bei der Retrait' in Nachhalls-Zittertönen.
Wenn diese letzten Töne zu dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein! dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.

Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling unsrer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben." —
„Hört auf! wer mag noch lärmen hier und lachen!"
Ein Fischer sprang herein und schrie das Wort:
„Hört ihr denn draußen nicht des Eises Krachen!?
Ihr Herrn, die ihr hinüber müßt, macht fort;
Stromauf! da hält sich's länger, bis es bricht,
Dem Lichte zu am andern Ufer dort!" —
„O Franz, bleib hier!" — „Mein Lieb, ich darf es nicht,
Nicht Urlaub hab' ich." — „Meines Vaters Haus ..." —
„Ich bin Soldat und kenne meine Pflicht." —
„O lieber Franz, in solchem nächt'gen Graus ...!" —
„Wir scheiden ja, mein Lieb, zum letzten Male;
Laß ab! sei stark! die andern sind voraus."
Stromauf, schräg über, nach dem Lichtsignale,
Sie schritten schnell und schweigsam durch die Nacht,
Erhellt von keines Sternes bleichem Strahle;
In Nebeln, von dem Winde hergefacht,
Schien ihnen oft das Lichtlein zu verschweben;
Sie schritten zu, als ging' es in die Schlacht.
Sie fühlten unter sich das Eis erbeben
Und hörten's grausig donnernd sich zerspalten
Und sahn es aufgerissen sich erheben;
Und wie des Abgrunds Stimmen rings erschallten,
Beflügelten den Lauf sie landhinan,
Erst jenseits auf dem festen Grund zu halten.
Und wie sie dort erreicht den Rettungsplan,
Da zählten sie und zählten. — „Gott und Vater!
Wir sind nur fünf! es fehlt der sechste Mann!
Der fehlt, ist Franz; sie hielt ihn auf; was tat er?
Doch seht den Schatten dort! das muß er sein,
Im windgefegten Schneegewölke naht er.
Franz! Franz! gib Antwort! — keine Antwort! Nein,
Er ist es nicht. Das Schneegewölk zerfallen;
Stumm, ebenmäßig hüllt die Nacht uns ein."
Und von dem Strome her, wo wirbelnd wallen
Die Schollen und einander sich zerschmettern,
Hört laut man wohlbekannten Ton erschallen,
Der ehernen Trompete mutig Schmettern,
Retrait'! ihm selbst Posaune des Gerichtes;
Es ruft dem Tode, nicht den ird'schen Rettern.

Und stromabgleitend fern und ferner bricht es,
Und leis und leiser, aus der Nacht hervor,
Ein Hauch der Ahnung überird'schen Lichtes.
Dem Krug vorbei! da lauschet wohl ein Ohr!
Und lang gezogen, leise zitternd schwingen
Des Nachhalls letzte Töne sich empor. —
„Wenn diese letzten Töne zu dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein! dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling unsrer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben."
Und unterwärts erschallt mit Donners-Krachen
Das Eis, daß Scholle sich auf Scholle ballt,
Und dröhnend öffnet sich des Todes Rachen.
Es schweigt; die letzten Töne sind verhallt.

## Ein Baal Teschuba.

Noch hatte der Rabbiner nicht begonnen
Zu unterrichten; im gedrängten Kreise
Der Schüler hatte sich Gespräch entsponnen,
Gespräch von jenem rätselhaften Greise,
Der in die Synagoge war gekommen
Fast eigentümlich schauerlicher Weise;
Der auf der Trauerbank den Platz genommen,
Dem Sträfling gleich, andächtig immerdar,
Ein Vorbild der Erbauung allen Frommen,
Und wie das Schlußgebet gesprochen war,
Aufspringend mit befremdlicher Gebärde,
Sein Haupt verhüllt im faltigen Talar,
Sich quer am Eingang auf die harte Erde
Vor allen niederstürzend hingestreckt,
Auf daß mit Füßen er getreten werde.
Doch keiner tat's, denn jeder wich erschreckt
Zur Seite, daß den Starren er vermeide,
Den erst der letzten Schritte Hall erweckt.
Ein Pole müßt' er sein nach seinem Kleide;
Doch haben, die ihn sprachen, ausgesagt,
Daß ihn die deutsche Mundart unterscheide.
Nach seinem Namen haben sie gefragt,
Worauf er seufzend Antwort nicht gegeben;
Sie haben, mehr zu fragen, nicht gewagt.

Da trat, wie so die Schüler sprachen, eben
Der Greis herein, dem Winter zu vergleichen,
Von jugendlichem Frühlingsreis umgeben.
Es sahn die Ringsverstummenden ihn schleichen
Dem letzten Platze zu, um den er bat,
Ihn sollte da das heil'ge Wort erreichen.
Und der Rabbiner, sich erhebend, trat
Mit ernstem Worte zu dem seltnen Gast:
„Hier gilt es, auszustreuen gute Saat.
Wie du im Tempel dich betragen hast,
Erscheint vielleicht in zweifelhaftem Lichte
Dem, der den Gang des Lebens nicht erfaßt;
Was aber dich bewogen, das berichte
Du diesen hier, damit auch sie es wissen;
Ich fodre deine düstere Geschichte.
Gar mancher ist der Weisheit nicht beflissen,
Der wahrlich anders würde sein, verstünd' er
Den Ernst der Tat im strafenden Gewissen." —
„Ich bin ein Baal Teschuba, bin ein Sünder,
Der, wallend durch das Elend, Buße tut,
Und jetzt der eignen Missetat Verkünder.
Nach meinem Namen forschet nicht; der ruht
Bei meinen Hinterlaßnen, Weib und Kindern,
Und liegt bei Haus und Hof und Hab und Gut.
Ich handelte, geehrt und reich, mit Rindern
Und sah mit Stolz auf meines Hauses Flor,
Der sollte jähen Sturzes bald sich mindern.
Ich stand indes dem Ehrenamte vor,
Die Spenden der Gemeinde darzureichen
Den fremden Armen vor des Tempels Tor.
Ein Weib, ihr Bild will nimmer von mir weichen,
Ein schwangres Weib schalt einst mich einen Wicht
Und zankte, schrie und schmähte sondergleichen.
Da faßte mich der Zorn, ich hielt mich nicht,
Ich hob die Hand zu unheilvoller Stunde
Und schlug die Keiferin ins Angesicht.
Das Wort erstarb in ihrem blassen Munde,
Sie wankte, fiel, da lagen scharfe Scherben,
Es quoll ihr Blut aus einer tiefen Wunde.
Ich sah das grüne Gras sich purpurn färben,
Sah krampfhaft noch sie zucken eine Zeit,
Dann starr gestreckt zu meinen Füßen sterben.

Nicht in die Hände der Gerechtigkeit
Geliefert hätte mich die Brüderschaft,
Ich war von jeder äußern Furcht befreit.
Doch einen Richter gibt's, der Rache schafft,
Gewissen heißet, der die scharfen Krallen
Ins Herz mir eingerissen voller Kraft.
Und ich erkor, ein Fragender, zu wallen
Zu einem frommen Greise: ‚Rabbi, sprich,
Wie büß' ich, der ich so in Schuld gefallen?'
Und harter Bußen viele lud auf mich
Der strenge Mann mit Beten, Baden, Fasten,
Nur eine, eine nur war fürchterlich.
Mit meinem Fluche sollt' ich mich belasten,
Ins Elend willig gehn am Bettelstabe
Und sieben Jahre nicht auf Erden rasten.
Ich hab's getan, ein Baal Teschuba, habe
Sechs Jahr' ich schon vom Mitleidsbrot gezehrt,
Sechs Jahre mich genähert meinem Grabe.
Die Heimat zu betreten, war verwehrt;
Ich habe mich, zu machtvoll angezogen,
In immer engern Kreisen ihr genährt.
Und einst, da stand ich vor des Tores Bogen
Der Vaterstadt, da stand ich, wie gebannt,
Mit ausgestreckten Armen vorgebogen.
Ich hätte fliehen sollen; übermannt
Von namenloser Sehnsucht, trat ich ein, —
Wie selbst so fremd! wie alles so bekannt!
Des langen Haupt- und Barthaars Silberschein,
Der Stirne Furchen und die fremde Tracht —
Ich mochte jedem wohl unkenntlich sein.
Wie schlug das Herz mir in der Brust mit Macht!
Ich schlich daher, so wie der Sünder schleicht,
Und wo die Straß' am Markt die Biegung macht . . .
Gott Israels! mein Haus! — Ein Kind — vielleicht
Mein eignes Kind! — ein Mädchen tritt heraus, —
Hat Rahel solch ein Alter wohl erreicht? —
‚Der Ew'ge segne dich und dieses Haus,
Mein süßes Kind! ein Bettler ruft dich an
Aus bittern Elends namenlosem Graus.'
Sie sah mich freundlich an und schritt sodann
Ins Haus zurück und kam nach kurzer Frist:
‚Die Mutter schickt dir das, du armer Mann.' —

Es war ein Kreuzer nur — ‚Die Mutter!? Ist
Bekannt auch deiner Mutter, daß so klein
Die Gift sie einem Baal Teschuba mißt?‘
Sie sah mich staunend an und ging hinein
Und kam sogleich auch wieder her zu mir:
‚Die Mutter sagt: es kann nicht anders sein,
Sie hat's jetzt nicht, denn Vater ist gleich dir
Ein Baal Teschuba; würdest mehr bekommen,
Wär' unser armer guter Vater hier.‘
Nun hatt' ich's ja aus ihrem Mund vernommen!
Ich habe schluchzend schnell mich abgewandt
Und nicht mein Kind an meine Brust genommen,
Ins Elend hab' ich mich zurückgebannt.“

---

## Mateo Falcone, der Korse.

Von wessen Rufe hört man widerhallen,
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porto-vecchio? Flintenschüsse fallen.
Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scheuer Flucht.
Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Es siehet vor sich stehn den Blut'gen, Bleichen. —
„Du bist, ich kenne dich, Falcones Sohn;
Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
Verstecke mich, die Gelben nahen schon!“ —
„Ich bin allein, die beiden Eltern sind
Hinausgegangen.“ — „Schnell denn und verschlagen!
Wohin verkriech' ich mich? sag' an, geschwind!“ —
„Was aber wird dazu der Vater sagen?“ —
„Der Vater sagt, du habest recht getan;
Und du zum Dank sollst diese Münze tragen.“
Die Münze nahm der Knabe willig an.
Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
Verbarg den blutigen, zerlumpten Mann.
Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
Austretend, nach dem äußern Tor besonnen,
Wovor schon lärmend der Verfolger stand.
Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
Dem wir die Fährte hieher abgewonnen?“ —

„Ich schlief." — „Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!
Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt." —
„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht." —
„Antworte, Bursche, wie die Frage schallt!
Und führst du solche Reden mir zum Hohne,
So schlepp' ich dich nach Corte mit Gewalt." —
„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone!" —
„Ich aber werde deinem Vater sagen,
Daß er mit Schlägen dir die Lüge lohne." —
„Ob er es tut, das möchte sich noch fragen." —
„Wo ist dein Vater? sprich!" — „Ich bin allein;
Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen."
Und Gamba zu den Untergebnen sein:
„Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein!"
Ein Jäger drauf: „So Ihr es wollt, so tut es;
Doch solltet Ihr's erwägen, Adjutant,
Uns bringt Falcones Feindschaft nimmer Gutes.
Er aber stand unschlüssig, abgewandt,
Und stach ins Heu, nachlässig, in Gedanken,
Wie einer, der das Rechte nicht erkannt.
Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
Gehenke seiner Uhr und schob gelinde
Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken.
Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
„Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine;
Die hatt' ich dir bestimmt zum Angebinde." —
„In meinem zwölften Jahr bekomm' ich eine." —
„Bist zehn erst alt, betrachte diese nur!"
Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.
Gar argen Glanzes funkelte die Uhr,
Das zierliche Gehäus so blank und klar,
Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —
„Wo steckt Sampiero?" — „Wird dein Wort auch wahr?" —
Dem Knaben schwur er zu mit teuerm Eide,
Daß sie der schnöde Preis des Blutes war.
Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
Sich langsam, zitternd; niederwärts sich neigend
Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.
Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
Und gab den Schützling dem Verfolger bloß;
Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.

Da ließ der Adjutant die Kette los;
Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
Vergaß sich selbst und des Verratnen Los.
Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen;
Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —
„Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
Schafft eine Bahre her! ich kann nicht gehen;
Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.
Ihr seid ein Schütz, man muß es Euch gestehen;
's ist aus mit mir; Ihr habt mich gut gefaßt,
Doch habt Ihr auch, was ich vermag, gesehen."
Und menschlich sorgte man und freundlich fast
Für einen, den man doch als tapfer pries
Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.
Die Münze reicht' ihm Fortunat; er stieß
Zurück den Knaben, welcher voller Scham
Entwich und jenen Taler fallen ließ.
Falcone jetzt mit seinem Weibe kam
Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
Er Jäger schwärmen, was ihn wundernahm.
Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da
Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
Wie's Brauch ist, wo der Schütz dem Feinde nah.
Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen.
„Verkennt den Freund nicht!" — Langsam stieg der Lauf
Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —
„Wir hatten, Vetter, einen weiten Lauf,
Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt;
Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;
Ich meine den Sampiero." — „Was Ihr sagt!
Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
Vom Hunger freilich wohl und scharf geplagt." —
„Er hat gefochten, wie es keiner glaubt;
Wir haben ihn und danken's Fortunato,
Der uns geliefert sein geächtet Haupt."
Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?" —
Die Mutter sank zusammen wie gebrochen
Und wiederholte schaurig: „Fortunato?" —
„Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
Der Vetter zeigt' ihn an; man soll's erfahren,
Und ihm und Euch wird hohes Lob gesprochen." —

Sie traten an das Haus; die Jäger waren
Geschäftig und bemühet um den Alten,
Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
Und er sich umgesehen, wer genaht,
Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;
Ein Lachen, gar entsetzlich in der Tat.
Das Haus anspeiend, schrie er: „Lug und Trug!
In diesen Mauern hauset der Verrat!" —
Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
Vors Haupt sich die geballte Faust, und stumm
Verharrt' er, bis man fort den Alten trug.
Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
Er merkt' es nicht, er ließ die Truppe ziehen,
Er starrte zu dem Knaben taub und stumm.
Es will vor ihm das Kind erzitternd knien,
Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
Zurück von mir!" — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —
Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?" —
„Ich bin dein Weib" — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell von wundersamer Glut. —
„Und ein Verräter!" — Ihre Blicke hangen
An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr:
„Von wem hast dieses Kleinod du empfangen?" —
„Vom Vetter Gamba." Heftig an der Schnur
Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
An einen Stein der Tat verhaßte Spur.
Dann starrt er vor sich hin und scharrt, wie ohne
Gedanken, mit dem Kolben in dem Sand
Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:
„Mir nach!" Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Heide
Den Richtpfad nach dem nächsten Waldesrand.
Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
„Dein Sohn, dein einz'ger Sohn, den Gott dir gab,
Den mit Gelübden wir erflehten beide!"
Und er: „Ich bin sein Vater, drum laß ab!"
Da küsset sie verzweiflungsvoll den Kleinen
Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab.
Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen
Gebenedeiten Mutter sich allein
Zu werfen und zu beten und zu weinen.

Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.
„Knie nieder, Fortunato, knie und bete!"
Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
Du willst mich töten?!" — Und der Vater: „Bete!"
Und weinend, schluchzend stammelt er das „Vater";
Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!"
Und weiter stammelt er das „Ave Mater." —
„Bist du nun fertig?" — „Von den Klosterdamen
Erlernt' ich noch die Litanei soeben." —
„Sehr lang ist die; jedoch in Gottes Namen!"
Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
O, töte mich noch nicht!" — „Bist du am Schluß?" —
„Vergib mir" — „Gott, der möge dir vergeben!"
Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
Und heimwärts schreitend, wanket nicht sein Fuß.
Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
Die Mutter stürzt beim Schuß entsetzt heran,
Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
„Mein Kind! Mein Blut! Was hast du nun getan!" —
„Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
Ich laß ihm Messen lesen, der als Christ
Gestorben ist, und also mußt' es sein.
Sobald du aber selbst gefaßter bist,
Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwogne Meinung ist,
Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne."

## Die Versöhnung.

(Korsische Geschichte.)

Die echten Korsen, welche selten nur
Von des Gebirges Höhn zu Tale steigen,
Erfüllen heut Ajaccios Präfektur.
Was bringt den tiefgehegten Groll zum Schweigen,
Den diese freien Männer fort und fort
Zu den Beherrschern ihres Bodens zeigen?
Zwei Gruppen bilden sie im Saale dort;
Sie trennt der Haß und spricht aus ihren Mienen,
Doch eignet sich zu Taten nicht der Ort.

Zwei Sippen sind es, Blut ist zwischen ihnen,
Und Blut will Blut; dem Spruche zu genügen,
Hat vielen schon der letzte Tag geschienen.
Ein Greis mit düsterm Blick und hohlen Zügen,
Mit langem schwarzen Bart und weißem Haar,
Scheint ungewohnt dem Zwange sich zu fügen;
Denn unterm Ziegenfell sucht immerdar
Die Hand des Dolches Griff und hält sich kaum;
Er scheint das Haupt zu sein der einen Schar.
Bereitet ist ein Tisch im mittlern Raum,
Darauf das Kruzifix ist aufgerichtet;
Der Anblick hält die Männer nur im Zaum.
Ein Bote Christi, der für sich verzichtet,
Ein Missionar, bekannt den Bergessöhnen,
Bei welchen viele Fehden er geschlichtet,
Hofft diese beiden Stämme zu versöhnen,
Die hier er am Altar zusammenbrachte;
Er schaut sie scharf an, seine Worte tönen:
„So wie ich, meine Brüder, euch betrachte,
Die Trotz ihr jeder Fährlichkeit wohl bötet,
Von euch ist keiner, dem es Schande machte,
Daß nicht er mindstens seinen Mann getötet?“ —
Geständig sahn die Männer frei empor,
Zur Erde nur ein Knabe schamgerötet.
Da donnerte des Priesters Wort hervor:
„Du hörst es, Gott am Kreuze; hör' es nicht!
Verschließe solchem frechen Hohn dein Ohr!
Geh' nicht mit diesen Mördern ins Gericht!
Du hast für sie dein teures Blut gezahlt,
Das nun Verdammnis über alle spricht.
Nicht einer, nein, nicht einer, der nicht prahlt,
Er habe dir zum Hohn die Hände rot
Mit deinem, deiner Brüder Blut bemalt!
Es sei denn dieser Knabe — dein Gebot
Gehalten noch zu haben, sinnt verdrossen
Er schon vielleicht auf seines Bruders Tod.
Es hat ihr Dolch des Blutes mehr vergossen,
O Heiland! als von deinen heil'gen Malen,
Von Sünde sie zu retten, ist geflossen.
Ihr seht mich küssen sie zu vielen Malen,
Benetzen sie mit heißen Tränengüssen; —
Denkt eures Heiles und der Hölle Qualen!

Denkt Christi, der nach ewigen Beschlüssen
Für euch, ihr Sünder, Schmach und Tod erkor! —
Erfrecht ihr seine Wunden euch zu küssen?"
So hielt das Kruzifix er ihnen vor,
Sie scharfen Blickes prüfend, ob die Saat
Auf harten Felsen fallend sich verlor.
Gerührt, gebeugt und reuig in der Tat
Erweisen sich die Männer, sonst so wild;
Es haben die Getrennten sich genaht.
„Versöhnung!" spricht der Friedensbote mild,
„Lobt Christum, der euch hier zusammenführt,
Verzeiht, vergeßt und tut nach seinem Bild!"
Schon haben auf dem Kreuze sich berührt
Zwei Hände, schaudernd schnell sich auch getrennt,
Als habe jede heißes Gift verspürt.
Denn Recco, jener grimme Greis, erkennt
Sich gegenüber eben den Verhaßten,
Den er den Mörder seines Sohnes nennt.
Das Angesicht erglüht dem Schmerzerfaßten,
Die alten Wunden brechen auf, es walten
Der Zorn, der Rachedurst nach kurzem Rasten;
Noch stehet tiefgebückt — ob vor dem Alten,
Ob vor dem Kruzifix? — der Jüngling bleich,
Erwartend, ob Vergebung zu erhalten;
Noch kämpft mit seinem Herzen schmerzensreich,
Gesicht und Farbe wechseln oft, der Greise;
Noch spricht die Gnade, schreit die Rache gleich.
Und feierliche Stille herrscht im Kreise,
Indes an ihm die scheuen Blicke hangen;
Er endlich, schwer aufatmend, redet leise:
„Mein Sohn! — an meinem Sohn ward Mord begangen. —
Er sollte meines Namens Erbe sein!
Er hat im Elsenbusch den Schuß empfangen. —
Still! Gnecco, still! — dort warst du nicht allein —
Ein andrer ... Still! — Ich will's vergessen. Schweige!
Von seinem Blut sind deine Hände rein. —
Mein alter Stamm treibt fürder keine Zweige,
Nur eine Tochter schmückt noch seine Kron';
Es geht mit meinen Tagen auf die Neige.
Du, Gnecco, liebst die Maid, ich weiß es schon, —
Mag werden, was ich früher nicht geglaubt. —
So nimm sie und ersetze mir den Sohn!" —

Ihm lag der Sohn in Armen sprachberaubt,
Er aber mußte schaudernd sich gewöhnen,
Noch lieb zu hegen das versemte Haupt.
„Bin müde," rief er aus, „dem Haß zu frönen!
Ich tat den ersten Schuß — vorzeiten — dort, —
Vergeltung ward verübt an meinen Söhnen.
Vier Söhne raffte dieser Zwist mir fort,
Ich selber blieb verschont auf diesen Tag;
Der alte Stamm, der Äste bar, verdorrt. —
Hochwürd'ger Herr, laßt zeichnen den Vertrag,
Wer weiß, wie sonst der Menschen Sinn sich wenden,
Und was die nächste Stunde bringen mag! —
Noch laßt das Kruzifix in meinen Händen, —
Ich war ja Christ, bevor ich Vater war, —
Ich will das Gutbegonnene vollenden."
Die Schrift verlas darauf der Missionar,
Darin des Gottesfriedens Klauseln standen,
Und ließ sie unterzeichnen am Altar;
Und denen, die zu schreiben nicht verstanden,
Führt' er die Hand zu eines Kreuzes Mal,
Wodurch sie sämtlich eidlich sich verbanden.
Er zählte dann die Zeichen allzumal,
Und wieder überzählt' er sie und fand,
Es fehle noch ein Zeichen an der Zahl.
Und abseits mit den Seinen hadernd stand,
Der nicht gezeichnet hatte, jener Knabe
Und streckte gegen Recco seine Hand:
„Mein Vater schreit um den aus seinem Grabe!
Ich feilsche nicht um meines Vaters Blut,
Denn Blut will Blut, wie ich gelernet habe.
Fürwahr! der Priester hat zu reden gut,
Mein Vater, nicht sein Vater ward erschlagen; —
Laßt ab von mir, schaut selber, was ihr tut!
Noch seh' ich her die blut'ge Leiche tragen,
Sie legen auf den Tisch und dann entkleiden,
Und höre wild umher die Weiber klagen.
Die Mutter nur verschloß in sich ihr Leiden,
Sie weinte nicht, sie schien, in starrer Ruh'
Am grenzenlosen Jammer sich zu weiden.
Sie führte mich, das Kind, der Leiche zu:
„Blick her! blick her! die meuchlerische Wunde, —
Du bist ein Kind, doch wirst ein Mann auch du;

Und hast, den Ernst zu fassen, du gesunde
Gedanken, zeig' es, raffe dich zusammen, —
Versprich mir, zu gedenken dieser Stunde!"
Des Priesters Eifer lodert auf in Flammen:
„Tomasio! sei ein Christ!" Doch er im Flug:
„Hört erst mich aus, dann mögt Ihr mich verdammen!
Ich frug: Was soll ich tun? Wie so ich frug,
Gab sie das Hemd des Vaters mir zu eigen,
Das an der Brust, hier, blut'ge Spuren trug,
Und sprach: ‚Mich wissen lassen, keinem Feigen
Sei's worden, diesen Tapfern zu beerben;
Das mußt du mir an Reccos Hemde zeigen.
Du mußt es rot, so wie das deine, färben,
Denn Blut will Blut, das ist der alte Brauch!' —
Und auf das Wort der Mutter will ich sterben.
So schwör' ich . . ." — „Knabe! schwöre nicht! der Hauch,
Womit du Gottes Namen sprichst, ist Sünde!"
Er murrte: „Was ich schwöre, halt' ich auch."
Es schien, als ob der alte Recco stünde
Ob Stolz und Reue schwankend, zweifelnd wog
Er schuldbewußt im Herzen beider Gründe;
Und endlich trat er vor das Kind und bog
Das steife Knie vor ihm, demütig fast,
Die Hand ergreifend, die sich ihm entzog:
„Tomasio, diesem jungen Manne hast
Du mich verzeihen sehen, der vielleicht . .
Sie sagen's, legen ihm die Tat zur Last —
Auch du wirst Vater und erfährst, es gleicht
Der Vaterliebe nimmer Kindespflicht;
Von Marmor war mein Herz, es ist erweicht.
Und wenn das Fleisch von meinem Fleische nicht
Zu rächen ich, der Vater, mich bezwungen,
So leuchtet wohl auch dir der Gnade Licht."
Den Grimm zu hegen, war es nicht gelungen
Dem Knaben, der gerührt nicht wollte scheinen
Und seine Tränen immer noch verschlungen.
Sich sträubend, wandt' er schnell sich zu den Seinen;
Er sah zu ihm die Hände sich erheben
Wie bittend, und die Augen aller weinen.
Noch wollt' er tückisch seine Hand nicht geben
Und fühlte, wie er sie dem Greis entrang,
Sie in der Hand des Friedensboten beben.

Der zog — war's Überredung, war es Zwang? —
Ihn vor, im Namen Christi, zum Altar;
Ein Ruf, der endlich ihm zu Herzen drang.
Die Feder reicht' er ihm zum Zeichen dar
Am Fuß des Kruzifixes, wo entfaltet
Das Dokument des Gottesfriedens war,
Und führte seine Hand, bis er gestaltet
Das Kreuz, das letzte noch von allen Zeichen:
„Es ist vollbracht, der Gottesfriede waltet!
Laßt, meine Brüder, uns die Hände reichen!"

---

## Ein Kölner Meister
### zu Ende des XIV. Jahrhunderts.
(Nach Ghiberti.)

Du hast, Ghiberti, scharf und streng und richtig
Beurteilt meine Kunst und mich gelobt;
Das Lob aus deinem Munde klang gewichtig.
Ich habe dir, den ich als Freund erprobt,
Von meines Meisters Kunst zu Köln am Rheine
Den höchsten, seltensten Genuß gelobt.
Blick her! Du glühest wie vom jungen Weine,
Worauf dein Auge fällt, ein Meisterstück!
Du jauchzest und du siehest, daß ich weine.
Entschwundne Tage ruft mir dies zurück
Und auch den Tag, wo ich ihn trug zu Grabe,
Der lehrend mich und liebend war mein Glück.
Auf diesem Bruchstück hier der heitre Knabe,
Der von der Stirne sich die Locken streicht,
Der bin ich, wie ich erst gedient ihm habe.
Er hat mir treu die Führerhand gereicht,
Ich wurde stark in seinem milden Strahle;
Nun hat der Winter mir das Haar gebleicht.
Die griech'schen Meister sind dir Ideale;
Sei selbst du zwischen ihm und ihnen Richter!
Auf welche Seite neiget sich die Schale?
Sieh, wie er hochgelehrt und doch mit schlichter
Natürlichkeit das Nackte hier gestaltet
Und hier die hohe Schönheit der Gesichter!
Die Kunst bewundre, die er hier entfaltet,
Die Zierlichkeit der Arbeit, die Vollendung, —
Und dieser Riß — da hat wohl Gott gewaltet!

Das Werk bestimmte seines Schicksals Wendung,
Es sollt' ihn zu des Ruhmes Gipfel tragen
Und ward das Werkzeug einer höhern Sendung.
Ich muß vom frommen Meister mehr dir sagen;
Wie lieblich er in seiner Kunst erscheint,
War selbst er liebeswert in seinen Tagen.
Anjou, der mit der Kunst es gut gemeint,
Hat ihn geehret vor den Meistern allen,
Die huldreich er an seinem Hof vereint.
Für Anjou hat der Meister den Metallen
Das Siegel seines Geistes eingedrückt
Und Kirchen ihm verziert, Altar und Hallen;
Auch seinen Schenktisch hat er ihm geschmückt,
Geschmiedet ihm Pokale, Krüge, Schilde,
Die jedes Kunsterfahrnen Blick entzückt.
Da wollte denn der Fürst in seiner Milde,
Daß noch aus lauterm Golde, sondergleichen,
Sein Meisterwerk er, eine Tafel, bilde;
Versehen sollt' er die mit seinem Zeichen,
Auf daß die Nachwelt seinen Ruhm erfahre
Und staunend ihm den Lorbeer möge reichen.
Hier liegt der Riß dir vor, den ich bewahre;
Am Werke selbst hat meines Meisters Hand
Gehammert und gefeilt drei volle Jahre.
Und wie er fertig war, wie er's gesandt
Dem guten Fürsten, welcher es bestellt,
Da hatte sich das Glück von dem gewandt.
Die Feindschaft weißt du, die sich eingestellt
Verderblich zwischen ihm und Lanzelote,
Und aufgereget eine halbe Welt.
Da kam zum Meister ein betrübter Bote:
Einschmelzen hatt' er jene Tafel lassen,
Weil ihm kein Gold, kein schnödes, zu Gebote.
Da sahn den guten Meister wir erblassen,
Erschrocken schweigen eine lange Zeit
Und krampfhaft nach dem wunden Herzen fassen.
Dann, niederkniend in Unterwürfigkeit,
Sprach er und hob die Arme himmelwärts:
„Auch das war eitel! eitel Eitelkeit!
Am ird'schen Abglanz hing mein töricht Herz,
An dem vergänglichen des ew'gen Lichtes,
Nun faßt um Eitles mich ein eitler Schmerz!

O Herr! was falsch und eitel war, vernicht' es
In meinem Busen! dienen dir und büßen,
Das will ich bis zum Tage des Gerichtes!"
So stand er auf und sah uns an mit süßen,
Wehmüt'gen Blicken, schritt sodann hinaus,
Rückschauend nur, noch einmal uns zu grüßen.
Und in die Berge, in der Wildnis Graus
Trug weltverlassend ihn sein Fuß, zu bauen
Einsiedlerisch Kapell' und niedres Haus.
Da mocht' er Unvergänglichem vertrauen
Und suchen, klaren Auges, reines Licht,
Vermeidend, in das Nebeltal zu schauen.
Wie fromm er war, ein Frömmler war er nicht;
Oft suchten wir ihn auf, er sah uns gerne
Und gab uns lächelnd Rat und Unterricht.
Er liebte noch die Künste, wie die Sterne,
Und seine lieben Schüler und Genossen;
Er hielt sein Herz nur von dem Schlechten ferne.
Einst fanden wir wie schlummernd hingegossen
Am Kreuz ihn, wo zu beten er gepflegt;
Sein altermüdes Auge war geschlossen.
Wir weinten, als wir ihn zur Ruh' gelegt.

## Francesco Francias Tod.

Francesco Francia war zu seiner Zeit
Italiens Stolz, gerühmt von allen Zungen
Als Aurifex und Maler weit und breit.
Zu ihm, dem Alten, ist der Ruf gedrungen
Vom jungen Römer, welcher sondergleichen
Sich früh gar hohen Künstlerruhm errungen.
Zwar konnt' er noch zu sehen nicht erreichen
Ein Werk von ihm, doch haben sie geehret
Einander und gewechselt Freundschaftszeichen.
Ihm wird die Freude jetzt, die er begehret;
Sieh! jener schreibt: „Mein Bitten werde mir
Von meinem väterlichen Freund gewähret!
Ich käme selbst, doch andres hält mich hier;
Mein Bild für die San Giovanni-Kapelle,
Die heilige Cäcilie, send' ich dir.
Vertritt, mein lieber Meister, meine Stelle,
Sieh helfend nach, ob Schaden es bekommen,
Ein Riß, ein Fleck das zarte Werk entstelle;

Und haſt den Pinſel du zur Hand genommen,
Verbeßre du zugleich auch liebevoll,
Wo ſelber meine Kunſt zu kurz gekommen!
Dann ſtell' es auf, das Bild, da, wo es ſoll,
Mit Liebe ſorgend für das beſte Licht,
Und nimm entgegen meines Dankes Zoll!
Dein Raphael." — Der Meiſter ſchnell erbricht
Die Kiſte, zieht das Bild hervor und rückt
Es ſich ins Licht und ſieht und glaubt es nicht.
Er ſteht davor erſchrocken und entzückt;
Erfüllet iſt, was ſeine Träume waren,
Er fühlt ſich ſelbſt vernichtet und beglückt.
„Heil mir! und Preis dir, Herr! der offenbaren
Du ſolches noch gewollt in meinen Tagen;
Nun laß in Frieden deinen Diener fahren!"
Die Jünger hörten ihn die Worte ſagen,
Den letzten Laut aus ſeinem frommen Munde;
Nicht Antwort gab er mehr auf ihre Fragen:
Es war des alten Francias Sterbeſtunde.

---

## Das Kruzifix.

(Eine Künſtler-Legende.)

### 1.

Mit Ingrimm mochte nur ſein Werk betrachten
Der Meiſter, der davor nachſinnend ſtand;
Er ward verſucht, ſich ſelber zu verachten.
Er hat mit Kunſt, mit Fleiße, mit Verſtand
Das Bild des Heilands hingeſtellt, allein
Ein Bild, ein totes Bild von Menſchenhand.
Das Leben drang in dieſen Block nicht ein;
Nicht kann, was Fleiſch nicht ward, den Schmerz empfinden,
Der tück'ſche Marmor bleibt ein ſtarrer Stein.
Mag Ebenmaß und ſchöne Form ſich finden,
Nicht will des kunſtgeübten Meißels Spur
Vor der erwachenden Natur verſchwinden:
„Natur! o wende dich nicht ab, Natur!
Ich will zum Ideal dich ſchon erheben;
Allein du ſchweigſt, ein Pfuſcher bin ich nur!"
Und eingetreten in die Werkſtatt eben,
Dem Meiſter ſteht ein Jünger ſeiner Kunſt
Zur Seite, frommem Anſchaun hingegeben.

Der buhlet um derselben Muse Gunst,
Berauschet sich am Anblick hier des Schönen
Und fühlt, sein eignes Streben sei nur Dunst.
Zu ihm der Meister: „Willst du mich verhöhnen?
Du staunest diesen kalten Marmor an,
Als wolltest du dem Tode dich gewöhnen."
Der Fremde drauf: „Du wundersamer Mann,
Mag deinen Christus auch des Todes Ruh'
So schweigsam, so absonderlich umfahn:
Dem Großen, Schönen schau' ich staunend zu,
In mich es lernbegierig einzusaugen;
Was da ist, frag' ich bloß, was mangelt, du."
Und auf dem Fremden ruhn des Meisters Augen —
Der Jugend Kraft, der hohen Schönheit Zier, —
Ihm möcht' ein solcher zum Modelle taugen. —
„Du, Jüngling, findest mich verzweifelnd schier, —
Wie Schmerz und Leben aus dem Stein zu schlagen?
Das Anschaun der Natur verläßt mich hier.
Vergeblich wär's, nach Mietlingen zu fragen,
Und bät' ich dich, den edlen Kunstgenossen,
Du würdest deine Hilfe mir versagen."
„Ich würde," sprach der Jüngling, „unverdrossen,
Der Kunst zum Frommen und zu Gottes Ruhme,
Dir leisten, was zu heischen du beschlossen."
Er sagt's, und strenger Schönheit seltne Blume
Enthüllt sofort dem Meister sich zur Schau
In der verschloßnen Werkstatt Heiligtume.
Er prüft mit Kennerblick und prüft genau
Und kann sich dem Gedanken nicht entwinden:
Durchzuckte Schmerz den edeln Gliederbau!
„Und soll ich, was du sprachst, bewähret finden,
So mußt du mir von diesem Holze hangen!"
Der Jüngling läßt ans Kreuz sich willig binden;
Und wie er in die Schlingen ihn gefangen,
Die Nägel holt, den Schlägel er herbei,
Das Opfer muß den Martertod empfangen.
Der erste Nagel faßt; es schallt ein Schrei,
Er trifft kein Ohr, kein Herz; das Auge wacht
Allein und forscht, was Schmerzensausdruck sei.
Und hastig wird das Gräßliche vollbracht,
Und schnell das blut'ge Vorbild aufgestellt;
Er schreitet nun zur Arbeit mit Bedacht.

Von grauser Freude wird sein Blick erhellt,
Wie der Natur er jetzt es abgewonnen,
Wie sich im Schmerz ein schöner Leib verhält.
Die Hand schafft unabläßig und besonnen,
Das Herz ist allem Menschlichen verdorrt,
Zu fühlen hat der harte Stein begonnen;
Ob aber bete der am Kreuze dort,
Ob er in hoffnungsloser Qual verzage,
Er meißelt unabläßig fort und fort.
So kommt die Nacht heran vom dritten Tage;
Verschmachtet wird der Dulder bald erblassen,
Und bald verhallen seine letzte Klage. —
„Mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!"
Es sinkt das Haupt, das sich erhob, zurück;
Es ist vollbracht, was keine Worte fassen,
Und auch vollendet ist ein Meisterstück.

## 2.

„Mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!"
Im Dome ward zu Nacht der Ruf vernommen;
Wer ihn erhob? sie wußten's nicht zu fassen.
Am Hochaltar, worauf ein Licht geglommen,
Bewegte sich gespenstisch die Gestalt,
Aus deren Mund der Schmerzensschrei gekommen.
Sie warf sich dann zur Erde, mit Gewalt
Die Stirne schlagend an des Estrichs Steine,
Die Wölbung hat vom Schalle widerhallt.
Dann war's, als ob sie unaufhaltsam weine
Und in den Tränen Linderung gefunden;
Sie stöhnte bei der Kerze letztem Scheine.
Und als der Nacht unheimlich bange Stunden
Verflossen, und der Morgen sich erhellt,
War's still, und die Erscheinung war verschwunden.
Nun eilt zum Kirchgang die erwachte Welt.
Es drängen sich die Chorherrn zum Altar;
Drauf ragt ein Kruzifix, erst aufgestellt. —
Ein Gnadenbild, wie nie noch eines war;
So hat der Gott den Todeskampf gerungen,
So bracht' er sich für uns zum Opfer dar.
Es sehend, schreit der Sünder reudurchdrungen
Zu dem, der Sündern auch das Heil gebracht,
Und: „Christ' eleison!" schallt von allen Zungen.

Nicht scheint das Werk von Menschenhand gemacht;
Wer möchte so das Göttliche gestalten?
Wie seltsam stieg es auf im Schoß der Nacht? —
Des Meisters ist es, der uns hingehalten
Mit Ausflucht, lange zögernd zweifelsohne,
Das Äußerste der Kunst noch zu entfalten. —
Was bringen wir dem Trefflichen zum Lohne?
Es ist das Gold, das schlechte, nicht genug;
Gebührt dem Edlen nicht die Lorbeerkrone?
Und bald geordnet war ein Ehrenzug,
An welchem Lai' und Priester Anteil nahmen;
Voran ging, der den grünen Lorbeer trug.
Und wie sie vor des Meisters Wohnung kamen,
War weit geöffnet, aber still das Haus,
Auch still beim Widerhall von seinem Namen.
Wohl schallten Pauk' und Zimbeln mit Gebraus
Zu der Drommeten gellend hellem Ton,
Doch niemand kam zum Festempfang heraus.
Verödet war das Haus am Morgen schon,
Aus dem ein Nachbar sich entfernen nur
Sah pilgernd einen schlichten Menschensohn.
Die Herren traten spähend auf den Flur,
Sie brachen sich durch wüste Zimmer Bahn,
Sie trafen nicht auf eines Menschen Spur;
Sie riefen, ohne Antwort zu empfahn,
Und hörten leer die Räume widerhallen;
Sie drangen in die Werkstatt: was sie sahn —
Darüber läßt das Lied den Schleier fallen.

## 3.

Den heim sie bringen, haben sie beschuldigt,
Daß den Propheten er gelästert habe
Und ihrem falschen Mahom nicht gehuldigt.
Der fremde Pilger ist's am Wanderstabe,
Der büßend unter diesen Palmen wallte
Und uns erzählte von dem Heil'gen Grabe.
Wird gegen ihre Henker dieser Alte
Bewähren eines Christen festen Mut?
Ihn stärke Gott, daß er am Glauben halte!
Es gleißet arg verlockend zeitlich Gut;
Ihm ist's beschieden, läßt er sich verleiten,
Und bleibt er unerschüttert, fließt sein Blut.

Blickt dort nicht hin! Ein Gräßliches bereiten
Die blutgewohnten Schergen. Wehe, wehe!
Vielleicht, daß bald wir ihn dahin begleiten.
Er kommt, — sie führen ihn daher; ich sehe
Wie ein Geretteter ihn freudig heiter,
Als ob er neuem Glück entgegengehe.
Hat er erkauft .....? o nein! sie schreiten weiter
Der blut'gen Stätte zu; so war's gemeint!
Die Palme winkt dem starken Gottesstreiter. —
„Weint nicht! ich habe selber nicht geweint,
Als ich ans Kreuz den schönen Jüngling schlug;
Mir war in meiner Brust das Herz versteint." —
Und angstgepeitscht begann den irren Zug
Der Frevler unter seiner Sünde Last,
Der Kains Zeichen an der Stirne trug. —
„Der du für mich den Tod erduldet hast,
Verfügst du huldreich, daß die Marter ende?
Noch hofft' ich, noch begehrt' ich keine Rast.
Unwürdig, daß dein Blick auf mich sich wende, —
Der Tod, das Leben nicht, ist leicht zu tragen; —
Nimm, Gott der Gnade, mich in deine Hände!"
Als ihn die Schergen, ihn ans Kreuz zu schlagen,
Ergriffen, schien es ihm erst wohl zu sein;
Die ihn umstanden, nur erhoben Klagen.
Und als der Schmerz durchzuckte sein Gebein,
Und er am Marterholz erhoben war,
Genoß er Frieden vor der innern Pein.
Ora pro nobis! betete die Schar
Der Gläub'gen, die am Fuß des Kreuzes wachte;
Sein Dulden war ein Beten immerdar.
Der Tag, die Nacht vergingen, und es machte
Der zweite Tag kein Ende seiner Qual;
Die dritte Sonne schon den Lauf vollbrachte;
Und wie sie scheidend warf den letzten Strahl,
Versucht' er noch, ins Auge sie zu fassen,
Und rief und atmete zum letztenmal:
„Mein Gott, mein Gott, du hast mich nicht verlassen!"

## Salas y Gomez.

### 1.

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen:
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.

Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reihn,
Es will mich dünken, daß sie lang' bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht, noch reget sich, noch atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich, noch zu sprechen mit erstorbnem Munde, —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemühnd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei!"
Wir aber standen betend in der Runde.

Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Teile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle gibst du hin dem Elemente;
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du litteſt, wird dein Lied verkünden.

## 2. Die erste Schiefertafel.

„Mir ward von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der tatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.
So wehten töricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.

Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespien.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

### 3. Die andere Schiefertafel.

„Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

Und noch gehüllt in tiefes Dunkel, lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum;

Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!

O Gott der Liebe, ja, du strafst gelinde;
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.

Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!

Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? Wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O, gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärtsstrebend, ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend,
Und hab' am dritten Tränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

## 4. Die letzte Schiefertafel.

„Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten;
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir! Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren;
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Tatendurst? Du Tor!
Sieh her! ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!

Steig auf, o Sonne, deren Schein beſchwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieſer Nachtgenoſſen,
Und ende du den Kampf, der mich zerſtöret!
Sie bricht hervor, und jene ſind zerfloſſen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verſchloſſen.
O, tragt noch heut, ihr altersſtarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Neſter liegen;
Ich lege bald zur letzten Raſt euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu ſchmiegen,
Wo machtlos innre Qualen ſich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger ſiegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich ſelber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menſchen dieſen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen!
Laß klanglos mich und friedſam hier erbleichen!
Was frommte mir annoch in ſpäter Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie ſchlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längſt verſchollen iſt von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht verſüßt.
Laß, weltverlaſſen, ſterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen!
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederſchauen."

---

## Das Malerzeichen.

Maria ſang:

Es wird aus trägen Stunden
Am Ende doch auch ein Tag,
Ein trüber Tag, den die Sonne
Nicht ſcheinend erfreuen mag.

Du bist nicht gekommen, Wilhelm,
Und warst mir einst doch gut;
Dein Aug' hat wohlgefällig,
Dein klares, auf mir geruht.

Hast wohl ein Gemälde gefertigt,
Wo deine Muse ich war;
Es stellt das verlassene Mädchen
Ein anderes Bild nun dar.

Und wenn ich allein auch weinen,
Ja, weinen und sterben muß,
Ich habe durch dich empfunden
Des Glückes Überfluß.

Und wenn du auch mich betrübest,
Du bist mein einziges Licht;
Und trüg' ich dich nicht im Herzen,
So möcht' ich das Leben nicht.

Ich will dich lieben, dich segnen,
Dich segnen viel tausend Mal,
So viel als Sterne am Himmel,
So viel als Blumen im Tal,

So viel als Blätter im Walde
Verstreut der herbstliche Wind,
So viel als von meinen Augen
Dir Tränen geflossen sind.

Der Hofrat sprach: „Laß, junger Mann, dich warnen,
Im Labyrinthe weisen dich zurechte
Den väterlichen Freund, den vielerfahrnen!
Du ringst nach Freiheit; aber gleich dem Knechte
Frönst willenlos du blinder Raserei,
Denn dich beherrschen der Begierden Mächte.
Zerbrich dein Joch, ergib dich uns und sei
Der Unsre nur! im heil'gen Ordensbunde,
Im Stande des Gehorsams wirst du frei.
Entsagst du mutig in der Weihe Stunde
Den Götzen, die als höchster Zweck dir galten,
Und reißest blutig sie aus Herzens Grunde,
Wirst über sie als Mittel du noch schalten,
Dann dienen Kunst und ird'sche Liebe dir
Und frönen deinem gottgeweihten Walten.

Die Mittel heiliget der Zweck, und hier
Tritt sündentilgend ein der Kirche Macht:
Der Geist ist willig, schwach des Fleisches Gier."
Der Maler drauf: „Hast eines du bedacht?
Du willst das Heil der Seele mir verkünden
Und hast um meine Ruhe mich gebracht.
Dir sind die Kunst, die keusche Liebe Sünden;
Einfältig wähnt' ich, fromm zu sein und gut, —
Ich kann dich nicht erfassen, nicht ergründen."
Er spricht's mit trübem, mit gebrochnem Mut,
Es hat sich von der Staffelei erhoben
Sein blaues Auge, das auf jenem ruht.
Und er darauf: „Dein Sinn ist noch umwoben
Von trübem Nebelflor, dein Auge blind:
Doch bist du folgsam, wirst du noch mich loben.
Der Glanz, der Reichtum dieses Hauses sind
Dir Zeugen, es bedenke schon hienieden
Die Kirche, die da selig macht, ihr Kind.
Laß in die goldnen Ketten erst dich schmieden,
Es führt der Orden dich zu Glück und Ehren,
Und erst in ihm erlangest du den Frieden.
Großmutter wird des Bessern dich belehren;
Erwarte sie, dein Herz verschließe nicht
Der sanften Lockung ihrer klugen Lehren!
Mich ruft der Glockenschlag zu andrer Pflicht,
Betstunde muß ich mit den Meinen halten;
Benutze du indes das Tageslicht.
Du hast das Bild der Unschuld zu gestalten,
Dir sitzt dazu mein holdes Schwesterlein;
Du magst hier deine Kunst mit Lust entfalten!"
Er sprach's und ging; der Jüngling blieb allein
Mit jener Schwester und den eignen Qualen;
Es mochte wohl gar nächtlich in ihm sein.
Es war das Mädchen, das er sollte malen,
Verführerisch und reizend wie die Lust,
Und blendend-schöner als der Sonne Strahlen;
Doch war er keiner Lockung sich bewußt;
Er trug, und dieses sah er nur, verschlossen
Ein andres Bild in seiner tiefsten Brust.
Des seltnen Kindes wonn'ge Blicke flossen
Von seinem wunden Herzen ab; es drang
Kein Pfeil, auf die verwahrte Brust geschossen.

Und wieder bald sirenenartig sang
Das Feenkind gar wundersame Lieder;
Er malte, lauschte nicht dem Zauberklang.
Er sah sie an mit Künstlerblick, und wieder
Das eigne Werk, doch ihren Reizen blind;
Schon senkte dämmernd sich der Abend nieder.
Die Alte kam; es flog ihr Enkelkind
Zu ihr liebkosend mit anmut'gem Scherze;
Sie schloß sie in die Arme traut und lind:
„Du bist mein Schoßkind, bist mein liebes Herze!" —
Und Wilhelm, der vor seiner Tafel stand,
Hub an zu reden mit verhaltnem Schmerze:
„Du wirst das Werk, o Herrin, meiner Hand
Nicht loben; wurde doch von mir begehrt
Der Unschuld Engelbild im Lichtgewand;
Es hat sich in die Wollust mir verkehrt"
Und sie darauf: „Hier sind' ich nichts zu rügen,
Die Unschuld wird am ersten so verehrt.
Man muß die Welt zu ihrem Heil betrügen,
Nur werde den Betrug sie nimmer inne;
Ihr taugt die Unschuld mit der Wollust Zügen.
Die körnet uns gar manchen zum Gewinne,
Gar manchen, der die nackte Wahrheit scheute;
Denn mächtig in dem Menschen sind die Sinne.
Du warteſt, daß ich deinen Weg dir deute?
Sie ist mein Kind, du kannst das andre sein, —
Sei unser nur, ergib dich uns noch heute! —
Wo nur mein Enkel weilt?" — Der trat herein,
Bestürmend sie mit rätselhaften Fragen:
„Großmutter, warst du dort, und wird's gedeihn?
Wird deine Saat auch dort in Flammen schlagen?"
Sie sah mit Stolz ihn an und hob das Haupt:
„Triumph! Du hast den Sieg davon getragen!"
Er stand, ungläubig fast, wie sinnberaubt:
„Du hast vermocht...? — Der Meineid, den er schwur...?"
Sie lachte: „Du! der noch an Schwüre glaubt?!
Des Schlosses kleine Tür, sobald die Uhr
Die zwölfte Stunde schlägt, wird aufgetan,
Ein Weib erscheint, du folgest ihrer Spur;
Man wartet deiner auf dem Hochaltan;
Und graut im Osten erst der junge Tag,
So bricht der Morgen deiner Herrschaft an."

Der Maler hatte sich entfernt; es lag,
Entschluß zu fassen, schwer ihm, wie Verbrechen,
Als einem, der sich selbst nicht trauen mag.
Er war, um nur von seiner Kunst zu sprechen,
Nur Rast vom innern Kampfe zu erlangen
Und der Gedanken Drang zu unterbrechen,
Zum gleichgesinnten Kunstfreund hingegangen.

---

Maria sang:

Ich habe mit Bangen und Grauen
Die tiefe Mitternacht,
Dein treues Bild im Herzen,
Und trauernd herangewacht.

Es ist gar müde geworden
Das Auge, das Tränen vergießt,
Und banger drohen die Stunden,
Wann erst es der Schlummer verschließt.

Es lauern die bösen Träume,
Verwirrend des Menschen Sinn,
Es beugen die Nachtgespenster
Versuchend sich über ihn hin.

Schlaf wohl! schlaf wohl, mein Geliebter!
Ich grüße dich inniglich;
Ich will zu dem Vater beten,
Will beten für dich und mich:

Erlaß uns unsere Schulden,
Wie selbst wir andern getan!
Entferne von uns den Versucher,
Verschließ uns des Bösen Bahn!

Dein heiliger Wille geschehe
Auf Erden, der unsere nicht!
Geheiliget werde dein Name,
Und komme dein Reich und das Licht!

Er hatte laut gesprochen, Wein genossen
Und lauter stets zu sprechen sich beflissen,
Bestaunt von seinem Freund und Kunstgenossen;
So hoffend, wie das Herz ihm auch zerrissen,
Er werde dessen Stimme überschrein
Und sich und jenen zu betrügen wissen.

Und in der öden Wohnung nun allein,
Im stillen Schoß der düstern Mitternacht,
Bei seiner Lampe spärlich blassem Schein,
Da war der innre Zwist neu angefacht;
Er ging mit heft'gen Schritten durch das Zimmer,
Durchwühlend grimmig seines Busens Schacht:
„Maria, Reine! Dich verlassen? Nimmer!
Bist ja mein Herz, bist meines Lebens Kern,
Bist meiner treuen Hoffnung ferner Schimmer!
Mein Himmel ist die Kunst, und du mein Stern; —
Und dieser auch, und auch der Kunst entsagen?
Nein, nein! Es bleibe die Versuchung fern!
Ich werd' euch im getreuen Busen tragen,
Der ich euch sonder Wanken treu geblieben,
Solang' ich atme und die Pulse schlagen.
Und diese Menschen, welche doch mich lieben!
Der Hofrat, welcher fast mir Vater war
Und schon mich zur Verzweiflung schier getrieben!
Und weise war sein Wort und schien auch wahr,
Und klug der Anschlag, den er fromm ersonnen; —
Wohl ist die Frömmigkeit der beiden klar. —
Von welchen Netzen fühl' ich mich umsponnen?
Wer hat zum Vormund diese mir bestellt?
Daß solche Macht sie über mich gewonnen!
Zum Teufel! — Teufel?" — Innehaltend, fällt
Ein Pinsel ihm ins Aug', ihn faßt die Hand,
Er hält ihn, wie man den zum Malen hält,
Und malt, und malt den Teufel an die Wand;
Er malt mit Fleiß die fratzenhaften Züge
Und starrt ihn an, den Satan, unverwandt.
Er schilt ihn aus: „Versucher! Geist der Lüge!
Wie schon in mir, so auch da draußen hause
Und steh mir Rede, was ich auch dich früge!"
Da rauscht's, da löst sich von der Wand das grause,
Das scheußliche, gespenstische Gesicht;
Es reckt sich, raget in die innre Klause,
Verdreht die Augen, starrt ihn an und spricht
Mit gräßlich aufgesperrtem, weitem Rachen:
„Dir Rede stehn? nun ja! warum denn nicht?"
Dann bricht es aus in schauderhaftes Lachen;
Und bleich und zitternd stand davor der Maler;
Und weiter spricht es: „Nun? was willst du machen?

Du wolltest Rat und zitterst? Pfui! du Prahler!
Der uns von euch gesondert hält, der Strich
Ist, merkst du nun zu spät, doch nur ein schmaler.
Mein Rat ist der: Die Kirche, welche sich
Um dich bewirbt, der Rat, das alte Weib,
Du hast es los, sie sind dir widerlich;
Dir bleibt die Kunst ein beßrer Zeitvertreib,
Und als Maria minder auch behagt
Das dumme Ding dir mit dem weichen Leib.
Wohlan denn! nicht gejammert noch geklagt!
Du sollst schon, den du brauchest, an mir haben
Und wirst von keinem Frommen mehr geplagt.
Du malst, ich wuchre noch mit deinen Gaben, —
Ein armes Nichts, ein bißchen Höllendunst,
Ein Firnis, Aug' und Herz daran zu laben; —
Vor deinen Tafeln fällt die Welt in Brunst,
Mit Lorbeer krönt sie dich nach altem Brauch
Und schreit: o Wunder! über deine Kunst.
Das Wunder, Schatz, bewirket nur ein Hauch,
Ein bloßer Hauch aus deines Knechtes Munde;
Ich bin ja, wie du weißt, ein Künstler auch.
Sei erst, du armer Schelm, mit mir im Bunde,
So schwillt dein Glück; du wirst es nicht bereuen,
Denn viel vermag ich auf dem Erdenrunde.
So muß auch bald Maria dich erfreuen;
Und wirst in ihrem Arm du kalt und wüst,
Will ich zur Sünde dir die Kraft erneuen;
Und hast an ihr du deine Lust gebüßt,
Beschaff' ich andres für den nächsten Morgen,
Denn erst durch Wechsel wird das Ding versüßt.
Du schwelgest immer zu und läßt mich sorgen;
Dein Freund, der Rat, der heuchlerische Schuft,
Kommt noch zu dir, um Geld von dir zu borgen.
O das Gezücht! ich wittre Höllenduft! —
Sind dir die Frommen so wie mir verhaßt,
So schimpfe mit! es macht der Lunge Luft."
Der Maler: „Schweig! Verleumder, halte Rast!
Du wirst mich auf die Weise nicht gewinnen;
Wohl Gottes sind, die du gelästert hast.
Was mir zu tun geziemet, werd' ich sinnen;
Doch, Scheusal, Satan, wie dich Namen nennen,
Du wirst mir aus dem Garne nicht entrinnen.

Dir auf der Stirne soll mein Zeichen brennen,
Bei Gott! mein rotes Kreuz, und allerorten
Will ich daran, wie du dich stellst, dich kennen."
Flugs greift er nach dem roten Pinsel dorten:
Zwei Striche, — so! — das Kreuz — des Malers Zeichen,
Er hat es schnell vollführt nach seinen Worten.
Da sieht er wiederum zurückeweichen
Wie schreckhaft das ersterbende Gesicht,
Sich mit der flachen Mauer auszugleichen.
Was Rausch, was Wahnsinn war, er weiß es nicht;
Vom Fieberfroste schlottern seine Glieder,
Er sinkt zu Boden, es erlischt das Licht,
Und endlich träufelt Schlummer auf ihn nieder.

---

Maria sang:

Willkommen, du Gottessonne,
Willkommen im Himmelsraum!
Hast freudig mich aufgeweckt
Aus einem freudigen Traum.

Erschaust du meinen Geliebten,
O, schmeichl' ihm mit freundlichem Strahl
Und sag' ihm, ich ließ' ihn grüßen,
Ja, grüßen viel tausendmal!

Der erste Strahl der Morgensonne traf
Des Malers Augen, welcher hingestreckt
Noch auf dem Estrich lag in tiefem Schlaf.
Und wie der helle Schein ihn aufgeweckt,
Besann er sich und suchte nach der Spur
Der Bilder, die zu Nacht ihn so erschreckt.
Ob er's erlebt hat, ob geträumet nur? —
Nicht alles war ein Traum, — noch zeigt die Wand
Die sonderbare teuflische Figur.
Sie ist sein Werk, unsicher nur die Hand,
Den Bildern auch phantastisch zu vergleichen,
Die eines Trunknen übermut erfand.
Noch aber will ein Zweifel ihn beschleichen:
Es fehlt, und müßte da sein, — sonderbar! —
Da, auf der Stirne fehlt das Malerzeichen;
Und ist ihm die Erinnerung doch klar,
Er zeichnete damit den bösen Geist,
Daran ihn zu erkennen immerdar.

Der Mangel dieses Zeichens, er beweist,
Daß auch mit Wahngebilden er gerungen;
Er fragt sich selbst, was ihm der Spuk verheißt.
Er prüft des Nachtgespenstes Lästerungen,
Prüft seiner frommen Freunde sanften Zug
Und fühlet dem zu folgen sich gedrungen.
Die Wut des Unholds, die in Flammen schlug,
Als ihrer ward erwähnt, sein grimmig Hassen,
Sein Hohn, sein Schmähn, sie reden laut genug. —
„Dir opfr' ich, Gott, was keine Worte fassen;
Nimm so mich hin, wie ich verarmt nun bin! —
Ich will mich ihrer Führung überlassen."
Er spricht's und weint, er meint in seinem Sinn:
Es werde schnell das Schmerzliche vollendet.
Er weint und rafft sich auf und gehet hin.
Und wie er dorthin seine Schritte wendet,
Betäubt sein Ohr ein dumpfes Sturmgeläute;
Vom Glanz der Waffen wird sein Aug' geblendet.
Verkehrt die Stadt zum Schlachtgefild sich heute?
Er ist so fremd im eignen Vaterlande,
Er weiß nicht, was das Gräßliche bedeute.
Es lodern Fackeln dort bereit zum Brande,
Und das Geschütz wird drüben aufgefahren;
Hier rüsten Haufen sich zum Widerstande;
Die Straßen füllen sich mit Kriegesscharen;
Man müht sich dort, das Pflaster aufzuraffen;
Dort fliehen Frauen mit zerrauften Haaren;
Hier reichen Mütter ihren Söhnen Waffen,
Ermahnen, die zu Streitern sie bestellten,
Zu sterben oder Ruhm sich zu verschaffen.
Er fragt und forscht und hört im Volke schelten:
„Der Tag wird heiß; der Teufel ist mit seiner
Großmutter los; der Hofrat wird's entgelten." —
Und drüben zeigt mit Dolch und Brand sich einer: —
„Was will denn der? mir deucht, ich sollt' ihn kennen;
Er ist es selbst, fürwahr er ist's, sonst keiner. —
Herr Hofrat!" Dieser, hörend so sich nennen,
Kehrt her das Haupt — ihm auf der Stirne sieht
Das Kreuz, das rote Kreuz, er grausig brennen.
Zusammenschreckend vor dem Maler, flieht
Er schnell, verbirgt sich in die dichtsten Gruppen
Und hält das Kreuz verhüllt, das ihn verriet. —

Der Teufel ist's, dort schirmen ihn die Truppen;
Entsetzen hat den jungen Mann erfaßt,
Es fallen von den Augen ihm die Schuppen:
„Du bist es, Geist der Lüge, der du fast
Um Kunst und Liebe höllisch mich betrogen,
Mich von Maria schier entfremdet hast.
So ward ich um mein Himmelreich belogen.
Zu ihr, zu ihr! die schwere Schuld zu büßen,
Zu ihr, die auf zum Lichte mich gezogen!"
Er kommt und wirft sich zu Marias Füßen;
Sie hebt ihn sanft in ihrem Arm empor,
An seinem Herzen schlägt das Herz der Süßen;
Der Waffen Schall verhallt an ihrem Ohr.

---

Sie sangen.

Sie.

Du Freund an meinem Herzen,
Du langersehnter, du!
Ich habe dich wiedergefunden;
O fließet, ihr Tränen, nur zu!

Er.

Maria, du Süße, du Reine!
Nun scheidet uns nur der Tod!
Schutzengel sei mir und Leitstern,
Mein Morgen-, mein Abendrot!

Sie.

Nun sollst du die Kunst erst lieben
Und fromm und freudig sein;
Nun bist du mein auf ewig,
Nun bin ich auf ewig dein.

Er.

Nun werd' ich die Kunst erst lieben
Und fromm und freudig sein;
Nun bin ich dein auf ewig,
Nun bist du auf ewig mein.

Beide.

Wir wollen uns lieben, uns herzen
Und sein wie Kind und Kind!
Nun freun sich die Engel im Himmel,
Da wir vereinigt sind.

---

## Die stille Gemeinde.

Der Muse folgt nach der Bretagne Strand!
Altar und Thron sind umgestürzt, der Schrecken
Herrscht über Blut und Trümmern rings im Land.
Doch Bilder nicht des Blutes aufzudecken,
Lenkt sie nach jenen Dünen ihre Schritte;
Dort wird aus Leid den Trost sie auferwecken.
Seht dort die Bauern, treu der Väter Sitte,
Einfält'gen Herzens beten, dulden, harren —
Ein Mann des Schreckens droht in ihrer Mitte:
„Die Kirchen steck' ich euch in Brand, ihr Starren,
Die ihr noch hängt am alten Aberglauben
Und bei verjährtem Unsinn wollt beharren."
Darauf ein Greis: „Wirst nicht die Stern' uns rauben,
Die werden Turm und Glocken überdauern,
Uns mahnend, an den Schöpfer doch zu glauben."
Das Wort ward Tat: um die geschwärzten Mauern
Sah man, die Blicke himmelwärts gewandt,
Den frommen Landmann stillergeben trauern.
Ein frech Soldatenvolk ward hergesandt,
Die widerspenstig starre Brut zu zwingen,
Und lästernd ward der Heiland nur genannt.
Noch hört nicht auf, allnächtlich zu vollbringen
Die gottgewollte Bahn das Sternenheer,
Dem Schöpfer mahnend Huld'gung darzubringen.
Was glimmt dort für ein Stern auf hohem Meer?
Was regt sich in den Buchten leise, leise?
Was schleicht zum Strande von den Dünen her?
Es fahren Boote, schwenken sich zum Kreise,
Man hört die Welle nur, die brandend bricht;
Still rudern Männer, Weiber, Kinder, Greise.
Dort fern auf hohem Meer das kleine Licht,
Das ist der Stern, dem unter Gottes Hut
Die Schar sich zugewandt mit Zuversicht.
Ein schwanker Nachen auf bewegter Flut,
Das ist der Tempel, ist des Herrn Altar,
Worüber ausgespannt der Himmel ruht.
Und am Altare steht im weißen Haar,
Der fest geblieben in der Trübsal Stunde,
Der Hirt, der alte, der bedrängten Schar.

Und der Geächtete, den in der Runde
Die gläubige Gemeinde hat umgeben,
Vollbringt das Opfer nach dem neuen Bunde;
Dann betet er: „Herr über Tod und Leben,
Erhör' uns du: Vergib uns unsre Schuld,
Wie selber unsern Schuld'gern wir vergeben!
Wir beten: Nimm von uns in deiner Huld
Den bittern Kelch, den du uns auserſehen;
Wenn nicht, gib ihn zu leeren uns Geduld!
Denn dein, nicht unſer Wille ſoll geſchehen;
Dein iſt die Kraft, dein iſt die Herrlichkeit,
Und ewig wird allein dein Reich beſtehen.
Wir Kinder Frankreichs beten allezeit:
Nicht wende du im Zorn dein Angeſicht
Von unſerm Land und unſrer Obrigkeit!
Geh nicht, o Herr, mit ihnen ins Gericht,
Die frevelnd ſich aus deiner Hand gewunden!
Was ſie getan, ſie wiſſen's ſelber nicht.
Ihr aber, die den Herrn zu allen Stunden
Einmütiglich bekannt und Troſt hienieden
In Lieb' und Glaub' und Hoffnung habt gefunden,
Kehrt heim verſöhnten Herzens und mit Frieden!"

# Gelegenheits-Gedichte.

Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Schiller.

## Der jungen Freundin ins Stammbuch.

Zehn Zentner schwer aus lauterem Dukatengold
Verfertige der Meister Goldschmied einen Stuhl
Und spare Diamanten nicht, Rubinen nicht,
Nicht leuchtende Karfunkel, nicht der Perlen Zier
An diesem Kunstwerk, welches ich, so reich es sei,
So reich und kostbar, voll und bar bezahlen will,
Wird nur der Fall, wofür ich es bestimme, wahr;
Denn dir verheiß' ich, teures Kind, sotanen Stuhl,
Darauf gemächlich du in Ehren sitzen magst,
Im Falle man dich überhaupt nur sitzen läßt.

## Auf den Tod von Otto von Pirch.

Wen birgt da unten tief die schwarze Truhe,
Die von dem Fall der Erde dumpf erschallt?
Sagt, welchen Müden legt ihr da zur Ruhe? —
„Von Pirch." — Ihr lügt! mir lebensfreudig wallt,
Ich sah ihn gestern noch im Tagesscheine,
Die kräft'ge, jugendstrahlende Gestalt. —
„Da liegt er bleich und kalt im engen Schreine." —
Er sollt' es sein?! — „Er ist's, den wir begraben." —
Der Edle, Tapfre, Weise, Fromme, Reine!
Er, welchen schmückten alle höhern Gaben,
Den wir, ein Muster aller Tüchtigkeit,
Geehrt vor allen und geliebet haben.

Er, den in dieser dünkelhaften Zeit
Der Reiz der Demut zierte wunderbar,
Dem Bessern stets zu huldigen bereit.
Der wie ein Held, der wie ein Kind auch war,
Der .... O mein Pirch! du bist dahingegangen!
Ich aber schüttle noch mein greises Haar.
Dein klares Aug' und deine frischen Wangen,
Dein Bild wird, der Vergänglichkeit entrafft,
Stets jugendhell vor meiner Seele prangen!
Das Alter aber zehrt an meiner Kraft,
Der Lenz erweckt in mir den alten nicht;
Da prüf' ich mich, da fühl' ich mich erschlafft.
Es zieht ein Nebelflor vor mein Gesicht,
Von meinem Ohr entfernen sich die Töne;
Ich merke, wie der Bau zusammenbricht.
Dich nahm der Tod in deiner vollen Schöne,
Du fühltest nicht dich sterben Stück für Stück,
Wie andre morsch gewordne Menschensöhne.
Dir war das Leben Hoffnung nur und Glück,
Enttäuschung hat es nimmer dir vergällt;
Wir aber rufen schmerzlich dich zurück.
Denn alt geworden ist um uns die Welt;
Es gleicht, was noch besteht, dem letzten Traum
Zur Stunde, wo der Osten sich erhellt.
Es tragen sich die morschen Pfeiler kaum;
Der Boden wankt, der Glauben ist verloren,
Tiar'- und Kronengold ist eitel Schaum.
Dem Alten ist der Untergang geschworen,
Verwesung greift um sich, die Stoffe gären,
Im Schmerze wird die neue Zeit geboren;
Sie wird nach Männern, so wie du, begehren.

## Stimme der Zeit.

### Zur Jubelfeier des Königlich Preußischen Staatsministers Grafen von Lottum.

Am 9. April 1834.

Wer den gestirnten Himmel flüchtig sähe,
Der ließe sich den Wahn vielleicht nicht rauben,
Daß unbeweglich starr dort alles stehe;
Und wer die Zeitgeschichte, möchte glauben,
Man habe sie zum Stocken schon gebracht,
Und leichtlich ließe sie zurück sich schrauben.

Wer aber während einer halben Nacht
Die Sterne sich erheben sah und neigen,
Und solchem Schauspiel sinnend nachgedacht,
Der wird die Wahrheit nimmer sich verschweigen
Und sprechen, wann der Tag im Osten graut:
„Dort muß der Schild der Sonne bald sich zeigen!"
Und wer ein halb Jahrhundert nur geschaut,
Ist mit der Weltgeschichte stetem Gange
Und allgewalt'gem Fortschritt schon vertraut.
Ein Stern der Vorzeit stand im Niedergange,
Als Luther aufstieg, der, ein Held, befreit
Die halbe Welt vom schnöden Geisteszwange.
Was Großes er vollbracht, war an der Zeit;
Nur mußte, wo das Licht nicht eingedrungen,
Sich grimmiger erneun der alte Streit;
Denn wirrer hatte sich der Knäul geschlungen,
Derweil im Schwung das Rad der Zeit gerollt,
Und unvernommen, was sie schrie, verklungen.
Das Licht, das mild erhellen nur gesollt,
Es ward zum Blitzstrahl, und in Ungewittern
Ward grausig Schuld und aber Schuld gezollt.
Wir sahen rings um uns den Boden zittern
Und sahn in Blut und Aufruhr und Empörung
Der Throne morsch gewordnes Holz zersplittern.
Im Finstern haust Verrat nur und Verschwörung;
Vom sonnenhellen, festen Ufer sahen
Wir unbefährdet zu der Weltzerstörung,
Wir, die von Vaters Händen schon empfahen
Die Güter, denen nach sie jagen, ohne,
Vom Schein verlockt, den gleißenden zu nahen.
Heil ihm, der, weis' und stark auf festem Throne,
Mit unsrer Liebe schirmend sich umgibt,
Aus Gold der Treue schmiedend seine Krone!
Den wie ein Sohn ein jeder Preuße liebt,
Vor dessen Fuß, ausbrandend ohne Schaden,
Der Zeit empörter Wellenschlag zerstiebt!
Heil dir, der, ihm zunächst im Glanz der Gnaden,
Das edle, treue, waffenfreud'ge Roß
Hilft lenken an der Liebe Seidenfaden,
Das Roß, vor dessen Hufschlag der Koloß,
Der lastend auf Europa einst gelegen,
Gleich einem eitlen Nebelbild zerfloß!

Heil dir, du Biedermann! Du teilst den Segen,
Wo liebend du geteilt der Sorgen Last,
Und unsre Herzen schlagen dir entgegen.
Heil dir, der mitgewirkt du rühmlich hast
Ein halb Jahrhundert zu des Landes Heil,
Und wirkst noch unabläßig ohne Rast!
Dir wird der Liebe Huldigung zuteil!

## Trinkspruch in einer literarischen Gesellschaft 1831.

O, lasset uns in dieser düstern, bangen Zeit,
Wo hochanschwellend, donnernd der Geschichte Strom
Die starren, langgehegten Eisesfesseln sprengt,
Das neue Leben unter Trümmern bricht hervor,
Und sich in Stürmen umgestalten will die Welt;
O, lasset uns, ihr Freunde, — rings verhallt das Lied,
Und unserm heitern Saitenspiele lauscht kein Ohr, —
Dennoch die Gottesgabe des Gesanges treu
Im reinen Busen hegen, wahren; daß vielleicht
Wir, hochergraute Barden, einst die Sonne noch
Mit Hochgesang begrüßen, welche, das Gewölk
Zerteilend, die verjüngte Welt bescheinen wird!
Prophetisch, Freunde, bring' ich dieses volle Glas
Der fernen Zukunft einer andern Liederzeit!

## Zur Einleitung des Deutschen Musenalmanachs 1833.

Was mir im Busen schwoll, mir unbewußt,
Ich konnt' es nicht verhindern, ward Gesang;
Zum Liede ward mir jede süße Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang;
Das Lied erhob aus zornerkrankter Brust
Sich sturmbeflügelt in der Zeiten Drang;
Ich hörte nur die eigne Stimme rauschen
Und sorgte nicht, man könne mich belauschen.

Doch ihr, die ich bewundert wie die Sterne
Des Himmels über mir, so hoch und klar,
Die nur entblößten Hauptes aus der Ferne
Zu grüßen, mir ein Traum des Dünkels war;
Ihr, meine hohen Meister, lauschtet gerne
Dem schlichten Laut; aufblickend nahm ich wahr,
So wie des Liedes Wogen ausgebrandet,
Daß lächelnd ihr im Kreise mich umstandet.

Und eurem hohen Chor war's mir beschieden,
Errötend faß' ich's nicht, mich anzureihn;
Wohl herrlich ist es, von den Homeriden —
Ein Größrer sprach's — der letzte noch zu sein;
Ihr schmücktet mit der Binde mich hienieden,
Ich werde nicht das Priestertum entweihn;
Der Ernst, die Liebe wohnen mir im Busen,
Und also schreit' ich zum Altar der Musen.

Ihr habet auf die Stufen dieser Halle
Als Wächter mich und Herold hingestellt;
Zum Feste des Gesanges lad' ich alle,
Die einer Sprache Mutterlaut gesellt.
Herein, herein! das deutsche Lied erschalle
Volltönig, kräftig in die ernste Welt!
Herein! du Meister mit der Lorbeer-Krone,
Du Jünger, der noch ringt nach gleichem Lohne!

Herein! du Jünger, zaudre nicht, zu neigen
Dein lock'ges Haupt vor deinen Meistern hier;
Dir ziemt, vor ihnen Ehrfurcht wohl zu zeigen,
Du ringst hinan zu ihrem Lichtrevier;
Und wehte nicht aus ihres Lorbeers Zweigen
Des Gottes Schöpferatem erst zu dir?
Bin so wie du, obschon in grauen Haaren,
Ein Jünger nur; vertraue meinen Jahren!

Herein! du Dichterfürst in deinem Ruhme,
Und laß die Mächte deiner Lieder walten!
Beschirme diese du im Heiligtume!
Dir ziemt, die Jugend ehrenvoll zu halten;
Wer weiß, ob nicht die erst erschloßne Blume
Zur schönern Frucht sich werde noch entfalten?
Du hast, wie sie, im niedern Wald verborgen,
Gerungen und gestrebt an deinem Morgen.

Wer will, sei mit im Uns; die Kunst ist frei;
Es singe, wem ein Gott Gesang gegeben!
Die Sonne weckt die Blumen auf im Mai
Und reift im Herbst das flüss'ge Gold der Reben.
Ob später Herbst, ob Frühling in uns sei,
Es steigt der Saft, es reget sich das Leben,
Und so wir rauschend in die Saiten greifen,
Die Blumen wachen auf, die Früchte reifen.

Doch seht, am Himmel welch ein trüber Flor,
Gewitterdrohend in des Tages Schwüle!
Die Welt ist ernst geworden; sie verlor
In Sturmesdrang die Lust am Saitenspiele.
Wer, Freunde, lauschte jetzt noch unserm Chor?
Wer ist, der in der Dichtung sich gefiele?
Laßt friedsam uns und fromm im Liedergarten
Des uns vertrauten heil'gen Funkens warten!

---

## Nachhall.

Wie jetzt der Baum im kalten Nebelwind
Mit nackten Zacken, also traur' ich selbst;
Es reget sich kein Lied in meiner Brust,
Und müßig auf der Harfe ruht die Hand.
Hat solches mir der Herbst nur angetan,
Und wird ein Frühling wieder mich erwecken? —
Vielleicht, — ich weiß es nicht. — Ist aber ganz
Versiegt in mir die Quelle des Gesanges —
Geduld, mein Herz! Du wirst es überwinden,
Dich hat das Leben schon den Tod gelehrt.

Du, mein vertrauter Freund, mein Saitenspiel,
Magst hier indes am stillen Herde hangen;
Ich will die Efeuranke um dich winden,
Dich scheidend schmücken mit dem Wintergrün.
Hast du mich doch geschmückt mit meinen Blüten
In Lust und Leid, verherrlicht meine Freuden,
Den Schrei des Schmerzes lindernd aufgelöst
In Wohllaut, und die Lohe meines Zornes
Verklärt ergossen in des Äthers Strom.

Und meine Lieder lockten feuchte Perlen
In sitt'ger Frauen Augen, ja, sie weckten
In manchem deutschen Busen Widerhall;
Die Jugend nennt und liebt den alten Sänger,
Des Namen guten Klanges nicht verschallt,
Bevor das werdende Geschlecht erlischt;
Ich weiß es, und ich sprech' es ruhig aus,
Nicht stolz, nicht eitel, nein, von Dank erfüllt.

Ich danke dir, mein heimisch deutsches Land,
Du hast, in dieser ernsten, stürm'schen Zeit,
Mir unverhofft geliehen Ohr und Herz
Und hast, mitfühlend, mir die eignen Freuden,
Die Lust der Lieder in bewegter Brust
Reich, überschwenglich reich gelohnt. Hab' Dank!
Ich sang ja nur, so wie der Vogel singt.

Ihr jüngern Sangbegabten, sammelt euch
Um mich! ich rechne mit dem Leben ab,
So scheint es; laßt mich einmal noch zu euch
Aus vollem Herzen reden; hört mich an!
Des Sehers und des Sängers Gaben sind
Von Gott und heilig; ehrt den Gott in euch;
Frönt nicht mit Heiligem dem Weltlichen;
Buhlt mit der Lyra nicht um schnöden Lorbeer
Und nicht um schnödres Gold! Vermeßt euch nicht,
Mit unsrer Zeit und unserm Vaterlande
Zu hadern, weil nach eurem Dünkel nicht
Euch Preis und Ehre zugemessen ward;
Verklagt die Mitwelt bei der Nachwelt nicht!
In Berges Klüften schläft der Widerhall
Und schläft in aller Herzen; wem ein Gott
Die Macht verliehen hat, der ruft ihn wach.
Und das ist Sängerslohn. Begehrt ihr mehr?
Begehrt den Lohn vielleicht ihr der Propheten?

Frei schallt aus freier Brust das deutsche Lied,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Frei wie der Vogel sei der deutsche Sänger!
Und mög' er vogelfrei auch sein, ihn schützt
Der Gott, der ihn zum Liebling sich erwählt,
Ihm lohnt der Ton, der aus der Kehle dringt;
Er borget nichts von ird'scher Majestät.
Es singe, wem Gesang gegeben ward,
Im deutschen Dichterwald, doch nie entwürdigt
Zum schnöden Handwerk werde der Gesang!
Ernähret euch von ehrlichem Erwerb!
Eßt euer Brot, das ist der Menschen Los,
In eures Angesichtes Schweiß! Dem Tage
Gehöret seine Plage: spaltet Holz,
Karrt Steine, wenn die Not es von euch heischt!

Wann aber schlägt die Abendfeierstunde,
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, schüttelt
Von euch die Sorgen! frei erhebt das Haupt,
Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen!
Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
Die Träume jener Welt, die in euch lebt! —
Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit;
Schließt auf das Heiligtum, es werde Licht!

---

## Dichters Unmut.

(Nach Fouqué.)

Wir tragen gar im Herzen manche Pfeile,
Und blutet's in dem stillen Schoß der Nacht,
So wird vom Schmerz das Lied hervorgebracht,
So reihet wunderbar sich Zeil' an Zeile.

Sie lesen's nun, so für die Langeweile,
Wann träg und laß sie die Verdauung macht,
Und finden's hübsch, und finden's schlecht erdacht,
Und hier ist's schwach, und dort entbehrt's der Feile.

Wir haben's aber so in der Natur;
Wir schreiben ganz mit unsers Herzens Blut,
Was sie bekritteln zwischen Schlaf und Wachen.

O Pelikanes-Wirtschaft! wär's doch nur
Für keine gar so miserable Brut!
Was tut's? wir werden's drum nicht anders machen!

---

## Die letzten Sonette.

### 1.

„Du sangest sonst von Frauen-Lieb' und -Leben,
Mein trauter Freund, mir schöne Lieder vor;
An deinen lieben Lippen hing mein Ohr,
Ich fühlte mich in Lieb' und Lust erbeben.

Du singst nicht mehr; — um deine Lyra weben
Die Spinnen, dünkt mich, einen Trauerflor;
Sprich, wirst du nie die Lust, die ich verlor,
Du süßer Liedermund, mir wiedergeben?"

Ich trage selbst — still, still! mein gutes Kind —
Geduldig und entbehre sonder Klage;
Bin müde jetzt, verklungen ist mein Singen.

Ein Sänger war ich, wie die Vögel sind,
Die kleinen, die nur zwitschern ihre Tage. —
Der Schwan nur ... — Reden wir von andern Dingen!

2.

Ich fühle mehr und mehr die Kräfte schwinden;
Das ist der Tod, der mir am Herzen nagt,
Ich weiß es schon; und was ihr immer sagt,
Ihr werdet mir die Augen nicht verbinden.

Ich werde müd' und müder so mich winden,
Bis endlich der verhängte Morgen tagt,
Dann sinkt der Abend, und wer nach mir fragt,
Der wird nur einen stillen Mann noch finden.

Daß so vom Tod ich sprechen mag und Sterben,
Und doch sich meine Wangen nicht entfärben,
Es dünkt euch mutig, übermutig fast.

Der Tod! — der Tod? — Das Wort erschreckt mich nicht,
Doch hab' ich im Gemüt ihn nicht erfaßt
Und noch ihm nicht geschaut ins Angesicht.

---

## An Trinius.

Der Unhold, der im Schlaf mich überfallen,
Brach meine Kraft ohn' allen Widerstreit;
Auf meine Brust sich legend schwer und breit,
Riß er ins Fleisch mir schmerzlich seine Krallen.

Ich sprach: „Geschehe, was dem Herrn gefallen!
Rufst du, sein Knecht, mich ab? ist's an der Zeit?
Du findest mich gerüstet und bereit." —
Er ließ ein Hohngelächter gellend schallen.

Ich schaute scharf ihn an; da troff ein kalter
Angstschweiß von meiner Stirn herab, da hatt's
Ein Ende bald mit meinem kecken Mut.

Er sprach: „Geduld! ich sauge bloß dein Blut;
Du meintest schon den Tod? nicht also, Schatz:
Ich bin, von dem du fabeltest — das Alter."

* * *

Es ist ja Sommer, wie die Leute sagen;
Du, Sonne, scheinst erkaltet und verblaßt;
Sprich, bist auch du denn alt geworden, hast
Nicht mehr die Kraft wie in der Jugend Tagen?

Das Alter, ja! was frommte da zu klagen,
Das ist ein arger, unbequemer Gast!
Man lernt wohl noch sich fügen seiner Last,
Das Unvermeidliche getrost ertragen.

Es ist ja nur um eines Tages Lauf;
Nacht wird's, ich kann zum Werke nicht mehr sehen
Und muß wohl schon die Abendfeier halten.

Ein Vorhang fällt, ein andrer wallet auf;
Viel gab, des Wille soll und wird geschehen;
Ich will zum Dankgebet die Hände falten!

---

## Traum und Erwachen.

Das ist der Schein nicht heimischer Gestirne;
Wohin mit mir, du schwankes Bretterhaus?
Es wird mir wüst und schmerzt mich im Gehirne
Vom tollen Rollen, Schwirren und Gesaus.
Du fächelst keine Kühlung meiner Stirne,
Großmächt'ger Wind, und wehst die Glut nicht aus;
Du füllest unsres Schwanenkleides Schwingen,
Uns, rätselhaft an welches Ziel, zu bringen.

Du schwankes Bretterhaus, wohin mit mir?
Mir wird es, der das Steuer hält, nicht sagen;
Ein Fremder bin ich unter Fremden hier, —
Der Wind —? ja doch! ich soll den Wind es fragen;
Es schlafend abzuwarten, dürfte schier
Das beste sein. — — Die Augen zugeschlagen!
Orkan, du magst mich wiegen! — Schlafen? schlafen! —
Wachen und handeln einst vielleicht im Hafen!

Wohin mit mir, du fieberhafter Traum?
Zeit ist es, daß ich deinen Schleier lüfte.
Auf, meine Augen! — Grüner Waldesraum, —
Pandanen, — warme Sonne, — würz'ge Düfte, —
Dort tauchet schlank und kühn der Kokosbaum
Sein stolzes Haupt in tiefazurne Lüfte;
Ein friedlich Meer bespület hier Korallen,
Und Brandungstosen hör' ich fernher hallen.

Hier ist gut Hütten bauen! — Sieh, Kadu!?
Du willst zum Frühtrunk mir den Kokos reichen?
Ich schlief, und mir zu Häupten wachtest du,
Liebwerte, treue Seele sondergleichen!
Was haben wir an Eisen? schaue zu!
Hier siedeln wir uns an; sieh diese Zeichen!
Hier unser Dach, dort weiter ab der Garten;
Die Hand ans Werk! was willst du länger warten?

Kadu, was stehst du trauernd da? wir hatten
In freud'ger Tatenlust den Bund geschlossen;
Wie wirst du bleich? was hefteſt du die matten,
Erstorbnen Augen starr auf den Genossen?
Du weichst vor mir zurück in Waldesschatten?
Du bist, ein Schemen, Luft in Luft zerflossen!
Und ich, der fest das Leben wollte halten,
Steh' sinnend da, ein Spiel von Wahngestalten.

Auf! schüttle, junger Dichter, deine Locken!
Weh mir! die sind zu einem Zopf gebunden! —
Ich ließ mich von Homeros wohl verlocken,
Nicht achtend auf den schnellen Flug der Stunden;
Stiefletten, Bendel, schnell! ich seh' erschrocken,
Daß sich bereits der Obrist eingefunden. —
Der Wirbel schallt: — „Herr Leutnant, nach der Wache!
Ja, Bücher schreiben, das ist Ihre Sache!"

Ich bin gelähmt, gebannt an diese Stelle,
Im Schlaf, im Traum, mich drückt der Alp wohl gar.
Erweckt mich! — Ha! dies ist die Schloßkapelle,
Die Heimat. Heil, daß es ein Traum nur war!
Die Tür ist auf; ich spähe von der Schwelle;
Dort kniet ein Weib und betet am Altar. —
O meine Mutter! ja, du weinst im stillen
Vor Gott um des verlornen Sohnes willen.

Der einz'ge bin ich unter deinen Söhnen,
An welchem du nur Schmerz erlebet haſt;
Ich konnt' an dieſe Welt mich nicht gewöhnen,
Die ſich verſchloß dem ungefügen Gaſt;
Ich taugte nicht, in einem Amt zu frönen, —
So fiel ich allen und mir ſelbſt zur Laſt.
Laß, Mutter, mich in Demut und in Treuen
Dir dienen und den Brüdern, und bereuen!

O Mutter, Mutter, laß dein Angeſicht,
Laß deine lieben Züge nur mich ſchauen!
Blick her! es wird auf mich das milde Licht
Des mütterlichen Auges Ruhe tauen;
Beharrſt du ſtumm und ſtarr? Du regſt dich nicht?
O! mich beſchleicht ein namenloſes Grauen! —
Und langſam wendeſt du — ich atme freier —
Nach mir das Haupt, — du greifſt nach deinem Schleier. —

Weh mir! ein Schädel ſtiert, ein morſch Gebein
Mich an aus Höhlen ohne Stern und Kraft!
Du Mutter, biſt ja tot, ich ſeh' es ein;
Was aber brichſt du aus des Grabes Haft?
Laß ab, nach mir zu langen! — Folgen? — Nein! —
Da, in die dunkle Tiefe? — Schauderhaft!
Du ziehſt dir nach hinab mich in die Gruft;
Sie hält mich, ſchließt ſich über mir! — Luft! Luft!

„Wach auf! wach auf!" — Wer kann herauf beſchwören,
Den ſchon der finſtre Schlund hinunter ſchlang? —
„Wir ſind es, Vater; ſtöhnen dich zu hören
Im Schlaf und röcheln, macht uns, ach! ſo bang!" —
Dem ird'ſchen Scheine ſoll ich noch gehören?
Es war der Kampf ein eitler, den ich rang? —
„Wir wollten dieſe böſen Träume hindern;
Du biſt erwacht, biſt unter deinen Kindern!" —

So hat euch wohl die Angſt zu mir getrieben? —
„Wir ſind um dich verſammelt." — Alle? — gut!
Laßt mich euch überzählen: Sechſe, ſieben —
Und — ſagt mir — eure Mutter? — „Mutter ruht." —
Das will auch ich; bin müde, meine Lieben,
Drum, fahret wohl! wir ſind in Gottes Hut;
Fahrt wohl, ich geb' euch allen meinen Segen!
Ich will bequemer mich zur Ruhe legen.

## Wer hat's getan?

„Ich trinke meist nur Wasser aus dem Fluß
Und kann's mit bestem Willen doch nicht loben;
Getrunken hab' ich's mir zum Überdruß."
Und meinen Mut anscheinlich zu erproben,
Wird, groß und schwer, bedrohlich in der Nacht
Ins Haus mir eine Kiste zugeschoben.
Was soll mir das? wer hat sich das erdacht?
Nicht pflegt, wer Gutes sinnt, sich zu verstecken;
Höllenmaschinen gibt's, nehmt euch in acht!
Behutsam auf! das Unheil nicht zu wecken; —
Was steckt darin? Blitz Hagel! Flaschen seh' ich
Die schönen, blankverzinnten Hälse recken, —
Champagner-Flaschen! Nein — versteinert steh' ich;
Es spukt, es geht nicht zu mit rechten Dingen.
Wer ist in Deutschland solchen Streiches fähig!?
„Und welche Lieder wollt' ich da nicht singen!"
Ach nein! mit meinem Singen ist's vorbei,
Die Muse entwichen, und gelähmt die Schwingen.
Lebend'ger Geist in diesen Flaschen, sei
Ein Liebesbalsam meiner kranken Brust,
Erweckst du gleich nicht mehr den alten Mai!
„Ich liebe wohl, geliebt zu sein," gewußt
Hat das der Freundliche, der dich gesendet,
Und wohl empfand auch er die gleiche Lust.
Der Liebe, die dich edlen Trank gespendet,
Geweihet sei andächtig immerdar
Und werde sonder Liebe nie verschwendet!
Mir scheint am Abend spät der Himmel klar,
Der rote Streif, das ist der Liebe Glut; —
Reicht einen Trunk von meinem Wein mir dar:
Denn, wem die Liebe bettet, ruhet gut!

---

# Erste Nachlese zu den Gedichten.

## Wechselgesang bei der Abfahrt.

(Aus Fortunatus.)

1806.

### Auf dem Schiffe.

Ausgespannt das Tal der Wogen
Ist der kühnen Hoffnung Bahn,
Sterne an des Himmels Bogen,
Sterne auf dem feuchten Plan.

### Auf dem Lande.

Selbst dem Grund der festen Erden
Ist es weise nicht zu traun.
Wer verbürget uns: wir werden
Unsrer Saaten Halme schaun?

### Auf dem Schiffe.

Festes Land, mit deinen Bergen
Wirst du unserm Aug' entfliehn,
Dich in tiefe Flut verbergen,
Stets der Himmel uns umziehn.

### Auf dem Lande.

Schweifend durch die öde Weite,
Wer doch hielte da den Weg?
Selbst oft an des Führers Seite
Irrt ein Wandrer auf dem Steg.

### Auf dem Schiffe.

Schauet dort im strengen Norden
Jenes Sternes festes Bild;
Solch ein Führer ist uns worden,
Ewig ernst und ewig mild.

### Auf dem Lande.

Wollt ungleichen Kampf bestehen
Mit der Elemente Wut,
Rechten mit des Sturmes Wehen,
Rechten mit empörter Flut.

### Auf dem Schiffe.

In den Kampf auch freudig ziehen
Wir, wie in die Männerschlacht,
Wissen, daß dem Mut verliehen
Über alle Wesen Macht.

### Auf hoher See.

Fernher aus geheimem Schreine
Winkt ein Schatz so wunderbar,
Weiß allein nur, wen er meine,
Und den Ort, wo er bewahrt.
Und wir streben, und wir meinen,
Streben, meinen immerdar;
Schweifen durch des Lebens Weite
Und verachten die Gefahr.
Wir begehren nur das eine,
Wir begehren immerdar;
Immerdar auch will's erscheinen,
Ach! verschwinden immerdar.

---

### Weiter nichts als ein Traum.

1829.

Wie ich vom Stolz vom fränk'schen Reich,
Vom Mann, des Name dauern soll,
Von seinem Aufgang, wundergleich,
Von seinem Sturze, jammervoll,
Vertieft las in der Kunde Licht,
Entschlief und sah ich ein Gesicht.

Ich sah ein stolzes Luftgebild
Auf meerumtostem Felsensitz,
Wie der Sirokko glüh'nd und wild,
Sein Atem und sein Blick ein Blitz;
Das Meer, das starrt' er zürnend an,
Es war ihm Feind, nicht Untertan.

Zerbrochen war das Schwert der Macht,
Die Krone lag vor ihm zerschellt;
Doch hatten treu um ihn zur Wacht
Sich Heldenschatten aufgestellt.
Die ruh'ge Schärfe seines Blicks
Verriet den Mann mir des Geschicks.

Ein andrer, der ihm ähnlich ganz,
Stand harrend neben ihm und groß,
Doch in der Jugend Reiz und Glanz,
Mit heitrer Stirne, regungslos,
Der Stille gleich, die Sturm verspricht —
Ein Luftgebild war dieser nicht.

Da scholl ein dumpfer Klagelaut
Herüber von Europas Strand:
„Den Völkern weh! die je gebaut
Auf Fürstenwort und Ehrenpfand;
Durch Meineid, Kerker und Schafott
Beherrschet Sklaven der Despot."

Und laut und lauter, donnergleich,
Und drohend schwoll das Wehgeschrei,
Und die Tyrannen wurden bleich,
Sie wußten, was Verzweiflung sei,
Die wider Unterdrückung ringt
Und die Vergeltung spät erzwingt.

Noch lauschet ernst und still vielleicht
Der mächt'ge Geist: „Wie lang es währt!"
Nun regt er sich aufatmend, reicht
Dem Sohne das zerbrochne Schwert,
Das sich in starker Hand ergänzt
Und hell, wie einst bei Lodi, glänzt,

Und spricht: „Es ist nun an der Zeit!
Um Freiheit kämpft die Welt, — brich auf!
Brich auf, mein Sohn, und in den Streit!
Bezeichnet ist dein Siegeslauf;
Dein Vater saß auf einem Thron,
Du, Größrer, wirst ein Washington."

Da jauchzet auf die luft'ge Schar
Der Helden, die der Tod geraubt,
Sie huldigen dem jungen Aar

Und rufen Segen auf sein Haupt;
Sie wünschen lebend sich zurück,
Zu schaun nur seiner Schlachten Glück.

Auf jedem Ehrenfeld zur Stund',
Vom Seinestrand zum Nilestal,
Auf Spaniens, Deutschlands, Rußlands Grund,
Erstehn die Toten allzumal,
Sie rufen segnend Glück ihm zu,
Und legen wieder sich zur Ruh'.

Und nun der Jüngling sich erhebt,
Da hat der Patrioten Reihn
Ein freud'ges: „Heil ihm! Heil!" durchbebt:
„Des Vaters Flammengeist ist sein,
Von aller Herrschsucht abgetan, —
Der Sohn des Menschen führ' uns an!"

Er führt sie an, so weis', als stark,
Für gleiches Recht und Freiheitsgut;
Wie fühlt sich jeder Arm voll Mark,
Wie jedes Herz voll Lust und Mut!
Schon wogt verhängnisvoll die Schlacht,
Schon fließt das Blut — ich bin erwacht.

---

## An den Träumer.

1829.

Wach auf! du träumst, kein Schatten ist zu sehen;
Der alte Held ist tot und soll es sein;
Um das zerbrochne Schwert, das ehmals sein,
Bemühen, eitlen Wahnes, sich Pygmäen.

Der andre — — schweig! er wird dich nicht verstehen;
Der ist von einem Schatten nur der Schein;
Du rufest in das leere Nichts hinein,
Und dennoch kreist die Zeit in Kindeswehen.

Kein Riese taugt die Zwerge zu erschlagen,
Sie freuen sich der Nacht, die sie geboren,
Und können nicht des Tages Schein ertragen.

Laß triumphieren diese eitlen Toren.
Es graut im Osten und beginnt zu tagen;
Die Sonne bricht hervor — sie sind verloren.

---

## Der ausgewanderte Pole.

1834.

Noch hält auf uns der Zwingherr seine Hand,
Wir werden in die Heimat heimgetrieben.
Nicht wahr, man soll sein Vaterland doch lieben
Und nicht zerreißen dieses letzte Band?

Nicht wahr, der Mannestugend erstes Pfand,
Der reinste, heiligste von allen Trieben,
Die selbst Natur uns in das Herz geschrieben,
Das ist die Liebe zu dem Vaterland?

Das weiß ich an den Fingern herzuzählen,
Und mag dir meinen Haß — was wirst du sagen? —
Zu meinem Vaterlande nicht verhehlen.

Weh, daß ich Vater bin und frönen muß!
Eh' sollte mich zum Blutgerüste tragen,
Als in das fluchbeladne Land mein Fuß.

---

## Das ist's eben.

1838.

Seht auf schwarzbeschlagner Bahre
Langsam sich den Zug bewegen;
Garden mit gesenkter Fahne,
Dann der Sarg mit Kron' und Degen;
Und die goldne Staatskarosse!
Und die schwarzbehängten Rosse!
Welch ein Schauspiel! welche Pracht!
Das ist's eben, das ist's eben,
Was die Menge jauchzen macht.

Aber seht, bei jener Blende
Dort das alte Weib, sie scheinet
Zu verzweifeln, ringt die Hände,
Weint und klaget, klagt und weinet. —
Daß bei einem Leichenwagen
Diese jauchzen, jene klagen,
Dieser weint und jener lacht,
Das ist's eben, das ist's eben,
Was mich immer stutzig macht.

Mütterchen, laßt ab zu weinen,
Faſſet Euch, ſo ſtand's geſchrieben.
Alles ſtirbt nicht mit dem einen,
Iſt der Sohn uns doch geblieben;
Der wird's, wie ſein Vater, treiben,
Alles wird beim Alten bleiben,
Alles gehn, wie hergebracht.
Das iſt's, ſchluchzt ſie, das iſt's eben,
Was ſo ſehr mich weinen macht.

---

## Der Tochter Verzweiflung.

(Wahre Begebenheit. Paris. Oktober 1831.)

„Vermietet mir oben ein kleines Gemach,
Ein armes Stübchen unter dem Dach;
Es darf das Fenſter bequem nur ſein
Zu ſchaun in die Tiefe der Straße hinein."

Bejahend erhebt ſich die Schaffnerin gleich —
Die junge Frau harrt zitternd und bleich —
Sie greift zum Schlüſſelgebund und ſteigt
Sechs Treppen hinauf, — ſie folgt und ſchweigt.

Sobald geöffnet, eilt ſie im Lauf
Dem Fenſter zu und reißt es auf,
Sie ſchaut in die Tiefe der Straße hinein —
Ein Sprung! — es wird vollendet ſein.

Aufſchreiend hat an das Kleid ſie gefaßt
Die Schaffnerin und zürnet faſt:
„Und wenn du verfallen der Hölle biſt,
Was fängſt du mich ein mit ſchnöder Liſt?!"

Drauf wieder mild: „verzweifle nicht,
Und klage du mir, was das Herz dir bricht;
Hab' auch des Schmerzens Kralle gekannt:
Ein Herz, das blutet, iſt meinem verwandt.

Hab' andern Leidenden Troſt gereicht,
Ich werde dir raten, dir helfen vielleicht;
Bei Gott iſt Hilfe für viele Not,
Nur rettungslos iſt einzig der Tod."

„Der Tod!“ so jene dumpf und hohl,
„Er langt nach mir, er kennt mich wohl;
Hab' ihm gar edle Kost geschafft,
Nun will er auch mich mit aller Kraft.

O Mutter, Mutter! wie starr bist du?
Dein Mund verstummt, dein Auge zu!
So zogen sie dich aus dem Wasser heraus
Und stellten den Blicken der Leute dich aus.

Ich selber stieß, daß Ihr es wißt,
Ich selbst sie hinein, — ein Zank, ein Zwist —
O Gott! um nichts, um einen Hund! —
Sie lief hin, warf in den Fluß sich zur Stund'!

Da will und darf ich nicht in den Fluß,
Und weiß doch wohl, daß ich sterben muß,
Und weiß . . . .“ Ein Schauder erfaßt sie wild,
Dann starrt sie versteint, ein Jammerbild.

Sie siehet nicht, sie höret nicht
Was immer die Schaffnerin tut und spricht;
Nun wird sie gehn; zur Hilfe bereit
Gibt jene heimlich ihr das Geleit.

Sie folgt ihr durch Straßen und Gassen, sie hat
Mit ihr erreicht das Ende der Stadt;
Am Markt, wo das Volk ihr den Weg verrennt,
Wird unversehens von ihr sie getrennt.

Sie spähet vergebens und fraget umher —
„Was drängen sich dort die Leute so sehr? —“
„Vom Fenster dort oben — Ein junges Weib —
Gott sei uns gnädig! Dort liegt der Leib.“

---

## Der arme Sünder.

(Fragment.)

1832.

Zu Grüneberg in der längsten Nacht,
In später Geisterstunde,
Erbrauset mit Schneegestöber der Sturm,
Die Eule kreischet im alten Turm
Und ängstlich winseln die Hunde.

Im untern Dorf in des Schulzens Haus
Vermehret ein Traum das Grauen;
Die Frau schreit auf: „mein Kind! mein Kind!
Auf, Vater, auf! Zum Förster geschwind,
Nach unserm Sohne zu schauen.“ —

„Was sollte dem Burschen geschehen sein?
Verscheuche mit Beten die Träume.
Zum Förster ist's weit, der Pfad ist verschneit;
Schlaf ein! schlaf ein! 's ist Schlafenszeit,
Es sind ja Träume nur Schäume.“ —

„Unsägliches muß ihm geschehen sein,
O Vater, bedenke das Ende!
Er saß im Bette, verstört und bleich,
Und rang, dem armen Sünder gleich,
Verzweiflungsvoll die Hände.“

Es grauset dem Vater bei solchem Wort,
Da will er den Gang doch wagen.
Er kleidet sich an, er eilet hinaus
Durch Nacht und Sturm nach dem Jägerhaus,
Nach seinem Kinde zu fragen.

Die Nacht ist schaurig und finster und kalt,
Von Angst das Herz ihm beklommen;
Am alten Turm da kreischt es und pfeift,
Ihn höhnt der Sturm, der den Wald durchstreift,
Als heult' er: Zu späte gekommen!

Kaum atmend erreicht er das Haus und beginnt
An Tür und Fenster zu schlagen:
„Wach auf, du Förster! und öffne mir bald!
Ist hier mein Jürgen oder im Wald?
Was hat sich zugetragen?“

Der läßt ihn ein, er fragt ihn aus,
Es will ihn seltsam bedunken:
„Dein Jürgen schläft. Gesund und rot
Hat gestern er noch zum Abendbrot
Gegessen wie zwei und getrunken.“ —

„Ich will ihn sehn! ich muß ihn sehn!“
Den Förster rührt der Jammer.
Er treppenhinauf mit dem Alten steigt,
Er öffnet die Tür, die da sich zeigt,
Er leuchtet ihm in die Kammer.

Und was sie sehen —! es sträubt sich ihr Haar
Zu Berge, sie stehen versteinet.
Der sitzt im Bette verstört und bleich,
Und ringt, dem armen Sünder gleich,
Die Hände verzweifelnd und weinet.

„Was ist geschehn?" — „Nichts! nichts! hinweg" —
„O sprich! was hast du begangen?" —
„Ich kann's nicht sagen!" — „Entdeck' es uns nur,
Wir schwören dir hier den heiligsten Schwur,
Du sollst Vergebung erlangen." —

„O, wie ihr doch zudringlich seid!
Und wollt ihr's, und müßt ihr es wissen,
Ich hab' — ich weiß nicht, wie es kam,
Ich hab' — es überfällt mich die Scham,
Ich hab' ins — — — —"

desunt quaedam in manuscripto.

---

## Vom Pythagoreischen Lehrsatz.

1835.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz nach Pythagoras benannt
Gilt heute, wie er galt zu seiner Zeit.

Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt;
Es taten kund, geschlachtet und verbrannt,
Einhundert Ochsen seine Dankbarkeit.

Die Ochsen seit dem Tage, wenn sie wittern,
Daß eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle;

Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen;
Und machtlos sich dem Licht zu widersetzen
Verschließen sie die Augen und erzittern.

---

## Sängers Lohn.

1832.

Kommt über dich der Geist mit mächt'gem Rauschen,
Entzündet deine Seele sich zum Tone:
Du, Sänger, singest, wie der Vogel, ohne
Zu forschen, wer dem Liede werde lauschen.

Du hoffst nur, die du meinest, zu berauschen,
Begehrst nur ihrer Liebe Stolz zum Lohne,
Und reicht die Mitwelt dir die Lorbeerkrone,
Willst du mit Myrt' und Rose sie vertauschen.

Doch sie dafür, je näher dir, je blinder,
Vergilt's mit häuslichem Verdruß und Hader:
Derweil du schreibst, versäumst du Weib und Kinder.

Und achselzuckend fragen die Genossen:
Ob je gemünztes Gold aus deiner Ader
In deiner Wirtschaft Kasse sei geflossen.

---

## Hochzeitlieder.

### 1.

### An W. Neumann am Tage seiner Hochzeit.

1819.

Laßt uns mit den Bechern klingen,
Laßt uns lieben, leben, singen
Und in Dithyramben ringen
Freudig um den ersten Rang!
Laßt uns holde Kränze weben,
Küsse nehmen, Küsse geben,
Ist die Liebe ja das Leben,
Ist das Leben doch Gesang!

Kränze weben und zerreißen,
Wie die Götter es uns heißen,
Sonder Arg und sonder Gleißen:
Sind wir froh doch, fromm und gut!
Ein Gebet ist ja das Lieben,
Ist Erhörung auch von drüben —
Laßt uns singen, leben, lieben,
Glühen uns in heil'ger Glut!

Aus der Liebe reichem Bronnen
Quellen Blumen, Sterne, Sonnen,
Alle Güter, alle Wonnen,
Namenlos und unbewußt.
Kann ich je zu singen wagen,
Was ich kaum vermag zu tragen?
Doch das Wort kann es nicht sagen,
Herzensschlag nur, Brust an Brust!

---

## 2.

### An Auguste W. Am Hochzeitmorgen.

1820.

Zarte, süße Rosenblüte,
Zierst du heut den Myrtenkranz!
Morgenröte im Gemüte,
In dem Blicke Sonnenglanz.

Rosenblüte, holde Fei,
Wunder du der Blumenwelt,
Übest Macht der Zauberei,
Wann und wie es Gott gefällt.

Was erschaffen ist, umschafft du,
Hebst den Armen hoch empor,
Und den Sterblichen entrafft du
Zu der Seraphinen Chor.

Öffnest du den Wonnemund,
Rose, Kelch der Liebesmacht,
Sprichst ein Ja zur rechten Stund',
Und der Zauber ist vollbracht.

---

### An eine Freundin.

1821.

Du hast zu sprechen selber mich geheißen —
Gar strenge schallt das Wort aus meinem Munde.
Ich weiß mit süßem Schmeicheln nicht zu gleißen —
Ich hege Lieb' und Ernst im Herzensgrunde,

Und mag ich zürnend scharf ins Fleisch auch reißen,
Kühlt großer Liebe Balsam doch die Wunde.
Du wolle nicht in Bitterkeit aufwallen —
Laß nicht die Saat auf öden Boden fallen.

Du sollst mit Gott, der vieles dir gegeben,
Nicht hadern, weil er alles dir nicht gab.
In engen Schranken weilt des Weibes Leben
Von ihrer Wiege bis zu ihrem Grab;
Drin kann und muß ihr Paradies sie weben
Mit fromm ergebner Liebe Zauberstab!
Beglückte Tochter, Schwester, darfst du wagen
Das dir verhängte Schicksal anzuklagen?

Zu dienen ist des Weibs vererbtes Los:
Den Eltern, den Geschwistern, dem Gemahl,
Ja selbst dem Kind, entbunden ihrem Schoß,
Dient alle Zeit sie rastlos allzumal.
Auch ihr, ich weiß es, wird gedient, doch bloß
Wo, unbewußt des Rechts, sie nicht befahl.
Was wandelt Dienst in Freiheit? nur die Liebe.
Was Pflicht in Lust? die Liebe, nur die Liebe.

In Liebe sei den Eltern, die dich lieben,
Zu dienen deine Lust, dein stilles Glück;
Und von der Liebe, wie von selbst getrieben,
Fügt sich die Welt des Hauses mit Geschick.
Was feindlich und was scharf und schroff geblieben,
Das huldiget versöhnet deinem Blick.
Doch der Geheimniss' heimlichstes verhehle
Dir nicht: — die Demut ist der Liebe Seele.

Und ist die Demut wohl in deinem Herzen,
Wenn selbst die Liebe du im Munde führst?
Was redest du von Sehnsucht und von Schmerzen,
Auf dich beziehend, was du nur berührst?
Du sollst mit Heiligem nicht frevelnd scherzen,
Da du im Busen nicht die Flamme schürst. —
Es ziemt von Männerliebe nur zu schweigen;
Ist ihr doch selbst sich zu verschweigen eigen.

Verschließe nicht, der Weg führt zum Verderben,
Dein leidend Herz dem dargebotnen Licht;
Des Übels klare Einsicht zu erwerben,
Ist heilsam, ist sie gleich die Heilung nicht.

O Freundin, laß die Wahrheit um dich werben,
Und stelle dich ihr selber vors Gericht.
Ich aber drücke dir die Hand und scheide;
Du selbst mit Gott das Fernere entscheide.

---

## An C. von Holtei.

(Bei dem Tode seiner Gattin.)

1825.

„Mein hoher Herr!" — Wie ist dein Stolz gebrochen?
Wie sank die hohe Herrschaft doch sogleich!?
Der Mund ist stumm, der so zu dir gesprochen.
Da liegt sie unterm Leichentuche bleich,
Die schuldlos, lieb- und kunstreich war vor allen,
Die deine Krone war und auch dein Reich.
Wie bist du Armer, Armer doch gefallen;
Du, einst der hohe Herr der holden Lieben,
Mußt nun durchs öde Leben einsam wallen.
Aus deiner Jugend Paradies vertrieben,
Fern hinter dir dein Leben, Lieben, Trachten,
Sind einzig dir drei Dinge treu geblieben.
Wie Sterne sollst du diese drei betrachten,
Die, sank die Sonne, deine Nacht erhellen,
Und sollst sie bis zum künft'gen Tag beachten:
Das eine, Freundschaft, wird sich dir gesellen;
Das andre bleibt nicht fern, die Gunst der Musen;
Das dritte wird sich über beide stellen:
Erinnrung, Schmerzes Ernst im tiefsten Busen.

---

## Trinkspruch zum 31. März 1826.

(Jean Pauls Geburtstag.)

Der Sonne gilt, dem Lichte dieses Glas!

Wie sie zu unserm Norden sich erhebt,
Ruft Leben sie aus Wintertod hervor;
Dem dunklen Erdenschoß entwinden sich
Die Blumen, Sehnsuchtsaugen, die das Licht
Auftrinken, es als milden Farbenschein
Rückstrahlend: ein vergängliches Geschlecht, —
Wie sie entglommen, so verglimmen sie,
Wenn abwärts sich die Sonne von uns kehrt.

Sie kam vor vielen Jahren, so wie heut,
Einst über unsern Norden, und mit ihr
Ein andres, blumenreiches Licht herauf;
Und als im vor'gen Herbst sie von uns schied,
Ward jenes auch uns Klagenden entrückt;
Doch blieb uns, was von Blumen es verstreut,
Ein unvergänglich teures Eigentum.
Denn Lichtgedanken sind den Sternen gleich,
Die nicht entsprossen aus der Erde Schoß,
Und nicht dem Jahreswechsel untertan:
Sie leuchten fort und fort und tragen Frucht;
Nicht wird, was sie bestrahlt, verdunkelt mehr.

Dem Lichte gilt, dem Geiste dieses Glas!

---

## An Frau von Goethe.

1830.

(Als Einleitung zu der Idylle aus der Tongasprache, s. 3. Teil, S. 79.)

Du öffnetest zu heiterm Spiel die Bahn,
Chaotisch drängt um dich sich eine Welt,
Es blühen Blumen und erschallen Lieder,
Und neckend willst du, daß im Lustgewühl
Auch meine Stimme sich erheben soll.
Mißdeute, Herrin, nicht den fremden Gast,
Den ungewohnten deines Glanzes; laß
Ihn schüchtern schweigen, und die Saiten nicht
Versuchen zu des eignen Liedes Mißlaut
Vor dir und ihm, dem Meister des Gesanges,
Dem Fürsten ew'ger Jugend und der Lieder,
Den stumm nur zu verehren ihm geziemt.

In fremder Zunge schallt ein Lied herüber
Aus jenem meerumspülten Sitz der Freude,
Dem heil'gen Tonga. — „Wilde" hörtest du
Die Sänger schelten, aber mir erschienen,
Die so sie schalten, selber nur Barbaren.
Laß in der Sprachen dir gefälligen
Verwirrung auch erklingen diesen Sang.
Befleißen will ich mich, die Worte dir
Zu deuten, weigert auch sich unbeholfen
Der Ernst der Muttersprache sich zu fügen
Dem kindergleichen Laute der Natur.

---

## Zur Feier Goethes.

### 1.

### Griesgram.

Aus der Mittwochsgesellschaft 28. März 1825.
(Vgl. Neumann, ges. Schriften. 2. S. 202.)

Wandelnd unter den Akazien
Welche man die Linden nennt,
Hört' ich Musen, hört' ich Grazien,
Die man nur durch Goethe kennt,
Sich beraten, wie sie dankbar
Seinen Preis uns gäben kund —
Sind die Liederweisen gangbar,
Laufen sie von Mund zu Mund.

Sprach die eine: Meine Schwestern,
Wer ersinnt den besten Rat?
Sprach die andre: Noch war gestern
Vetter Michel bei mir spat;
Vetter Michel, grad und bieder,
Redlich, wie das liebe Brot,
Vetter Michel singt uns Lieder,
Ja der hilft uns aus der Not.

Und der Rat erschien der beste. —
Musen, Grazien in der Mark
Bringen zu dem Goethe-Feste
Vetter Micheln seinen Quark.
Seid getrost und ohne Sorgen,
Glaubt es mir, der Edle sang,
Blättern wir die Zeitung morgen,
Finden wir es breit und lang.

Noch erhebt der Herr der Geister
Tönend seinen Adlerflug.
Heil dem ewig jungen Meister!
Ja, der lobt sich selbst genug.
Stumm in Andacht zu verharren
Lehrt er mich in einem Nu —
Aber, wo die Vettern schnarren,
Stopf' ich mir die Ohren zu.

## 2.

## Zu Goethes Geburtstag.

### 1826.

(Mittwochsgesellschaft. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, Bd. 4 S. 203 fgg. 229.)

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

Und wenn ich auch geweinet hab',
So war's vor Freud' und Leid.
Ihr lärmt und rauscht und ahnet's nicht —
Ich weiß nicht, wie ihr seid.

Ich las im Goethe eben nun,
Und las im Fauste just:
Ich fand in Gretchens Kerker mich,
Da weint' ich unbewußt.

Dem Frühling bringt, dem herrlichen,
Nur eure Blumen dar,
Die besten eurer Lieder singt
Dem Goethe immerdar.

Des Taues Perlen senken still
Auf Blumen sich herab —
Ich weih' ihm freudig, aber stumm
Das Beste, was ich hab'.

---

## 3.

## Trinkspruch am 28. August 1831.

Ich meine diesen Becher edlen Weins
Der Sonne nicht, ihr Freunde, darzubringen:
Sie wandelt unabläßig ihre Bahn
Hochleuchtend über unsern Häuptern. — Nein!
Der Sehkraft unsres eignen Auges soll
Er gelten. Licht ist, aber Blinde gibt's.
Drum laßt die Becher klingen hell und klar:
Auf jugendkräft'ge Lichtempfänglichkeit!
Sie sei noch unsres greisen Alters Ruhm.

---

## 4.

### Trinkspruch am 28. August 1832.

Ich sag' euch, Goethe lebt, ob in der Gruft,
Und viele Tote scheinen nur zu leben.
Sie regen sich und atmen Gottes Luft
Und scheinen vielen Sorgen hingegeben.
Ihn trennt von allen Sorgen eine Kluft,
Er lebt und wirkt und schafft, da andre streben,
Da wir, wie er zu leben, streben, ringen;
Ein Glas darauf: es mög' uns auch gelingen.

---

### An Paul Erman
### zum Geburtstag.
### 1824.

Ich bin nach Weisheit weit umher gefahren
Auf ödem Meer nach Süden und nach Norden,
Ich habe viel gesehen, viel erfahren
Bei zahmen Leuten und bei wilden Horden;
Die Weisheit, sprach man, kommt nicht vor den Jahren, —
Ich aber bin ein alter Mann geworden;
Doch will mir meine Weisheit klein erscheinen,
Ich bin noch über nichts mit mir im reinen.

Noch über nichts, es sei dies eine nur,
Ich bin um nichts noch klüger als zuvor.
Die Kunst, die Wissenschaft und die Natur
Verfolgt' ich unabläßig, armer Tor,
Mit irrem Schwanken auf unsichrer Spur,
Die bald erschien und wieder sich verlor;
Wohl jener Schatz war mein vermeintlich Gut,
Der unterm Fuß des Regenbogens ruht.

Sag', feiner Knabe, mir, daß ich es lerne,
Das Vortelchen, wie du es angestellt;
Wir sahn erst vierzehnmal dieselben Sterne,
Die deinen Eintritt in die Welt erhellt;
Du leuchtest schon aus ungemeßner Ferne,
Ein Stern der ersten Größe vor der Welt;
Es können noch nur Sterne dich erreichen,
Du fängst sie an als Anerkennungszeichen.

---

### An Eduard Hitzig
zu seinem Geburtstag 1826.

Wir haben uns als Jünglinge gefunden
Und halten uns als Männer noch umfaßt.
Die wir zum ersten Anlauf uns verbunden
Halten noch Schritt, obgleich mit mindrer Hast.

In Lust und Leid sind wir hinauf geklommen
Und klimmen nun in Leid und Lust hinab.
Es wird, was vor uns liegt, uns nicht entkommen,
Geduld, Geduld! dort unten blinkt das Grab!

Wir halten's fürder noch, wie wir's gehalten,
Es geht sich so umfaßt am besten doch;
Laß fromm uns zum Gebet die Hände falten:
Wir bitten dich, o Herr! um eines noch:

So es dein Will' ist, lasse nicht geschehen,
Daß, wenn im Niedergang die Sonn' uns scheint,
Wir uns von denen überholen sehen,
Die hinter uns zu lassen wir gemeint.

---

### An Fouqué
mit dem Schlemihl.
1827.

Für Recht und Wahrheit gleich entbrannt,
Wir halten's anders, doch zusammen,
Und schreiten vorwärts, Hand in Hand,
Verklärt inmitten wilder Flammen.

Nicht ist's die Form, die so uns hält,
Die Form zerfällt im Läutrungsfeuer:
Wir haben uns auf höherm Feld;
Heil dir, mein Frommer, mein Getreuer!

---

### An denselben.
Mit Bisson vor Stampalin.
1828.

Du hast an meinen Liedern
Wohl oft nicht deine Lust;
Nun will ich Anklang wecken
In deiner alten Brust.

Laß unter diesen Bäumen,
Die schon der Herbst entlaubt,
Wie ehedem uns lagern
Und lehn' an mich dein Haupt.

So recht. Nun will ich singen,
Du höreſt unverwandt.
Und hab' ich's recht getroffen,
So drückſt du mir die Hand.

---

## Zu Stägemanns Jubiläum.

1834.

Laß zu Minervas Ölzweig ſich gesellen
Apollos Lorbeer, deutſches Laub der Eiche,
Und, was der höchſte Stolz von Florens Reiche
An Blumen iſt, Sternblumen, Immortellen.

Miſcht Roſen ein; von friſchen Roſen ſchwellen
Soll dieſer Kranz, dem keiner ſich vergleiche,
Und prunkend ſchmücke ſich der farbenreiche
Mit bunten dunklen Blumen und mit hellen.

Dem Jüngling dort den Kranz, den ihr gewunden!
— Laßt euch nicht irren ſein faſt weißes Haar,
Er trägt's im Scherze, weiſe zu erſcheinen. —

Ihr habt in ihm den würdigſten gefunden,
Der, wie dem Vaterland, euch teuer war,
Den Kanzler[1]) und den Sänger gleich im Einen.

---

## Vor dem Bilde von Karl Leſſing:

„Das trauernde Königspaar"

nach Uhlands Gedicht: „Das Schloß am Meer".

1830.

— — Bei Gott
Ein Jüngling, wie ein Mann.
G. E. Leſſing.

Wer iſt, der dieſes Bild gemalt? wie heißt er? —
Karl Leſſing heißt er, und die Leute ſagen,
Er ſei noch in der Jugend erſten Tagen,
Daß aber er ein Künſtler iſt, beweiſt er.

---

[1]) Der Konzipient meint in guter Proſa: Den Staatsmann und den Dichter gleich im Einen.

Und sich zu Uhland, meinem hohen Meister,
Zu setzen darf der stolze Knabe wagen
Und hoffen, ihn vielleicht zu überragen!
Ach, täglich wird die Jugend dreist und dreister!

Du, Lessing, solltest, mein' ich, Ehrfurcht haben
Vor uns, die wir ein halbes hundert Jahre
Gewollt, versucht, gestrebet und gerungen.

Und wie ich zürne, hast du mich bezwungen:
Den Nacken beug' ich, schüttle graue Haare
Und küsse dir die Hand, der Greis dem Knaben!

---

## Trinkspruch

auf G. und W. Schadow, Bendemann und Hübner in der Literarischen Gesellschaft am 16. Oktober 1832.

Aus hoch erhobner Schale laßt das freud'ge Kind
Der Sonne leuchten über uns! Der Freude gilt's!
Doch hört mich an; denn in der Freude selbst geziemt
Ein ernstes Wort dem ernsten Alter und der Zeit.

Wir ehren, hochehrwürd'ger Meister, dich zuerst,
Dich, dessen Sohn und Schüler er sich rühmt zu sein.
Wir ehren dich, den Meister, welchen unsern Freund
Zu nennen, du uns freudig stolz gewöhnet hast;
Ehrwürd'ger Meister vieler Meister, Glücklicher!
Wir ehren euch, ihr Jünger, ihr des Adlers Brut,
Die aus dem Schatten seiner Flügel ihr den Flug
Zur Sonne hoch gewendet habt, vor denen schon
Das Haupt in Ehrfurcht freudig beugen wir gelernt.

Und euch zusammen (ihr Pilaster deutscher Kunst,
Erzeuger und Erzeugter, und der Söhne Kraft,
Der geistgebornen und ernährten, hier vereint
Zu einem seltnen Bilde deutscher Herrlichkeit)
Betrachtend, wie des Augenblickes Gunst gewährt,
Entbebt der Brust ein fromm Gebet beim Becherklang:
Gewähre jeglichem von uns das Waltende
Von deinem Glücke, Freund und Meister, nur ein Teil!

---

## Trinkspruch zum 3. August 1836.

Der Fels, das ist die Liebe, worauf ist gut zu baun;
Wo Lieb' im Hause waltet, ist Eintracht und Vertraun,
Und mög' im Sturm erzittern weithin die bange Welt,
Das Haus ist fest begründet, das Haus ist wohl bestellt.

Drum füllt mit edlem Weine den Becher bis zum Rand —
Das Haus, von dem ich rede, das ist das Preußenland,
Und betend leert den Becher an diesem frohen Tag;
Der Vater fühlt im Herzen, daß es ihm gelten mag.

# Zweite Nachlese zu den Gedichten.

## Jugendgedichte aus der Musenalmanachszeit 1803—1806.

### Die jungen Dichter.

Ein früher Winter bleichet ihm die Wangen;
Er hat des Lenzes Kränze nicht errungen.
Es muß dem Wandrer in der Öde bangen —
Die Welt ist öd' ihm und in Nacht verschlungen,
Das Wirken ihm verwehrt, versagt die Liebe;
Von heißer Liebe war die Brust durchdrungen;
Ihm gab die kalte Welt nicht Gegenliebe,
Der Ton verhallte leer und nicht vernommen,
Verschmäht, verschloß die Brust die Flammentriebe.
Des Lebens Sterne sind, ach! ausgeglommen,
Verhallet sind der Jugend schöne Lieder,
Von schweren Lasten ist die Brust beklommen;
Er zaget, bebet, sinkt ermattet nieder,
Ein Sohn des Staubes, in den Staub, — die Milde
Des Mohnes taut auf seine Augenlider;
Und herrlich aus olympischem Gefilde
Senkt sich hernieder in dem Regenbogen
Die Schönheit, und er kennt das Lichtgebilde.
Sie wandelt, eine Gottheit, hehr umzogen
Von ew'gem Glanze, und der Brüste Fülle
Entquillen sprudelnd heil'ge Lebenswogen.
Sie quillen, und die Nacht, die graufe Stille,
Das Grab aufbebt in Wohllaut, Glanz und Wonnen;
Es steigt der Quell, berührt der Wolken Hülle;

Es reißt der Schleier, und ein Strom von Sonnen
Ergießt sich in den Raum, es sinkt zur Erde
Der Quell; sie prangt, vom Blumenkleid umsponnen.
Und sehnend schlägt das Herz, daß ihm auch werde
Der Lenz, der um ihn her das All durchwebet,
Gewährung strahlt der Himmlischen Gebärde.
Und Herz und Lippen stärket und erhebet
Der heil'ge Lebensquell, daß sie gesunden,
Und neu entglommen hoch die Brust aufbebet.
Ihm flammt das Feuer, das sich rings entbunden;
Die Gottheit spricht zu ihm: „Zieh hin ins Leben,
Von grünem Kranz dein junges Haupt umwunden!
Dir war es und nur Wenigen gegeben,
Zu trinken aus der Götter Nektarschale;
Dem Reich der Schranken darfst du kühn entschweben.
Dir blüht das ew'ge Reich der Ideale;
Entschwinge, Sohn des Staubes, dich dem Staube
Und setze dich, ein Gott, zum Göttermahle!" —
Es schwinden die Gesichte mir, zum Raube
Dem feindlichen Moment; ob Trug, ob Wahrheit,
Ob Traum sie waren, wankt des Geistes Glaube;
Des Herzens Glaube nicht — des Lichtes Klarheit
Bezweifelt nicht das Aug' — es glühn die Spuren,
Es zweifelt nicht das Herz; Gefühl ist Wahrheit.
Doch muß im Kampf der inneren Naturen
Des Erdensohnes tiefstes Herz erkranken,
Wer heilt die Leiden, die ihm widerfuhren?
Es weht der Nord, es drücken schwer die Schranken. —
Doch plötzlich hallt aus Thuiskons Bardenhaine
Beflügelt der Gesang, hallt mir, dem Franken,
Hallt tief mir in das Herz, daß neu erscheine
Der Schönheit Idealenwelt im Blühen,
Sich in der trunknen, regen Brust vereine
Zu schönen, sanften Lebensmelodien
Der Zwist der inneren Naturen; Töne
Erstrahlen nur, die in der Seele glühen.
Dort blüht das Reich der Ideal'; es sehne
Das Herz sich, in das Heiligtum zu dringen;
Es spanne sich, erhöhter Kraft, die Sehne!
Und nach dem schönen Ziele kühn zu ringen,
Erhebt der Fremdling sich. Ein Jüngling ringet
Gleich ihm, des Zieles Höhen zu erschwingen.

Und eines Schicksals Kette sie umschlinget,
Und ein Gefühl in beider Busen brennet,
Und eine Ahnungsstimme sie bezwinget;
Sie schaun sich in die Herzen; es erkennet
Der Freund den Freund; der Bund ist ernst geschlossen,
Von keines Schicksals Macht wird er getrennet.
Dem niedern Ruf der Wirklichkeit verschlossen,
Vereinen unsre Seelen sich, Regionen,
Wo Wert und Schönheit im Gesange sprossen
In ewig grüner Jugend zu bewohnen,
Den heitern Höhen nimmer zu entsteigen,
Als in des flachen Lebens kalten Zonen
Der ew'gen Blumen Samen hinzustreuen.
Ihr Sänger ew'ger Lieder, männlich schreiten,
Dem Chor der Lebenden uns anzureihen,
Wir Namenlosen: Kronen zu erstreiten,
Muß das Unendliche, der Mann erzielen;
Wir ringen aufwärts, und den goldnen Saiten
Entbeben leise Töne schon; es spielen
Apollons Strahlen leuchtend um die Leier,
Und mächtig in dem regen Busen fühlen
Auflodern wir der künst'gen Lieder Feuer.

---

## Die Trauung.

Schon die heil'ge Früh' begrüßend,
Stimmt die Lerche den Gesang,
Und ein Ritter spornt den Renner
Schweigend dort den Wald entlang.

Durch des Waldes tiefes Dunkel
Schlängelt sich nun seine Bahn,
Und dem Ritter scheint's zu grauen,
Ihm, dem kriegerprobten Mann.

Wilder spornt er nun den Renner,
Wilder durch des Waldes Nacht.
Warum hüllt er in den Mantel,
Wendet er das Antlitz ab?

Dort ist neu gewühlt die Erde,
Ihr entsproß kein junges Gras,
Dort umhüllt er in den Mantel,
Wendet er das Antlitz ab.

Diese Erde, neu gewühlet,
Dort an dem entlegnen Pfad,
Wo erschrocken er sich wendet,
Diese Erde — ist ein Grab.

„Mutig streck' die raschen Glieder,
Donnern laß des Hufes Schlag;
Fern von dieses Ortes Schrecken,
Treuer Renner, fleuch gewandt!

Schweiget doch des Grabes Tiefe,
Schweigt des Todes Schattenland:
Nicht der Gruft wird sie entsteigen,
Nennen nicht des Mörders Hand.

In der Liebe Wonnefluten
Soll ersterben jeder Harm;
Kalt hat sie der Tod umfangen,
Lösend das verhaßte Band.

Und zur Feier schon geschmücket
Und den Brautkranz in dem Haar,
Harret meiner die Geliebte,
Liebend meiner am Altar."

Von des Hufes wildem Stampfen
Fern der dunkle Wald erschallt;
Doppelt schallt des Hufes Donner,
Doppelt von dem Widerhall.

Und es dringet in die Seele
Schreckend ihm und wunderbar,
Und er wendet scheu die Blicke,
Und ihm sträubet sich das Haar.

Welch ein Ritter, schwarz geharnischt,
Schwarz beritten, unbekannt,
Mit geschlossenem Visiere,
Jagt ihm nach so wild und jach?

Fremd und seltsam ist die Bildung!
Seiner Rechten hohe Macht
Schwingt der Peitsche knot'ge Riemen,
Treibet an die wilde Jagd.

Und er will die Zügel halten —
Sie entfallen seiner Hand —
Schnaubend, donnernd, immer vorwärts,
Vorwärts jagt das Roß entbrannt.

Spornend sucht er zu entfliehen,
Spornend jagt ihm jener nach;
Schnaubend, donnernd, immer vorwärts,
Vorwärts zieht die wilde Jagd.

Dort am Gnadenbilde kniet,
Hebend an den Morgenpsalm,
Schon der fromme Eremite,
Betet an so treu und warm.

„Gott befehlet meine Seele,
Vater, Vater! fleht ihn an —"
Doch der Graunerfüllte hebet
Rasch sich fort, noch eh' sie nahn.

Und der Ritter zagt und bebet,
Und es faßt ihn heiß und kalt —
Donnernd vorwärts, immer vorwärts,
Zieht die wilde Schreckensjagd.

Schon erreichet ist die Ebne,
Hinter ihnen flieht der Wald;
Golden blitzt von blauer Ferne
Schon die Burg im Morgenstrahl.

Und die Hirten treiben singend
Ihre Herden in das Tal.
„Hirten, Hirten! seid mir gnädig!
Nehmt mich auf in eure Schar!"

Doch es fällt ein plötzlich Schrecken
Hirt' und Herden vor ihm an;
In die Saaten, in die Fluten
Stürzen sie aus seiner Bahn.

Und im Herzen es ihm eiset,
Seine Augen deckt die Nacht;
Furchtbar donnernd, immer vorwärts,
Vorwärts stürmt die Schreckensjagd.

Hoch und höher türmt die Burg sich,
Wild nun jagt's zur Burg hinan;
Offen stehen weit die Tore,
Den Geliebten zu empfahn.

Und des Ritters mut'ger Renner
Strenget an die letzte Kraft,
Auf dem Hofe, vor der Kirche,
Tot hin stürzt er auf dem Platz.

Und der Ritter sich erhebet,
Schauet um sich, sich ermannt,
Kann sich selber nicht erkennen,
Denn er hat die Furcht gekannt.

Nicht des scheußlichen Geleiters
Schwarze, nächtliche Gestalt
Steht ihm gräßlich mehr zur Seite,
Doch der Wurm im Busen wacht.

Denn die Bilder seiner Taten
Leise, schreckend sich ihm nahn,
Denn des Grabes dunkle Tiefe
Redet schauerlich ihn an.

Aus der Kirche flieht erschrocken,
Wild des Volkes bleiche Schar;
Ein Geläute, ernst und festlich,
Ruft den Ritter zum Altar.

Zum Altar hin will er schreiten,
Hebet sich in seiner Kraft,
Tritt herein in die Kapelle —
Sie ist stille wie das Grab.

Einsam knieend und geschmücket
Und den Brautkranz in dem Haar,
Harret seiner die Geliebte,
Einsam seiner am Altar.

Und es brennen alle Kerzen,
Und der Priester im Ornat
Steht da bleich und starr und stille;
Stille ist es — wie das Grab.

Durch das schreckenvolle Schweigen
Will er dringen, will ihr nahn,
Stille durch die Stille schreiten,
Und den Atem hält er an.

Von der hohen Wölbung hallet
Ihm ein dumpfer Widerhall
Seines Trittes leises Rauschen,
Langgezogen, schaurig nach.

Und der Ton ins Herz ihm dröhnet,
Und der Wurm im Busen wacht.
Bleich und bebend, langsam schreitend,
Hat er ihr sich nun genaht.

Und sie hebet sich nun langsam,
Spricht ihn ernsten Wortes an:
„Darf ein Weib dem Schwure trauen,
Ritter, den dein Mund getan?

Nicht der Liebe Worte schwören
Kann mein Mund; wohl an der Tat,
An der Tat sollst einst du kennen,
Welche Braut sich dir genaht.

Dieser Stunde Schrecken scheuchten
Aus dem Tempel Weib und Mann;
Einsam, Ritter, harrt' ich deiner,
Hoffend, hier dich zu umfahn.

Einsam bin ich ganz geblieben,
Jeden Zeugen scheucht' die Angst,
Doch dem Schwure werd' ich trauen;
Schwör' dich mein in ernstem Band!"

„Keine Zeugen sind geblieben,
Doch wozu der Zeugen Tand!
Vor dem Priester sei's geschworen, —
Ewig dein in ernstem Band!

Auch die Schrecken dieser Stunde
Fielen schwer auf mich herab,
Und ich habe sie bestanden,
Und ich fasse deinen Arm.

Auch in Taten sprach die Liebe,
Als ich glühend um dich warb;
Auch in Taten, — und nicht sprechen
Darf der Mund, was ich vollbracht!

Teuer, teuer ward erkaufet,
Mir, Vermählte, deine Hand!
Schweigen soll des Grabes Tiefe,
Soll des Todes Schattenland!

Doch beim Grabe sei's geschworen,
Sei's bei jenem Schreckensstrand:
Ewig bin ich dir gegeben,
Ewig dein in ernstem Band."

Und sie reichet ihm die Rechte,
Faßt die Hand ihm — fest und kalt,
Und er will ihr Antlitz schauen —
Schaut die gräßliche Gestalt.

Nicht die Braut, die zarte Jungfrau,
Wohl der nächt'ge Ritter faßt
Ihm die Hand, und spitze Krallen
Reißen sich in ihren Bast.

Nicht des Helmes dunkle Wehre
Hüllt mehr des Gesichtes Nacht,
Und des Bösen finstres Auge
Funkelt Freud' und Neid und Haß.

Und die bleichen, hagern Wangen
Schwellt die Lust der dunklen Tat,
Und die welken Lippen beben,
Ihr entbebet Donnerskraft.

Und die Donnerskraft nachhallet:
„Ewig mein in ernstem Band!"
Und der Ritter sinkt entseelet —
Weh der blutbefleckten Hand!

## Elegie.

Hab' ich dich, Göttergleiche, gefunden, dich endlich gefunden,
Die das sehnende Herz trauend geahnet, geglaubt?
Die zu wandeln den Steig, den traurigen, öden des Lebens
Männlichen Schrittes den Mut mir, dem Entbrannten, erhöht?
Ihn erhöht, dir dienend, dem Reiche der feindlichen Schranken
Edel und kühn zu entfliehn, richtend den strebenden Flug
Hin zu der Schönheit Stern, einst wert deiner Liebe zu heißen!
Hoffnung und Liebe, sie sind Segler der himmlischen Bahn.
Hab' ich dich endlich, endlich gefunden, dich wirklich gefunden?
Darf ich dir Göttlichen nahn, liebeberauschet dir nahn? —
Höher erglühen die Rosen der zartjungfräulichen Wangen,
Höher und lichter verklärt strahlet der himmlische Blick.
Den im Busen sie ahnet, den Freund, den Geliebten, sie sieht ihn,
Glühend des Herzens Schlag zeugt der geahneten Näh'.
Doch wird dem Herzen, ach! traun, dem Gefühle die zögernde Jungfrau?
Bangend fesselt den Schritt weiblich die sittliche Scham.
Trauen darfst du dem Herzen, dem schönen Gefühle, du Holde!
Ewig Bestimmte mir, mich als Geliebten empfahn!
Den im Busen du ahnest, den Freund, den Geliebten, du siehst ihn;
Laß dich umfangen, o, laß drücken dich fest an das Herz!
Laß uns, Göttergleiche, vereint im ewigen, ernsten
Bunde fest vereint, trauend besteigen den Kahn,
Trauend des Lebens Fahrt, die herrliche, rasche vollenden!
Pfeilschnell rafft uns die Flut; streuend das purpurne Licht,
Strahlt Aurora am Himmel, umhüllt uns mit herrlichem Schleier,
Und am Ziele der Fahrt strahlet die Hoffnung, ein Stern.
Gleich der Efeurank' am Stamme der rüstigen Eiche,
Liebend und schmückend den Baum, grünt sie gesunder empor;
Jener auch grünt itzt stolzer, und beide leben ein Leben:
Also das zartere Weib, das sich dem Manne gesellt,
Also er selbst. O seliger Bund! Mir ewig Bestimmte,
Laß dich umfangen, o, laß drücken dich fest an das Herz!
Höher erglühen die Rosen der zartjungfräulichen Wangen,
Und sie senket den Blick; wird dem Gefühle sie traun?
Götter! sie hebet den Blick glückstrahlend empor, und sie eilet
Schön entschlossen mir zu, selige Götter, mir zu!
Leiht, o selige Götter, mir Sprache, den Bund zu geloben,
Heilig und ernst, wie das Herz flammend im Busen gebeut.

Dir, o Göttergleiche, beim sternenbesäeten Himmel
Sei es geschworen, es sei .... stamml' ich doch kaum wie das Kind!
Höhere Sprache verliehen die ewig waltenden Götter
Redenden Menschen, euch, preist sie, zu schließen den Bund;
Mund an Mund gepreßt, getauschet die Seelen sie selber,
Also, Geliebte, gelobt werde der ewige Bund!
Schön entschlossen und trauend, sie eilet dem Freund in die Arme,
Schmieget sich ihm an die Brust, pressend das Herz an das Herz;
Reicht ihm die wonnigen Lippen zum Kusse des ewigen Bundes.
Überhimmlisches Glück, seelenberauschender Kuß!
Log nur ein scheidender Traum ein rasch verschwindendes Glück mir,
Leuchtend ein fliegender Strahl, tiefer zu dunkeln die Nacht?
Wiederum netzend das Lager, das einsame, strömen die Tränen,
Tränen, vom Schmerze geweint, stille Gefährten der Nacht.
Gönnt mir, ewige Götter, o gönnt zum Lindrer der Schmerzen
Mir den dauernden Traum oder doch ruhigen Schlaf!

---

## Ceres.

–⏑⏑–, –⏑⏑–, ⏑––
–⏑⏑–, ⏑––, ⏑––
––– ⏑⏑–, –––
–⏑⏑– ⏑⏑–

*Οἷον δ' ἀστέρα ἦκε Κρόνου παῖς ἀγκυλομήτεω*
*ΟΜΗΡΟΥ ΙΛΙΑΔΟΣ. Δ.* 75.

Gleich dem Gestirn, welches der Sohn des verborgnen
Kronos geschwenkt von dem Äther, daß den Völkern,
Lichtthehr, Zeichen es sei, zahllose
Funken ersprühten von ihm;

Aber es starrt, welche es sahn, nun Ergrausen;
Zweifelnd im Geist und den Blick scheu zueinander
Werfend, sprachen sie: Zeus hat Unheil,
Heil auch vielleicht uns verhängt.

Also von Zeus, leuchtendes Bild, das der Nacht Schoß
Schnell du zerbrachst, zu mir warst du, des Geschicks Stern,
Unbegriffen gesandt, hoch schwoll auf
Ahnend die zweifelnde Brust.

Ceres, die Nacht trennteſt du mild, die des Haupthaars
Nieder dir wallt um das Antlitz und des Buſens
Regen Lilienthron, umfinſternd
Herrlich die Göttergeſtalt.

Seltſamer Macht flammend hinab du dein Antlitz
Neigteſt; es ſchoß mir der Lichtſtrahl von dem Sternbild
Deiner Augen, den Tau durchzuckend,
Heiligen Schmerzen erblüht,

Tief in das Herz. — Raubend dein Kind, dich der Nachtfürſt
Schlaget mit Schmerz. — Mir genaht, leiſ' du ein Wort ſprachſt,
Unerhöret zuvor; ſtumm ſtarr ſtand,
Welchem das Innre ergrauſt.

Aber des Haars ſchnitteſt du raſch von dem Haupte dir,
Schnitteſt mir ſelbſt von dem Haupt dann — und ich ſtand ſtarr —
Eine Locke und gingſt, gingſt, raubend
Dieſe, und jene mir blieb,

Irrendes Flugs hin, wie gebannt das Geſchick dich,
Rufend dein Kind; — und ich ſtand ſtarr — und du nachtwärts,
Rückwärts häufig gewandt, den Flug nahmſt;
Hinter dir ſchloß ſich die Nacht.

Aber ich ſelbſt ſinneberaubt nun das Kleinod
Halte; es brennt, und das Herz brennt in die Bruſt mir
Graunvoll. Sende mir, Zeus — Nacht drückt tief,
Donner und Sterne, mein Haupt —

Sende mir, Zeus, ſende herab mir Entſcheidung!
Zucke der Strahl, und erfüllt ſei das Verhängnis!
Ceres, Göttin — O Tor! — was tatſt du?
Mög' ich in Flammen vergehn!

---

## À Cérès Duvernay.

L'autre jour mon œil envieux
Voyait le Zéphire amoureux
Oser de son aile légère
Caresser et tes longs cheveux

Et ta parure printannière.
J'étais triste, j'étais rêveur,
Lors de ton sein fut arrachée
Une aimable et charmante fleur,
La fleur que l'on nomme Pensée.
Le bonheur l'enleva vers moi,
Duvernay, je te vis sourire,
Ta bouche s'ouvrit pour me dire:
Cette Pensée, elle est à toi.
Pensée et charmante et chérie,
Je la recueillis dans mon cœur,
Redoutant que bientôt flétrie,
Elle n'eût le sort d'une fleur.
Et triste toujours et rêveur,
En proie à ma mélancolie,
Je voyais le sort d'une fleur,
D'une rose, d'une pensée,
Passager comme le bonheur
N'avoir qu'un instant de durée.
Hélas! insensé que j'étais,
J'avais d'autres sujets de craindre?
Apprends mon destin, Duvernay,
Et dis-moi, si je suis à plaindre?
Bientôt je sentis cette fleur
Devenir graine dans mon cœur
Et cette graine se répandre,
Lever et croître et me surprendre,
Remplir le jardin de mon cœur.
Depuis ce jour mille pensées
Malgré moi troublent mes journées
Fleurissent pendant mon sommeil,
Se flétrissent à mon réveil,
Renaissent avec ton image,
Et me poursuivent en tous lieux.
Duvernay, voilà ton ouvrage —
Écris-en la fin dans tes yeux.

---

## Ihr Traum.

Kein Schlummer hemmt den heißen Schmerz der Wunden,
Die Eros mir, der zürnende, geſchlagen;
Ach, nimmer, nimmer wird die Bruſt geſunden,
Es will kein Strahl der Hoffnung dämmernd tagen.

Im ſtillen Dunkel nächtlich ſpäter Stunden
Wacht' einſam ich und hob der Liebe Klagen;
Doch ſie, die grauſam quält mein junges Leben,
Sie war dem ſüßen Schlummer hingegeben.

Und ſeltſam war mein Schattenbild entſtiegen
Dem Reich des Morpheus, war zu ihr geflogen,
An ihren Buſen wild ſich anzuſchmiegen,
Daß, hingeriſſen von den Lebenswogen,
Das unbekannte Gift in Flammenzügen
Aus ſeinen Lippen ihre Lippen ſogen.
Sie rang, vom Flammenmeere aufzutauchen —
Sein Götterleben mußt' in Nacht verhauchen.

O ſel'ges Truggebild, den dunklen Landen
Zum herrlichſten der Loſe her entglommen,
Könnt' ich, wie du, in ihrem Kuß entſtanden,
Des Daſeins Licht in ihrem Kuß entnommen,
Mit deinem Lügenleben all die Banden
Vertauſchen, die die rege Bruſt beklommen,
Selbſt unbewußt des Lebens wonn'gen Fluten,
Nur ſein in ihres Kuſſes raſchen Gluten!

---

## À Pauline.

Sur l'air: Femme sensible.

En m'arrachant le bandeau du mensonge,
Réveil cruel, tu déchires mon cœur;
Le vrai bonheur, je le goutais en songe,
J'étais heureux: j'ai perdu le bonheur.

Oui, je croyais inspirer la tendresse,
Je m'enivrais d'une aussi douce erreur,
J'en savourais la coupe enchanteresse,
J'étais heureux: j'ai perdu le bonheur.

Illusion d'une jeunesse ardente!
Hélas! j'osais juger d'après mon cœur.
Combien j'aimais — ô déesse inconstante!
J'étais heureux: j'ai perdu le bonheur.

Le Dieu d'Amour, ô ma chère Pauline!
Juste pour toi, ne t'offre que la fleur:
Ton frère, hélas! a rencontré l'épine:
J'étais heureux: j'ai perdu le bonheur.

---

## An Henriette Ephraim.

Ihr, die mir das Haar bekränzet
Mit dem schönen, grünen Zweig,
Seht den Kranz, er ist verwelket,
Ausgedorrt der grüne Zweig!

Sagt, o sagt mir Unerfahrnem:
Welket auch der Liebe Kranz?
Ihre Blumen, ach, die schönen,
Strahlen sie nicht ew'gen Glanz?

---

## Das Lied von der Freundschaft.

Töricht ist's, dem sanften Glühen,
Das die Freundschaft mild erregt,
Jene Wunde vorzuziehen,
Die die Liebe grausam schlägt.
Liebe nimmer uns erscheine,
Freundschaft bleib' uns zugewandt!
Wer verläßt Italiens Haine
Für Arabiens heißen Sand?

Für das flüchtige Entzücken,
Das die Liebe sparsam bringt,
Wie viel Qualen uns durchzücken,
Welcher Schrecken uns umringt!
Liebe mag die Blicke weiden,
Wenn ihr Opfer sinkt ins Grab;
Freundschaft nahet sich dem Leiden,
Trocknet ihm die Tränen ab.

Drum der Liebe bangen Schmerzen,
Ihrer Trunkenheit entflohn,
Woll'n der Freundschaft wir die Herzen
Reichen uns zu schönerm Lohn.
Uns die Freundschaft zu versüßen
Noch mit einer schönern Zier,
Laß mich dich als Bruder grüßen,
Gib den Schwesternamen mir!

---

Freundschaft ist ein Knotenstock auf Reisen,
Lieb' ein Stäbchen zum Spazierengehn.

---

## An Sie.

Den Mond verschlangen in des Himmels Weite
Die Silbernetze, die die Wolken woben;
Ich schritt den nächt'gen Pfad an deiner Seite,
Der niedern Erde war der Geist enthoben;
Es rang das innre Herz in glühndem Streite;
Der Liebe Worte kühnes Flammentoben,
Gebändigt in des Busens tiefstem Grunde,
Entschwebte nicht dem strengverschloßnen Munde.

Die du der Brust geflammt die heißen Qualen,
Du wolltest tückisch ihre Glut vermehren. —
„Vertrauen sollt' ich dir, der Freundin, zahlen,
Zu blicken in mein Herz, dir nicht verwehren." —
So sollte rasch der Blitz der Hoffnung strahlen,
Die Graun der Nacht sein Blenden rasch verzehren.
Ich wagte frech, der stürm'schen Wünsche Scharen
Im Feuerkusse wild zu offenbaren.

Und kalt und fühllos konntest du dich zeigen,
Entwinden dich dem Arm, der dich umfangen!
Nicht fühltest du des Haines heil'ges Schweigen,
Der Schattenbande, die uns heiß umschlangen,
Das Sehnen von den wildverschlungnen Zweigen,
Des üpp'gen Grases schwellendes Verlangen — —
Der Himmel naht in Liebe sich der Erden:
Erhörung sollte nicht dem Glühnden werden!

Der Liebe Stunde ließest du verglühen,
Du kennst die Liebe nicht. Dein Haupt zu schmücken
Mit Siegeslorbeer, läßt du mir erblühen
Die eitlen Worte, die mich nicht berücken.
Der Liebe Stunde ließest du verglühen!
Das Leben nicht, nicht du kannst mich beglücken
Drum sehn' ich tief hinab mich zu den Toten;
Dem Todespfeile sei die Brust geboten!

---

## Sie und Er.

### Sie.

Ob ich es soll im raschen Wahne wagen,
Von deinem Arm umfangen mich zu lassen
Ganz hin mich gebend, stark dich zu umfassen?
Ob nur der Liebe Sonne mir soll tagen?

Ob ich den schwachen Mächten soll entsagen,
Die, schürend sie, der Liebe Flammen hassen?
Ob ich dich soll, ob jene kühn verlassen?
Es will die angstbestürmte Brust verzagen!

So sturmgeschlagen rauschen auf die Wogen,
Doch ihr Ertosen klaget meiner Trauer:
In unsern Tiefen wohnt ein nächt'ger Schlummer.

Und abwärts ist mein Sehnen erst gezogen,
Dem Kampf entweichend, dort mit Hoffnungsschauer
Ersehʼ ich Rast von meinem heißen Kummer.

Er.

Die zarten Saiten, stark erschüttert, lassen
Umleuchten nicht von himmlischen Akkorden
Der Harmonieen Kelch; vom rauhen Norden
Erbrausen Stürme, die das Schöne hassen.

Auf raffe dich, und wisse dich zu fassen,
Des Himmels Götterkraft ist dir geworden!
Des Himmels Feuer soll das Ird'sche morden,
Das Schreckbild der Gewöhnlichkeit erblassen.

Die Kraft der Liebe walte unbestritten,
In Flammenfluten tauchʼ, und neugeboren
Entschwinge stark dich zu der blauen Klarheit!

Die Afterwelt entsinkt den Flammentritten;
Wir fanden uns, die wollend sich verloren;
Dem Doppeltod erstand das Uns zur Wahrheit.

---

## Winter.

Es zog verblaßt die Sonne sich zurücke,
Es starb das Leben in des Eises Bande;
Sie nur am Mittag hebt die trüben Blicke
Und lauschet von des Horizontes Rande,
Auf daß sie mögʼ im blut'gen Scheine sehen
Des Tales Nebel und der Berge Schneen.

Gegründet hat sein Reich mit böser Tücke
Der dunkle Erdgeist auf des Nordes Lande;
Und jauchzend seiner Herrschaft grausem Glücke,
In düstrer Nebel nächtlichem Gewande
Getragen von des rauhen Windes Wehen,
Schaut er das Gottgeschaffne untergehen.

Und mir ist wohl, wenn abwärts fern sich kehren
Zur Nacht Gestalten, die im regen Herzen
Mit namenloser Liebe ich getragen;

Der Nebelwind verschlingt die heißen Zähren,
Die stumme Nacht das Schreien meiner Schmerzen,
Das wesenlose Schweigen meine Klagen.

---

## Der Sturm.

Den stillen Schoß der dunkeln Nacht durchdringen
Des Donners Schmettertöne; schwarz umzogen
Wölbt unheilschwanger sich der hehre Bogen, —
Die Sterne löschen — Elemente ringen —

Der Feuerengel schüttelt wild die Schwingen;
Es stürzen Feuer-, stürzen Wasserwogen;
Des Windes Heulen stöhnet langgezogen —
Im Sturme ahn' ich höhrer Wesen Ringen.

Es muß die bleiche Furcht das Herz erschleichen,
Wenn Geister kämpfen in des Sturmes Wehen;
In banger Ahnung steht der Sohn der Erden.

Doch enden wird der Kampf, der Sturm entweichen,
Und der Natur ein neues Glück erstehen —
Fort kämpft des Herzens Kampf der Sohn der Erden.

---

## An Philomela.

Nach J. B. Rousseaus Ode:

**Pourquoi, plaintive Philomèle,**
**Songer encore à vos malheurs?**

Warum deinen Klagen geben,
Philomela, ew'ge Dauer?
Siehst, zu lindern deine Trauer,
Du doch um dich alles streben:
Kehrst du dich zu unsern Talen,
Durchglüht Leben das Gefilde;
Die Dryaden lassen milde
Dir der Wälder Zelt sich malen;
Fern entfliehen die Orkane,
Und der Erden grüne Zonen
Heben prangend Blumenkronen
Zu des Äthers blauem Plane;

Perlend taut den Schmuck Aurora
Auf die Blumen ihrer Tränen,
Und den goldnen Duft mit Sehnen
Glühen, Töchter sie der Flora;
An der Töne Gluten weiden
Sich verstummend die Genossen,
Und mit seinen Mordgeschossen
Will der Jäger gern dich meiden.
Aber deine Seele tränket
Der Erinnrung bittre Schale,
Noch umflammt vom Schreckensstrahle,
Der der Schwester Haupt gesenket.
Ich, ach! ich bin zu beklagen,
Ich, von herberm Schmerz umschlungen,
Von der Gegenwart bedrungen,
Du nur von entrauschten Tagen,
Und mit Liebe muß ich sehen
Die Natur dir Trost darreichen,
Muß der Klage Lust entweichen
Und verstummend untergehen.

---

## Die Knospe der Rose.

Von der üpp'gen, grünen Blätter
Schatt'gem Netze dicht umwoben,
Wagt den Kelch nicht zu entfalten,
Knospe noch, die zarte Rose.

Und sie reift das Gold der Düfte
In des Kelches tiefem Borne,
Reift der Reize stille Mächte,
In dem Innersten verborgen.

Rose, Rose, bald entschwellen
Muß die Kron' der vollen Knospe,
Steigen bald das Gold der Düfte
Aus des dunkeln Kerkers Wohnung.

Purpurglühend wird erstrahlen
Dir, der Sehnenden, Aurora,
Ihr dein Kelch entgegen glühen
Von der Blätter grünem Throne.

Selig, selig, wem erblühet
Dann die lang verschloßne Krone,
Daß er trinke Gold der Düfte
Aus dem reichsten Kelch der Wonnen!

---

## Die Romanze der Blume.

Rankend sich an deinen Busen
Zart hinan, den Duft dir hauchend,
Dir, der schönern Schwester Blume,
Durft' ich eine Blume schauen.

Und ich wagte, sie verwegen
Aus dem heil'gen Ort zu rauben,
Daß ein Kleinod sie mir werde,
Teuer, wie das Licht dem Auge.

Wie sich der Karfunkel zündet
In der Nacht geheimem Grauen,
Sollte blühend sie erfunkeln
Trost dem gramumwölkten Haupte.

Aber die das Haupt gesenket
Und der Düfte Gold verhauchet,
Sang der Trauer meiner Seele
Worte nur der eignen Trauer:

„Warum, warum mich entreißen
Meiner heimlich reichen Klause,
Daß verarmend ich ersterbe
Im glutlosen, weiten Raume?

Drückest, Sänger, an dein Herz mich,
Willst den leisen Klagen lauschen, —
Ach, du kennst nicht meine Trauer,
Nicht das Glück, das mich berauschte!

Den in ihrem holden Busen
Sie getragen, ach, mit Schaudern
Muß, dem Himmel er entnommen,
In die Nachtflut niedertauchen!"

---

## Die, Schmerzen gleich, an meinem Herzen nagen.

Die, Schmerzen gleich, an meinem Herzen nagen,
Der Liebe Flammen wollt' ich dir verhehlen;
Der stummen Nacht vertrauen nur die Klagen,
Die Seufzer, die sich aus dem Busen stehlen,
Und männlich ein unfreundlich Los ertragen;
Nicht hätte sollen da die Kraft mir fehlen,
Nicht du erinnern mich an jene Stunden,
Mit neuem Gift entzünden meine Wunden!

Denn unheildeutend sich die Kreise zogen
Der Sterne, da mein Aug' das Licht erblicket;
Dem dunkeln Erdgeist war es zugewogen,
Daß er in ehrnen Banden mich verstricket;
Der wird, bis einst ich seiner Macht entzogen,
Sich freun der Tat, die ihm an mir geglücket;
Nun aber sollst du fern von mir dich wenden —
Du kannst die Schmach nur teilen, sie nicht enden.

Es spielen fremde Mächte mit dem Blinden;
Nicht *mir*, nicht *dir* gehör' ich an, Rosaura;
Der Zukunft Tiefen kann ich nicht ergründen,
Und schmerzzerrissen ist die Brust, Rosaura;
Doch lernen will ich mich im Sturme finden,
Tief in der wunden Brust dein Bild, Rosaura —
Laß mir den Trost, im bangen Sturm zu wissen,
Daß nicht auch *dir* die Brust, wie mir, zerrissen!

---

## An Sophie Sander.

Als zu den Trümmern, daß ich sie betrachte,
Des Glückes, dessen Kränze sich mir woben,
Ich um mich her den düstern Blick erhoben,
Und zu den Opfern, die dem Tod ich brachte,

Zu Schmerzens Stürmen mir das Herz erwachte,
Daß ich in Zorneswahnsinn mußte toben,
Daß Wut ich weinte, bald zur Welt gehoben
Und bald mich selbst mit grimm'gen Hohn verlachte.

Wohl wüßt ich, deren Blick ob er mir schiene,
Ins wogende Gemüte Ruhe brächte,
Und Wehmutslächeln würde mir erfunkeln,

Doch unaufhaltsam ohne Hort und Sühne
Reißt es mich tief und tiefer in die Nächte,
Die alles Lebens Lichte mir umdunkeln.

---

## An Karoline.

⏑ – ⏑ – ⏑, ⏑ – ⏑ – ⏑, ⏑ – ⏑, ⏑ – ⏑

Karoline, Karoline! die du lohntest hold dem Dichter,
Den du selber doch begeistert, daß er Lieder dir gesungen,
Da dem Seligen du reichtest deiner Lippen zarte Rosen,
Daß er Nektar möge saugen, wie die Götter nie getrunken!
Karoline, Karoline! nicht zu schlagen bittre Wunden,
Ward die Schönheit dir gegeben und der Gürtel Aphrodites!

Und dem Dichter willst du wehren — — — Karoline, Karoline!
Nicht zu saugen Flammengifte aus des Nektars Rosenkelche,
Würd' erkühnen sich der Dichter, wenn die Lippen du ihm reichtest.
Karoline, Karoline! nicht zu schlagen bittre Wunden,
Ward die Schönheit dir gegeben und der Gürtel Aphrodites!

Schwer erkranket, es entzittern Wehmutstöne nur den Saiten,
Und die Lyra, Karoline, muß der Dichter, ach! zerbrechen.

In der Königin der Blumen Rosenlichte sich zu sonnen,
Schwingt der Schmetterling die Flügel, und er freut sich, wie sie strahlet, — —

Karoline, Karoline! Du die Königin der Blumen!
Nicht der Schmetterling — der Dichter, der die Lyra muß zerbrechen!

---

## Der blinde Knabe.

(Nach dem Englischen.)

Sagt mir doch, was Licht ihr nennet?
Wohl wird nimmer mir es strahlen!
Welche sind des Lichtes Segen?
Sagt's dem armen blinden Knaben!

Wunderbare Dinge sprecht ihr!
Seht die Sonne sich gestalten,
Seht den Schein, der mich erwärmet,
Euch ermessen Nächt' und Tage.

Selber mir die Tag' und Nächte
Meſſ' ich ſpielend bald, und ſchlafend:
Könnt' den Schlaf ich von mir wehren,
Würde mir es immer tagen.

Seufzen hör' ich euch und herzlich
Meiner Blindheit Los beklagen;
Wohl geduldig kann entbehren
Ich das ewig Unbekannte.

Laßt nicht meine Ruh' zerſtören,
Was ich nimmer kann erlangen!
Singend kann ſich König wähnen
Auch der arme blinde Knabe.

---

## An Friedrich Schiller.

Des heil'gen Herzens tiefſtem Grund entſchweben
Der Ideale göttliche Geſtalten;
Den Stimmen gleich der himmliſchen Gewalten,
Erſtrahlen deine Lieder in das Leben.

Dir mußte ſich das junge Herz hingeben,
Da glühend ihm die ſtarken Töne hallten;
Ich ſah des Lebens Blüten ſich entfalten,
Den Retter, dich, in fernem Lichte ſchweben.

Dir wollt' ich nahn in Geiſtes Umarmungen,
Nach jenem Lichte wollt' ich ſtark mich ſchwingen;
O, höhne nicht des Strebenden Erkühnen!

Vom Lorbeer nicht das Haupt mir zu umgrünen,
Nicht, um gemeinen Lobpreis zu erzwingen:
Um deines Herzens Preis hab' ich gerungen.

---

## An Fichte.

### 1804.

Indes die niedre Welt, gehüllt in Grauen
Vom trägen Zeitgeiſt, Nacht und Schlaf verblinden,
Strebſt, nachtentwachſ'ner Fels, du, Licht zu finden,
Des Äthers Geiſter grüßend voll Vertrauen.

Dein Haupt umkränzt vom Licht der luft'gen Auen,
Ziehst mit magnet'scher Kraft du aus den Gründen
Reine Metalle, die mit Klang verkünden
Ihr mut'ges Streben, höhres Licht zu schauen.

Magnet, geheimnisvoller Stein, mir deuten
Willst ewig du des Nordsterns ferne Klarheit,
Durch ihn der vier Weltstriche wahre Richtung.

So muß die strenge Wissenschaft mich leiten
Zu ew'ger Liebe, Sittlichkeit und Dichtung,
Im Kampf mich führen zur hochheil'gen Wahrheit.

---

## Anbetung.

Hinaus ins Freie
Trieben mit Macht
Den einsamen Abendwandrer,
Mich,
Rege Gefühle.

Trieben mit Macht mich hinaus,
Fern von den menschenertürmten Lasten,
Fern von der Mauern engenden Schranken,
Zu atmen himmlische Luft.

Herrlich senkt sich der Abend!
Purpurwogen erströmen von Westen,
Golden prangt die schatt'ge Landschaft,
Und es schwirret keines Windes Fittich;
Nur das Brausen ferner Wellen rauschet,
Und das Abendlied erschallt im Hain.

Nächtlich im Westen löschen itzt die Gluten,
Ernster dunkelt sich die grüne Landschaft,
Und der Farben Pracht erstirbt im Dunkeln,
Und das Abendlied verstummt im Haine,
Und es schwirret keines Windes Fittich;
Nur das Brausen ferner Wellen rauschet,
Und die Grille zirpet Silbertöne.
Herrlich senkt sich die dunkle Nacht!

Und in die Räume
Zieht der Gestirne
Unendliches Heer,
Hinab dem Erdensohne
Gedanken senkend des Unendlichen.
Es lösen sich die Erdenbande,
Wenn, Heil'ge, du
Die weltbesäeten Schleier zum Tempel
Wölbest der Urkraft,
Erzeugerin, Erhalterin,
Ewigen Wirkens.

Kindlich, Natur,
Sink' ich an deine Brust,
Sink' in deinem hehren Sternentempel,
Ewiger, allwaltender Geist,
Nieder, und glühend entsteigen
Der erweiterten Seele der Anbetung
Hehre Gedanken.

Dir nur erstehen Tempel und Altäre,
Dir nur erstrahlen Hymnen tausendzungig!
Und wenn Gottheit, und wenn Schicksal sie dich nennet,
Erstirbt die Erdenbrust vor deiner
Heiligen Stärke.

Wohl ein Staub nur, schweb' ich gewiegt,
Unergründlicher, Unermeßlicher,
Im Strahle deines Wirkens,
Doch unverloren.
Niederwärts auch gekehrt, umrankt
Deine Unendlichkeit mich,
Den unendlich Kleinen,
Den Sonnenstaub mich,
— Dein Geschöpf —
So wie aufwärts gekehrt sie umranket
Des nächtlichen Himmels
Sonnengebilde.

Zu mir hernieder hießest du die Göttin
Wallen, die die Stirne mir geküßt,
Daß ich dachte, daß ich fühlte
Dich,
— Mein du! —
Glühend in Wonnen;

Die Lippen mir geküßt,
Daß in dem Strome des Wohllauts
Sich die hehren Gedanken
Leuchtend ergießen.

In deiner Schöpfungen Räume
Schwang verklärend den Flug
Die Göttin,
Und der kindlichen Seele
Göttlicher Funken
Ward ihr Heiligtum.
Anbetung dir in deinen Räumen,
Dir im Heiligtume
Deiner Gesendeten!

Heilige Gluten
Dehnend die Brust,
Auch in dem Rechten
Wirkend das Schöne,
Hin durchs Leben
Schreit' ich die Bahn.

Harfner der Töne meines Lebens,
Aufwärts zu dir schwinget sich stark,
Heilig wild, trunken das Herz,
Schwinget zu dir mächtigen Flugs
— Ewige Schranken entsinken ihm —
Stark sich empor,
Ruhet, Unendlicher, an deiner Brust.

Und der Wonne
Tränen entzittern
Strahlend der Wimper,
Strahlend heiligen Glanz.

Wehe!
Wehe! die Tränen
Entzittern des Schmerzes
Auch der Wimper
Düster und fallen
Kalt in die Gluten
Heiliger Wonnen!
Geist der Liebe, dein gestirnter Himmel
Wölbt sich über den Einsamen!

Wäre sie mir gefunden,
Leben sie meines Lebens,
Hehren Gefühls gewältigt,
Sänken wir fest umschlungen,
Einend in heißer Umarmung,
In Wonnen die Seelen,
Aufwärts hauchend die Seelen,
Aufwärts zu dir,
Heilig in deinem hehren Sternentempel nieder,
Und in unendlicher Liebe
Göttlichem Hymnus
Preisten wir dich,
Herrlich dich in deiner Welten lichten Kreisen,
Göttlich in deinem Geschöpf, uns!

---

## Untergang.

Zu des Meeres
Dunklem Schoße
Senkte trauernd,
Blut'gen Scheines,
Sturmverkündend
Sich die Sonne.

Nächtlich hebet
Dumpf herbrausend
Sich des Sturmes
Wilder Fittich.

In dem Streifen
Roher Winde
Ziehn die Wolken,
Oft des Mondes
Silberstrahlen
Nächtlich hemmend.

An des Ufers
Felsenriffe
Brechen schäumend
Sich die Wogen;
Ihr Ertosen
Scheint die Stimme
Von der Erden,
Die den Donnern
In den Höhen
Klagend ruft.

Und es nahen
Ferne Donner,
Dumpf verhallend.

Rauschet, Saiten,
Klagetöne!
Denn von Tränen
Trüb' umflossen,
Wandt' ihr Aug' die
Ew'ge Mutter
Von den Söhnen,
Welche töricht
Von den blumen-
Reichen Talen
Zu den Klüften
Der Metalle
In den Bergen
Wild sich kehrten,
Langsam abwärts;
Und die Geister
Der Metalle
Herrschen jauchzend;
In dem Sturmwind
Ist ihr Walten
Furchtbar, und die
Elemente
Stöhnen Klagen.

In des Nachtsturms
Gram entsteiget
Dort den dunklen
Höhn des Ufers
Seltsam eine
Hohe Bildung.
Und der Mond steigt
Aus den Wolken,
Senkt hernieder,
Sie umfließend,
Bleiche Strahlen.

An den Busen
Drückt den Zögling
Stark ihr Arm,
Und sie schreitet
Ringend einher.

In des Haares
Wilden Wellen
Sauſt der Sturmwind;
Ihre blaſſen
Wangen furchen
Blut'ge Tränen!
Ihrer Blicke
Raſche Pfeile
Dringen aufwärts
Zu den Sternen,
Dringen nieder
In der Fluten
Dunkle Tiefen,
Grauenvoll.

Furchtbar hallt des
Donners Krachen;
Furchtbar zünden
In den Schatten
Sich die Flammen
Raſcher Strahlen,
Und es heulen
Wild die Stürme.

Laſſet, Saiten,
Klagetöne
Sich erheben,
Sich vermählen
Mit den Klagen
In den Stürmen!

Die gewandelt
Auf der Riffe
Dunklen Höhen,
Raſch hin gab ſie
Jähen Sturzes
Sich dem Abgrund;
Laut aufdonnern
Wild die Tiefen,
Und verſchlungen
Hat der Abgrund
Die Erſcheinung.

Und es klagen
Nun die Saiten
Keine Töne;

Keine Tränen
Hat das Auge;
Denn des Sängers
Herz erstarret,
Wie die dunkle
Schreckensnacht nun
Selbst erstarrt.

---

## Hymne an Johannes.

Aus dem Lateinischen.
(O te Deo Saturatum.)

Der von Gott du dich erfüllt hast
Und den Durst im Wort gestillt hast,
Dich, Johannes, preisen wir;
Dem, an Christi Brust erflossen,
Ew'ger Milch Urquell gegossen —
Hold er unter allen dir.

Du, dem zahllos Ströme quellten,
Zahllos Brände sich erhellten,
Wirst gehoben himmelwärts,
Auf daß du die unnahbare
Gottheit schauest, gleich dem Aare
Blicke heftend sonnenwärts.

Dem das ew'ge Wort sich zeigte,
Das der Vater ewig zeugte,
Das der Jrd'schen Schoß gebar;
Auch den Geist, der sie verbindet,
Derer Sein er sich entwindet,
Wird dein Seherblick gewahr.

Auf zu Taten ruft der Äther,
Und der Trug, vor dir vergeht er,
Dessen Flor die Welt umhängt;
Und du darfst mit Christo gehen,
Freudig auf dem Berge sehen,
Wie verklärt ihn Licht umfängt.

Freust am Mahl dich, frei vom Harme,
Dich umruhen seine Arme,
Nächster seinem Herzen, du!

Fromm in Liebe hingegeben,
Welch ein Leid befällt dein Leben!
Nächster ihm am Kreuze, du!

Welch ein Los wird dir gespendet,
Dem der Jungfrau zugewendet
Seine Jungfrau Mutter er!
Des, der Göttliches bestritten
Und, was menschlich war, erlitten,
Strahlst ein Bild du vor uns her.

Dir aus Gottes Mund entquollen,
Darfst der dürst'gen Erde zollen,
Du der Weisheit Gnadenstrahl,
Glauben bringend, Leben, Lösung,
Den Beherrschten der Verwesung,
Asiens Völkern allzumal.

Der des Herrn Geburt du kündest,
Deren Feste du ergründest,
Hebend laut der Stimme Ton;
Daß der Fesseln Schmach du tragest,
Eilst nach Rom du, nicht verzagest
Siegreich du, da Kön'ge drohn.

Doch der blinden Scharen Wogen
Hat dir Qualen zugewogen,
Glühnden Oles grause Wut:
Schonend, schmeichelnd muß sich zeigen
Dir das Element, und steigen
Neugestärkt du aus der Glut.

Hin verwiesen in Verbannung,
Wahrheitskraft ist dir Ermannung,
An des Himmels Lichtumspannung
Sind Orakel dir entblößt;
Und entrollt das Buch gewahret,
Das der Siegel Macht bewahret,
Wird das Lamm uns offenbaret
Der Versöhnung, das sie löst.

Senken muß sich deinen Blicken
Selbst die Stadt, die zum Entzücken,

Goldumglänzt, zwölf Tore schmücken,
Strahlend, Gottes Wohnung, Licht,
Seher du der Göttlichkeiten,
Schriftverkünder Ewigkeiten,
Laß aus deines Buches Seiten
Saugen uns der Hoffnung Milch!

Und des Vaters Will' erstrahle:
Daß durch dich des Friedens Tale
Wir bewohnen, uns am Mahle
Freun des Lammes, und die Schale
Stets uns blinke lebenreich.
Den zu schauen dir gelungen,
Dessen Glieder du umschlungen,
In des Busen du gedrungen,
Zu des Thron du dich geschwungen,
Christo sei das ew'ge Reich!

---

## Die Mutter am Kreuze.

Hymne aus dem Lateinischen.
(Stabat mater dolorosa).

An des Kreuzes Fuß verschmachtet
Stand die Mutter gramumnachtet,
Dran der Sohn geschlagen war,
Deren Seel' in tiefer Trauer,
Ringend mit des Todes Schauer,
Von dem Schwert gespalten war.

O, wie tiefen Kummers Beute
War die hochgebenedeite
Mutter nur des Einzigen!
Die mit Klagen und mit Zagen,
Schmerzgeschlagen, sah ertragen
Schmach und Qual den Herrlichen.

Wer ist, dem es da nicht graute,
Wenn er zu der Mutter schaute,
Der in Schmerz verlorenen?
Wer, der nicht von Angst beklommen,
Säh' der Mutter er, der frommen,
Harm um den Geborenen?

Für die Sünden seiner Scharen
Sieht sie Jesu widerfahren
Der gemeinen Sünder Lohn;
Sieht den Süßen sie entleben,
Ihn den hohen Geist aufgeben;
Weltverlassen stirbt der Sohn.

Heil'ge Mutter, Quell der Liebe,
Laß, das Aug' von Weinen trübe,
Leiden deine Leiden mich!
Laß mich Liebesglut verzehren,
Heiß zu Christus hin mich kehren,
An dem Herren weiden mich!

Heil'ge Mutter, hör' mein Flehen,
Des am Kreuze laß die Wehen
Fassen tief im Herzen mich!
Wollt' den herben Tod er sterben,
Mir das Erben zu erwerben —
Teilen laß die Schmerzen mich!

Nicht zu scheinen laß mich weinen,
Mich mit seinen Schmerzen einen,
Bis die Zeit der Tod erfüllt!
Nach dem Kreuze ist mein Sehnen,
Mitzuweinen deine Tränen,
Deines Jammers Not erfüllt.

Jungfrau, Licht du der Jungfrauen,
Woll' nicht bitter auf mich schauen,
Nimm in deinen Schmerz mich auf!
Laß mich leiden Christi Scheiden,
Mich an seinen Schmerzen weiden,
Nehmen in mein Herz sie auf!

Laß verwunden seine Wunden
Mir die Brust, der sich entwunden
Zu dem Sohne Flammenglut;
Und ob Feuer mich verzehre,
Jungfrau, hehre, sei mir Wehre,
Wenn zum Richter schallt der Ruf.

Schild sei mir das Kreuz und Führung,
Christi Tod mir nun Berührung
Leitend zur Viktoria;
Daß der Seele Gnade werde,
Wenn der Staub sich senkt zur Erde,
Gnad' und Lichtes Gloria!

---

### *Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον.*

**An Louis de la Foye.**

Umnachtet von den Massen der Gemeinheit,
Verschmachtet deine Blume ohne Nahrung;
Du klagst, du zagst, der niedern Welt Erfahrung
Anhaucht umdunkelnd deines Spiegels Reinheit.

Auch mich umgarnt des niedern Treibens Kleinheit,
Doch nicht verzag' ich an der Selbstbewahrung:
Die Nacht durchbricht des Sternes Offenbarung
Mit ew'gem Schimmer einer höchsten Einheit.

Drum, Edler, auf! in Kraft der ew'gen Jugend
Beherzt hinan! der ungeweihten Blindheit,
Die uns verhöhnet, Schmach nur und Verhöhnung!

Du hast dich mir verbündet; — auf! laß Tugend,
Laß Manneskraft sich paaren frommer Kindheit!
Den heil'gen Streitern glänzt entgegen Krönung.

---

## Vom wackern Reichhart.

**(Ein altes Lied aus dem Französischen des XVI. Jahrhunderts.)**

Von jenem Recken schreiben Hochgelahrte,
Daß nimmer ihm gegrauet vor Gefahren;
Verückt vom Bösen, ehlich er sich paarte
Ihm, der da war in Frauens Leib gefahren.
Solch schlimmer Trug sich endlich offenbarte;
Er wußt' vor Furcht, vor Leid sich zu bewahren,

Daß seinen Namen hoher Ruhm verklarte;
Lob war in allen Landen zu gewahren
Von jenem Recken.
Und einer Königstochter Wünsche waren
Zu ihm gewandt, die gern in diesen Jahren
Dem guten Reichhart werd' in andrer Ehe,
Dieweil ob Weibern, Teufeln angebunden,
Man's besser hat im Haus und stillres Wehe;
Wer danach frage, mög' es denn erkunden
Von jenem Recken!

---

## Nach Anakreon.

– ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑

Den mit Kränzen sie banden,
Eros brachten die Musen
Einst als Gabe der Schönheit.
Und nun bietend die Lösung,
Will Kythere dem Eros
Freiheit wieder erwerben.
Wenn auch los sie ihn kaufte,
Nicht ihr folgt' er, er bliebe:
Sklav sein, hat er gelernt schon.

---

## An Wilhelm Neumann.

Erbrausen hör' der Winde wüstes Streifen,
Die in den Lüften ihre Macht ausbreiten
Und, ewig wechselnd, ewig sich bestreiten!
Sie lehren mich des Lebens Kampf begreifen.

Durch Sturmes Drang nicht zwecklos irr zu schweifen,
Sollte der Segler aus dem Hafen leiten
Den schwachen Kiel, und von der Freunde Seiten,
Die Trennung ihn mit herbem Leid ergreifen;

Und da du scheiden willst von deinen Lieben,
Dir selber mutvoll eigne Bahne bahnen,
Muß ich, im Schmerze fest, dir Trost darreichen.

Wir wissen, daß, ein Ziel doch zu erreichen,
Wir in den Stürmen schieden unsre Bahnen,
Wissen, daß, fern auch, wir uns ewig lieben.

---

## An Varnhagen in Hamburg.

### 1805.

### 1.

Stets muß das Hohe mit Gemeinem ringen,
Wohl weiß ich es und werd' es nie beklagen;
Wohl aber, daß, die nach dem Hohen fragen,
Selbst nur verweilen bei gemeinen Dingen.

Und scheint auch einer sich recht hoch zu schwingen,
Und scheint vor allen göttlich er zu ragen,
So brauchst du ihm nur an das Herz zu schlagen,
Und es wird hohl die schlechte Scherbe klingen.

So daß ich oft, wenn ich die Besten zähle,
Gegen die Welt und mich und alle wüte,
Das Herz mit Traurigkeit und Schwermut quäle.

Dann aber freut mich deiner Dichtung Blüte,
Dann denk' ich dich, du feste, treue Seele,
Du starkes Eisen, — daß dich Gott behüte!

---

### 2.

Sobald ich deinen lieben, lieben Brief
Erhielt, begehrt' ich, nieder mich zu setzen
Und vieles aus der Seele regem Born
Zu gießen in des Freundes trautes Herz;
Doch neidisch hat es mir die Zeit verwehrt,
Und Tage sind entflohn und Monde bald,
Nicht noch hab' ich das Haupt an deine Brust
Gelehnt und Flammenworte dir erwidert,
Nicht zürne mir, daß ich so karg und arm
An Worten war, nicht karg, nicht arm

War ich an Liebe zu dem Bundesbruder,
Auch müß'gen Fluges nicht entflohen mir
Die trüb umflorten, freudenlosen Stunden.
Zu Hellas' Heiligtume rang ich mutig
Mit angestemmter, ernster Manneskraft. —
Der Brief sei, welchen ich dir sende heut,
Der Freund, aus meinem Arme sollst du ihn
Empfahn und mich samt ihm an deinen Busen
Mit Liebe drücken, wie das Herz es lehrt.

Nicht bangen laß die Last dich der Gemeinheit,
Die Kraft des Bogens, sie entspanne nicht,
Des Senne zu der fernen Zukunft Pfeile —
In heil'ge Glut getaucht — entsenden soll. —
Daß Einsamkeit nach raschem Taumel dich
Ergriff inmitten ekler Torenscharen,
Was von dem Waltenden dir weisheitsvoll
Verhängt; und nun — es führt das Waltende
Den Freund dir zu, auf daß, vereinter Kraft,
Ihr tätig, sinnig zu dem Ziele schreitet,
Verschlungner Arme, zu den Sternen schauend;
Und eingedenk der Selbstheit und der Freunde
Und eingedenk des Zurufs unsers Meisters,
Der sich von uns zu wenden nur erscheint . .

---

## Deutschland.

1805.

Berührt vom gottgesandten Dämon fallen
Verjährte Formen krachend, Männer springen
Aus trägem Schlafe zürnend, und es schallen
Die freien Stimmen, die aus Trümmern dringen.

Ein herrliches Gebäude zu vollbringen,
Muß über alte die Zerstörung wallen.
Der Deutsche wird erschaun, und Hymnen singen,
Die selbstgegründeten, die stolzen Hallen.

Doch feindlichen Dämonen muß er frönen,
Mit Schweiß und Blut die Mutter Erde tränken,
Bevor die Himmlischen das Werk ihm krönen.

Drum, Söhne Deutschlands, auf! nicht scheues Denken
Nicht müß'ger Worte eitel leeres Tönen!
Nein, kräft'ger Taten müßt ihr kühn gedenken.

---

## Erwachen.

1805.

Des Harzes Riese ward von mir erschauet,
Die alte Stirne in die Wolken senkend,
Und auch des Münsters Türme, die gebauet
Der Meister, himmelwärts das Aug' uns lenkend,
Dem Zuge folgend, dem ich anvertrauet,
Verbannung nur und Gram im Herzen denkend,
Erstorben, jedes Hohe zu begreifen,
Ich ließ gedankenlos die Blicke schweifen.

Und also stand ich an der Gäste Seiten,
Gebeugt, nicht Trost verlangend zu erspähen,
Ihr reichet mir den Becher, ließet gleiten
Den Balsam in den Trunk, mich feste stehen
Und rasch die Bilder der vergangnen Zeiten
In meiner dumpfen Seele hell aufgehen.
Mein Geist durchfleugt, auf ihren flücht'gen Spuren,
Der Zeit Verwehen, zu des Ew'gen Fluren.

Denn jene Lust, die ihr gemischt dem Blute
Der Trauben, hat zur Dichtung mich gerufen,
Erweckt die Lyra, die umstaubet ruhte,
Erwacht' ich selbst, den Göttern, die mich schufen.
Ich fühlte, daß ihr Atem mich umflute,
Und steh' beschämt noch auf des Tempels Stufen,
Die schnell versuchten Saiten sind erklungen,
Mein erstes hab' ich, eures Lied gesungen.

---

## Die Nase und der Braten.

(Eine Fabel.)

Ihn riechend in der Küche wohlbereitet,
Den fetten Braten, welchen zu erreichen
Die gute Nase sicher ihn geleitet,

Er dachte von der Stelle nicht zu weichen,
Und ließ vom süßen Duft sich sanft anwehen,
Sich freuend einer Nase sondergleichen.
Daß spät ward, mußt' er endlich doch verstehen,
Und dachte: Nun, nun wird der Anschlag reifen,
Du wirst mit einer Nase doch nicht gehen.
Er griff nach Stock und Hut, man ließ ihn greifen,
Er bückte sich, man bückte sich noch tiefer,
Man sah die Furcht die Nase ihm bereifen.
Er wollte gehen, ging, ging schief und schiefer
Und fand zur offnen Türe nicht die Wege,
So unrecht hinter seiner Nase lief er.
Als sie ihm drauf geholfen auf die Stege,
Gewahrten alle Gäste mit Entsetzen,
Daß sich zur Stelle noch die Nase rege.
Nie werd' ich, heil'ge Wahrheit, dich verletzen,
Man möge mich für einen Lügner halten,
Wohl kann die Nase mir den Streich versetzen;
Doch hat es also, schwör' ich, sich verhalten.
Er hat vor Angst die Spitze gar vergessen
Der langen Nase an sich zu behalten.
Und in dem Zimmer, da wo er gesessen,
War jene bei dem Braten fest geblieben;
Er mit der Nasenwurzel schlich vom Essen.
Und lang und länger und wohl übertrieben
Hätte sich lang der Riecher ihm gesponnen,
Hätten sie, ihm die Nase nachzuschieben,
Nicht bald aus ihrem Schrecken sich besonnen;
Und also hat er, Gott sei Dank, nur achte
Und viertel Ellen Nase da gewonnen.
Die kann noch jeder sehn, man spreche sachte
Das Wort nur „borgen" aus, er wird gleich schießen
Von sich die Wundernase, eh' man's dachte.
Sonst ist nur halb die Nase zu genießen.

---

## Segen.

Da Fluch verbreitend aus der Hölle Schlünden
Der Zeit gewaltiger Gigant sich kehrte
Zu unsers Mutterlandes blühnden Fluren

Und ehrnen Fußtritts ihren Ruhm zerstampfte,
Den fest gegründeten, der Väter Erbteil;
Durch ihn und, ach! an selbstgeschlagnen Wunden
Darnieder Deutschland blutend sank, ohnmächtig
Dem Einsturz seiner Hallen staunend, die
Gesunkner Fürsten schwache Hand empor
Zu halten nicht vermocht, und ihre Trümmer
Das Glück auch vieler einzelnen verschüttet:
Da ward zugleich dem Palast, dem es lehnte,
Mit eingerissen mein bescheidnes Dach;
Und ich hervor aus Trümmerhaufen tauchend
Mit wundem Herzen und mit blut'gen Tränen,
Dem Vaterland und mir Weh rufend, griff
Zum Wanderstab. Es winkten Schlesiens Berge
Vom blauen Horizontesrande mir;
Zu ihnen kehrt' ich den unsteten Fuß.
Und als ein flücht'ger Wandrer in der Fremde,
Den Stein ich suchte für mein müdes Haupt,
Da öffnete sich gastlich eine Tür,
Und gute Menschen zogen mich zum Herd,

Und über dieses gastlich Haus und Dach
Des Segens Worte, die die Himmlischen
Erfüllen werden, so gerecht sie sind,
Aussprech' ich heute, wie das Herz mich treibt.

Ich segne dich zuerst, du gastlich Haus,
Das mir, dem Flüchtigen, sein Obdach bot.
Wann rings des Krieges wilder Sturm erbraust,
Dann flüchte sich der Fried' in deinen Schoß,
Mit holdem Lohne deine Gastlichkeit
Vergeltend. Unerschüttert mögen stets
Die Pfeiler ruhen und das heil'ge Dach.

Sodann euch segn' ich, würdige Besitzer,
Geweihte Priester euch der Gastlichkeit,
Ja späten Alters Silberhaare noch
Genießet harmlos köstlichen Besitzes,
Aus reicher Habe unerschöpftem Born
Reich spendend dem Bedrängten: Dann umkreist euch,
Aus euch entsprossen, tugendreich, unzählig,
Ein blühendes Geschlecht, der eignen Jugend

Entrauschte Tage, eurer Liebe Blicke
Rückstrahlend in erneutem holden Glanze.

Doch sieh die holde Braut, den Kranz im Haar,
Der Rose Gluten auf verschämten Wangen,
Den feuchten Blick gesenket zu der Erde,
Von des erwählten, glückverheißenden,
Geliebten Bräutigames starker Hand geführt,
In diesen festlich hochgeschmückten Saal
Hervor nun schreiten, wie in Nachtes Feier
Der Silbermond, der Nachtigallen Chöre
Zum Gruße weckend, sich am Himmel hebt.

Den Segen, Holde, den mein Mund verheißen,
Der um dich ruhet, wie ihn auszusprechen
Der Mund nicht eines Sterblichen vermag,
Den bringest du, und freud'ges Liebesleben
Durchzuckt der teuren Eltern volle Brust.
Wie könnt' ich Segen sprechen über dich,
Du Segenspenderin! — Beglückt, daß ich
Gesehn, was meine Augen sahn, verstummt
Die schwache Stimme, und ich neige still
Mein Haupt vor dir in freud'ger Herzensandacht.

---

## An Wilhelm Neumann auf dem Lande, bei Berlin.

1809.

Es quält mich so in meinem Herzen, Guter,
Daß, straf' mich Gott, ich einen Liebesbrief
Ja einen Brief dir schreiben muß, es ist
Der Liebe allerkostbarster Beweis,
Den ich aus schreibeträgem Herzen kaum
Mir abzuquäl- und tragen noch vermag.
Doch da durch Abgang und Versorgung beide
Wie in geliebtenlosen Stand versetzt,
So denk' ich, wird es unnütz nicht getan,
Den edlen Stil mit gegenseit'gen Briefen
Des minniglichen Zuckers uns zu üben.
Drum halte mich, den Schreibenden, den Ihren,
Erwidernd gern das gern vernommne Wort.

Mein lieber Junge, leiser, freundlicher,
Wie lieb ich eigentlich dich habe, weiß
Ich nur, seit du mir fehlst, dies Wie ist viel,
Kommst du nicht bald? Auch meine Wirte sind
Dir liebergeben, und sie harren deiner.

Wie schleichst du dich durch deine Tage fort?
Alltäglich treib' ich das Alltägliche
Und schlafe gut. — Das Leben zu ermuntern,
Kriegt man wohl hier und da die schwere Not,
Und alles wackelt fort den alten Gang.
Zur Probe meiner Schmerzen eines nur:
Die rühmlichst dir bekannte Zauberflöte
Ist flöten mir gegangen, — „Frommer Stab,
O hätt' ich nimmer" —, Reimers Buben sind's,
Die mir den Tort getan; ich muß
Nun einen elendigen Flageolett
Von einem Eichenstamme, der nach nichts
Gehörigem und Rechtem aussieht, führen.

Von Kerner, Harscher, Rahel, Fanny, Rosa,
Vom hochgelahrten Fähnrich, welcher uns
Mit Ungewißheit auf die Folter spannt,
Von vielem könnt' ich vieles dir erzählen,
Doch ich, ein träg Erzählender und schlecht,
Seh' deiner nahen Rückkunft gern entgegen.
Bleibst länger du doch aus, so werd' ich wohl,
Gehorchend deinem Winke, dir es schreiben. —

Zwei Friedrichsdor verweilen sich bei mir,
Die du zu deiner Habe rechnen sollst,
Ersatz des unserm Freund geliehnen Geldes.
Leb', Guter, wohl! Dein treuer

Adelbert.

---

## Nach Marot.

1810.

Ich bin nicht mehr, was sonst ich war,
Die Zeit hat wider mich geschworen;
Es hat mein Lenz, mein Sommer gar
Zum Fenster sich hinaus verloren.

Zum Herren hatt' ich dich erkoren,
Amur, und kannte nur dein Joch!
Ach, würd' ich noch einmal geboren,
Wie dient' ich dir viel beſſer noch!

---

### An Fouqué.

1810.

Kann nicht reden, kann nicht ſchreiben,
Kann nicht ſagen, wie mir iſt!
Mir iſt wohl und bang im Herzen,
Kann nicht ernſt ſein, kann nicht ſcherzen,
Kann nicht wiſſen, wie mir iſt.

Mit der Arbeit will's nicht vorwärts.
Wie ſo leer es um mich iſt.
Wie ſo voll iſt's mir im Herzen!
Kann nicht ernſt ſein, kann nicht ſcherzen,
Kann nicht wiſſen, wie mir iſt.

Kann nur fühlen, kann nicht wiſſen,
Kann nicht ſagen, was es iſt,
Könnt' ich ſingen, liebes Leben,
Würden Töne Kunde geben,
Wie es mir im Herzen iſt. —

---

### An Barante.

1811.

Die hohe Herrin hat mich dir gegeben,
Ein Mannesherz iſt eine würd'ge Gabe;
Mit gleichem Sinn, als dich der Schmerz umgeben,
Iſt dir der Freund genaht, daß er dich labe.

Es reißt hinweg der Strom mich und das Leben,
Ich greife mutig zu dem Wanderſtabe.
Wir kennen uns; und mag das Schickſal walten,
Es ſcheidet die nicht, welche feſt ſich halten.

---

## À Madame de Staël.

1811.

J'ai vu la Grèce, et retourne en Scythie,
Dans mes forêts je retourne cacher
Mes fiers dédains et ma mélancolie.
Rien désormais ne m'en peut arracher.
Adieu, Corinne, adieu, c'est pour la vie.
J'ai vu.

Là j'expirai l'erreur qui m'est ravie;
Ta douce voix a trop su m'allècher.
Corinne, adieu: tu n'es point mon amie.
J'ai vu.

Désabusé, je connais ma folie,
Je vois les fleurs tomber et se sécher,
Je vois déjà ma jeunesse flétrie
Vers son déclin dans l'ombre se pancher;
Et sans jouir pour tout prix de la vie.
J'ai vu.

---

## Abschied von Simonde Sismondi.

1811.

Treuen, festen, klaren Strebens,
Bist ein Mann du, und des Lebens
Stürme sind umsonst erregt.
Wie sie tosen, ruhig, heiter
Steigst den Felsenpfad du weiter,
Und dein Sinn wird nicht bewegt.

Unstet siehst du nur mich irren,
Kann das Rätsel nicht entwirren,
Stets wird's dunkler meinem Sinn.
Fest wohl steht der Stern im Norden,
Aber müde bin ich worden,
Kraft und Leben sind dahin.

Hab' ich doch es treu gemeinet,
Manche Träne ja geweinet
In der stillen Mitternacht, —
Nieder eilen meine Tage,
Bald verstummen wird die Klage,
Nichts errungen, nichts vollbracht!

Muß ich nun von hinnen weichen,
Woll' die Bruderhand mir reichen,
Hab' ich Rechtes doch gewollt!
Nur das Ziel, das du gewonnen,
Ist vor meinem Blick zerronnen,
Und das Buch blieb unentrollt.

---

### An Graf Löben.

1811.

Ei, ei! Freund Löben, laßt es lieber sein,
Was wollt ihr mir zu meiner Herrin Füßen?
So hab' ich's nimmermehr gemeint, o nein!
Bemüht Euch gütigst nicht für mich zu büßen. —
Sie reicht den Fuß, er küßt ihn, und mit Grüßen
Läßt man mich wissen, daß es also gut.
Ja gut? für wen? vergeßt ihr also ganz,
Daß, wer gesündigt, auch die Buße tut?
Potz Element! da wär' ich ja ein Hans.

---

### An Helmina v. Chézy.

1812.

Du der Lieb' und Milde
Ew'ge Segenshand
Laß mich weinend danken
Was ich wiederfand,
Hier im schönen Land
Das mir Frieden gab
Sei vom Liebesregen
Sanft betaut mein Grab.

---

### 1. Auf der Reise um die Welt.

1816.

Endlich verherrlichet sieht nach den übrigen allen auch sich selbst,
Der schon lange der Schar sich anzureihen gestrebt.
Mitten in deiner Welt, der geschmälerten, fürstlich begabten,
Reicher Vespucius, laß üben mich rühmlichen Raub;
Bleibet dir doch der Ehre genug: ὀλιγόν τε φιλόν τε,
Gönne den dürftigen Raum mir dem geringeren Mann!
Lächle, du großer Mag'lan, aus wolkigem Throne hernieder,
Nicht mißgönnend den Platz fern mir am anderen Pol!

Von der schwankenden Höh', der schwindend erklimmten, huldreich
Neige zu mir den Blick, palmengetragener Kunth!
Aber du stoße mit Macht in deine Trompeten, Fallopius,
Laß sie dröhnend der Welt künden ein neues Gestirn!

---

## 2. Carabus.

1818.

Wer gab mir jenen Carabus,
Den Unalaschka nähren muß?
Der Doktor Eschholtz hat's getan,
Der Läus' und Wanzen geben kann.
Der gab mir jenen Carabus,
Den Unalaschka nähren muß!

Wer gab auf Perus reicher Flur
Mir Achyranthes-Unkraut nur?
Der junge Kunth hat es getan,
Der Palmen selbst austeilen kann!
Der gab auf Perus reicher Flur
Mir Achyranthes-Unkraut nur.

Wer gab am Nordpol, hart und fest
Mir das verfluchte Felsennest?
Der Kotzebue, der hat's getan,
Der Meer und Land verteilen kann.
Der gab am Nordpol, hart und fest,
Mir das verfluchte Felsennest!

Der Felsen ist ein hartes Bett,
Und Achyranthes macht nicht fett.
Was bringt ein Carabus wohl ein?
Der Sack ist leer, der Mut ist klein.
Der Felsen ist ein hartes Bett,
Und Achyranthes macht nicht fett!

Erst wäre der der rechte Kerl,
Sei's Kaiser, König oder Earl,
Der mir verehrt' als Ehrenlohn
Recht eine tüchtige Pension.
Ja, der wär' erst der rechte Kerl,
Sei's Kaiser, König oder Earl.

Doch niemand, niemand denkt daran,
Schlemihlen hängt der Dalles an!
O Schwerenot! o te beda!
Der Teufel hat mich wieder da,
Und niemand, niemand denkt daran:
Schlemihlen hängt der Dalles an.

London, Belle sauvage.

---

## 3.
## 1818.

So wüte, Sturm, vollbringe nur dein Tun,
Zerstreue diese Planken, wie den Mast
Du krachend hast zersplittert eben nun!
O diese Brust! Du hebst von ihr die Last.
Da unten, da, da wird es gut zu ruhn,
Da hat man wohl von Kummer endlich Rast.
Was kracht noch? Gut! die Welle schlug schon ein;
Fahr hin! Es ist geschehn; wir sinken. — Nein!

Wir sinken nicht! Getragen wird annoch,
Geschaukelt himmelan der enge Sarg;
Harthör'ger Tod, bist sonst erbittlich doch,
Bist mit Geschossen nimmer sonst so karg.
Das lieblos bloße Leben, o, das Joch
Noch länger fortzuschleppen, das wär' arg.
Und ob es so, ob so, wen kümmert das?
Wird wohl um mich daheim ein Auge naß?

Doch du, mein Hitzig, wenn auch du vielleicht
Hast ausgerungen, bist vielleicht nicht mehr —
Dir ward des Lebens Becher voll gereicht,
Du schlürftest rasch ihn frohbesonnen leer.
Sie, deine Sonne, hat ihr Ziel erreicht;
Sie deckt bereits die Erde kalt und schwer.
Du durftest scheiden, nein, du durftest nicht,
Dich fesselt schön hienieden noch die Pflicht.

Mein Hitzig, wie für deine Kinder du,
So will ich für dich leben eine Zeit,
Du drückest mir vielleicht die Augen zu,
Vielleicht ich dir, ich bin auch dann bereit.
Ihr, Wind und Wellen, haltet wieder Ruh',
Es hat in mir geleget sich der Streit!

(Bei den Aleutischen Inseln.)

### 4. An Professor Lichtenstädt.

Mag fürder treiben unstet eitler Sinn
Durch ödes Meer und oft noch ödres Land
Mich, sonder Rast zu irren und Gewinn,
Daß leerer Tand mir scheine leerer Tand —
Was muß, das wird. Fahrt wohl; ich ziehe hin . . .

St. Petersburg, 1818.

---

### 5. An Hitzig.

Ich kann und mag und werde dir nichts schreiben,
Bis ich dir schreibe: „Morgen fahr' ich ab. —"
Und schreiben werd' ich's dir doch wohl einmal, —
Geduld, mein Herz, Geduld! —
Ich habe unsern wackern Prinzen jüngst,
Nachdem er mich am Morgen, da ich nicht
Zu finden war, erwartet eine Stunde,
Am Abend noch, doch flüchtig nur gesprochen.
Vergangenheit und Gegenwart verschlangen
Sich da um mich so seltsam und so froh.
Und herzlich rief er mir: Willkommen! zu
Und lobte nach Gebühr die goldnen Stiefeln
Und war verschwunden, und es rief ihm nach:
Geduld, mein Herz, Geduld!
Und nun der kleinen Großen müß'ges Volk
Mehr oder minder gnädig sich herausnimmt,
Mein Tun zu loben, so und so zu fragen,
Des Kaisers Huld mir huldreichst zu verheißen —
Sollt' ich des Teufels nicht darüber werden?
Ich habe aber anders mich besonnen
Und bin davongelaufen, gastlich hat
Und freundlich Lichtenstädt mich aufgenommen,
Ich habe Dach und Fach und Haus und Wirtin;
Das Schiff liegt hinter mir mit dem Gelichter;
Mir ist ein Schatz der Freude unser Semler.
Und so Geduld, Geduld! Die Stadt ist groß,
Verlorne Schritte bringen hin die Zeit.
Hier scheint man noch in Zweifel zu beharren,
Wer von den deutschen Männern allzumal
Der größte sei? ob Kotzebue, ob Merkel?
Schreibt mir darüber doch das Nähere!
Was sonst im Herzen mir und Kopf sich dreht,
Das wird zu seiner Zeit bei Händedruck
Und Wort noch heller werden.

St. Petersburg, 1818.

## 6. Sonett an Hitzig.

1823.

Geschaukelt ward ich von der Stürme Wut
Bei Unalaschka mit zerschelltem Mast;
Es sah der Tod mich an, bedrohlich fast;
Ich rief aus Langeweil' ihm zu: „Schon gut!"

Besänftigt legten drauf sich Wind und Flut,
Die Sonne schien, ich dachte dein, zur Rast
Ward fürder ich gewiegt, ein müder Gast,
Und sprach hinwiederum dazu: „Auch gut!"

So kehrt' ich heim und dachte: Deutsches Land,
Laß finden mich auf deinem Grund den Stein,
Darunter sich's zum letzten Schlafe ruht!

Ich flog zu dir, bei dem mein Weib ich fand;
Gar bald auch fanden Ernst und Max sich ein,
Und alle, dich umschwärmend, rufen: „Gut!"

---

## 7. Die Reise um die Welt.

1822.

Wer nicht gereist, den acht't man nicht,
Er kann auch nichts berichten.
Ich bin ein Mann ja von Gewicht,
Ich muß danach mich richten.
Ein Schiffspatron, der das begriff,
Nahm mich als Ballast in sein Schiff
Und tät die Anker lichten.

So reist' ich mit, und das war gut;
Ich kann nur eins nicht loben;
Wie's einer schwangern Frau zumut,
Mußt' ich an mir erproben.
Das Schiff, das schwankte hin und her,
Ich aber spie die Kreuz und Quer
Und ließ die Winde toben.

Die Linie war zu unserer Zeit
Bereits schon reduzieret,
Der Weg stand offen weit und breit,
Kein Mensch, der visitieret.
Wir schlüpften durch und waren froh,
Dann links und rechts, und kamen so,
Wo Riesen sonst hausieret.

Es kamen keine an den Strand,
Ihr Stamm ist ausgegangen.
Wir trauten uns doch nicht ans Land,
Uns hielt ein heimlich Bangen.
Wir sahn von fern, gen Untergang,
Noch deren Schatten, groß und lang,
Aus düstern Nebeln prangen.

Und wir gerieten bald darauf
Gar zu den Menschenfressern.
Es macht der Zeiten jetz'ger Lauf,
Daß diese selbst sich bessern.
Wir kamen ungenossen los
Und zahlten für das Leben bloß
Mit Spiegeln und mit Messern.

Dann lieferten wir eine Schlacht,
Wie später ich vernommen.
Der Schiffspatron rief in der Nacht:
„Seeräuber sind gekommen!"
Ließ schießen ins Gelach hinein;
Er hörte laut die Toten schrein,
Bis es ein End' genommen.

Die Losung war Tod oder Sieg,
Der Sieg war gut zu kaufen,
Wir mußten uns nach diesem Krieg
Oft mit der Luft noch raufen.
Der Sturm zerbrach uns einen Mast,
Es war noch Glück, in aller Hast
Bei Wilden einzulaufen.

Die Wilden! eine wilde Rott'
Mit Rauben und mit Morden.
Wir dankten alle unserm Gott,
Daß selbst wir zahm geworden.
Es waren ihrer nicht zu viel,
Wir nahmen uns, was uns gefiel,
Und segelten nach Norden.

Und kamen bald da, wo die Welt
Vernagelt ist mit Brettern.
Der hohe Zaun sich vor uns stellt,
Ein Fluchen war's, ein Wettern.

„Setzt mir die große Leiter dran,“
Schrie der Patron, „ich will voran,
Ich will hinüberklettern.“

Das war ein Jubel, ein Geschrei,
Die Schluchten widerhallten,
Ich schlich mich an den Zaun herbei
Und guckte durch die Spalten.
Ich sah von fern die Stange stehn,
Um welche sich die Welten drehn,
Sie scheint noch gut zu halten.

Kaum stieg hinan der Schiffspatron,
So fing's ihm an zu schwindeln.
Hinab, hinab, da lag er schon
Inmitten seinen Mündeln.
Der Mann war krank, der Mann war bleich,
Er war in seiner Ohnmacht gleich
Dem Kindlein in den Windeln.

Und als er auf die Augen schlug,
Da sprach er dann gleich weiter:
„Es ist für dieses Mal genug,
Wir lassen hier die Leiter.
Ihr seid von Gott mir anvertraut,
Ich bring' euch heim mit heiler Haut,
Das scheint mir baß gescheiter.“

Wir haben uns darein gefügt
Und sind auch heim gefahren.
Doch hört, ein Hundsfott, wer da lügt,
Wir sprechen von Gefahren:
Die See ist tief und balkenlos,
Der Weg ist lang, die Welt ist groß,
Das haben wir erfahren.

---

## Antonie.

### 1. Chamisso an Fouqué.

1819.

Kann ich keine Lieder singen,
Drück' ich dich doch an mein Herz;
Bin so froh, so guter Dingen,
So geheilt von allem Schmerz.

Gleich auch wollt' ich nach dir fragen,
Als so Schönes mir getagt,
Dir mein volles Herz zu sagen;
Hitzig hatt' es schon gesagt.
Also ließ ich gut es sein
Und erfreute mich der Sonnen
Bei der Allerliebsten mein,
Aufgelöst in lauter Wonnen.
Doch, was hab' ich dir getan,
Daß Schlemihl du mich noch schiltst?
Schimpfe nur, du böser Mann,
Immerhin, wie du nur willst!
Den Schlemihl genannt sie hatten,
Reich in seines Schattens Zier
Gönnet jetzt von seinem Schatten
Strafend einen Schatten dir.

## 2. Adelbert an seine Braut.

Ich schlich so blöd für mich allein,
Ich wälzte so mich in den Staub,
Ich war so schwach, ich war so klein,
Ich war so blind, ich war so taub,
Ich war so nackt, ich war so kalt,
Ich war so arm, ich war so alt —
Und bin nun aller Siechheit los
Und fühle in den Knochen Mark;
Ich bin so reich, ich bin so groß,
Ich bin so jung, ich bin so stark.
Du, die du alles, alles gibst,
Du segnest mich, wie du mich liebst.
Ich drücke dich an meine Brust.
Du bist mein Stolz und meine Lust,
Du bist mein Hort, du bist mein Gut,
Du bist mein Herz, du bist mein Blut,
Du bist mein Stern und meine Kron',
Bist meine Tugend und mein Lohn.
O du mein frommes, gutes Kind,
Mein guter Engel, hold und lind,
Mir ward durch dich das Heil verliehn!
O, lasse mich zu deinen Füßen
In meiner Demut niederknien
Und beten und in Tränen fließen:

Du haſt, o Herr, in ihrem Blick
Eröffnet mir den Himmel dein!
Gib Heil für Heil, gib Glück für Glück,
Und laß auch mich dein Werkzeug ſein!

---

### 3. Bei Zurückſendung eines vergeſſenen Strickzeugs.

1819.

Wie in ihrer Hand du mir verhaßt ſeiſt,
Die du böſe von der meinen abhältſt,
Ihre Blicke mir, dem Armen, raubend,
Hab' ich doch dich, Strickſtrumpf, lieb gewonnen.
Wie von meinen Büchern du mich anſiehſt
Und mir leiſe ihren Namen nenneſt,
Glaub' ich doch, ſie ſelber müſſe da ſein,
Sei zu Hauſe ſchon in meiner Wohnung,
Müßte an der Türe gleich erſcheinen; —
Aber ach! ich lauſche ja vergebens —
Geh nur, du betrügſt mich, biſt ein Lügner;
Nun, ſo geh nur hin und laß dich ſtricken!

---

### 4. Die Braut ſpricht zum Bräutigam:

1819.

Nicht verhehlen kann ich's und nicht ſagen,
Wie in meinem Herzen ich dich liebe;
Ja, du weißt es. — Wirſt auch meiner ſchonen,
Wenn ein wunderſam und kindiſch Bangen
Mich ergreift, ſowie der Tag heranrückt,
Den herbei du ungeduldig rufeſt.
Will ich ſonſt doch alles, was du wünſcheſt!
Sieh! Es fehlt ſo gar nichts meinem Glücke,
Wenn ich dich in meinen Armen halte.
Aber dir, mein Trauter, nicht genügt es;
Weiß ich gleich, was mehr noch du begehreſt,
Nicht zu ahnen, macht es mich erzittern.

---

## 5. Antonie an die Eltern.

1819.

Es gingen achtundzwanzig Jahre hin,
Seit dieser Tag den Bund euch schließen sah
Mit frommem Herzen, wie mit festem Sinn;
Und euer Glück zu preisen, sind wir da.
Ihr lächelt unserm Feste froh und mild;
Die Welt hat sich gedreht, die Zeit erneut,
In frischem Glanz ersteht das alte Bild,
Und wie es damals war, so ist es heut

---

## 6. Adelbert.

1819.

Und wenn Bestand im Wechsel euch erfreut,
Und wenn euch wohl gefällt, was wir getan,
So nehmt die Blumen auf, die euch gestreut,
Und nehmet unsre Ladung freundlich an!
Wir laden euch, die Zeit entfleucht geschwind,
Wir laden euch nach achtundzwanzig Jahr'
Zur Hochzeit derer, welche noch nicht sind,
Und es soll da sein, wie es heute war.

---

## 7. Für Madame Adelbert.

1820.

Ob ich dich liebe? kannst du wohl es fragen?
Und können Worte deine Zweifel heben?
Die einz'ge Antwort ist das volle Leben.
Fürwahr, die Worte wissen's nicht zu sagen.

Ob ewig lieben werde? Zu beklagen
Ist die, der Schwüre nur Gewißheit geben;
Sind Schwüre doch nur Schwüre, Worte eben,
Wie welkes Laub im Winter anzuschlagen.

„Wie kannst du, roher Mann, mich so betrüben?
Was kann ich, Böser, Guter, sonst begehren,
Als was mich freut, aus deinem Mund zu hören?"

Du reinſter, frommſter aus der Engel Chören,
Und mein, mein Kind, mein Weib, mein, ſonder Wehren
Mein ganzes Sein, mein Leben und mein Lieben!

---

## 8. An Antonie.

### 1821.

Berühret Morpheus deine Augenlider,
Dich ſanft entführend in das Reich der Träume,
Entführt der Traum mich in das Reich der Lieder
Durch vor'ge Zeiten und entfernte Räume;
Die Roſen meiner Jugend blühen wieder,
Das Zuckerrohr lockt unter Brotfruchtbäume,
Und heitrer winkt, das Schönſte alles Schönen,
Dein Bild dem Glücklichen; die Saiten tönen.

Ich ſehe dich, ein Kind annoch, mir reichen
Die kleine Hand mit hocherglühten Wangen,
Und keine war an Liebreiz zu vergleichen
Der kleinen Braut, die fromm an mir gehangen.
Die Kinder ſahn mich an für ihresgleichen,
Es ward mir wohl, wir ſpielten unbefangen;
Ich brachte Puppen vor und andre Sachen,
Bedächt'ge Leute mochten drüber lachen.

Und mich entführten ſtrengere Gewalten.
Wie anders fand ich's, durft' ich wieder nahn!
Zur Jungfrau will das Kind ſich ſchon entfalten,
Der Bräutigam iſt nun ein fremder Mann.
Nicht du, nicht ſie, wie ſollt' ich mich verhalten?
Ich ſtand von fern und ſchaute ſo dich an.
Ich ſah dich Edes Kind im Schoße wiegen,
Das ſchöne Bild wird ewig in mir liegen.

Und wieder trieb es mich hinaus ins Leben,
Das ſchöne Bild liegt tief in meiner Bruſt.
Ich forſche, heimgekehrt, mit innerm Beben;
Wie blüht die volle Roſ' in üpp'ger Luſt!
O, dürft' ich dir den alten Namen geben!
Ich trete vor, ich werbe, wohl bewußt,
Wie unwert ich, den Preis davonzutragen —
Nicht dennoch wird's dein ſüßer Mund verſagen.

Aus Schimpf wird Ernst — dich faßt der Ernst des Lebens,
Du bist nun wirklich meine holde Braut.
Ich bin am festen Ziele schwanken Strebens,
Du bist mein Weib, du bist mir angetraut.
Ich habe nicht gehofft, gestrebt vergebens,
Mir blühen Weib und Kind, so hold und traut. —
Kind, Braut, Weib, Mutter, alles mir im einen,
Laß mich an deiner Brust vor Freude weinen!

## 9. An Antonie.

1823.

Nicht rechnen mich zu ihrer Zunft die Alten,
Ich bin nicht, soll nicht ihresgleichen sein.
Wo Jünglinge zu Männern sich entfalten,
Dem Wahren, Rechten ihre Kräfte weihn,
Da findest du mich heimisch, siehst mich walten
Und freudig glühen, wie von jungem Wein.
Nur Gleiches kann mit Gleichem sich gesellen,
Die Freunde werden mir ein Zeugnis stellen.

Und hab' ich länger auch gelebt, wohl gut,
So hab' ich *mehr* gelebt, bin drum auch reifer,
Nicht aber minder jung und wohlgemut,
Um nichts gebrochner, schwächer, stumpfer, steifer.
Ich weiß, fürwahr! nicht, wie das Alter tut;
Noch strahlet meinem jugendlichen Eifer,
Was gut und schön ist, als der Leitungsstern,
Noch ist die Liebe meines Lebens Kern.

## 10. An Antonie.

1824.

Man schaut von dieses Berges Höh'
Ringsum hinab in alle Lande;
Das Zuckerland, das schimmert fern
Dort jenseits an dem blauen Rande.

Dort steig' ich morgen nicht hinab,
Will nach dem Zuckerland nicht sehen;
Nein, diesseits wendet sich mein Pfad,
Will zu dem Kameraden gehen.

Und wenn er einst wohl groß geworden
Und Beine hat, wie meine sind,
Führ' ich ihn her und zeig' den Weg ihm
Und sag' ihm: Geh, mein liebes Kind!

Dann kehr' ich heim und lege nieder
Mein müdes Haupt in guter Ruh! —
Gott sei mit dir auf deinen Wegen!
Ich aber schließ' die Augen zu.

---

## 11. Im Herabsteigen vom Brocken.

1824.

Wohl bei Regenschauern,
Wohl bei Sonnenschein
Bin ich mit dem Herzen
Bei der Liebsten mein.

Bin nicht auf dem Blocksberg,
Nicht bei Hexentanz,
Bin im warmen Neste
Bei der Liebsten ganz.

Laß Gespenster hausen
In dem Nebelmeer,
Laß die Stürme brausen
Um die Warte her,

Laß den Spuk nur wandern,
Liebste, Brust an Brust,
Einer ist des andern
Einzig nur bewußt.

---

## 12. An Antonie.

1828.

Zu dieses Tages Feier
Erklingt, du merkst es schon,
Erklingt die alte Leier
Und gibt den alten Ton.

Wie mag sich das verhalten?
Die Jahre machen Halt,
Und alles bleibt beim alten,
Der Alte wird nicht alt.

So wie ich einst dich liebte,
So lieb' ich dich noch heut,
Und werde dich, Geliebte,
Noch lieben alle Zeit.

Zu dieses Tages Feier
Erklingt, du merkst es schon,
Erklingt die alte Leier
Und gibt den alten Ton.

---

## 13. An Antoniens Geburtstag.

1833.

Und wär' ich ein lustiges Vögelein,
Ich pickt' an dem Fenster: Laß, Mutter, mich ein!
An deinem Herzen, an deiner Brust,
Da hab' ich nur Freude, da hab' ich nur Lust.

Wie gelb das Laub! wie kalt der Wind!
O werde, Mutter, gesund geschwind!
Wenn heiter auf uns dein Auge nur sieht,
Dann regnet's Rosen, der Winter entflieht!

---

## An Eugenie.

1822.

Du spielteſt, noch ein Kind vor wen'gen Tagen,
Die wunderlichſten Spiele wohl mit mir.
Ich habe dich auf meinem Arm getragen
Und ſteh' erſtaunt, geblendet nun vor dir.

Du biſt es nicht, ſoll ich dem Auge trauen,
Du biſt die Mutter ſelbſt, die dich gebar;
Du biſt, wie ſie, gar himmliſch anzuſchauen,
Biſt liebreich, zart und gut, ſo wie ſie war.

Eugenie, danke Gott mit frommem Herzen,
Der dich dem tiefgebeugten Vater gab,
Dich, wie du biſt, bei vielen, vielen Schmerzen,
Zum Dankgebet an ſeiner Teuern Grab!

---

## Eugenie.

1825.

Was doch mag so mildes Licht verbreiten?
Ist's ein Sternbild? ist es eine Rose?
Wär's ein Sternbild, wär' es schon verglommen
Vor des lauten Tages weißem Scheine;
Wär' es eine Rose, würden blasser,
Minder rosig ihre Wangen scheinen,
's ist kein Sternbild, ist auch keine Rose,
Nein, es ist die allerschönste Jungfrau,
Ist Eugenie, die hervorgekommen.
Aber wie sie rings die Augen wendet,
Sind es Rosen, frisch erblühte Rosen,
Die vor ihr errötend sich verneigen.

„Sagt, ihr Rosen", sprach die holde Jungfrau,
„Sagt, ihr schönsten mir der blühnden Blumen,
Wer euch eingab, so mich zu erfreuen?"

Und erwidernd flüsterten die Rosen:
„Schwester, Herrin, schönste du von allen,
's ist die Liebe, die du wohl auch kennest,
's ist die Liebe, die uns dir zu eigen
Hat gegeben. Sei es uns beschieden,
Nur für dich zu blühen und verblühen,
Und wir werden selbst uns selig preisen."

Leisen Trittes, lauschend hergegangen
Kam zur Stund' des Glückes Sohn, Herr Baeyer,
Den zu seiner Braut die Sehnsucht führte;
Wohlbekannten Trittes leises Hallen
Hat die süße Jungfrau gleich vernommen,
Wendet lieberschreckt sich zu dem Freunde,
Lieberschreckt versenkt er seine Blicke
In des klaren Auges tiefen Spiegel,
Und verstummend schauen sich die beiden
Lang, wie Sonn' und Mond einander schauen.

„Sag' mir, Gene", fand er spät die Worte,
„Sage, schönste mir der blühnden Rosen,
Wer dir eingab, so mich zu beglücken?"

Und erwidernd flüsterte die Jungfrau:
„Trauter Liebling, nächster meinem Herzen,
's ist die Liebe, die du wohl auch kennest,

's ist die Liebe, die mich dir zu eigen
Hat gegeben! Sei es mir beschieden,
Nur für dich zu blühen und verblühen,
Und ich werde selbst mich selig preisen."

Arme Rosen, wie ganz anders klangen
Eure Worte aus dem süßen Munde!

---

## Der Pappelbaum.

1824.

Einem wohllöblichen gezeichneten und ausgezeichneten Pappelbaum im herrschaftlichen Garten zu Nennhausen.

Hegst die Zeichen, trauter Baum,
In der hartgewordnen Rinde,
Und dein Laub, bewegt vom Winde,
Flüstert Lieder, wie im Traum;
Lieder wunderbaren Klanges!
Vor'ger Zeit verlorne Kunde,
Und die Geister des Gesanges
Wehn mich an im alten Bunde.

Laß Erinnrung mich berauschen,
Laß mich fühlen Schmerz und Lust,
Laß den Freund an meiner Brust
Herz um Herz mit mir noch tauschen!
O, die Stadt, die böse Stadt,
Die mit Mauern und Palästen,
Leerem Treiben, eitlen Festen
Uns so lang getrennet hat!

---

## „Mich ärgern höchlich."

1824.

Mich ärgern höchlich alle die Versuche,
Die Welt von Ost in West zurückzudrehen;
Ich möcht' hinwiederum es gerne sehen,
Daß man ihr, West in Ost, zu helfen suche.

Du Narr! Du Narr! Wie es im großen Buche
Geschrieben stehet, wird es doch geschehen;
Die Welt wird ihren richt'gen Gang schon gehen,
Dein Zorn gereicht dir einzig nur zum Fluche.

Ich weiß wohl, daß es nichts zur Sache tut,
Und, wenn es gleich mir so im Sinne steht,
Wohlan, sei still, mein Herz, schon gut, schon gut!

Nun hör' ich sie, wie sie im Übermut
Einander rühmen: „Ei! wie gut es geht!"
Zum Henker! macht es mir doch böses Blut.

## Es hat ein Fuchs jüngst den Komment verletzt.

Es hat ein Fuchs jüngst den Komment verletzt
Und koramiert, sein Urteil selbst gefällt,
Daß für 'nen dummen Jungen er sich hält,
Sie haben mit der Peitsche ihn gehetzt.

Ein Offizier, der außer acht gesetzt,
Was seinem Kleid er schuldig vor der Welt,
Hat gleich Abbitte schriftlich ausgestellt,
Und weggejagt hat ihn das Korps zuletzt.

Was sollen die Beispiele, die du gabst?
Die Offizier' und Bursche wissen's schlecht. —
Ich schwöre zu und schwöre wieder ab.

Ein König war's, der mir das Beispiel gab
Und seinesgleichen hielten es für Recht,
Die Könige, die Kaiser und der Papst.

## Ferdinand VII. von Spanien.

Meineidig, schmachbedeckt, mit blut'gen Händen
Wirst du den Zepter noch der Rache führen,
Bis Feige, was die Feigheit fromme, spüren
Und sich verzweiflungsvoll zum Bessern wenden.

Kommt aber diese Zeit, wie sollst du enden?
Der Strick? Das Rad? Wird man den Holzstoß schüren?
Wo findet sich, dich, Schandbub' zu berühren
Ein Schinder, der nicht scheuet sich zu schänden?

Du darfst doch auch nicht unterm Stocke sterben!
Es wäre schad', auf deine Sünderknochen
Auch nur das schlecht'ste Krummholz zu zerbrechen.

Sie werden dir von Prügeln, Ledergerben
Erzählen und von Knochen, die zerbrochen,
Die Furcht vor Schmerzen wird dem Zweck entsprechen.

## Wer kauft Liebesgötter.

1830.

Ein schmachtender Jüngling. Lehrt mich deuten meinen Gram,
Meines Herzens leises Sehnen,
Meine Schmerzen, meine Tränen —
Ach, ich weiß nicht, wie es kam.
Wär' ich nur ein Vögelein,
Liebe — Gegenliebe — Träume!
Wär' ich nur ein Vögelein,
Flög' ich in die weiten Räume.
Ach, wie fühl' ich mich allein,
Wie bedrängt von meiner Pein!

Ein Vater. Freund, das macht das junge Blut.
Freit, es wird Euch besser werden.
Sieben Töchter sind auf Erden
Ach! mein einz'ges teures Gut.
Seht und prüft die Mägdelein, —
Alle schön und gut erzogen —
Seht und prüft die Mägdelein,
Seid Ihr einer erst gewogen,
Soll sie gleich die Eure sein,
Und mein Segen obenein.

Der Jüngling. Teurer Freund — das muß ich sagen,
Euer Rat ist — sonder Zweifel,
Leider — aber — zu beklagen —
Hol' dich der Teufel.

Ein verzweifelnder Mann. Freund, wer hätt' es je gedacht?!
Ja, mein Mädchen ist verlobet,
Und sie hat, wie ich getobet,
Obenein mich ausgelacht,
Eine Kugel jag' ich gleich —
Grausig soll den Spott sie büßen —,
Eine Kugel jag' ich gleich
Mir ins Herz zu ihren Füßen.
Wie so falsch, so zauberreich!
Ach, sie war mein Himmelreich!

Der Vater. Gott verhüte, daß Ihr's tut!
Freund, Euch soll geholfen werden.
Sieben Töchter sind auf Erden
Ach! mein einz'ges teures Gut usw.

Der Mann. Bester Freund — ich muß gestehen —
Ja — es hört sich schön der Rat an —
Aber — nun — auf Wiedersehen! —
Hol' dich der Satan!

Ein Philister. Freund, mir geht's in dieser Welt
So la la! Ich bin zufrieden.
Ja, ich find' es gut hienieden,
Denn warum? ich habe Geld.
Und ich bin ein freier Mann, —
Unbefährdet, unbestritten —
Und ich bin ein freier Mann,
Allerorten wohlgelitten,
Der, so so! und drauf und dran,
Was er braucht, bezahlen kann.

Der Vater. Freund, das ist wohl schön und gut,
Könnte doch noch besser werden;
Sieben Töchter sind usw.

Der Philister. Wertgeschätzter, laß mich sorgen —
Euer Rat und Eure Kinder —
Dies und das — und guten Morgen!
Hol' dich der Schinder!

Die sieben Töchter. Liebster, bester Vater, sprich,
Wird der Langersehnte kommen?
Einer hat's doch angenommen? —
Mir zuerst. — Bedenke mich! —
Nein, ich will die Erste sein! —
Sieht er gut aus? — Wieviel hat er? —
Nein, ich will die Erste sein!
Liebster zuckersüßer Vater!
Ist er jung und schön und fein?
Großgewachsen oder klein?

Der Vater. Schreit mir nicht die Ohren voll!
Zankt nicht, denn zum Hochzeitfeste
Fehlt ja doch der erste — beste,
Der noch immer kommen soll.
Die ihr, sieben an der Zahl! —
Sieben! ach, die böse Sieben! —
Die ihr sieben an der Zahl
Auf dem Halse mir geblieben
Recht zur Last und recht zur Qual,
Lernt das Sitzen doch einmal!

Die Töchter. Vater, nein! das ist abscheulich!
Keinen einz'gen festzuhalten!
Keinen Lahmen! keinen greulich
Häßlichen Alten!

---

## An die Herzogin von Broglie.

1831.

Ich blicke mit dem Herzen fern zurück
Zu einer Welt, der einst ich angehörte —
Der Tod ist dagewesen: Gräber! Gräber!
Nur eine — du — Wie aber dir zu nahn,
Und wie dich nennen? — Herrin? — Gnäd'ge Frau? —
Du stehst vor meinen Augen noch das Kind.
Und, Albertine, würfest du den Blick
Auf mich und sprächest: „Wer ist dieser Alte,
Der so mich anstarrt, graue Locken schüttelt
Und Tränen heimlich zu verschlucken scheint?
Ich kenn' ihn nicht." — —

---

## Nach der Grippe.

1833.

Entkräftet lag ich mit erschlafften Sehnen,
Als ich zuerst, genesend, mich besann.
Sie saß auf meinem Bett und sah mich an,
Ihr liebevolles Auge schwamm in Tränen.

Da fühlt' ich meine welke Brust sich dehnen
Und neues Leben meinem Herzen nahn;
Es trieb mich, die Geliebte zu umfahn,
Ein heimlich schnell erwachtes, süßes Sehnen.

Doch wie ich meine Hände sah sich recken
Nach ihr, so hager, bleich, gerippenhaft,
Da überfiel mich vor mir selbst ein Schrecken,

Ich trieb sie fort, aufschreiend: Gott behüte!
Der Tod! der Tod! entfleuch! Der Unhold rafft
Die reife Frucht nicht, nein, die frische Blüte!

---

## Reinerz.

1835.

Zu sterben kann dem Besten arrivieren,
Und man ertappt vielleicht auch mich dabei;
Mir scheint demnach, daß es vernünftig sei,
Auf jeden Fall beiläufig zu testieren.

So fing ich an, bedächtig zu notieren
Für Überlebende so mancherlei,
Und schrieb auch, daß den Ärzten stände frei,
Nach meinem Tode mich zu obduzieren.

Wie das ich schrieb, so sah ich's sich gestalten,
Mich dünkte, meine Leiche selbst zu sehen
Und das dabei mir wohlbekannte Treiben.

Wie da mir ward, ich will's für mich behalten,
Doch muß ich unumwunden eingestehen,
Ich mochte selb'gen Tags nicht weiter schreiben.

---

## Die zwei Raben.

(Aus dem Russischen.)

1838.

Der Rabe fliegt zum Raben dort,
Der Rabe krächzt zum Raben das Wort:
„Rabe, mein Rabe, wo finden wir
Heut unser Mahl? Wer sorgte dafür?"

Der Rabe dem Raben die Antwort schreit:
„Ich weiß ein Mahl für uns bereit.
Unterm Unglücksbaum auf dem freien Feld
Liegt erschlagen ein guter Held."

„Durch wen? weshalb?" — „Das weiß allein
Der sah's mit an, der Falke sein,
Und seine schwarze Stute zumal,
Auch seine Hausfrau, sein junges Gemahl."

Der Falke flog hinaus in den Wald;
Auf die Stute schwang der Feind sich bald;
Die Hausfrau harrt, die in Lust erbebt,
Des nicht, der starb, nein des, der lebt.

---

## Epigramme.

### 1.

Längst schon wärst in der Flut du der eigenen Dichtung ertrunken,
Aber es reicht kein Meer, daß es die Nase bedeckt.
Gerne zum Himmel empor erhübst du die herrliche Nase,
Nimmer zu heben die Last reichet die menschliche Kraft.
Trefflichen Schutz gewähret fürwahr die Nase des Selmars,
Was dahinter er spricht, höret ja keiner davor:
Was an dem Mann ist? merkst du ja selbst, die längste der Nasen.
Was an der Nas' ist? nichts, meinst du den tragenden Mann.

### 2.

„Gütiger Gott, mit dir selbst ja schachern sie voller Gewinnsucht,
Setzen das Handgeld dran, denken: es lohnet der Kauf.
Gib Paradies nicht, Herr! sonst wirst du geprellt wie von Juden;
Sind sie zum Tore hinein, wahrlich, sie lachen dich aus!"

### 3.

„Welch ein anderes Bild mir erwacht, fleugt tragend in Händen
Rechts das Wassergeschirr, links den entflammten Brand?
Seltsam entstiegenes Bild, dem mit Andacht Flehenden sag', dem
Weihe Begehrenden, mir, deiner Mysterien Wort!" —
„Schnell auflodernder Glut hinschwinde der winkende Eden,
Daß aufhöre der Mensch, Gutes zu wirken um Lohn!
Schnell auslöschender Flut hinschwinde die schreckende Hölle,
Daß aufhöre der Mensch, Schlechtes zu lassen aus Furcht!"

### 4. Paul Erman.

„Wie mit Zank und mit Schweiß die Toren nur alle sich aufblähn,
Schreitet mit Ernst er allein, Isis, zu deinem Altar."

### 5. Julius Klaproth.

„Welcher zu sein du dich rühmst, der Verhöhnung Künstler und Meister,
Pfuscher, Siberien selbst lehrt dich die eigene Kunst."

### 6. Bocquet.

„Bocquet ab hoc et ab hac einst lehrte Physik, und es leerte
Bald sich der Lehrsaal, blieb ganz wie die Lehre nun leer."

### 7. Varnhagen.

„Wehet der Wind, so knarrt das Getrieb, und mahlet das Mühlwerk,
Freuet der Herr sich betäubt seiner Sonettenfabrik."

### 8. Chamisso.

„Auch du, mäßiger Held, laß, redlicher Franke, dir raten,
Bleibe du lieber davon, lasse das Dichten nur sein!"

### 9. Ancillon.

„Daß für Laternen man Blasen gekauft, mutsprechendes Faktum! —
Blase, du blasest dich auf, aber noch fehlet das Licht."

### 10. Erman, der Vater, über Sophie Charlotte.

„Laß, ehrwürdiger Greis, es genug sein, wahrlich, sie schläft schon.
Lauschte vom Grab sie hervor, drückte dein Buch sie zurück!"

### 11. Hermbstädt.

„Fahre nur fort, zu verpuffen mit Spießglanz deinen Salpeter,
Bis in der Technologie endlich du selber verpufft!"

### 12. Völker und Staaten.

Völker und Staaten, fürwahr, ich hörte die Namen erschallen,
Aber ich forschte und sah Pöbel und Könige nur.
Hörte von Edelen auch und Rittern ein häufiges Plappern,
Sah auf den Höhn noch nur Burgen, verfallene, stehn.
Hörte von Vaterland, von Freiheit, hörte von Schlachten,
Hörte von Tugend und Mut, welche die Mannen geziert.
Aber ich sah doch bloß ein Gezücht von englischen Doggen,
Das zu des Brotherrn Lust wütend einander zerriß.

# Chamissos Werke

in drei Teilen

Auf Grund der Hempelschen Ausgabe

neu herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Max Sydow

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

# Chamissos Werke

## Dritter Teil

Dramatisches — Übersetzungen
Erzählungen — Vermischtes in Prosa

Herausgegeben
von
Max Sydow

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Hallberg & Büchting (Inhaber L. A. Klepzig), Leipzig

# Inhalt des dritten Teiles.


Seite

Einleitung des Herausgebers . . . . . 7

Seite

## In dramatischer Form.

Der Tod Napoleons . . . . . 11
Faust. 1803 . . . . . 14
Fortunati Glückfädel und Wunschhütlein. 1806 . . . . . 23

## Übersetzungen.

Das Lied von Thrym . . . . 75
Idylle . . . . . 79
Lieder von Radack . . . . . 81
Wonnsagelig . . . . . 81
Von Weibern gesungen . . . 81
Aus Béranger . . . . . 82
Vorrede . . . . . 82
Vorwort zu den neuen Liedern 85
Der ewige Jude . . . . . 86
Die alte Bettlerin . . . . . 88
Hans . . . . . 89
Die Sklaven (Mai 1824) . . . 91
Nebukadnezar . . . . . 93
Die Reliquien . . . . . 94
Maria Stuarts Abschied von Frankreich . . . . . 95
Plötzlicher Tod . . . . . 97
Lisettens Tugend . . . . . 97
Die fünf Stockwerke . . . . 98
Die Neger und die Marionetten 100
Die Irrlichter . . . . . 101
Der Alchymist . . . . . 102
An Jacques Laffitte . . . . 103
Alt-Mütterchen . . . . . 105
Die Toren . . . . . 106
Der Ruhm . . . . . 107
Die zwei Grenadiere . . . . 107
Waterloo . . . . . 110
Hirtenbrief der Generalvikare von Paris . . . . . 111
Einer vom Bauche . . . . . 113
Die Myrmidonen . . . . . 115
Der Tod des Königs Christoph 116
Neuer Tagesbefehl . . . . . 118
Siegeslied der Türken über Pfara . . . . . 119
Guter Rat den Belgiern (Mai 1831) . . . . . 120
Die Gräber der drei Julitage (1832) . . . . . 121
Die drei Bettern . . . . . 123
Weigerung . . . . . 125
An meine Freunde, die neuen Minister . . . . . 126
Lebt wohl, ihr Lieder . . . . 127
Anhang . . . . . 129
Das Heimweh . . . . . 129
Der galante Fischer . . . . 130
Die alte Fahne (1820) . . . . 131
Der alte Korporal (1829) . . 133
Davids Leichenbegängnis . . . 134
Lafayette in Amerika . . . . 136

Adelberts Fabel (1806) . 139

Peter Schlemihls wundersame Geschichte . . 147

Jul. Ed. Hitzigs Vorrede . . . 149
An Julius Eduard Hitzig . . . 155
An Ebendenselben . . . . . 157
An Fouqué . . . . . 157
An meinen alten Freund Peter Schlemihl . . . . . 159
Peter Schlemihls wundersame Geschichte . . . . . 161
An Adelbert von Chamisso . . . 210

Vermischtes in Prosa . 211

Memoire über die Ereignisse bei der Kapitulation von Hameln 213
Über Zensur und Preßfreiheit . 216
Über malaiische Volkslieder . 218
Gedichte von Ferdinand Freiligrath . . . . . 220

# Einleitung des Herausgebers.

In „Salas y Gomez" und dem „Schlemihl" hat Chamisso ohne Frage sein Bestes geleistet. Kein Zufall, daß gerade diese beiden Dichtungen als Gipfel über die Durchschnittshöhe seiner übrigen Schöpfungen hinausgewachsen sind. Denn in ihnen war eine der stärksten Triebkräfte seines Wesens am Werke: sein Hang zur Robinsonade.

Wie stark diese Neigung auch in die Breite gewirkt hat, erhellt deutlich, wenn man den Übersetzer Chamisso ins Auge faßt. Denn nicht sowohl das Programm der Romantik, durch Übersetzungen sich dem von Goethe aufgepflanzten Ideal einer Weltliteratur zu nähern, als vielmehr der Drang, aus dem marktschreierischen Lärm des europäischen Kulturgetriebes herauszukommen und an irgend einer stillen Weltecke sich anzusiedeln, machte Chamisso zum Übersetzer. Auch hier umfliegt er mit seinen getreuen Siebenmeilenstiefeln den ganzen Erdball und füllt sein Herbarium mit Liederblumen aus allen Enden der Welt.

Wenn in Chamisso auch die kritische Ader nicht stark ausgebildet war, so hat er doch in der Wahl der Stoffe zu seinen Nachdichtungen, die er bald aus dem Dänischen, Litauischen, Finnischen, Russischen, bald aus dem Arabischen, dem Malaischen und selbst der Tongasprache schöpfte, eine überaus glückliche Hand bewiesen, so daß einige dieser Stücke wie „Abdallah", „Der Soldat", „Verratene Liebe", „Das Urteil des Schemjáka", seine Bearbeitungen der deutschen Sage an Wirkung noch übertroffen haben.

Nach dem Vorgange Kochs in der Cottaschen Ausgabe habe ich den beiden vom Dichter selbst seiner Gedichtsammlung angehängten Übersetzungen, „Dem Liede von Thrym" und „Der Idylle aus der Tongasprache", von denen die erstgenannte noch dadurch bemerkenswert ist, daß es einer der frühsten Versuche

ist, den Stabreim der neuhochdeutschen Dichtung wieder zu gewinnen, die 1838, im Todesjahre des Dichters, herausgekommene Eindeutschung der Lieder Bérangers beigesellt. Chamissos Meisterschaft im Gebrauch der deutschen Sprache zeigt sich hierin in höchster Vollendung.

Auf dramatischem Felde ist Chamisso über Ansätze und Versuche nicht hinausgekommen. Daß er sich trotzdem nicht abschrecken ließ, nach dem Lorbeer des dramatischen Dichters hin und wieder die Hand auszustrecken, erklärt sich aus der hohen Meinung, die er von der populären Wirkung des Dramas hatte. So schreibt er im November 1810 an Fouqué, indem er ihn anfeuert, sich dem Brettergerüst der Bühne anzupassen: „Kann man ohne dem auch ein Dichter sein, so kann man es ohne dem doch nicht fürs Volk sein, es ist der einzige Weg populär zu werden, und es ist selbst für die Bessern das höchste Ziel."

Hinsichtlich des Fortunatusfragmentes war man bis vor kurzem nur auf Vermutungen angewiesen. Auf sicheren Boden stellte uns erst E. F. Koßmann, einer der gelehrtesten und feinsinnigsten Kenner Chamissos, indem er 1895 das Fragment in den von August Sauer herausgegebenen Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts zum ersten Male aus der Handschrift zum Abdruck brachte.

Zusammen mit der Einleitung zu Bérangers Gedichten (vgl. S. 82) enthält der Anhang „Vermischtes in Prosa" alles, was an kleineren Prosastücken von Chamisso bekannt geworden ist.

# In dramatischer Form

Ich seh' die Fehler jetzt.
Ehlenschläger. „Correggio", 3. Handl.

# Der Tod Napoleons.

Nach Alessandro Manzoni.

Vergin di servo encomio
E di codardo oltraggio.
A. Manzoni.

**Napoleon. Montholon, Antomarchi,** der Arzt. Europa, Geschichte und Poesie, Erscheinungen. Stumme Umgebung: Bertrand, seine Frau und vier Kinder; der Abt Vignali; Marchand und sechs Bedienten. Zwei englische Offiziere.
Longwood am 5. Mai 1821.

**Napoleon** (auf dem Sterbebette). **Montholon. Antomarchi.**

**Montholon.** Des Fiebers Glut hat ausgetobt, er scheint zu ruhn.

**Napoleon** (im Schlafe). Mein Heer!

**Montholon.** Er träumt —

**Napoleon.** Dem Adler folgt und mir! hinan!

**Montholon.** Von Schlachten, lenkt im Geiste noch die Völker.

**Napoleon.** Sieg!

**Montholon.** O scharfer Mißlaut dieses Wortes hier und jetzt!

**Napoleon** (erwachend). Wer bin ich?

**Montholon.** Herr und Kaiser.

**Napoleon.** Wo?

**Montholon.** Du bist, o Herr,
Inmitten deiner Treuen.

**Napoleon.** Wo?

**Montholon.** Ein Felsensitz . . . . .

**Napoleon.** Sankt Helena?!

**Montholon.** Du sprachst es aus.

**Napoleon.** Die Zeit ist um.
Abtrünnig werd' ich selber mir, so wie die Welt. —
Die mein annoch sich nennen, ruft herbei! ich will
Abrechnen mit dem Leben.

**Montholon** (die Tür öffnend). Tretet alle her!

(Gefolge. Die Kinder knien am Bette.)

**Napoleon.** Daß ich geliebt bin worden, legt ihr Zeugnis ab.
Habt Dank! Ich aber scheide hin. Bald haben sie,

Mit deren Kronen ich gespielt, den Haß gekühlt;
Sie ließen uns nur unsrer Taten Ruhm zurück.
Ihr werdet bald, aus selbsterkorner Haft erlöst,
Mein stolz durch mich gewes'nes Frankreich wiedersehn
Und trauern an dem vielgeliebten Seinestrand.
O, grüßt mein Frankreich, grüßet mir mein heimisch Land!
Wär' Frankreich dieser nackte, sturmgeschlagne Fels,
Ich wollt' ihn lieben.

**Montholon.** Frankreich finden wir, o Herr,
Nur immerdar, wo dein geweihtes Haupt verweilt.

**Napoleon.** Nicht also, nein — mein Frankreich grüßt und . . . meinen Sohn!
Entfernet euch! nicht sollet ihr mich weinen sehn! —
Grüßt meinen Sohn, den grausam mir entfremdeten! —
Mein Sohn! mein Sohn!

**Antomarchi.** Gehorcht dem Kaiser, tretet ab!

(Napoleon ist mit verhülltem Antlitz zurückgesunken. Alle heften fragend die Augen auf Antomarchi, der unverwandt den Kranken betrachtet. Sie entfernen sich zögernd.)

**Antomarchi** (allein bei Napoleon. Lange Pause. Er wirft sich in einen Sessel im Vordergrunde und verhüllt sein Antlitz).

Lösch' aus, du Stern der Herrlichkeit!

(Es erscheinen Europa, Geschichte und Poesie. Napoleon streckt die Arme nach ihnen aus.)

**Europa.** Napoleon!
Weltherrscher einst, in Fesseln nun Verschmachtender!
Zurück von dir nicht fordernd das vergoss'ne Blut,
Das teure meiner Kinder, nein, den hohen Preis,
Um welchen fließen es gesollt, erschein' ich dir.
Es rangen zwei Weltalter um die Herrschaft; du
Stiegst auf, du Schicksalsmächtiger, da ward es still,
Nicht Friede; schweigsam lagen sie zu Füßen dir;
Du Franklin nicht, nicht Washington, du hast gebaut
Vergänglich für die trunk'ne Lust des Augenblicks.
Du sankst, du stirbst — ich frage bang: wem beug' ich nun
Den jochgewohnten Nacken? Weh!

**Napoleon.** Mein Sohn! mein Sohn!

**Europa.** O, hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
Von Händen, die zu heben unvermögend sind
Das dir entsunkne, dein gewicht'ges Herrscherschwert!

**Geschichte.** Standbilder eines Mannes stürzen Knaben um,
Umsonst bemüht, zu tilgen meines Griffels Spur
Zukünft'gem Alter, schwerem Urteil aufbewahrt.

**Poesie.** Zu schmähn, zu schmeicheln haben Knechte nur vermocht;
Jungfräulich deines Namens ist annoch mein Mund,
Hinfort geweiht zu ewigem Gesang, mein Held!

**Europa.** Ihr Griffel, ihre Lyra, meine Träne, die
Der eignen Schmach ich weine; rückgewendet dies
Hienieden. — Jenseits . . .? Kaiser auf! der Schleier reißt!

(Napoleon stirbt, die Erscheinungen verschwinden. Bei dem Ausatmen Napoleons erhebt sich Antomarchi schnell und tritt zu dem Toten, den er lange betrachtet, er geht sodann nach der Tür. — Montholon und das Gefolge kommen ihm entgegen.)

**Montholon.** Der Kaiser?

**Antomarchi.** Weint! Das war er! Länger zügelt nicht
Die bleiche Furcht, von diesem Kerker aus, die Welt.
Verbeugt vor dem euch, der ihn schlug! — zerstreuet euch,
Das Liebesopfer eures Lebens ist erfüllt!

(Montholon hat den Kaisermantel über die Leiche ausgebreitet, der Abt ein Kruzifix darauf gelegt; alle weinen. Zwei englische Offiziere dringen ein. Der Vorhang fällt.)

# Faust.

## Ein Versuch.

1803.

Doch wozu ist des Weisen Torheit nütz?
Schlegels Shakespeare. („Was ihr wollt." III. 1.)

**Faust.** Sein guter und sein böser Geist, zwei Stimmen.

(Faustens Studierzimmer, von einer einzigen Lampe erleuchtet.)

**Faust.** Der Jugend kurze Jahre sind dahin,
Dahin die Jahre kräft'ger Mannheit, Faust!
Es neigt sich schon die Sonne deines Lebens —
Hast du gelebt? Hier, fremd in dieser Welt,
Verträumtest du die karggezählten Stunden,
Nach Wahrheit ringend, die Pygmäenkräfte
Anstrengend in dem Riesenkampf — o Tor!
Du, der in wildem Jugendfeuer schwelgend,
Uneingedenk der Zukunft, deiner selbst,
Des großen Weltalls, das um dich sich kreist,
Genuß nur kennst, Genuß nur kennen willst;
Beglückter Liebling du der Gegenwart,
Dich muß ich weis', so wie du glücklich bist,
Auch preisen. — Weis'! — und Tor? — Sinnleere Namen!
Nur Kranke gibt's; ich kenne keine Toren.
Ein Funke glomm im Busen mir (ihn legte
Die fremde Hand); er mußte hoch entlodern
Und ewig ungelöschten Durst mir flammen! —
Vom Allerschaffer fordr' ich alle Schuld;
Wir müssen wollen, ja, wir müssen! — müssen?
Nicht frei denn? — also wollend, nur ein Stein,
Der in die Tiefe fällt und fühlt — er wolle.
Was bist du, Mensch, denn? gier'ger Allumfasser,
Des Universums kühner Freier du,
Der blind, in Nacht, in zwiefach ew'gem Dunkel
Gebannt zu irren, nichts erkennen kannst,

Ein ewig ungelöstes Rätsel dir.
Erschaffer deiner Welt nach ewigen
Gesetzen, selbst von ihr erschaffen,
Was bist du, mächt'ger, nicht'ger Erdenwurm?
Ein Gott in Banden oder nur ein Staub?
Was ist des Denkens, was der Sinnen Welt?
Die Zeit, der Raum, die Allumfassenden,
Und ihre Schöpfungen, durch die sie werden?
Was außer ihnen das Unendliche?
Was ist die Gottheit, jeder großen Kette
Ein erstes, ewig unbegriffnes Glied,
Das, nicht getragen, alle Glieder trägt? —
Erscheinung nur und Wahn ist alles mir.
Es wirft das Licht, das innre, dort hinaus
Auf ausgespannte Nacht die Bilder hin,
Ein leerer Widerschein des eignen Ichs,
Und so entsteht die Welt, die ich erkenne.
So hat — vielleicht der Zufall es geordnet,
Der große Bildner, den sie Gottheit nennen.
Und wenn, nicht bloß gedacht, dort Geist und Körper
Und Gottheit sind, — wie faß' ich sie? — Umsonst!
Es treten ewig zwischen sie und mich
Der Sinne Lügen, der Vernunft Gesetze.
Ihr ew'ge Rätsel, schrecklich grimm'ge Nattern,
Die stets ihr euch erzeugt und euch verzehrt
Und mir das Herz verzehrt im grausen Spiele
Der stets verschlungnen und erzeugten Kreise!
Ich kann euch nicht verscheuchen, nicht erdrücken,
Ihr stürmet rastlos mir die bange Seele.
Weh dem, den ihr zum ernsten Kampfe reizet!
Es furchet tief des Denkers Stirne sich,
Und Zweifel ist der schwererrungne Preis.
Nein! länger soll der Schlangenbiß des Zweifels
Nicht langsam mir am kranken Herzen nagen,
Nicht giftig reizen mehr der Wunden Schmerzen!
Ich will gesunden in der Wahrheit Scheine,
Erschwingen kühn das sternenferne Ziel,
Das eitel strebend nimmer ich erklommen
(Er sucht eine magische Rolle hervor, entfaltet sie auf seinem Tische und spricht indem er die Hand auf die Zauberschrift legt:)
Sind's keine Träume, die du hingezeichnet,
So folg' ich, Seher, deiner Riesenspur;
Ich schreite deine Bahn und zage nicht.

Wenn, horchend deinem mächt'gen Rufe, Geister,
Dir dienend, ihres Reiches Nacht entstiegen,
Wird mir die Geisterwelt sich auch eröffnen.
Belehrung zollen mir die finstern Mächte.
(Die Geisterbeschwörung.)
Die ihr, gehüllt in furchtbar dunklen Schleier,
Die Seele mir umwallt, gehorchet, Geister,
Dem ernsten, festen Willen, der euch ruft!
**Böser Geist.** (Eine Stimme zur Linken.)
Dem ernsten, festen Willen wird gehorchet.
Du Sohn des Staubes, ihm entschwungen kühn
Und ähnlich uns, sprich dein Begehren aus!
**Guter Geist.** (Eine Stimme zur Rechten.) Faust! Faust!
**Faust.** Auch du! dir hab' ich nicht gerufen, fleuch!
Abschütteln will ich deiner Knechtschaft Joch;
Entfleuch! Nicht du, Unmächtiger, vermagst
Den heißen Durst des Lechzenden zu stillen,
Die sturmgeschlagnen Wellen zu besprechen.
Du lähmst den Flug mir, hebe dich von dannen!
Ich will ihn männlich fliegen und nicht zagen.
Ich wende mich von dir, ich folge dem;
Belehrung fordr' ich, Wahrheit und Erkenntnis.
**Böser Geist.** Nicht menschlich sprichst du Worte hohen Sinnes.
Hast du mit Mannes Ernst mich hergebannt,
So schwöre mir den Preis zu — deine Seele!
Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.
**Guter Geist.** Faust! Faust!
Den seligen Menschen
Gewährte der Vater,
Von allen den Früchten
Des Gartens zu kosten;
Den seligen Menschen
Verwehrte der Vater
Die einzige Frucht.
Und listig schmeichelnd, hob die Schlange sich:
„Ihr würdet Göttern gleich, wenn ihr die Frucht,
Die herrliche, zu kosten euch erkühntet,
Die euch der Vater streng verwehrt zu brechen,
Nicht Vater er, der neidische Tyrann!"
Faust! Faust!
Dem kindlichen Menschen
Die Freuden des Lebens,

Sie knospen ihm alle.
Er weilet, wo duftend
Die Rosen ihm blühen,
Die Früchte ihm winken.
Geflügelten Schrittes
Leicht hin über Dornen
Zu schweben, zu eilen,
Gesellt' ihm der Vater
Die holden Gefährten,
Den Glauben, die Hoffnung,
Treu ihm in wechselndem Glück.
Faust! Faust!
Es gab, zu ahnen das Unendliche,
Der Vater dir den Geist,
Gab, liebend anzubeten, dir das Herz;
Und rechtend mit dem Vater, wagest du,
Vom Strahle seiner Liebe mild beschienen,
Zu fordern jene Frucht, des Todes Frucht.
Verschmäh, verschmäh des Lebens Glück und Kronen
Und ringe nach der Gottheit fernem Ziele!
Des Rächers Rache trifft den schuld'gen Scheitel!

**Faust.** Erschuf zu ausgesuchten Qualen mich
Ein Gott des Hasses, den der Schmerz erfreut?

**Guter Geist.** Das Glück umblühte deines Lebens Pfade.

**Faust.** Es ist Erkennen mir das einz'ge Glück.

**Guter Geist.** Die Hoffnung blüht dem Dulder; lern entbehren!

**Faust.** Sie welkte in der schwer erkrankten Brust.

**Guter Geist.** Der Tugend Kranz umgrüne deine Locken!

**Faust.** Auch diesen Kranz entriß der Zweifel mir.

**Guter Geist.** Du willst, du willst, und deine Freuden welken.

**Faust.** So wähl' ich denn, nicht frei, das eigne Weh.

**Guter Geist.** Faust! handle glaubend, wie du frei dich fühlest!

**Faust.** Nein, nein! ich bin nicht frei, ich will's nicht sein.

**Guter Geist.** So treffe denn die schwere Schuld den Frevler!

**Faust.** Die schwere Schuld wälz' ich dem Schöpfer zu,
Der mich zu hoch begabt, zu tief gedrückt,
Der feindlich mir den regen Geist gegeben.

**Guter Geist.** Und ihn zu bändigen, den Willen dir.
Des Rächers Rache trifft den schuld'gen Scheitel!

**Faust.** Dich, Geist der frühen Rache, schrecklicher,
Der furchtbar ahndend nicht begangne Sünden,
Gedanken nur des Herzens, angstumzischend
Der Hölle Schlangen furchtbar um mich schlingst,

Erschütternd nicht des Mannes ernsten Willen,
Dich straf' ich Lügen! Nein, ich bin nicht frei;
Ein ehrnes Schicksal waltet über mir,
Und unaufhaltsam reißt es mich dahin,
Und eisern fällt und trifft das grause Los.

**Böser Geist.** (Halblaut.)
Der Falsche lügt sich deinen guten Geist.

**Faust.** Du lügst dich meinen guten Geist; entfleuch!
Ich wende mich von dir, ich folge dem;
Belehrung fordr' ich, Wahrheit und Erkenntnis!

**Böser Geist.** Wohlan! so schwöre mir den Preis zu, Faust!
Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.
Selbst brich den Stab denn über deine Seele!

(Der Stab des Gerichtes wird Fausten in die Hand gezaubert; er erschrickt und faßt sich rasch wieder.)

**Faust.** Du, rascher Sohn des Augenblickes, Wille,
Gebäre rasch die Tat!

**Guter Geist.** Die ernste Tat,
Die spät fortwirkend in der Zeiten Schoße,
Entfallen dir, ein Raub der fremden Mächte,
Gehöre ewig der Notwendigkeit!
Noch, Faust, gehört des Herzens Willen dir.

**Böser Geist.** (Halblaut und langsam.)
Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.

**Faust.** Gehört noch mir, — gedacht, gewollt, gehandelt!

**Guter Geist.** Und wagtest du zu denken ihn, den großen,
Den schrecklichen Gedanken: Ewigkeit?

**Faust.** Ich dacht' ihn, ja! doch der Moment allein
Gehört dem Menschen, im Momente lebt er;
Drum kauft er um der Zukunft teuren Preis
Des Augenblickes rasch entflohne Lust.
Es kann die Zukunft auch ein Traum nur sein.

**Guter Geist.** Und wenn auf Wahrheit jener Traum hindeutet?

**Faust.** So mag der Schreckenstraum sich dann entfalten!
Du wetzest selbst des Zweifels gift'gen Zahn,
Der mich zerfleischt. Nicht Wahrheit kann das Herz
Zermalmend treffen, das für sie nur schlägt;
Nur schrecklich ist die Qual mir, die ich dulde;
Sie muß sich enden. Stählern ist die Brust,
Und jedes Schmerzes Pfeil entprallt unmächtig,
Den nicht des Zweifels Schreckensarm geschnellt.

Ich will der ew'gen Rache männlich harren
Und festen Blickes ihr entgegensehn.
Ich fluche dir und deinem Gott und breche
Entschlossen selber des Gerichtes Stab.

**Guter Geist.** Wehe dem Menschenerzeugten!
Wehe! zerbrechet die Krone!
Er stürzet; nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jählichen Fall.

Es wandle im Tale
Der Menschenerzeugte
Und weide die Blicke
An blumigen Auen!
Nicht wag er zu heben
In blendende Höhen
Zur Sonne den Blick!
Vom lieblichen Kleide
Der nährenden Erde
Rückstrahlt ihm die Farbe,
Ein sanfteres Licht.
Ihm g'nüge der bunte,
Der liebliche Schein!
Nicht gierigen Herzens
Erheb er die Wünsche
Zur Sonne empor!
Erklimmt er der Berge
Beschneiete Gipfel,
Zu nahen der Sonne
Verzehrendem Licht,
Nicht näher der fernen,
Erblindet das Aug' ihm,
Und schwankenden Schrittes
Entgleitet der Fuß.
Der schwindlichten Höhe
Entstürzt er; nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jählichen Fall.

Wehe dem Menschenerzeugten!
Wehe! zerbrechet die Krone!
Entwunden den Armen
Der sorgenden Liebe,

Hin eilt er — und stürzet;
Er stürzet, nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jählichen Fall.

**Faust** (den Stab zerbrechend). Zerbrochen ist der Stab!
**Guter Geist.** Er ist zerbrochen!
**Böser Geist.** Er ist zerbrochen! (Lange Stille.)
**Faust.** Nun?
**Böser Geist.** Ich lache deiner, leichtes Spielwerk du
Der gier'gen Wünsche deines stolzen Herzens!
Ich lache deiner, Tor, den ich verachte,
Und zolle dir den Preis, den du bedungen.
Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze,
Die nur der blinde Glaube überschreitet.
Dich bann' ich, ohne Anker, ohne Segel,
Zu irren auf dem feindlich dunklen Meere,
Wo dir kein Grund, wo keine Ufer dir,
Dem ohne Hoffnung Strebenden, erscheinen;
Bis vor dir nächtlich sich das Tor eröffnet,
Das furchtbar dir geahndete, des Todes,
Und neue Schauder schrecklich dich ergreifen;
Denn mir gehöret deine Ewigkeit:
Ich zolle dir den Preis, den du bedungen.
Des Glaubens Blume blühte kindlich dir;
Du hast sie stolz zertreten, forderst Wahrheit.
Wohl! Schreckend ruf' ich dir die Wahrheit zu:
Aus deiner Weisen Widersprüchen strahlte
Sie dir entgegen, die geahndete:
Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze;
Es kann der Staubumhüllte nichts erkennen,
Dem Blindgebornen kann kein Licht erscheinen.
So wie die Sprache, wie des Wortes Schall
Dir Mittler des Gedankens ist und Zeichen,
So ist des Sinns Empfinden, der Gedanke selbst
Dir Sprache bloß und eitles, leeres Zeichen
Der ewig dir verhüllten Wirklichkeit.
Du kannst nur denken durch den Mittler Sprache,
Nur mit dem Sinne schauen die Natur,
Nur nach Gesetzen der Vernunft sie denken.
Und hättest hundert Sinne du und tausend,
Du Kargbegabter, und erhöbe freier
Sich dein Gedanke ins vielseitiger-
Befühlte All; so würdest immer du,

Getrennt, vereint mit ihm durch Körpers Bande,
Nur eigne Schatten schaun und nichts erkennen.
Es strebe, trachte angestemmt der Mensch!
Ihm fiel das Los. Der reine Geist allein,
Der ruhende, erkennt; nicht ihn umfaßt
Die ew'ge Mauer, die sich zwischen dir
Und der ersehnten Wahrheit trennend hebt.
Die Mauer stürzt der Tod; die Rächerin,
Sie harret furchtbar deiner in dem Lande,
Wo nicht gestrebet, nicht getrachtet mehr,
Wo zollen einer wird des Lebens Lohn.
Nachhallen muß ich deiner Worte Schall,
Nachspiegeln deines Denkens Schatten dir,
Nachlügen deiner Weisen Traumgebilde,
Dir, einem Menschen, ich, ein Geist, zu nahen;
Gedanken, Worte, Menschenträume fassen
Kein ähnlich Bild der ewig dir Verhüllten.
Doch Wahrheit, Wahrheit hast du dir bedungen;
Nun! was der Mensch vermag, sollst du erkennen:
Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze, —
Ist furchtbar rächend deines Lebens Schlange.
Verzweifle, niedrer Erdenwurm, den tiefer
In seinen Staub zurück ich niedertrete!
Nicht heben darfst du jenen dunklen Schleier;
Es bringt die Zeit dir keine Blume mehr,
Und mir gehöret deine Ewigkeit.
So öffn ich rächend dir der Wahrheit Schätze,
So zoll' ich dir den Preis, den du bedungen.

**Faust** (im Begriff, sich niederzuwerfen gegen die Seite, woher die Stimme des guten Geistes hallte, erhebt sich rasch wieder und spricht.)

Nein! Niederknien nicht vor dir, Verkünder
Des siebenmal erfüllten schweren Fluches,
Der mir das Haupt umflammt, und nicht vor ihm!
Vernichtung heißt der Gott, den ich anrufe.
Ihr seid unmächtig, der Vergangenheit
Ihr leicht erworbnes Eigentum zu rauben.
O, könnt' ich wieder fluchen euch! o, könnt' ich
In Menschenqualen euch verzagen sehn,
In ew'gen Menschenqualen euch verzweifeln,
Und laut auflachend gräßlich euch verhöhnen!
Fluch selber mir, daß ich ohnmächtig bin,
Daß nur ein leiser, eitler Laut der Lippe
Entbebet, in dem Winde zu verhallen!

Ersehnte Spornerin der eitlen Wünsche!
Ich habe, Wahrheit, deine Dunstgestalt
Verfolgt, und unermeßlich weit verfolgt,
Und ihr geopfert jeden Hoffnungsschimmer;
Gestrandet, steh' ich nun auf schroffer Klippe,
Rings um mich her die dunkle, tiefe Flut,
Und um das Haupt mir donnerschwangre Wolken.
Ich werde nimmer, nimmer sie umfangen,
Um die ich hin den teuren Preis geworfen!
**Böser Geist.** Die Mauer stürzt der Tod; die Rächerin,
Sie harret furchtbar deiner in dem Lande,
Wo nicht gestrebet, nicht getrachtet mehr,
Wo zollen einer wird des Lebens Lohn.
**Faust.** Die Mauer stürzt der Tod; — sie harret meiner
In jenem Lande... — Schlange meines Lebens!
Wo nur das Aug' ich wende, starrest du
Mich gräßlich an! — Verdammnis, — Ewigkeit,
Laßt eure Qualen nicht den Zweifel sein!
Umstürze du, Erfüllung, jene Mauer!
Verhüllte Rächerin, sei Rettung mir!
Ich will in jenem Lande dich verfolgen.

(Wie er sich gegen den Geist wenden will, den Tod zu erflehen, wird ihm ein Dolch in die Hand gezaubert; er wendet die Spitze gegen sein Herz und stößt ihn langsam hinein.)

Verdammnis, ewige, in deinen Schoß! —
Vielleicht Vernichtung nur, vielleicht Erkenntnis,
Gewißheit doch!

(Er stürzt, die Lampe erlischt, das Theater ist tief verfinstert. Langsam fällt der Vorhang.)

# Fortunati Glückſäckel und Wunſchhütlein.

## Ein Spiel

1806

---

### I.

(Prachtvolles Zimmer im Palaſte Fortunati zu Famaguſta.)

Ampedo. Andoloſia.

**Andoloſia.** Es iſt ſeit unſers Herren Vaters Tod
Das Trauerjahr verſtrichen, und den Zoll
Der Tränen, in der Wohnung engem Raum
Verſchloſſen, haben wir ihm dargebracht,
Wie frommen Kindern es die Pflicht gebeut.
Ihm ward die Ehre, die den Toten ziemt.
Laß Bruder nun der Trauer uns vergeſſen,
Des Lebens und des Ruhmes uns gedenken,
In fremde Lande ziehen, und das Glück
Verſuchen, das ihm günſtig war und hold.

**Ampedo.** Wer wandern will, der wandre. Mich gelüſtet
Nach Ehren nicht und Ruhm; ein andres Glück,
Ein ſtilleres, erkoren hab' ich mir.
Ich will allhie zu Famaguſta bleiben.
In dieſem wohlgegründeten Palaſte
Mich ruhig freuend köſtlichen Beſitzes,
Und dieſer Schätze, welche mit Gefahr
Im Wechſelſpiel des Lebens und der Welt
Erwarb der Vater unter Wohl und Weh,
Mein Leben enden ſorgenlos und frei.

**Andoloſia.** Es iſt nicht rühmlich, ſo die raſchen Jahre
Der markbegabten Jugend tatenlos
In trägen Schlafes Arme zu verſcherzen.

**Ampedo.** Es iſt nicht weiſe, dieſe frohen Jahre
Des falſchen Glückes reger Flut vertrauen,
Wenn ruhiger Genuß erfreuen kann.

**Andoloſia.** Mir ſcheint Genuß nur Kampfes Ehrenpreis.

**Ampedo.** Nur in der Ruhe Schatten blüht er mir.

**Andoloſia.** Es ſchuf mich andern Sinnes die Natur.

**Ampedo.** Drum greifſt du mich umſonſt mit Worten an.

**Andoloſia.** Mich reizt die Welt, die offen vor mir liegt;
Sie zu erſchauen treibet mich das Herz,

Die Kraft begehrt in fremder Kräfte Streit,
Mit Lieb und Haß eingreifend, sich zu mischen.
Denn nur in Kampfes Mitten reift der Mann.
Und lasest du nicht, Bruder, jene Schrift,
Wo in des Alters Tage unser Vater,
Sein Herz erfreuend, seines Schicksals Bahn,
Was er erfuhr und lebte, aufgezeichnet,
Die, uns zur Lehre, sterbend er uns gab.
Ein Jüngling noch, da sprach er zu dem Ahnherrn:
Ich werde gehn in fremde Land', es ist
Des Glückes in der Welt noch viel, ich hoffe
Zu Gott, es wird mir sein auch noch ein Teil.
Er sprach's und ging. Es trug der Strom des Lebens
Ihn liebend, den er starken Armes schlug,
Und als ein falscher Sturm ihn niederstieß,
Daß er des Todes nur gewärtig war,
Da hob ihn freudig hoch empor die Jungfrau
Fortuna selbst, nach der er hieß, und gab
Den Schatz ihm, den er treulich uns bewahrt.

**Ampedo.** Den zu verscherzen deines Trachtens Ziel. —
Und sahst du, Bruder, nicht aus jener Schrift,
Wie oft, in Not und Angst auf seiner Bahn,
Das Kleinod Reichtum, das er sich erwählt,
Hinreißend ihn, er ausrief: hätt' ich doch
Herfürgezogen Weisheit diesem Gut.
Und mit Bedacht ich selber spreche nun:
O hätt' er doch herfürgezogen Weisheit,
Und wie den Reichtum sie auf uns geerbt. —
Betrachte doch, auf welchen Irrweg schweift
Unsinnig dein Beginnen! Glück und Ruhm,
Du kannst in Cypern ihrer dich erfreun,
In Cypern ich des Gutes, das mich reizt.
Hervor in Ritterspielen leuchte du
Am Hofe unsers Königs, wie zuvor.
Mich laß des Hauses stillen Glanz genießen,
Denn dies zu schätzen ward mir der Verstand.

**Andolosia.** Der jedes Ungewöhnliche verlacht,
Extreme hasset, und die Mittelbahn
Versteckt im großen Haufen schleicht.

**Ampedo.** Du nahmst
Das Wort mir aus dem Munde, anders nur
Es auszusprechen.

**Andolosia.** Meine Bahn mag

Selbſt die Extreme überſchweifen. Drum
Die Kleinod' laß uns teilen, und uns trennen.
**Ampedo.** Willſt du denn brechen deines Vaters Wort,
Das auf dem Sterbebett' er uns geboten?
Beſinne dich, er ſprach, daß ungeteilt
Die Kleinod' ſollten bleiben und beiſammen.
**Andoloſia.** Ich kehre mich an ſeine Rede nicht,
Und iſt er tot, ſo leb' ich noch. — Wir teilen.
**Ampedo.** So nimm des Soldans Hütlein. — Ziehe hin.
**Andoloſia.** Das nimm, und laß Fortunens Säckel mir.
**Ampedo.** Wen in der weiten Welt ſich zu bewegen
Der Sporen ſeines Herzens treibt, mir deucht,
Ihm müßte wohl ein Nützlicheres ſein
Das Hütlein, das, auf leichten Wunſches Flügel,
Schnell durch des Raumes Grenzen trägt den Mann.
**Andoloſia.** Ein Nützlicheres bleibet ihm das Gold.
**Ampedo.** Und nach dem Säckel auch begehrt mein Herz.
**Andoloſia.** Der zehnfach unerſchöpfliche Glücksſäckel,
Den unſer beider Tod nur leeren wird,
Der wird mit Recht von jeglichem begehrt,
Denn, Macht der Erde heißet doch das Gold.
Und ich, der Jüngſte, muß dem Ältern weichen.
**Ampedo.** Nicht alſo! — ſind wir gleiche Brüder doch,
Nur gleichen Rechtes ende ſich der Streit.
**Andoloſia.** Von dem ein Dritter nicht erfahren darf.
**Ampedo.** Es hüte unſern Schatz Verſchwiegenheit.
**Andoloſia.** Wohl, Ampedo, drum horche meiner Rede.
So laß uns aus dem Säckel hundert Truhen
Mit Gulden füllen, die behalte du.
Und bleibe hie, und lebe wohl, — die wirſt
In deinem Leben du noch nicht erſchöpfen, —
Und auch des Soldans Hütlein bleibe dein,
Du kannſt damit dir manche Kurzweil geben.
Mir aber laß den Säckel, und ich will,
Nach Ehren ſtrebend, wandern durch die Welt.
Sechs oder ſieben Jahre bleib ich aus,
Und wann ich wiederkomme, ſoll dir dann
Auf ebenſolche Zeit der Säckel ſein.
Und alſo laß uns, nach des Wortes Sinn
Des Vaters, ungeteilt den Schatz benutzen.
**Ampedo.** Ich will's. — Doch deiner zu entbehren wird
Ein Schweres mir, ein Ungewohntes ſein.
Bleib hie! — Was zieht dich in die Ferne, ſprich?

**Andolosia.** Es paßt für alle nicht ein Glück, es ist,
Wie jeder sie erschaut, doch ihm die Welt.
Denn lasen wir nicht aus denselben Zügen
Der einen Schrift den eignen Sinn ein jeder?
Und also leb' ich, wie es mir genügt.
Es zieht ein Sehnen mich, ein Ahnden hin;
Erfahren wird und Leben mir vielleicht
Befriedigung darreichen, aber Schmerz
Müßt' ich erdulden, wenn der Zwang mich bände,
Und, wenn ich selbst mich bände, untergehn.
Mit Reichtum ausgerüstet, der die Schwingen
Dem freud'gen Mut leiht, zieh' ich in die Welt,
Vielleicht mit Weisheit zieh' ich heim, im Ringen
Erworben, wie sie einzig mir gefällt.
**Ampedo.** Vielleicht auch Armut wird dich heimwärts bringen,
Und Schmach, die gern der Armut sich gesellt.
**Andolosia.** Ob fremde Mächte meine Lose halten,
Mich freut es, selbst mein Schicksalsbuch entfalten.

## II.

Probst tritt auf.

**Probst.** Gelobt sei Jesus Christ.
**Ampedo.** In Ewigkeit.
Willkommen mir, Herr Probst, Ihr kommt erwünscht.
Der Ritter Andolosia zieht von hinnen.
Er will nach unsers Herren Vaters Beispiel,
Vertrauend eigner Kraft, die Welt durchwandern.
Ihn treibt sein jugendlicher Mut; doch mich
Befällt der Trennung Schmerz, und freudenleer
Wird dieser Palast mir verödet scheinen.
**Probst.** Mit Euch der Segen Gottes, edler Herr.
Wann zieht Ihr?
**Andolosia.** Nach Medusa reit' ich morgen,
Zu unsers Königs Hof, von meinem Herrn
Urlaub zu nehmen, und der dritte Morgen
Erblickt mein Schiff von dieser Küste fern.
Zu lange hält mich dieses Haus verborgen,
Ich muß versuchen meines Glückes Stern.
Es zeihen feiger Trägheit mich die Wellen,
Erst wird's mir wohl, wann sich die Segel schwellen.
**Ampedo.** Ich will, es soll, solang der Bruder ausbleibt,
In unsrer Kirche für sein Wohl und Glück

Ein fromm Gebet erſchallen. Trefft die Ordnung.
Auch den Bedürftigen in Famaguſta
Will ich durch Eure Hand Almoſen ſpenden,
Daß Anteil ſie an meinen Wünſchen nehmen.
Ich werde in die Probſtei zu Euch ſenden
Goldgulden ſiebzigtauſend, das Gefäll
Für Euch und Eure Chorherrn auf ſechs Jahre,
Soviel empfahet Ihr voraus, und für die Armen
Sind noch fünftauſend, ſo Ihr mit erhaltet,
Ein Teil von unſerm Überfluß, beſtimmt.
Du billigſt, Bruder?

**Andoloſia.** Alles.

**Ampedo.** Rechnet drauf.

**Probſt.** Der Wille meiner Herren wird erfüllt.
Das ſeinen Armen mild erwieſne Gut
Mög' ihnen reich vergeltend lohnen Gott.
Es werden gerne alle Herzen ſich
Geſellen unſerm Chore, denn wer liebt
Den milden, tapfern, jugendlichen Ritter
Den würd'gen Sohn nicht des hochſeligen
Herrn Fortunati? Und wie dieſer war
Selbſtſtifter ſeines Hauſes hohen Glücks,
Das ungetrübt er ſelber lang genoß,
Fort mög' es auf die Sprößlinge vererben:
Und mögt Ihr, Ritter, balde wiederkehren
Mit Ruhm gekrönt, ein Glücklicher, daheim.

**Ampedo.** Der Himmel höre Euren frommen Wunſch.

**Andoloſia.** Ich dank ihn Euch, Herr Probſt.

**Ampedo.** Du reiteſt doch
Durch unſrer Mutter gräflich Schloß und Stadt
Zu Lorganub genannt zum Regenbogen.

**Andoloſia.** Den Burgen werd' ich frommen Grußes nahen,
Daß fern nicht ihre Bilder einſt mich trüben;
Und, wo vom Vater Lehre ich empfahen
In ritterlichem Tun, der Wieſe drüben;
Und auch den Forſten, die mich oftmals ſahen,
Ein Kind annoch, die Luſt des Waidwerks üben:
Von Freunden meiner Kindheit will ich ſcheiden,
Sie Freund behalten fern in Luſt und Leiden.

Doch nicht die Stunde iſt es nur der Worte,
Selbſt ſehen muß ich nach dem Glanz der Waffen;
Und niederſteigen muß ich zu dem Porte,

In unsere Galee die Mannen raffen;
Aus vierzig Reisigen an fremdem Orte
Ein standesmäßiges Geleit mir schaffen;
Zur Abfahrt müsse alles schnell sich rüsten,
Hinüber hoffend zu den fernen Küsten.

Ihr seht die Sorgen, welche meiner warten,
Drum gönnet, daß ich mich von Euch entferne.
Ihr bautet lehrend meiner Jugend Garten,
Ihr wißt, ich horchte Euren Worten gerne;
Nun heischt die Zeit, daß selber aus den harten
Geschickeszügen ich die Taten lerne.
Ich gehe, mehr, Herr Probst, zu andern Zeiten.
Was ich gesprochen, muß ich itzt bereiten. (Ab.)

**Ampedo.** Ihr seht, Herr Probst!

**Probst.** Der tapfre Jüngling wird
Zum Manne reifen nach der Vorsicht Rat.

**Ampedo.** Verzeiht, mir selber häufet die Geschäfte
Der rasche Zug.

**Probst.** Ich laß Euch, edler Herr!

**Ampedo.** Bei seiner Abfahrt sehen wir uns wieder.

(Probst ab. Ampedo, wie er allein ist, zieht den Glücksjäckel hervor und geht, indem er den Kopf bedenklich schüttelt, zu einer andern Tür nach dem Innern des Hauses ab.)

## III.

(Der Hof des Königs von Cypern zu Medusa.)

Der König. Zu seiner Rechten der junge Prinz; Ritter und Edele. Darunter Graf Lymosi. Andolosia tritt hervor und beugt ein Knie vor dem Könige.

**König.** Steh auf. — Ich sehe, Andolosia, dich
An meinem Hofe gern, dein Vater war
Mir wertgeschätzt, zu seiner Zeit, und lieb.
Ich selber gab die zücht'ge Jungfrau ihm,
Des Grafen Nimians letztgeborne Tochter,
Die dich gebar, Cassandram, zum Gemahl.
Ich habe ihres Glückes mich gefreut —
Dahin. Dein König teilte deinen Gram.
Du, solcher Eltern ein Erzeugter, hast
Dir selber früh erworben unsre Huld.
Es ehren dich die Waffen, die du liebst,
Ein Gutes bei dem Stechen tatest du.

**Andolosia.** Heil meinem König! möge nie von mir
Sich seine Gnade wenden. Ein Gesuch
Hab' ich an Eure Hoheit.

**König.** Rede du.
Ob es in unſrer Macht und billig iſt,
Wird gerne dir bewilligt dein Begehr.
**Andoloſia.** Wollt Urlaub mir gewähren, gnäd'ger Herr,
Daß ich in fremde Lande ziehen mag,
In ritterlichem Wandel meine Jugend
Zu üben nun beginne, und der Spur
Des guten Vaters folge, den ihr lobt.
**König.** Du ſprachſt ein bill'ges Wort, drum, ob mit Luſt
Wir dich an unſerm Hofe hielten, zeuch.
Und mögen deine Taten Cyperns Ruhm
Erhöhen, aber nicht dein Herz vergeſſen
Der Heimat, und zurück dich balde führen.
**Andoloſia.** Es rufen heimwärts mich ein teurer Bruder
Die vaterländ'ſche Erde, Eure Huld.
**Prinz.** Von hinnen, Andoloſia, willſt du ziehn?
Die Kunde zu vernehmen macht mir Schmerz.
Der ich zum Manne bald erwachſen will,
Gedachte nur allein von dir zu lernen,
Wie man die Lanze bricht, das Roß bezwingt,
Wie ich mit Luſt dich üben ſah und auch
Es mir, dem Königſohne, ziemt zu tun.
**Andoloſia.** Es ſind, mein junger Herr, um Eure Gnaden
Zu unterrichten Würdigere da.
Ich habe nichts getan, und Euer Wort
Iſt mir beſchämend, drum ich wandern muß.
Ihr brecht wohl Eure erſte Lanze bald,
Und wundert Euch, wie leicht ein Spiel, das Euch
Den Durſt nach beſſern Taten auch erweckt.
Denn Euer Arm und Euer Herz ſind ſtark,
An Eures Vaters Hofe beßre Ritter.
**Prinz.** Nicht einer, den ich liebte ſo wie dich.
**Andoloſia.** Daß nicht Ihr's reuen müſſet, zieh' ich hin.
**Prinz.** Ein wahres Wort, drum — gutes Abenteuer!
Gedenke meiner auch im fremden Land.
**Andoloſia.** Ein Würd'ger Euch zu dienen kehr' ich heim,
So Gott es gibt.
**Graf Lymoſi.** Den Ritter Andoloſia
Laß ziehen, gnäd'ger Herr, es ſind fürwahr
Noch andre Ritter da, die um die Gunſt
Zu dienen Eurer Hoheit ſich bewerben.
**Prinz.** Graf Lymoſi zählt unter ihnen ſich.
**Lymoſi.** Ja, gnäd'ger Herr, doch lachen Eure Hoheit.

**Prinz.** Ich ſeh' den Purzelbaum dich immer ſchlagen,
Den vielbewunderten, vom ſichern Stoß
Gehoben ſeiner Lanze, nicht fürwahr
Wirſt du mit ſolchem Kunſtſtück nun mir dienen.
**Andoloſia.** Des Grafen Lanze führt auch ſichern Stoß.
Es war ein Unglück, das ihn traf.
**Lymoſi** (für ſich, indem er zurücktritt). Der Knabe!
**König.** — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

## IV.

(Der Hafen zu Famaguſta. Morgendämmerung. Die Galee Andoloſias, welche ein Fortunabild am Steuerruder führt, liegt ſegelfertig im Hafen, eingeſchifft iſt ſchon ſein Volk. Volksmenge am Ufer. Wechſelgeſang.)

**Auf dem Waſſer.** Ausgeſpannt das Tal der Wogen
Iſt der kühnen Hoffnung Bahn;
Sterne an des Himmels Bogen,
Sterne auf dem feuchten Plan.
**Auf dem Feſten.** Selbſt dem Grund der feſten Erden
Iſt es weiſe nicht zu traun;
Wer verbürget uns, wir werden
Unſrer Saaten Halme ſchaun.
**Auf dem Waſſer.** Feſtes Land mit deinen Bergen
Wirſt du unſerm Aug' entfliehn;
Dich in tiefe Flut verbergen,
Stets der Himmel uns umziehn.
**Auf dem Feſten.** Schweifend durch die öde Weite,
Wer doch hielte da den Weg;
Selbſt oft an des Führers Seite
Irrt ein Wandrer auf dem Steg.
**Auf dem Waſſer.** Schauet, dort im ſtrengen Norden,
Jenes Sternes feſtes Bild;
Solch ein Führer iſt uns worden,
Ewig ernſt und ewig mild.
**Auf dem Feſten.** Wollt ungleichen Kampf begehen
Mit der Elemente Wut,
Rechten mit des Sturmes Wehen,
Rechten mit empörter Flut.
**Auf dem Waſſer.** In den Kampf auch freudig ziehen
Wir, wie in die Männerſchlacht;
Wiſſen, daß dem Mut verliehen
Über alles Weſen Macht.

(Andoloſia, begleitet von Ampedo und dem Probſte, iſt von dem Palaſte zu dem Meere herabgeſtiegen: da er an das Ufer kömmt, ſchweigt der Geſang, die Brüder umhalſen ſich und halten ſich lange umarmt, Andoloſia macht ſich los und beſteigt ſchnell ſeine Galee.)

**Stimmen im Volk.** Gut Abenteuer geb' Euch Gott, Herr Ritter.

(Andoloſia danket ihnen grüßend, erſt vom Verdecke des Schiffes, gelehnt an dem Bilde des Steuerruders. Das Schiff ſticht alsbald in die See mit vollen Segeln. Ampedo verbirgt ſein Geſicht in die Bruſt des Probſtes.)

**Geſang auf dem Schiffe** (die Entfernung macht ihn bald unvernehmlich, das Lied verhallt in der Ferne).

Fernher, aus geheimem Schreine,
Winkt ein Schatz ſo wunderbar.
Weiß allein ſelbſt wen er meine,
Und den Ort, wo er bewahrt.
Und wir ſtreben, und wir meinen,
Streben, meinen immerdar,
Schweifen durch des Lebens Weite,
Und verachten die Gefahr.
Wir begehren nur das eine,
Wir begehren immerdar,
Immerdar auch will's erſcheinen,
Ach! verſchwinden immerdar.

## V.

(Ein Saal im Königlichen Palaſte zu London.)

Ein Thron iſt für den König bereitet, die Ritter Englands und viele fremde Ritter ſind verſammelt und warten auf den König. Einzelne Geſpräche.

**Ein fremder Ritter.** Geendet iſt das Feſt, es haben ſchon
Die Fürſten ſich entfernt, und, die wir zogen
Aus weit entlegnen Landen gegen London,
Im freud'gen Wahn zu leſen Ruhmes Ähren
Auf dieſem ſonn'gen Plane, ja vielleicht
Hervor aus leuchtendem Gewimmel funkelnd
Den Blick zu feſſeln der Bewunderten,
Der alle Liebe huldigt, Agrippinens,
Mit Unmut im getauſchten Buſen, ziehen
Nun ſelber heim; verdunkelt, überſehen,
Mit wundem Herzen und nicht heiler Haut,
Von Cyperns goldnem Teufel wohl belehrt,
Daß klüger, hätten Koſten wir geſpart,
Die nur mit leichtem, nicht geſchätztem Siege
Den Glanz ihm des Triumphes ſchwach erhöht.
Das iſt die Hoffnung rückgeblickt vom Ziele.

**Ein Zweiter.** Die Hoffnung selbst ist stets das beste Gut.
Genuß ist flüchtig, Überdruß ertötend,
Der Täuschung Einsicht aber ist der Kelch,
Der bittre, der am Ziele mehrstens tränkt,
Beglückt, der immer hofft und nie erlangt.

**Der Erste.** Vom Falle schmerzt noch heftig mir der Arm.
Nicht Andolosias werd' ich je vergessen,
Und nicht der Spiele, welche hier gefeiert.

**Der Zweite.** Daß Er auch hat den Sattel räumen müssen
Vergißt ergrimmt ihm leichte nicht der Graf
Theodorus

**Graf Theodorus** (ein Engländer).
Ihr nanntet meinen Namen?

**Der zweite Ritter.** Und rühmte Eurer Lanze Kraft, Herr Graf,
Auch ich erprobte sie.

**Graf Theodorus.** Am zweiten Tag —
Beim ersten Anlauf hieltet Ihr Euch fest.

**Der zweite Ritter.** Beim dritten Rennen ward ich bügellos.

**Der Erste.** Bei welchem aber gegen Andolosia
Wart Ihr, Herr Graf, zur Erde doch getragen.
(Der Graf entfernt sich.)

**Der Zweite.** Du nanntest, was er eben nicht begehrt.

**Der Erste.** Dem stolzen Übermut und Neid sein Recht.

**Fränk'scher Ritter.** Der Kanzler läßt uns auf den König warten.

**Der erste Ritter.** Das ist der lust'ge raschgewandte Franke,
Der beim Turnier kein Schlechtes auch getan.

**Der Zweite.** Zu welcher Zeit erhalten wir denn Zutritt
Urlaub zu nehmen von der Königin,
Und dieser Erde wundersamen Blume?
Auch den erfreut, der seiner Dame dient,
Das hohe Licht zu schaun, der Fürstin Antlitz.

**Der Erste.** Mitsamt dem König werden sie vielleicht
In diesem Saal erscheinen. Nicht fürwahr
Um seinetwillen kamen edle Ritter
Und starke Degen aus der Ferne her.

**Der fränk'sche Ritter.** Ist er doch selber kaum am eignen Hof.

**Der Erste.** Wie schlecht gestellt und holpricht seine Worte.

**Der Franke.** Verzeiht, die Sprache möcht' ich ihm nicht tadeln,
Er drückt sich edel und mit Anstand aus,
Und auch in Frankreich, des Geschmackes Sitz,
Erfreuten seine Worte, blieb er fern.

**Der zweite Ritter.** Doch edler Ritter, sagt, wie Euch gefällt
Das Königliche Fräulein?

**Der Franke.** Agrippina?
Die wäre, wahrlich! ſelbſt in Frankreich ſchön.
**Rinaldo** (ein junger Ritter).
Beglückt, wer von der holden Hand empfing
Das Siegeszeichen dieſer edeln Spiele.
**Der Franke.** Hier kömmt der wackre, und er trägt das Kleinod,
Die edle Kette, um den Hals gehängt,
Nach ſeiner höf'ſcher Sitte.
**Rinaldo** (an Andoloſia, der eben aufgetreten iſt).
Edler Ritter,
Nicht wollt' verſchmähen meinen Gruß, mit Ehrfurcht
Betracht' ich auf der ſtarken Bruſt das Kleinod,
Das köſtliche, dem Mächtigſten gereicht
Gebührlich von der Hand der ſchönſten Frauen.
Es trieb das Herz mich meine erſte Lanze
Entgegen dem Gewaltigſten zu halten. —
Ich ward von Euch beſiegt.
**Andoloſia.** Die Lanze traf
Geführt mit Sicherheit mir das Viſier.
Daß, Eurer nicht ein würd'ges, Euer Roß
Gefällt ward unter Euch vom kräft'gen Stoß
Zeugt der Gewalt allein des Lenkenden.
Daß Eure Kraft ich würdige, ein Zeichen
Vergönnt mir Euch zu geben, nehmt das Roß,
Das ich an dieſem Tage ritt, es wird
Nicht wanken und den ſtarken Gegner
Erfreuet nimmer Ihr mit leichtem Siege.
**Rinaldo.** Nein, Ritter, nicht des edlen Tieres, das
Sich unter Euch des Sieges freute, wollt
An einen Unerfahrnen Euch entſchlagen.
**Andoloſia.** Mir ſind noch andre Roſſe, ſchlagt's nicht ab.
**Der zweite Ritter.** Dem nieder er gerannt die hohe Schenkung!
**Der Erſte.** Rinaldo möge des ſich wohl erfreun.
Es iſt der Rappen viele Hundert wert.
**Rinaldo.** Es ſei, doch Ritter, wie ich Euch bewundre
Auch inn'ge Liebe muß ich zu Euch hegen;
Und zürnt das Herz auf Eurer edlen Spur
Zu wandeln, Ritterruhm mir erntend, kenn'
Ich nicht den Neid, die Freude nur allein
Daß Ihr, ein Würdiger, auch ſeid beglückt.
**Andoloſia.** Beglückt! und kann dein Blick durchdringen auch
Die heimlichen Untiefen meiner Bruſt

Des öden Kummers Schriften zu erschauen.
Er spielt nur um die Kette, die sie deckt.
**Rinaldo.** Gewährt dem Jüngling eine kühne Bitte
Empor gewagt im raschen Augenblick.
Laß Ritterfreundschaft ewig uns verbinden.
**Andolosia.** Wir waren Freunde schon, wie Gute stets,
Wann selbst sie nicht sich kannten, doch es sind.
Und Brüder bleiben wir von Stunde an.
**Rinaldo.** In Kampf und Abenteuer mög' uns oft
Vereinen des Geschickes heil'ge Macht.
**Andolosia.** Du zieheſt nach Cicillien heimwärts nun.
**Rinaldo.** Nach Frankreich zum Turnier, es bindet mich
Gesprochnes Wort, sonst würd' ich wahrlich dir
Und wo du zögest folgen.
**Andolosia.** Fest gebannt
Von dunkler Schickung bin ich noch allhie.
Zu Lust, zu Schmerzen, schlummert unentdeckt
Annoch in träger Zukunft schwangrem Schoß.
**Rinaldo.** Es darf der Sieger weilen, noch sie schauen,
Sich wonnen noch in ihrer Augen Lichte
Es muß der arme Namenlose fliehn
Mit süßen Schmerzen in verschloßner Brust.
O wüßtest du . . .
**Andolosia.** Ich seh'.
**Der fränk'sche Ritter.** Es naht der Kanzler
Zum Überfluß der König auch mit ihm.
**Erster Ritter.** Und mit der Kön'gin nahet auch die Fürstin.

## VI.

**König. Kanzler. Rat.** Andererseits die **Königin**, die **Fürstin Agrippina**, die **Damen des Hofstaats.** Der König nimmt Platz auf dem Throne. Die Königin und die Fürstin auf den Stufen, — der **Narr** schleicht sich durch und nimmt Platz neben dem König. (Fußfall der Ritter.)

**Kanzler.** Glorreiche Fremde, Ritter bar des Tadels,
Vor Englands Thron' in dieser letzten Stunde
Versammelt noch, ein Kern des fremden Adels;
Und ihr entsprossen dieser Erden Grunde,
Auf meine Worte richtet die Gedanken,
Der König spricht zu euch aus meinem Munde.
Die festlich ihr erschienen in die Schranken,
Vor edlen Frauen Lanzen stark gebrochen,
Bewahrend Ritterſitte sonder Wanken;

Des letzten Tages Urteil iſt geſprochen,
Verſtummt des Feſtes Reigen in den Hallen
Der Plan veröbet, wo ihr kühn geſtochen.
Drum abwärts wollet ihr von London wallen,
Und euch zu andern Abenteuern wenden,
Da hier für euch die Zeiten ſchon verfallen.
Stets möge eigne Kraft euch Siegsruhm ſpenden!
Bevor ihr ſcheidet aber Kund' gegeben
Werd' euch der Spiele Deutung, die nun enden.
Es ſcheint geſprochnes Wort raſch zu verſchweben,
Das Lied ein gleiches Schickſal zu erfaſſen,
Und ſelbſt vollbrachte Taten zu entleben.
Es will die Luft den flücht'gen Schall verlaſſen,
Nicht der Moment, der zu der Vorzeit Tiefe
Sich ewig ſenket, Spuren hinterlaſſen.
Doch unverloren harret, was einſt riefe
Die Zeit zum Daſein aus des Nichtſeins Orte,
Ob Zukunftskeim es lautlos annoch ſchliefe.
Geſprochnes Wort dringt durch des Ohres Pforte,
Es lebt ſein Leben in des Buſens Schreine,
Und Taten ſind ans Licht erblühte Worte.
In Samen ſchießt, was in des Tages Scheine
Geblühet einſt, das Neue zu gebären,
Und fort bis der Erfüllung Tag erſcheine.
Und dieſer Spiele Blüten werden Ähren,
Daraus das Gold erreife froher Saaten,
Die Ritterſinn und Tugend fortgewähren.
Und euch dankt Engeland, ob ſelber Taten
Des eignen Dankes Kleinod in ſich ſchließen,
Euch, daß aus euch die frohen Keime traten
Auf heim'ſchem Grunde herrlich einſt zu ſprießen.

**Der Narr.** Hör' mal Papa, ich habe ihn zwar ebenſowenig verſtanden wie du, aber er ſpricht doch gut, dein Kanzler, und mich dünkt, daß er in vielen Worten geſagt hat, was ohne die vielen Worte ganz klar geblieben wäre.

**König.** Schweig, Narr, was ſollen die Leute denken?

**Der Narr.** Ho Ho!

**Andoloſia.** Es kämpft ihr Kampf des Mannes Tugend machtvoll,
Gebärend ſich in wechſelnder Geſtaltung,
Sie gibt dem eignen Blumenkelch Entfaltung
Und tritt herfür an Tagesſtrahlen prachtvoll.
Geordnet ward vom Waltenden bedachtvoll,
Daß ſpielend ſie die Saat der Forterhaltung

Selbst achtlos streue, doch die Weltverwaltung,
Auf daß sie sprieße, pfleget ihrer achtvoll.
Und nicht ist Dankes Engeland uns schuldig.
Ob Saat entsprang des Spieles freud'ger Regung,
Wir wälzen ab von uns ihn ungeduldig.
Dem Waltenden allein des Dankes Spendung,
Und uns vor allen ziemet die Erlegung
Denn unsrer Freude ward die hohe Sendung.

**Der Narr.** Ja, der kann es doch noch besser!

**König.** Still!

**Königin.** Den edlen Frauen habet ihr zum Ruhme
Gebrochen eure Lanzen, und es sollen
Die edlen Frauen wohl des Dankes Blume
Gebührlich euch und treuen Sinnes zollen.
Erstritten ist sie euch zum Eigentume,
Von euch sie weisen dürfet ihr nicht wollen.
Der edlen Frauen Dank auf Englands Grunde
Empfanget, Ritter, aus der Kön'gin Munde.

**Theodorus.** Ob edlen Frauen wir zum Ruhme brachen
Die Lanzen nach der alten frommen Sitte,
Doch Dankes nicht und Lohnes wegen stachen
Und mühten wir uns in der Schranken Mitte;
Der Damen Ruhm wir einzig uns versprachen,
Das Herz nicht hegend eine andre Bitte;
Drum nicht als Lohn, als Schenkung werd' die Blume,
Ein köstlich Kleinod, uns zum Eigentume.

(Der Narr gähnt und nach ihm der König.)

**Narr.** O ho! Papa, das vertreibt uns gut die Zeit, aber schlecht das Gähnen.

**Agrippina.** Hoch herab von dem Balkone
Leise Blicke zarter Frauen
Zu dem Lanzengarten tauen
Gerne, da der Kraftgeist wohne
Klingenden Glanzes.
Andre Blicke streben rasch empor
Aus dem lichten Lanzengarten zu der Frauen Chor,
Die bang' atmend der Entscheidung harren und des Waffentanzes.
Wie die Blicke sich begegnen,
Wird der Spiele Lust geboren:
Strömen aus des Morgens Toren
Farbenwogen und beregnen
Alle die Blüten.

Mannen, Roſſe, Waffen, freud'ger Mut!
Roſen auf der Jungfraun Wangen flammen höhrer Glut,
Oder weiße Lilien ſchimmern wo die Roſen ſonſt erglühten.

Aber auch im Schein der Kerzen
Flammet gleicher Farbenſchimmer,
Da durch feſterhellte Zimmer
Damen, Ritter, Herz an Herzen,
Fliegen den Reigen.
Süße Schmerzen in der Töne Meer
Sich entzünden und verſchwimmen mit der Farben Heer,
Schmerz und Wonne eng umarmet wogend auf und nieder
ſteigen.

Ach die Schranken ſind geſchloſſen,
Hin die frohe Pracht der Farben.
Nicht entſprühen Funkengarben
Noch den Waffen. Raſch entfloſſen
Hellere Stunden.
Freude, Schmerzen und des Feſtes Luſt
Nicht durchzittern bang und mutig wechſelnd mehr die Bruſt,
Nehmt zum Dank das Angedenken an die Freuden, die
empfunden.

**Der fränk'ſche Ritter.** Dank und Angedenken tragen,
Herrin, wir aus dieſem Lande,
Die wir ſahn auf fremdem Strande
Solcher Schönheit Sonne tagen
Blendender Strahlen.

**Rinaldo.** Angedenkenſchmerzen ſtahlen
Herrin, Augen die Euch ſahen;
Ach es müſſen, die Euch nahen,
Stummer Sehnſucht ſüßer Qualen
Ewiglich warten!

**Andoloſia.** Herrin, nicht im Lanzengarten
Wir die härtſten Kämpfe hatten,
In der Nächte ſtummem Schatten
Bange Kämpfe ihrer harrten,
Denen Ihr nahtet.

**Narr.** Narren, Narren, Narren, Narretei!
Sengt euch an gemalter Lichtflamm' arme Fliegen frei.
Habt zum Dank das Angedenken, Narrenſtreiche, die ihr tatet.
(Läuft davon.)

**König.** Genug! es haben uns die Spiele ſehr erfreut
Und iſt uns ſelber leid, daß ſie geendet heut.

## VII.

**Agrippina.** Weh der Mücke, da die Spinne
Ihrer Netze Fäden ziehet,
Sumſend fleugt ſie hin und ſiehet
Die Gefahr nicht, die ſich ſpinne.
Weh dem Ritter, da der Minne
Fäden zieht mit ſchlauem Sinn
Eine Schöne, wohl darin
Unbefährdet, unbefangen,
Spielend ihn zur Luſt zu fangen.
In die Netze fleugt er hin.

Wurde doch uns nur zum Spiele
Dieſe Vogelart erſchaffen,
Und wir üben unſre Waffen,
Uns ergötzend, nach dem Ziele.
Beute unſrer Jagden, viele
Eingeſperrt im Bauer müſſen
Für die flatternden uns büßen,
Die nicht ihre Freiheit gaben.
Einen ſolchen Vogel haben
Kann die Stunden uns verſüßen.

Und ein Recht iſt dies Verfahren.
Gilt euch doch der Stärke Recht,
Liſt iſt unſerem Geſchlecht
Stärke, müſſet ihr erfahren.
Drum ſich hüte vor Gefahren,
Und gehalten und beſcheiden
Wolle Spiel und Kampf vermeiden
Mit dem Feind der ſchwache Teil;
Jeder ſucht das eigne Heil,
Feinde wir durch Luſt und Leiden.

Kämpfe, Spiele, andre Namen;
Kampfſpiel iſt das Leben nur.
Alſo folg' ich deiner Spur,
Tapfre Feindesſchar der Damen.
Und die Minne muß den Samen
Zu den Kampfesſpielen ſtreuen,
Die mich Siegerin erfreuen,
Wo ihr nur euch ſtellet mutig;
Leichter auf dem Felde blutig
Mag der Sieg ſich euch erneuen.

**Amme** (hat die letzten Worte gehört).
Siegesluſtig annoch heute,
Pflegeſt du des Übermutes,
Doch es bringet nimmer Gutes,
Einmal wirſt du noch die Beute.

**Agrippina.** Alſo reden alte Leute!
Willſt du noch mich quälen, Närrchen,
Mit der Wucht der alten Märchen?
Fanget doch den Vogelſteller
Nicht den Vogel! freud'ger, heller
Blick' ich's an, mein trautes Clärchen.

Willſt du alt die Jugend ſtutzen,
Will ich ihrer ſo genießen;
Doch die Lehren laſſe fließen,
Manches Wort kann ich benutzen.
Andre Narren ziehen Nutzen
Von der Weisheit andrer Toren, —
Weisheit, Titel, lange Ohren, —
Nur die Klagen ſind zu ehren;
Drum ergieße deine Lehren,
Nicht doch gehen ſie verloren.

**Amme.** Magſt du immer, teures Kind,
Unbeſonnen mich verlachen,
Klugheit führt des Alters Nachen,
Und die Jugend fahret blind.
Jag' die Worte in den Wind,
Andre Tage werden kommen,
Deine Scherze ſchlecht dir frommen,
Und du meiner noch gedenken.
Nicht kann ſolches Wort mich kränken,
Wohl der Weg, den du genommen.

**Agrippina.** Hört' ich doch dich öfters ſagen:
Alle Wege gehn zum Ziel.
Gute Amme, nicht gar viel
Will ich nach dem Ziele fragen.
Nur mit eignem Wort geſchlagen,
Sollſt du büßen ohne Säumen,
Daß du mich geſtört im Träumen.
Aber ſieh, mit dem Berater
Naht mein majeſtät'ſcher Vater,
Laß das Feld uns ihnen räumen. (Ab.)

## VIII.

**König.** Neugierig bin ich nicht, es schickte sich auch schlecht,
Das mögen Weiber sein, die haben wohl das Recht,
Ich aber bin ein Mann, ein König, was noch mehr ist,
Und bin es also nicht. Doch sage, ob nicht schwer ist
Zu denken, wie der Mensch in solcher hohen Pracht
Zu leben sich erkühnt? Der Aufwand, den er macht,
Ist wahrlich unerhört. Wie will er das ausführen?
Wo kommt das Geld ihm her? Ich kann es nicht ausspüren.
Er, ohne Land und Leut'. — Ich habe dir erzählt
Vom heutigen Gelag'. Da ihm das Holz gefehlt,
Bei edeln Spezerein, beim lautern Zimmetfeuer
Hat alles er gekocht. Das ist doch ungeheuer!
Des nicht zufrieden noch, er hat die Diener gar
Mir jeglichen beschenkt mit hundert Kronen bar.

**Rat.** Er wird das Geld, o Herr, von unsern Juden borgen,
Und Juden und Liefrant vertrösten auf den Morgen,
Auch wird ein klägliches das Ende, das er nimmt;
Ins Wasser sinkt zuletzt der Krug, der oben schwimmt.

**König.** Das weiß ich sicher Freund, Geld gibt aus seinen Buden
Nicht ohne Sicherheit das kluge Volk der Juden.
Auch hab' ich dies erfragt, die Kaufherrn puffen nicht.
Er zahlt auf einem Brett, sie sehen sein Gesicht
Mit voller Freude nahn, mit halber nur, ach, meines.
Drum trafest du sehr schief, nicht rate so Gemeines.

**Rat.** Ein schwieriger der Punkt; ich sinne hin und her
Und weiß nicht aus und ein, drum gönnet mir, o Herr,
Um nachzudenken, Zeit. Ich selber unberaten,
Wie Eurer Majestät fürbaß Gescheites raten?

**König.** So seid ihr, kluges Volk, wann eurer man bedarf,
Dann seht ihr schief; wenn nicht, dann, ja! dann seht ihr scharf.
Ein schwieriger der Punkt, das kann ich selber schauen;
Doch endet deine Kunst, so geh' ich zu den Frauen.
Ich tu' es ungern zwar, und ist es mir fatal,
Doch muß ich wohl es tun, ich habe nicht die Wahl.
Denn, hab' ich's doch im Sinn, ich will und muß dahinter.
Es läßt mir keine Ruh'. Schon seit dem vor'gen Winter
Treibt er das tolle Spiel, und lebt in Saus und Braus,
Ihn fichtet es nicht an, ihm geht das Geld nicht aus,

**Rat.** Es naht die Königin.

**König.** Die kommt zur rechten Stunde.
Laß uns allein. Ich weiß, sie hilft mir zu dem Funde.

Der Rat ab. Die Königin tritt auf.

**Königin.** Heil werde meinem Herrn!
**König.** Ich danke dir den Gruß.
Bei Andoloſia herrſcht ein ſteter Überfluß.
Erzählen will ich dir, wie er es angerichtet.
**Königin.** Ich weiß es alles ſchon, es wurde mir berichtet.
**König.** Und wer ſo eilig denn kam ſeinem Herrn zuvor!
Das Neue findet doch gar bald des Weibes Ohr.
Nun, da du alles weißt, ſo tilge meinen Kummer:
Wo nimmt er denn das Geld? — Das raubt mir ſchier den Schlummer.
Du kannſt, du ſollſt, ich will, erkläre mir das Ding,
So du mir da begnügſt, verehr' ich dir den Ring,
Du ſiehſt, er iſt von Wert. Wem kann er denn abſtreifen,
Was alles er vertut? Es läßt ſich nicht begreifen.
**Königin.** Noch weiß ich's ſelber nicht, und ſinne lange ſchon,
Ich habe mich bemüht, noch immer ohne Lohn.
Er hält es ſehr geheim, man muß es ihm entlocken,
Doch hat es Schwierigkeit; gleich bricht er ab und trocken,
Wenn man den Punkt berührt; doch weiß ich, wer vermag,
Was er in ſich vergräbt, zu rufen an den Tag.
Von Agrippina nur iſt ſolches auszurichten.
Gehorſam Euch zu ſein, werd' ich ſie unterrichten.
Sie ſpreche ich allein, ich weiß er iſt ihr hold,
Er ſagt ihr ganz ſein Herz, da findet ſich das Gold.
**König.** So ſiehe ſelber wie am beſten es ſich mache.
Das Meine iſt geſagt, das Weitre deine Sache.

## IX.

**Agrippina.** Es iſt zu hohem Dank Euch angeſchrieben,
Daß mit ſo herrlich, feſtlichem Gelag'
Den König Ihr empfangen, edler Ritter,
So hoch beſchenket ſeine Dienerſchaft.
Nichts gleichet Eurer Pracht, nichts Eurem Mute.
**Andoloſia.** Mein gnäd'ges Fräulein, redet nicht im Schimpf.
**Agrippina.** Ihr ſorget nicht, daß endlich Euer Schatz
Sich leeren möge? ohne Land und Leut' . . .
**Andoloſia.** Mich quälet nicht die Sorge. Nicht entweihe
Den Purpur Eurer Lippen ſolches Wort.
Verächtlich iſt das Gold, wenn man es hat.
**Agrippina.** Geſegnen mögt Ihr Euren Vater, daß
Mit ſolchem Hinterlaß er Euch erfreut.
**Andoloſia.** So reich als er geweſen, bin ich noch.

**Agrippina.** Auch er durchzog die Welt?
**Andolosia.** Doch andern Sinnes.
**Agrippina.** Wie Ritter, meint Ihr das?
**Andolosia.** Ihn freute nur
Das fremde Land zu schauen, und die Sitten
Der Völker zu erkennen, die er sah.
Der Arme kannte nicht ein andres Glück,
Ihm ward zu teil der dürftige Genuß;
Befriedigt zog er heim von dieser Erden.
Ein quälend unbegriffnes Sehnen trieb
Mich in die weite Welt, und ohne Rast
Durch vieler Herren Höfe mußt' ich ziehn,
Und fort mich sehnen, weit und weiter ziehn,
Und unbefriedigt ein verzehrend Dursten
Nach Unbekanntem tragen mit mir fort.
So fleugt ein mutig ungebändigt Roß
Den mitgetragnen Stachel, der es treibt,
Wann über Felder es den Lauf vollbringt.
Und also kam ich an des Königs Hof
In Engeland. — Da lernt' ich erst mich kennen,
Begreifen mich, mein Sehnen und die Welt.
O gnädiges Fräulein!
**Agrippina.** Redet weiter, Ritter.
**Andolosia.** Ich sah Euch, und Ihr müsset mich verstehn.
Empfand, wie sich des Mannes Namen, Kraft,
Des Weibes Namen, Schönheit, offenbart.
Wie voneinander ewig angezogen,
Entgegenkämpft die Kraft, entgegenblüht
Die Schönheit, und Erfüllung nur erscheint
Im Liebeleben, welches sie vermählt.

Gelöst das Rätsel mir zu ew'gem Grauen,
Muß mein begriffnes Sehnen mich verzehren,
Wenn Gegenhuld nicht Eure Augen schauen,
Und nicht verklären des Verlangens Zähren,
Das nur vermehren kann der Stern der Frauen
Strafend mit Zorn verwegenes Begehren.
Ihr seid das Licht erschienen mir der Sterne,
Des Ahnden hin mich zog durch öde Ferne.

Des Königs Tochter Ihr, ich schlichter Ritter,
Welch Glück wohl könnte meine Liebe krönen?
Das Glück allein sie krönen, das der Gitter,

Der Schranken und der Feſſeln weiß zu höhnen.
Im Zorn auch ſtürme drohend das Gewitter,
Dem Liebeleben laſſe kühn uns frönen.
Mich hat ſo hart die Zwangesmacht geſchlagen,
Nicht wollt', um was ich werbe, mir verſagen.

**Agrippina.** Wohl hold der Klang der Worte, edler Ritter,
Die jetzt aus Eurem Munde mir ertönen;
So hold erwacht der Saiten Klang der Zither,
Doch bald verweht des Windes Zug den ſchönen.
Es iſt der Glaube ſüß, der Undank bitter.
Ihr müßt Euch meinen Glauben erſt verſöhnen,
Daß ſpäter nicht der Undank heiſche Klagen,
Ich hörte manchen Ritter, wie Euch ſagen.

**Andoloſia.** Drum wappnet mich zu Taten, nennt die Proben,
Welch Abenteuer, welches Schatzes Hebung . . . . .
**Agrippina.** Ich muß in Euch den glühnden Eifer loben,
Doch nicht den Mut, ich prüfe die Ergebung.
**Andoloſia.** Es hat den Mut die Liebe mir erhoben,
Sie reicht mir Kraft zu jeglicher Beſtrebung.
**Agrippina.** Die Quelle nennet mir von Eurem Golde,
Vertrauen lohnt mit reichem Minneſolde.

**Andoloſia.** So ſchwöret mir, daß nicht mit falſchem Hoffen
Ihr meinen Glauben trachtet zu betören.
**Agrippina.** Und meiner Freuden Garten wird dir offen,
Und reifen, was die Worte nun beſchwören.
**Andoloſia.** So hat mich Glückes Übermaß getroffen,
Und will dein holder Leib mir angehören.
Verkündet werde wohlbedachten Mutes
Und freudereichen Herzens, Quell des Gutes.
(Andoloſia zieht den Säckel hervor und wirft Gold in ihren Schoß.)

Auf dir, mein Glaube. Werde nie bereuet,
Was reiche Liebe wohlbewußt gehandelt. —
So lang der Sonnen mildes Licht mich freuet,
In ihrem Glanze noch mein Bruder wandelt,
Wird dieſes Goldes reicher Born erneuet,
Von keiner niedern Sorge wir umwandelt.
Dies armſelige Gold ſei dir verehret,
Und mehr noch, und ſo viel dein Herz begehret.

## X.

'ſ war 'mal 'ne Katzenkönigin,
Ja ja!
Die hegte edeln Katzenſinn,
Ja ja!
Verſtund gar wohl zu mauſen,
Liebt' königlich zu ſchmauſen,
Ja ja! — Katzennatur.
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Die hatt' 'nen ſchneeweißen Leib,
Ja ja!
So ſchlank, ſo zart, die Hände ſo weich,
Ja ja!
Die Augen wie Karfunkeln,
Sie leuchteten im Dunkeln,
Ja ja! — Katzennatur.
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Ein Edelmausjüngling lebt' zur Zeit,
Ja ja!
Er ſah die Kön'gin wohl von weit,
Ja ja!
'ne ehrliche Haut von Mäuschen, —
Der kroch aus ſeinem Häuschen,
Ja ja! — Mäuſenatur.
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Der ſprach: in meinem Leben nicht,
Ja ja!
Hab' ich geſehen ſo ſüßes Geſicht,
Ja ja!
Die muß mich, Mäuschen, meinen,
Sie tut ſo fromm erſcheinen,
Ja ja! — Mäuſenatur.
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Der Maus: willſt du mein Schätzchen ſein?
Ja ja!
Die Katz': Ich will dich ſprechen allein,
Ja ja!
Heut will ich bei dir ſchlafen,
Heut ſollſt du bei mir ſchlafen,
Ja ja! — Mäuſenatur.
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

Der Maus, der fehlte nicht die Stund',
Ja ja!
Die Katz', die lachte den Bauch ſich rund,
Ja ja!
Dem Schatz, den ich erkoren,
Dem zieh' ich's Fell über die Ohren,
Ja ja! — Katzennatur.
Schlafe, mein Mäuschen, ſchlafe du nur!

## XI.

Die Kammer Agrippinens am Morgen. **Andoloſia** ſchläft noch auf dem mit Trinkgeſchirr und Konfetten beſetzten Tiſche hingelehnt. Die **Amme** ſpinnt am Fenſter, wie Andoloſia ſich ermuntert tritt ſie hinzu.

**Andoloſia** (gähnt, wacht auf, ſchauet um ſich und richtet ſich auf).

Huaa! — wo? — was? Wo iſt Agrippina hingekommen?

**Amme.** Seid Ihr, Ritter, wach geworden?
Wie ſo feſte ſchlafen könnt Ihr!
Was ich geſtern auch mich mühte,
Euch zu wecken war nicht möglich.
Ihrem Lager erſt entſtiegen,
Meine Herrin zu dem König
Mußte eilen, daß nicht etwa
Er erſchiene hier perſönlich;
Denn daß Euren Schlaf er ſtöre,
Fand ſie ratſam nicht noch nötig.

**Andoloſia.** Daß du vergingeſt, du alte Kupplerin, warum haſt du mich nicht geweckt? Mein Schlaf iſt nimmer ſo hart geweſen, hätteſt du mich nur ein wenig angerührt, ſo wäre ich erwacht.

**Amme.** Hab' ich alles doch verſuchet,
Schütteln, Pfeifen. — Ungewöhnlich
Iſt wohl ſolcher Schlaf zu nennen,
Ob er nicht gar unerhört iſt.
Habt Ihr doch mit tauſend Kronen
Geſtern mich beſchenkt gar höchlich,
Hätt' ich deſſen ſchon vergeſſen,
Wär' ich wahrlich eine Törin.
Nein, ich war zu Euren Dienſten,
Wie mir Pflicht iſt, angehörig.
Hätte gern auch Euch ermuntert,
Daß Euch ſei die Nacht ergötzlich.
Aber ja, Euch ſchien ein beßres
Schlafen, als ein Glück ſo köſtlich.

Hätt' Euch auch für tot gehalten
Doch Ihr schnarchtet allzu löblich.
**Andolosia.** Hat dich der Teufel geritten, verfluchte Hexe . . .
**Amme.** Sprecht nicht, Ritter, solche Worte,
Frommen Ohren gar anstößig.
Müsset auch nicht schelten wollen,
Nur Ihr tatet, was nicht schön ist.
Waret gegen meine Herrin,
Sozusagen, nicht sehr höflich.
**Andolosia.** Agrippina, mein Gott! und was sagte sie denn?
**Amme.** Wollt' ich auch es Euch verhehlen,
Wüßtet Ihr doch, daß sie bös ist.
Sie ward rot, und ward verlegen,
Nannt' Euch Schlafegut und Fröstich;
Dann ergrimmt ob Eurer Unart,
Nichts für ungut, schalt Euch tölpisch;
Wiederum mit guter Laune
Lobte sie Euch, zwar sehr höhnisch;
Sagt', es wär' ihr gut vergolten,
Und der Vorfall wäre göttlich.
Legte dann sich leise nieder,
Doch der Schlummer war gestört ihr.
**Andolosia.** Verflucht! Daß ich doppelter Esel . .
aber nein! was hatt' ich denn getrunken? . . .
**Amme.** Ob die Metten Ihr verschlafen,
Seid auch darum nicht untröstlich.
Sich zu härmen oder fluchen,
Hilft zu nichts und ist nur töricht.
Nicht gehabet Euch so übel,
Was verdorben, kann beschönigt
Werden noch, und Euch zu dienen,
Bin ich jederzeit erbötig.
Lasset allen Kummer fahren,
Gutes Mutes seid und fröhlich.
Glaubt mir, die ich wohl sie kenne,
Auf mein Wort, Herr, Ihr versöhnt sie,
Und ich wende sie zum Guten,
Und sie bleibet Euch nicht störrig.
Müsset ferner um sie werben,
Und begegnet sie Euch spöttisch,
Duldet, aber minnet treulich;
Wenn sie hadert, o, dann schwör' ich,
Ist das Beste Euch geworden,

Wer doch hadert unaufhörlich?
Liebeshadern, Frühlingsregen,
Zieht vorüber und verſöhnt ſich.
Doch daß wer Euch hier nicht ſehe —
Kommet, Ritter, und vergönnt mir,
Daß ich Euch von dannen leite;
Denn der Leute Mund gar ſchnöd' iſt.
Aber werdet Ihr geladen
Hier zum andern und beköſtigt,
Nützet beſſer auch die Stunden,
Und verhaltet Euch gehörig.
Einer Sünden Angedenken
Iſt nicht, glaubet, unauslöſchlich;
Aber wer zum zweiten ſündigt,
Wie Ihr tatet, ja, da möcht' ich
Selber ſagen, es iſt übel,
Iſt vielleicht der Liebe tödlich.
Und wer eines andern ratet,
Iſt an Troſt wohl unerſchöpflich.

**Andoloſia.** Aber . . . .

**Amme.** Kommt nur.

**Andoloſia.** Aber . . . .

**Amme.** Kommt doch!

Was ich ſage, glaubet wörtlich.

(Sie führt ihn hinaus.)

**Andoloſia.** Weiß ich doch nicht, wie es zuging;
Und es bleibt mir unauflöslich.

**Amme.** Sagt' ich Euch doch, wie es zuging;
Muß ich's Euch beſchwören förmlich.
Aber laſſet Euch nicht hören,
Nicht ein Wort mehr, Euch beſchwör' ich. (Ab.)

## XII.

(Die Wohnung Andoloſias.)

**Andoloſia** tritt auf, er geht in Gedanken mit heftigem Schritt durch den Saal, den Blick zur Erde geſenkt. **Lupoldus** folgt ihm.

**Lupoldus.** Der König, gnäd'ger Herr, ließ Euch entbieten,
Er wolle heute, ob es Euch genehm,
Das Mahl bei Euch einnehmen. Heute noch.

(Andoloſia merket nicht auf.)

**Lupoldus.** Der König, edler Herr, hat eine Botſchaft
An Euch geſendet, er begehrt mit Euch
Zu ſpeiſen heute.

**Andolosia.** Gut, ich komme hin.
**Lupoldus.** Nicht doch, er, gnäd'ger Herr, er will bei Euch Beköstigt sein.
**Andolosia.** Auch gut, bereite denn
Ein festlich Mahl, ich lasse dir die Sorge.
Geh! mache Anstalt.
**Lupoldus.** Herr, ich habe nicht
Genug des Geldes. Denn es kostet viel.
**Andolosia.** So will ich mehr dir geben. Tritt heran.
(Er zieht den Säckel hervor und geht nach dem Tische, um darauf Gold aufzuzählen. Da er beim zweiten Griff in den leeren Säckel die zehn aufgezählten Kupferpfennige gewahret, winkt er schnell Lupoldo sich zu entfernen.)
**Andolosia.** Entferne dich, ich will allein sein, will's!
(Lupoldus ab. Andolosia untersucht den leeren Säckel schweigend aus- und inwendig; wirft ihn dann von sich.)
Das also war die Meinung, Agrippina, weh!
Um Diebeslohn, die stolze Königstochter, weh!
Der heil'gen Liebe hohe Worte, Diebeskunst —
Und höhnest — weh!
Nicht schnödes Gold hast, falsches Herz, du mir geraubt
Bereichernd dich allein, o nein, es spaltete
Dein Frevel mir des Herzens tiefsten Schrein und riß
Daraus mir Glaube, Hoffnung, Leben, Liebesglanz.
Zerschellt in düstern Trümmern stürzt der Sonnenbau,
Anbricht die dunkle Winternacht, und hoffnungslos
Erstarrt von seinen Schauern, ein Vereinzelter,
Den trüben Blick nun senk' ich in den tiefen Schoß
der Finsternis.
Es lehrte kühn mich Köstlicheres verschmähn, das Gold,
Das Raubgewordne deiner Trugkunst. Lügend dich
Entstiegen reichen Herzens Grund Traumbildungen,
Die waren lichtrein, die berückten mir das Herz.
Daß gut ich war, gab über mich dir Macht allein.
Ich reichte dir die Waffen, Raubnetz, flochtest du,
Mich zu umgarnen, jener Träume hehren Glanz;
Und selbst der Lanzen Splitter, die zu deinem Ruhm
Dein Ritter brach, sie gaben der perfiden Hand
Der in der Brust arglosen Grund zu senkenden
Geschosse Schaft.
Ob mir verödet ist die Welt, die Freude hin,
Und nimmer Hoffnung scheinet, bleibt mir dieses doch,
Zu achten mich, daß ich ein Tor, ein Schlechter nicht
In meinem Wahn war, dessen ich mich rühme reich.
Du aber bist arm, Agrippina, soll ich dich

Beklagen, dich verachten, wehe, weh! o ſchönes Bild!
O Schmerzenskelch!
Ein andres düſtres Bild erwacht auch ängſtigend;
Auch dir zum Dieb ward, teurer Ampedo, mein Wahn,
Auch dein das Kleinod, welches hinwarf meine Hand.
Nicht darfſt den Lohn du teilen meiner raſchen Schuld.
Begonnen ſei der Kampf um Gold, des Lebens Glanz
Iſt doch erloſchen! — ſchaue, frechgemeines Weib,
Daß wie des Ernſten, du des Spielenden
Auch ſiegen mögeſt. Nicht in Siegesſchoß zu ruhn
Iſt weiſ', und höhneſt? warnend ruf' ich: ehre du
Die Nemeſis.

(Er geht nach der Tür und ruft)

Lupold!

**Lupoldus** (tritt auf). Was, gnäd'ger Herr, befehlet Ihr?

**Andoloſia.** Es ſollen alle meine Diener ſich
In dieſem Saal verſammeln, ſchnell!

(Lupold ab. Andoloſia, indes die vierzig Diener ſich im Hintergrunde verſammeln, zählt auf dem Tiſche das Geld, das er noch in ſeinem Wamſt und in einem Schreine findet; die zehn Kupferpfennige aber ſteckt er wieder in den Beutel, und nimmt den zu ſich.)

**Andoloſia** (zu den verſammelten Dienern).
Seit bald zehn Jahren bin ich euer Herr,
Und hab' euch redlich auch gehalten. Nicht
Gemangelt habt ihr, bin in keines Schuld,
Ihr alle ſeid bezahlt. — Nun iſt der Tag
Gekommen, da ich Hof nicht halten kann,
Wie bisher ich getan: drum ſag' ich euch
Den Dienſt auf, und verſehe ſich ein jeder
So gut er kann, denn meine Zeit iſt aus.
Ich habe nicht des Geldes mehr, denn hundert
Und ſechzig Kronen, jedem ſchenk' ich zwo,
Und Roß und Harniſch bleibe ihm zu eigen.

**Diener.** Getreuer, lieber Herr, ob jemand Euch
Etwas zuleide tat, ſo ſprecht, der muß,
Und ſei er wer er wolle, ſterben.

**Andre.** Sterben!

**Andoloſia.** Für mich darf niemand fechten.

**Diener.** Roß und Harniſch
Verkaufen wir und ſtehn Euch bei.

**Andoloſia.** Ich dank'
Der Ehrerbietung allen euch, ihr frommen,
Ihr liebgetreuen Diener, ſo das Glück
Sich wieder zu mir kehrt, vergelt ich's gern.

Man sattle mir mein Roß, es darf mit mir
Nicht einer reiten.
(Zwei Diener ab. Er steckt ein Teil des Geldes zu sich und rüstet sich.)
**Lupold.** Gnäd'ger Herr, es sind
Noch sechzehn Kronen, die mir anvertraut.
**Andolosia.** Dein Eigentum. — Lebt wohl, lebt alle wohl.
**Diener.** Wo zieht Ihr, Herr, wo richten wir den Lauf?
**Andolosia.** Ist Gott mir gnädig, such' ich selbst euch auf,
Nicht ohne Tröstung will ich von euch wandern.
**Diener.** Wir harren Eurer, Herr, in Brügt in Flandern.
(Andolosia hat sich gerüstet und schreitet grüßend durch die Schar der Diener aus dem Saale hinaus.)

## XIII.

(Der Palast zu Famagusta.)
**Ampedo** sitzt allein an einem offenen Fenster und rauchet aus einer irdenen Pfeife.

**Ampedo** (zu den Leuten, so ihm zuschauen).
Ihr lacht. Ein Sonderbares dünket euch
Mein Kalumet, weil nicht die Zeit ihn kennt,
Worin ich lebe. Gerne gönn' ich euch,
O lacht, die kleine Freude, aber wißt:
Es ist nicht weise, Ungewöhnliches
Verlachen, weil es ungewohnt nur ist;
In diesem Punkte hat der Bruder recht.
Ich eilte meiner Zeit voran, erfindend
Zu eigner Lust dies Kalamos. Es wird,
Sie nahet, kommen eine Zeit, da Rauch
Aus solchen Röhren nur allein noch Lust
Der wohlgewohnten Menschheit dampfen wird,
Bei der das rege Ungetüm erstirbt.
Sankt Lorenz! muß die Rede, die zum Schutz
Ich mir ersinne, mich das ärgste kosten
Das nur mich quälen kann, das Feuer ist
Indes mir ausgegangen, bleibt man doch,
Wie alt man in der Welt nur wird, ein Tor.
(Indem er die Pfeife wieder ansteckt.)
Ich lobe mir die leise Freude, die
Aus diesen trocknen Blättern mir erblüht.
Nicht anderen Genuß verschaffte mir
Mein Reichtum, diesem gleich. O wäre nur
Mein guter, vielgeliebter Bruder hier,
Und könnte seinen raschunbänd'gen Sinn
Auch der behaglich stillen Sitte beugen!
Ein schöner Traum! Du wirst ihn nimmer sehen.

Wer dort, in ſchlechter Tracht, herauf vom Hafen
Kommt eilend hierher zu? — — O Gott — mein Bruder!
(Er wirft die Pfeife von ſich und läuft aus dem Saale, ſeinem Bruder entgegen, ſie treten zuſammen wieder auf, indem ſie ſich feſt umarmet halten.)

**Ampedo.** O Andoloſia!
**Andoloſia.** Ampedo!
**Ampedo.** Mein Bruder!
Doch warum kommſt du ſo allein herauf?
Wo ließeſt du dein Volk?
**Andoloſia.** Ich habe ſie
Verlaſſen alle, danke Gott, daß nur
Allein ich heimgekommen.
**Ampedo.** Das gefällt
Mir übel; aber rede du, wie iſt
Es dir ergangen? Lange bliebſt du aus.
Nun iſt es an dem, daß, nicht ſparend mehr
Wie dieſe Zeit ich mußte, mich die Kraft
Des Säckels freue.
**Andoloſia.** Laß zuvor uns eſſen.
Dann werden unſer Heimlichſtes wir tauſchen.
**Ampedo.** Laß in den Speiſeſaal uns treten. — Bruder!
(Er umarmt ihn. Beide ab.)

## XIV.

Das Zimmer im Palaſte zu Famaguſta. **Ampedo** und **Andoloſia** treten auf.

**Andoloſia.** O allerliebſter Bruder, böſe Botſchaft
Muß leider ich dir bringen, muß anſagen,
Daß ich den Glückesſäckel eingebüßt,
So leid mir iſt.
**Ampedo** (lehnt ſich erſchrocken an eine Säule).
So! — Haſt du, Bruder, ihn
Verloren, oder wurde mit Gewalt
Er dir geraubt?
**Andoloſia.** Ich habe das Gebot
Des Vaters übergangen, ihn gezeigt
Dem Weibe, das ich liebte, doch ſobald
Ich deſſen Kraft geoffenbaret, hat
Sie mich darum gebracht, ſo jetzt mich kümmert.
**Ampedo.** So geht es wohl mit Recht, wenn in den Wind
Man treuer Eltern Warnung ſchlägt und ſelbſt
Ein großer Hans ſein will; ſieh, hätteſt du
Gefolget, wäre unſer Kleinod da,
Und ich mit dir in gleichem Unglück nicht.

**Andolosia.** Ich weiß es.
**Ampedo.** Lieber Bruder, lasse dir
Es nicht so sehr zu Herzen gehen, denn
Wir haben noch elf Truhen voller Goldes,
Und noch das Hütlein, wenn dem König Soldan
Wir es anbieten, gibt ein großes Gut
Er uns dafür, und also, nicht gerechnet
Das gräflich Schloß und Stadt zu Lorganub,
Ist uns genug da, und solang wir leben,
Ist uns zu führen einen guten Stand. —
Drum laß den Säckel fahren, freue dich!
**Andolosia.** Gewonnen Gut ist böse zu verlassen.
Dies mein Begehren: gib das Hütlein mir,
Und ich getraue mir mit ihm den Säckel
Noch wieder zu erwerben.
**Ampedo.** Hm! man sagt:
Wer Gut verliert, verliert auch Witz. Bewährt
Sich doch an dir auch dieser Spruch! Du hast
Uns um den Säckel schon gebracht, und willst
Uns auch noch um das Hütlein bringen. Nein!
Ich lasse dich es nimmermehr wegführen.
Erlustige dein Herz mit seinem Spiele
Um unsre Wohnung, gerne sei's gegönnt.
**Andolosia.** Es sei darum! getreuer lieber Bruder.
Und ob mein übles Tun dir Kummer gab
So füg' ich besserm mich nach deinem Rat,
Daß Freude du hinfort an mir erlebest.
**Ampedo.** Vergessen und verschmerzt, nur Freude jetzt.
**Andolosia.** Drum von dem Freunde sprich, wie lebt der Probst?
**Ampedo.** Erfreut von Gott mit blühender Gesundheit.
Er heget treue Liebe stets zu uns.
Er hat, wie oft, mit Troste mich gestärkt,
Da unmutsvoll zu dir ich in die Ferne
Hinüber dachte, sagend meinem Herzen:
Du wirst dich seiner nimmermehr erfreun.
Er wird dich heute nicht umarmen, denn
Mit meinen Leuten ging er in den Forst,
Die Jagdlust zu genießen.
**Andolosia.** Leihe mir
Das Hütlein, Bruder, ihn zu überraschen.
**Ampedo** (holt das Hütlein aus einem Schrein hervor).
Mit Freude, nimm es.

**Andoloſia** (ſetzt das Hütlein auf). Nach Venedig!
(Wird durch die Luft entführt.)
**Ampedo** (beſtürzt hinſchauend, wo er geſtanden hat). So!
(Dann geht er nach dem Fenſter zu dem Rauchzeug.)
Ich habe heut mein Kalamos zerbrochen,
Ich muß ein andres wählen und es füllen.

## XV.

(Das Gewölb der Edelgeſteiner zu Venedig.)
**Zwei Kaufherren.** Koſtbare Kleinodien liegen auf dem Tiſche.

**1. Kaufherr.** Zu koſtbar! und ſie will die Kleinod' nicht.
Wir ſind geſchlagne Leute, gehn zugrunde.
Sie muß ſie nehmen, muß gezwungen werden,
Wenn noch Gerechtigkeit iſt in der Welt.
Sie hat ſie ja beſtellt.
**2. Kaufherr.** Gerechtigkeit!
Und eine Kaiſerin?
**1. Kaufherr.** So möge denn
Zur Stunde ſie der Teufel holen, ſamt
Was im Gewölb' nur iſt von gutem Wert.
**2. Kaufherr.** Die Rede iſt ja ſündlich, ſchweig.
**Andoloſia** tritt auf, von einem Diener geführt.
**Diener.** Hier, Herr,
Hier findet Ihr das Köſtlichſte der Art,
Das nur Venedig aufzuweiſen hat. (Ab.)
**Andoloſia.** Zeigt Edelſteine mir und Damenſchmuck.
**1. Kaufherr.** Euch Edelſteine?
**Andoloſia.** Ja.
**1. Kaufherr.** Von welcher Art?
**Andoloſia.** Das teuerſte an Preis.
**1. Kaufherr.** Das wollt Ihr kaufen?
**Andoloſia.** Das will ich kaufen, wenn es mir gefällt.
**1. Kaufherr.** Den Halsſchmuck nebſt den Spangen hier, etwa?
Der Kaiſerin, die ſie beſtellet hat,
Bedünken ſie zu koſtbar.
**Andoloſia** (nimmt ſie in die Hand). Sagt den Preis.
**1. Kaufherr.** Zweihundert Unzen feinen Goldes.
**Andoloſia.** Wohl.
Zeigt mehr.
**1. Kaufherr** (öffnet einen Kaſten und Andoloſia nimmt heraus).
Wir haben, gnäd'ger Herr, noch nur
Die Ringe und die Ketten hier von Wert.
Denn alle Steine, die wir hatten, ſind

In diese Kleinod' verarbeitet worden,
Und andre zweie, dort in jenem Schrein,
Die sind bereits ein fremdes Eigentum.
Ein Kreuz, bestellt von Seiner Heiligkeit,
Ein halber Mond vom Soldan in Ägypten.
**Andolosia.** Die Ringe hab' ich ausgewählt, die Ketten
Behalt' ich alle, sagt den Preis.
**1. Kaufherr** (rechnet nach). Es wird —
Verzeihen Eure Gnaden, — zwei und zwanzig,
Und andre zwanzig, — achte dieser Ring. —
Von fufzig Unzen Goldes der Betrag.
**Andolosia.** Ihr habet mehr nicht?
**1. Kaufherr** (öffnet einen andern Kasten). Diese Perlen noch.
**Andolosia** (nimmt die größten heraus).
Der Preis von diesen.
**1. Kaufherr.** Sechzehn Unzen Goldes.
**Andolosia.** Ich schließe einen guten Handel, wohl.
**1. Kaufherr.** Befehlen Eure Gnaden nicht, zu sehen
Die Kleinod', die ich sagte, Meisterwerke
Von unsrer Kunst.
**Andolosia.** O ja!
(Die Kaufherrn gehen nach dem Schrein, Andolosia packt zusammen, setzt das Hütlein auf und sagt:)
Nach London!
(verschwindet.)
**1. Kaufherr** (mit dem Kreuze, erblickt ihn noch im Scheiden, indem er spricht). Seht!
O weh mir, weh!
**2. Kaufherr.** Das war der Schwarze selbst,
Dem des Gewölbes Schätze du verehrt hast.

## XVI.

**Andolosia** (indem er das Wunschhütlein aufsetzt und Agrippinam ergreift).
In eine Wüste!
**Agrippina.** Weh! sei Gott mir gnädig!
(Ein Rasenplatz unter zweien mit vielen Früchten beladenen Apfelbäumen, wüste Sandebne ringsumher. Andolosia setzt Agrippinam unter dem einen Baum ins Gras nieder.)
Wo bin ich denn? wie bin ich hie gekommen?
Der Ort ist fremd.
**Andolosia.** Das wird sich alles finden.
**Agrippina** (schreiend).
O gib mir Kunde, welcher Ort ist dies?
Wie kamen wir dahin?

**Andoloſia.** Nur ſachte, ſachte,
Ich bin nicht taub, ich kann jetzt wieder hören.
Wir ſind hier unter einem Apfelbaum
Und kamen raſch.
**Agrippina.** O heil'ge Mutter Gottes!
Es raubet alle Kräfte mir die Angſt.
**Andoloſia.** Du ſollſt dich faſſen und mein Wort vernehmen.
**Agrippina.** Es brennet hier der Sonne Strahl ſo heiß!
Und Durſt und Müdigkeit, ich bin ſo ſchwach.
O gäbſt du mir der Äpfel einen, daß
Ich mich erlaben möchte.
**Andoloſia.** Wohl, ich will's.
Ich habe Zeit, es ſoll die Frucht dich laben,
Indes verwahre die Juwelen du,
Ich muß den Baum erklettern, da, das Hütlein.
Es ſchützet gegen Sonnenhitze dich,
Es würde durch die Zacken nur mich hindern.

(Er hat ihr die Kleinode in den Schoß, und das Hütlein auf den Kopf geſetzt. Er klettert an den Baum.)

**Agrippina.** O wär' ich nur daheim in meiner Kammer!

(Das Hütlein entführt ſie ſamt den Kleinodien und dem Glückſäckel an ihrem Gürtel.)

**Andoloſia** (auf dem Baum, fährt fort, ohne aufgemerkt zu haben, er wirft Äpfel herab):

Da haſt du Äpfel. Iß nur die mit Frieden.
Ein andres Wort, ein ernſtes, ſollſt du bald
Aus meinem Munde hören. — Denn die Zeit
Iſt nunmehr kommen, und die Rache reif,
In Andoloſias Macht biſt du gefallen.

Du, Schlange, durfteſt wohl mit frechem Mute
An arger Ränken Seilen feſt mich binden,
Dem Giftbetrunknen mir den Schatz entwinden,
Und reich dich rühmen von geraubtem Gute.

Doch ſchwellt das Glück die Bruſt mit Übermute,
Von ſeines Moſtes Dunſt die Sinne ſchwinden,
Dann zürnt das Glück, und ſicher trifft den Blinden
Der Rache Pfeil, der auf der Sonne ruhte.

Du biſt, mit deinem Raub in meinen Händen,
Zertreten kann ich nun das Haupt der Schlange.
Dem dir entflohnen Siege magſt du ſtaunen.

(Bei den letzten Worten will er den Blick auf Agrippinam werfen, und merkt wie ſie das Hütlein mitſamt allen Schätzen entführt haben müſſe, da fällt er mit Geſchrei von dem Baume herab, er liegt ohnmächtig und bewegungslos an der Erde.)

**Der Souffleur** (flüstert ihm zu und wiederholt immer lauter).
Es freut . . . Es freut die Jungfrau . . . Es freut die Jungfrau . . .
(Da doch Andolosia nichts hört, so streckt er den Kopf aus dem Kasten, kehrt sich gegen die Zuschauer und sagt selbst:)
Es freut die Jungfrau schnell ihr Rad zu wenden,
Im unerwartet jähen Übergange
Verherrlichet Fortuna ihre Launen.

## XVII.

**Andolosia** (rafft sich auf. Ein Kuckuck singt in dem Wipfel des Baumes).
Dir Baume fluch' ich, fluche tief in dumpfer Gruft
Des Hurensohnes morschen Knochen, der zur Lust
Gepflanzt dich hat inmitten dieser öden Flur,
Mitsamt der Hahnereien hochgehürnter Zunft,
Die je gekostet oder kosten werden deiner Frucht.
Den Boden, welcher deinen Wurzeln, und die Luft,
Die deinen Poren Nahrung gaben, treffe Fluch.
Doch selber mir, dem blöden Toren, der mit Wut
Verderben mir bereitet, siebenfacher Fluch!
Und Fluch der tückenschwangren Stunde der Geburt,
Wo freudig mich die Eltern grüßten, unbewußt
Der Gegenwart gewordnen Zukunft, welche nun
Auf mir mit Mordwucht bleiern lastend schrecklich ruht.
O Vater, deines Bettes sei die Lust verflucht,
Der meines grauenvollen Daseins fiel die Schuld,
Und daß sie Gift nicht ward, die Milch der Mutterbrust.
O hättest du mich, grimm'ger Tod, gewürget dann,
Bevor noch dieser Stunde kommen Not und Angst!
Verflucht der Tag, die Stunde, da zum erstenmal
Ich dich gesehen, mir entsponnen solche Schmach.
O Agrippina, falsches Herz, hinfort nun mag
Dich freun der köstliche Besitz, der Doppelschatz,
Und dich, Unholdin, ihre Mutter alt und karg.
Mein Ampedo, mein Bruder, der geliebt du warst
Vor allen meinem Herzen, könnt' an diesen Platz
Dich meine Mordgier bannen, schnell mit eigner Hand
Dich würgen wollt' ich, selber mich erhenken dann,
Und Hohn im Selbstmord grinsen, daß des Säckels Kraft
Aufhöre und in ihrer Hand versieg' der Schatz.
O Schicksal, Schicksal, böses, schlugst du mich so hart,
Daß härter mich zu schlagen, du die Macht dir brachst!
Nichts, siehe, nichts ist, das annoch ich fürchten kann.

Verzweiflung durchzuckt meine Seele ſchwarz und kalt.
Ich will mich faſſen, will es, feſt ſein, ſein ein Mann,
Mein Haupt behelmen, meine Bruſt umziehn mit Stahl.
(Er geht heftig umher und ſpeiſt in Gedanken zwei der Äpfel des Baumes, die er von der Erde aufnimmt. — Zugleich wachſen ihm an der Stirne zwei mächtige Hörner, deren Schein ihn nachher beunruhigt, er hebt immer den Kopf, um danach zu ſehen.)
Um meine Stirne ziehen düſtre Schatten ſich,
Dem Aug' entweichend, wenn ich ſcharf ſie ſchauen will. —
Sind böſe Spiele der Gedanken. Fern von mir!
(Eine Zeit darauf im Wahne, er habe das Wunſchhütlein.)
Nach Famaguſta! — Wehe! grauenvoll! du ſprichſt
Im Wahnſinn. Selbſt zerſchellet haſt du eben itzt
Des Vaterhauſes Pfeiler, und anrufen willſt
Verſcherztes Glück du, welches nie rückkehren wird.
Verſchwinde, arges Dunkel, oder ſteh dem Blick.
Nur Hohngeſtaltung eignen finſtern Sinnes fliehſt
Und kehreſt du verfolgend ſtets zurück, und nicht
Die Ruhe gönnſt du, die ich mir erzwingen will.
Mich ſchrecket leeres Scheinen — bin ein furchtſam Kind
Ich denn geworden? wie ſo wüſt und leer um mich
Die Fläche dieſes öden Landes ſich ergießt!
Unaufgehalten überſchwebet ſie der Blick.
Die tote Einſamkeit iſt furchtbar, ihr erſtirbt,
Ob kühn, der Traum der Rettung und der Mut erliegt.
Nichts lebt, es regt kein ſcheuer Laut ſich, einzig ſingt,
Verhaßter als das Schweigen, der Kuckuck ſein Lied. —
Du würdeſt nie mehr ſingen, wenn ich nur dich fing!
Wirſt du denn, Plageſchatten, mit dem luſt'gen Krieg
Ermüden nie, beſtürmend meinen kranken Sinn?
Du wirſt doch wie dem Auge dich der Hand entziehn?
(Er greift darnach, fühlt die Hörner und erſchrickt.)
O weh mir! — Nein, verlachen muß ich ſelber mich,
Es war mir — (Er faßt die Hörner an.)
nein! ach Hörner ſind es ganz gewiß.
(Er verſucht ſie abzureißen.)
Verwünſchter Mißwachs, Fluch und Tod! kein Mittel wird
Mich deiner zu erlöſen helfen! ſtoßen, ziehn. —
Dir iſt, wie Wachstums Schnelle, Feſtigkeit verliehn.
Mir ſelbſt zum Abſcheu worden, nun ein ſcheues Tier,
Zu denen ich mich ſehnte, Menſchen muß ich fliehn.
O Scheuſal, Agrippina, falſche Zauberin,
Die doch ich nicht gefreiet, aber mir verlieh
Dies Angedenken, Rache, Rache über dich!
Es möge deiner ſtolzen Schönheit ſolcher Schimpf

Zur Krone werden, Ekel vor dem eignen Bild
Zu fliehn dich treiben, aber welche du bestrickt,
Mit Hohn dich ängsten, bis ins Grab du dich verbirgst.
Ich renne mit dem Kopf den Baum an, ob Gewinn
Es mir wohl bringet, und das Schandding doch zerbricht.
(Er versucht es.)
Nichts — Wieder nichts, o Hölle, Wut! wie fest es sitzt!
(Er rennt noch einmal.)
So brich! o weh! das tat mir höllisch weh!
Nicht anders war's, als ob die Seele mir
Zerkracht im Leibe wäre; des genug,
Ich will geduldig tragen und ertragen.
Es hat der Zorn sich mir gekühlt, und anders
Erscheinen mir die Dinge; nun fürwahr,
Von Ritter, der ich hieß, bin Fürst ich worden:
Mich freut der liebenswürd'ge Schmuck der Krone.
Ich spiele eine lustige Figur!
Das siehet, traun! um vieles besser aus
Als der verdammte alte Filz, der so
Gefällig eilend über Hals und Kopf
Mich hergepflanzt, und sollt' ich an den Galgen
Mich heute wünschen, samt dem Hörnerpaar
Blieb ich doch sitzen, hier auf grünen Matten,
Im duft'gen Klee, wie die Poeten rühmen,
Für meiner Klugheit Streiche bin ich sicher,
Und was des Säckels ist, den kann ich missen.
Mit diesem Hauptschmuck angetan, da hat
Es keine Not. — Ein Goldquell werd' ich selbst mir.
Ich ziehe, wo nur Menschen sind, umher,
Und lasse mich für Geld beschaun — wohlan!
Ei Leute! Leute! will kein Hurenkind
Sich blicken lassen, das der erste sei?
Es ist doch aller Dinge Anfang schwer!
Ich bin mit meinen Hörnern hierzuland
Und meiner guten Laune ganz allein.
Ein König dieser Erden. — König? — ei
So will ich auch mich freuen königlich,
Und königliches Leben führen. — Wohl!
Zu gutem Anfang leg' ich hier mich schlafen.
(Er legt sich nieder.)
Ja ja! — — — —
Ja ja! — — schlafe du nur. — Wie ging es doch?
Schlafe du nur, schlafe du nur.
(Er schlummert ein.)
(Saiten tönen hinter der Szene. Andolosia springt auf. Der Gesang hebt an.)

**Andoloſia.** O ſüßer Ton der Menſchenſtimme, den
Nicht gier'gen Ohres noch zu trinken ich
Gedachte, güt'ger Gott! o Freudenwahnſinn!

XVIII.

**Geſang.** Der Klee, die grünen Matten
Inmitten dem öden Sand,
Der Apfelbäume Schatten —
Auf Erden kein anderes Land!

Und mögen dem trüglichen Winken
Gehorchen der Meeresfey
Die Erdenſöhne, und ſinken
In Sturmesdrang mit Geſchrei.

Entwandt den Eitelkeiten
Hat ſich mein ſehnendes Herz.
Von gottgeweihten Saiten
Der Klang ſtrebt himmelwärts.

Und wie der Klang aufſtrebet
Iſt ihm mein Herze geſellt;
Auf tönenden Schwingen es hebet
Sich liebend zum Sternenzelt.

Der Gottheit Sehnſuchtsaugen,
Der Sterne mahnender Chor,
Sie blicken, und tönen, und ſaugen,
Den durſtenden Atem empor.

Geneſung der irdiſchen Qualen,
Gewährung der Sehnſucht, nur dort;
Dort aller Verheißungen Zahlen,
Dort meiner Sehnſucht Ort.

Der Klee, die grünen Matten
Inmitten dem öden Sand,
Der Apfelbäume Schatten —
Auf Erden kein anderes Land.

XIX.

Ein Eremit mit Kruzifix und Roſenkranz tritt auf, ein Saitenſpiel in Händen haltend.

**Andoloſia** (auf den Bruder zueilend).
So du vom Weibe biſt gezeugt, ein Menſch,
Bei deiner Mutter Bruſt beſchwör' ich dich,
O übe du Erbarmung gegen mich.

**Eremit.** O armer Mensch, wer hat dich hergebracht,
Und was in dieser Wildnis suchest du?
**Andolosia.** Ich kam . . . ich suche . . . — frommer Bruder, nicht
So seltsam fraget mich — Nur Hilfe schafft,
Daß zu den Menschen ich mich retten kann.
Und Euch beschwerlich werd' ich nimmer noch.
**Eremit.** In dreißig Jahren keinen Menschen hie
Gesehen hab' ich noch gehört, und wollte
Geblieben wärst auch du von dieser Wüste.
**Andolosia.** Mich reut es, daß ich jemals sie betrat.
**Eremit.** Doch rede du, o Sohn, wofern ich kann
Dir dienen, bin ich willig es zu tun.
**Andolosia.** Ein Becher Weines, lieber Bruder — ach!
Ich habe, eh' du kamest, schlechtbedacht
Zu schonen meine Brust, dem Baume da
Gar manches anzureden mich bemüht,
O kühle meinen Durst, erquicke mich,
In deine Zelle nimm mich gastlich auf.
**Eremit.** Mein Haus ist dieser Raum, des Himmels Wölbung
Der Tempel meiner Andacht vor dem Herrn,
Und Speis' und Trank empfang ich nur allein
Von diesen Bäumen. O mein teurer Sohn,
Die Kost, die mich erhaltet, teile du,
Nicht Wein noch anders kann ich dar dir reichen.
**Andolosia.** Hm! — Sage Bruder mir, wie komm' ich nun
Aus dieser Wüstenei, dem Unglücksboden,
Zu zahmen Menschen meines Gleichen hin?
**Eremit.** Fern, über diesen Sand, am Horizont,
Erschaust du jenen blauen Streifen?
**Andolosia.** Ja.
**Eremit.** Ein waldbewachsenes Gebirg' ist dort,
Und hinter dem im Tale wohnen Menschen.
**Andolosia.** Was aber, frommer Bruder, lehre mich,
Was mit den Hörnern, die in deinem Haus
So elegant sich meiner Stirn anwuchsen
Und rasch, daß dessen ich mich nicht versah
Ist mir nun anzustellen? Menschen — gut.
Meerwunder aber anzusehen muß
Ich ihnen also sein, ich möcht' es meiden.
**Eremit** (pflückt und reicht ihm zwei Äpfel vom andern Baume).
Nimm hin und iß. Von jenes Baumes Frucht,
Die du gewiß gekostet, ist allein

Dir ſolches widerfahren, dieſe hier
Hegt eine andre Tugend und man darf
In gleicher Anzahl beide nur genießen.

**Andoloſia.** Wie, Henker! kommt das Obſt an dieſes Laſter?

(Er verzehrt die Äpfel, indem er ſtets nach ſeinen Hörnern fühlt, er freut ſich, wie ſie immer kürzer werden und zuletzt ganz verſchwinden.)

**Eremit.** Wie ſtolzen Wahnes Weiſe ſich gebärden,
Die Urkraft höhnet bildend ihrer Träume.
Des Wort die Himmel ſchaffend rief, die Erden,
Und was erfaſſen aller Welten Räume,
Der ließ an Tugend wunderbar auch werden
Auf hief'ger Sandung dieſe beiden Bäume
Und nirgends andre noch von ihresgleichen
So fern und weit des Erdreichs Grenzen reichen.

**Andoloſia.** Nicht zürne mir, o guter Bruder, daß
Nicht fragend, ob du mir die Frucht erlaubeſt
Von deinem Hörnerbaum ich Äpfel ſpeiſte.
Ich wußte wahrlich nicht dein Eigentum,
Und konnte nicht vermuten auch, daß wer
In dieſer Oaſis Beſitzer war.
Vergib den Fehl mir, guter Bruder, und
Sei herzlich auch gedankt, daß du ſo mild
Bereit warſt alle Spuren zu vertilgen,
So an die Stirne mir geſchrieben hatte
Verräteriſch die Frucht — ja, tue mehr,
Erlaube du, o guter, lieber Bruder,
Erlaube du mir, — wüßteſt du wie gut
Ich ſolche anzubringen nun gedenke
Geſprochnes Wort auch löſend, o
Erlaube du mir, daß ich pflücken darf
Und mit mir nehmen des koſtbaren Obſtes
Nur wen'ge Stücke, teurer, lieber Bruder
Nicht hart, nicht grauſam ſei, es gilt mein Leben.

**Eremit.** O teurer Sohn, wonach dein Herz ſich wende,
Das nimm, du brauchſt mich nicht darum zu bitten;
Den Erdenkindern allen Gottes Spende,
Nicht eignes mir in dieſes Gartens Mitten;
Mein' eine Seele, kann ich in die Hände
Des Herren ſie geben, hab' ich gut geſtritten.
Zu meinem Schöpfer die Gedanken flammen,
Nicht Ird'ſches Hegen ſolle mich verdammen.

Ich kann an dir wohl merken, daß umfangen
Dein Sinn und Herz von eitel ird'schem Gleißen;
Vergängliches nur heget dein Verlangen,
Entfernt des Ewigen dich zu befleißen;
Es gleicht dem Irrlicht, nicht es zu erlangen
Wirst du dem Wahren frevelnd dich entreißen.
O teurer Sohn, du fröneſt der Vernichtung,
Abtrünnig deiner Seelen Urverpflichtung!

O hätteſt du getrunken aus dem Bronnen
Aus dem lebendige Gewäſſer quillen;
Der Wunden Schmerzen in des Himmels Wonnen
Zu kehren, und den ew'gen Durſt zu ſtillen;
Da wäre Freiheit dir und Heil gewonnen,
Mitwollend ruhigklar des Schöpfers Willen;
Auf Felſen feſt gegründet deine Wohnung,
In Herzens Frieden wahrend die Belohnung.

Zum Kampf denn! woll' aus deinem Herzen ſchlagen
Ein eitles Treiben, das das Licht beleidigt;
Unfrieden ſühnt der Kampf, Sieg wirſt du tragen,
Ob ſich im Zorn das Ungetüm verteidigt;
Der Streiter Schirm, das hohe Kreuz ſieh ragen,
Bei der Geburt auch du warſt ihm beeidigt.
O teurer Sohn, nicht zu beſtreiten trachte
Die Vorſicht, die an dieſen Ort dich brachte.

**Andoloſia.** Nicht kann ein wohlgemeintes Wort dir frommen,
O heil'ger Mann, auf Felſengrund zu ſäen.
Ich weiß, wie ich an dieſen Ort gekommen,
Den Kampf, in den des Herzens Flammen wehen,
Ausſtreiten muß ich, hab' ich unternommen,
Und ſollt' ich ſelber auch zugrunde gehen,
Der Kampf iſt Leben — ſoll ich einſt erwerben,
Verblaßt mein Treiben, muß ich dumpf erſterben.

Geflügelt Wort, du nannteſt mein Verhängnis!
Es reißt, ich fühl's, hinab mich unaufhaltſam.
Du Bruder rieſſt das Wort aus dem Gefängnis,
Das ſelbſt ich zu erbrechen war enthaltſam.
**Eremit.** O Menſch, der Leidenſchaften Schmachbedrängnis
Dies Schickſal ſpinnſt du ſelber dir gewaltſam.
**Andoloſia.** Auch alſo. — Doch nach London muß ich eilen
Den Boden nenne mir, wo wir verweilen.

**Eremit.** Hibernia.
**Andoloſia.** O Fluch! wie lang noch ſchweifen
Durch Land und Meer bis ich das Ziel erſt habe. —
Zum erſten Nächſten! — Zu dem blauen Streifen,
Den Bergen dort. — Dir Dank der hohen Gabe
O frommer Bruder, und, ob nicht ergreifen
Es mich gekonnt, des Wortes. — Bis zum Grabe
Mit dir der Frieden Gottes und ſein Segen.
**Eremit.** Des Himmels Gnade leuchte deinen Wegen.

## XX.

Wildnis. Waldbewachſene Klippen an Meeresufer. **Andoloſia** ſetzt **Agrippinam** nieder.

**Agrippina.** Was iſt mit mir doch geworden!
Weh mir! welcher Ort!
**Andoloſia.** Vollbracht nun!
**Agrippina.** Welche ſchauervolle Wildnis!
**Andoloſia.** Abgeworfen die Verkappung!
(Wirft heftig Doktorkleid, falſches Haar und falſche Naſe ab, das Hütlein liegt zu Agrippinens Füßen.)
**Agrippina.** Weh mir! Andoloſia! weh mir!
**Andoloſia.** Ja, du ſtehſt in ſeiner Macht nun.
(Geht mit entblößtem Meſſer auf ſie zu.)
**Agrippina.** Zuckſt den Dolch du mich zu morden?
Weh mir, weh mir! hin mich raffſt du
In der Blüte meiner Sünden
Andoloſia, o Erbarmung!
**Andoloſia** (ſchneidet ihr den Gürtel vom Leib, löſt den Säckel, reißt ſeinen Wamſt auf, und ſteckt den Säckel an ſeinen Ort).
Hebe, Schlange, dich von hinnen!
Selber dich gerichtet haſt du,
Und Vergeltung ſoll dir werden
Der an mir verübten Handlung.
**Agrippina.** Ritter, ach geſtrenger Ritter!
Denkt der Liebe . . . .
**Andoloſia.** Törin, wagſt du
Meinen Ingrimm noch zu reizen
Mit dem frevelvollen Anruf!
**Agrippina.** Weh mir!
**Andoloſia.** Deine Mutter, deine
Klara, ruf' an, die ſo altklug
Liſt'gen Rat weiß zu entſpinnen
Und zu miſchen Gift und Schlaftrunk.
Wären auch die hier — der Säckel,
Siehe, ruht an alter Statt nun —

Nicht vermöchte ihre Trugkunst
Seiner anitzt noch Erlangung.
**Agrippina.** Güt'ger Gott!
**Andolosia.** Was, Agrippina,
Dachte doch dein Herze, daß du
Also große Untreu übtest
Gegen mich, der ich so ganz nur
Treuer Liebe hingegeben,
Lebte in der Trugumgarnung.
Hätte Gut und Blut gelassen
Heil und Seele, wenn der Machtruf
Deines Blickes es geheißen,
Hätte mich gestürzt in Kampfsturm
Freudig-stark, wie im Turniere
Dir zum Ruhm ich Lanzen brach und
Sieger ward in jedem Strauße,
Fest von eines Traums Umarmung.
Welches Herzens Agrippina
Konntest du mir solches antun,
Mir dem männlich guten Ritter
Solche schmähliche Behandlung.
Faschingspiel mit mir du triebest
Gierig frönend niedrer Habsucht,
Meines Herzens Blut du saugtest
Und verstießest mich in Armut;
Reizte schier mich dann zum Selbstmord
Der Verzweiflung grauser Ansturm,
Hattest Hohn du, keinen Mitleid:
Eine Zehrung auf die Wandrung —
Unverloren sieh die Gabe —
Diese Münze hier mir gabst du.
Hin die Gabe nimm zur Stunde
Nimm die rechtliche Erstattung.
Und gedenk gerechten Urteils
Sprich den Spruch der Selbstverdammung.
(Er wirft ihr den falschen Säckel zu.)
**Agrippina.** Hilf mir Himmel! ach des Blickes
Unheilschwangre Zornentflammung!
**Andolosia.** Weh mir, weh dir, daß dem heißen
Ernst du argen Herzens abschwurst.
O, du hast mich herb geschlagen!
Mir zerschellt von jäher Spaltung
Sank der Himmel, dem ich traute,

Und verſtoßen zu dem Abgrund
Muß mit Grauſen ich nun hauſen
Unter ew'ger Nachtumſpannung.
Liebeswort iſt Nebelkappe,
Dunkelſchleichend ſinnt Verrat nur,
Sinnt Verrat um ſchnödes Gold die
Tochter königlicher Abkunft.
Reicher Glaube, feſte Liebe,
Flammen himmliſcher Abſtammung,
Strebet zu des Himmels Sternen!
Dies auf Erden eure Zahlung!
Was doch haucht die raſchen Worte
Töricht meines Buſens Wallung!
Leeres Schallen, ſie verhallen,
Nicht doch ſie verſtehen kannſt du.

**Agrippina.** Weh mir! das noch! harte Erde
Biſt auch taub du meinem Angſtruf,
Willſt hinab denn mich zu ziehen
Reißen keinen tiefen Spalt du?
Liebesringen, Höllenflammen
Weh! im Zorne furchtbar nahſt du
Richter der gerechten Rache,
Gott des Himmels! weh mir, Schmach nun,
Schmach gerecht von ihm nun trinken
Und den Becher der Verachtung!
Ritter, Ritter! könnte leuchten
Meiner Schmerzen Offenbarung!

**Andoloſia.** Nein, zu friſchen Angedenkens
Sind die Taten, und die Langmut
Bricht die Laſt der müß'gen Worte,
Spare deiner Kunſt Entfaltung.
Sieh, die Stunde ſchlägt, die Rache
Schwingt ſich auf, es wird die Schatzung
Ausgezollt gehäufter Schulden.
Weiß ich doch, gekühlt der Rachdurſt
Erſt des Buſens, ſinkt mein Leben
Klang- und farblos in Umnachtung
Dumpf hin müden, müß'gen Schleichens
Bis der Tod mir reicht den Labtrunk.

**Agrippina.** Und dein Wort macht mich ergrauſen!
Eigner Tugend ſei bedacht nur,
Nicht ein Schreckliches beginne,
Nicht die dunkle Tat der Rachſucht.

Wehrlos sieh ein Weib zu deinen
Füßen weinen, sieh der Waldung
Wilde Nacht um uns sich ziehen,
Dich zum Zeugen deiner Tat nur;
Andolosia, Ritter, denke
Eignen Hochgefühls Bewahrung.
Hand nicht leg' an die Gefangne
Bändige mit mächt'ger Fassung
Deinen Zorn, in deinen Händen
Meines Leibs und Ehr' Erhaltung.

**Andolosia.** Meiner, ja, will ich bedacht sein
Und es wurzelt die Ermahnung.
Bürg' um Leib und Ehre sei dir
Ritterliches Wort. Doch abtun
Kann ich nimmer mich des Zornes,
Nicht berückst du mich zur Sanftmut.
Trägst du meiner noch ein Zeichen,
Nimmst wohl solches mit ins Grab du:
Wie bekränzet deine Schönheit
Doch der Stirne neuer Glanzschmuck,
Wohl dem Monde nun vergleichbar,
Mit der Hörner stolzer Pflanzung.

**Agrippina** (fühlt nach den Hörnern an ihrer Stirne und erschrickt).
Weh, dem Schrecken ich gebändigt,
Dachte nicht der Schmachgestaltung!
Andolosia!

**Andolosia.** Agrippina!

**Agrippina.** In der greuligen Verwandlung . . . .

**Andolosia.** Übe fürder noch nach Herzen
Und nach Gold die üpp'ge Jagdlust.

**Agrippina.** Wär' ich, Gott, der Hörner ledig
Bei dem Vater in der Stadtburg!

(Andolosia bei dem Worte besinnt sich des Hütleins, das bei Agrippina zur Erde liegt, er stürzt hinzu, sie bemerkt die Bewegung und greift nach dem Kleinod. Andolosia ist ihr zuvorgekommen.)

**Andolosia.** Weh mir Toren!

**Agrippina.** Weh mir Armen!
Weiß ich nun, wo jene Kraft ruht.

**Andolosia.** Hättest bald mich hinterlistet
Mit den glatten Worten, Schandbrut!
Wäre nicht mein Eid, du müßtest
Stracks mir büßen die Anwandlung.

(Er rüstet sich zur Abfahrt und will das Hütlein aufsetzen.)

**Agrippina.** Ritter, Ritter, ſeid barmherzig!
Muß ich, fremd der Menſchen Gattung,
Mit dem Wild an wüſtem Orte
Hauſen hier in rauher Waldluft,
Mich der Hungerstod erſchleichen?
Sie doch wiſſen ihre Nahrung;
Schaut zu der Verzweiflung Tränen,
Die ſind meine einzige Labung.

**Andoloſia.** Bild der mir entſchwundnen Liebe
Laß von ſolchen Worten ab nur.
Denn es trauert meine Seele
Und mein Herz ſinkt in Ermattung.
Mitleid muß ich doch dir zollen
Und mich rührt die holde Anmut
Der Geſtalt, ob trüglich Gleißen
Sie umſchleiert nur Entartung.
Und du ſollſt nun zu den Deinen. —
Dicht vor London, von dem Wartturm
Will ich nur ſo weit dich tragen,
Wie der Schuß iſt einer Armbruſt.
Denn den Unglücksort erſchauet
Nie mein Aug', des ſtumme Mahnung
Mir die Freveltaten zählet.

**Agrippina.** Nein nicht alſo! iſt im Anbruch
Doch der Tag ſchon deiner Gnade,
Andoloſia, o den Schmachfluch
Löſe, tilge dieſe Hörner,
Gib vom ſchweren Bann Erlaſſung!

**Andoloſia.** Törichte, gebeut den Lippen
Von dem eiteln Wort Enthaltung.

**Agrippina.** O du läßt dich noch erflehen
Andoloſia.

**Andoloſia.** Eh'r den Ratſchluß
Brichſt du des unbänd'gen Schickſals.

**Agrippina.** Von der Hoffnung iſt Entſagung
Schwer dem Herzen, Andoloſia,
Welch ein eiſern Wort doch ſprachſt du!

**Andoloſia.** Wie Notwendigkeit ſo eiſern.
Fällt des Manneswillen Machtſpruch.
Doch die Stunden nieder eilen.
Auf nach London, auf und laß uns
Schleunig zu der Reiſe.

**Agrippina** (mit einer Bewegung nach dem Meeresufer).
Nein nein!
Eh'r verschlinge mich die Salzflut!
**Andolosia.** Halt an! Weib. Du rasest Wahnsinn.
**Agrippina.** Vor bekannten Volks Versammlung
Spott und Spiel und Märchen werden,
Der Gedanke heischt Erstarrung.
Eh'r aus bangem Traum errette
Mich vom steilen Riff der Absturz.
**Andolosia.** Wo denn sonst begehrt dein Herz hin?
**Agrippina.** In die Fremde, in Verbannung,
Wo kein Aug' mich je gesehen,
Tief und tiefer!
**Andolosia.** Ohne Ahndung
Welches Sinnes, sprichst ein Wort du,
Hör' das Wort an der Erfahrung:
Nirgends wäre dir es besser,
Als in Eltern Schoß, der Warnung
Traue, die aus treuem Munde.
**Agrippina.** Berge tief mich Klosternacht und
Unter Menschen sei mein Name
Dumpf verschollen.
**Andolosia.** Hast bedacht du,
Agrippina, dein Begehren,
Und bedacht, was ich dir antrug?
**Agrippina.** Laß im Kloster hoffnungslos mich
Weinen.
**Andolosia.** Ist es ernst dir?
**Agrippina.** Ja!
**Andolosia.** Nun!
(Indem er das Hütlein aufsetzt und sie anfaßt.)
Hütlein! vor ein Frauenkloster.

## XXI.

(Hibernia. Vor einem Nonnenkloster an einsamem Ort, Gletscher, Berge und Wälder, Aussicht über die See.)

**Andolosia** (setzt Agrippinam nieder).
Sieh erfüllt dir die Erwartung.
(Agrippina verhüllt ihr Gesicht. Andolosia fährt fort.)
Und diesem festen Tore will ich nahen, das
Sich hinter dir bald dumpfen ernsten Klanges schließt
Des Grabes Tor gleich, während zu den Lebenden
Entsagter Rückkehr Hoffnung. Wollte dein Geschick

Aus deiner Bruſt ſelbſt ziehen dieſen Rat, gefällt
Nun über dich, nicht rechte mit dem Waltenden!
Der äußern Willkür herber Zwang verkündet oft
Vollſtreckend ihr Geſchickeslos den Sterblichen.

**Agrippina.** Verdarben jeden Hoffnungsſchimmer Unglückſelige,
Erfaßt ihr Herz des Todes letzte düſtre Wahl.

**Andoloſia** (geht dem Kloſter zu; er betrachtet Gitter und geſchloſſene Tore.)
Wer gibt aus dieſen Mauern Antwort meinem Ruf?

(Es erfolgt keine Antwort, er bemerkt den Hammer des Tores und pocht; es dröhnt durch die Hallen des Kloſters.)

**Agrippina.** Mir wehe, weh!

**Pförtnerin** (innerhalb).
Wer ſtört die Ruhe dieſer Gott geweihten Statt?

**Andoloſia.** Der weitentlegnen Erden Sohn, ein Rittersmann.

**Pförtnerin.** Nicht öffnen gaſtfrei dieſe Tore Männern ſich.

**Andoloſia.** Gehör begehrend von der edlen Abtiſſin.

**Pförtnerin.** Sie nahet dieſer Schwelle horchend Eurem Wort.

Die Tore öffnen ſich, die Abtiſſin erſcheint von anderen Nonnen begleitet.

**Abtiſſin.** Was treibt den Weltſohn dieſen ſtillen Mauern zu?

**Andoloſia.** Der Wunſch, daß eine edle Tochter, mir gefolgt,
Der Welt entrücket, in der Andacht ſtillem Haus
Begehrte Zuflucht finde. Sie, uraltem Stamm
Entſproſſen, fleucht das Mutterland und heim'ſche Dach
Weil ihren ſchön aufblühnden jungen Leib entſtellt
Mißfällig, plötzlich ihrem Haupt entwachſen, ein
Hornartiges Gezweige. Kloſtereinſamkeit
Verlanget frommen Wunſches ihr gebeugtes Herz,
Und unerkannt zu bleiben treibet ſie die Scham.

**Abtiſſin.** Nur edlen Jungfraun öffnen dieſe Tore ſich,
Doch welche Pfründe hier begehrt, erlege denn
Zweihundert Kronen nach des Hauſes Satzungen.

**Andoloſia.** Die Pfründe zehnfach fahend, nehmt die Tochter auf.

**Abtiſſin.** Es trete ſelbſt uns näher dieſe Bittende.

**Andoloſia** (Agrippinam herbeiholend).
Komm Agrippina, deiner harrt die Abtiſſin.

**Abtiſſin** (zu den Nonnen).
O ſeht! erbarmt euch Schweſtern nicht, daß dies Geweih
Entſtelle ihrer ſüßen Bildung Ebenbau?
An Schöne gleich wär' einer Heil'gen ſie zu ſchaun,
Es zeugt der Anſtand hoher Abkunft; züchtiglich
Verweilt ſie zögernd noch zu nahen und beſchämt.

(An Agrippinam.)

Tritt näher, edle Tochter, sprich, begehrest du
Gebeuget unsers Ordens Joch zu leben fromm
Als eine gottgeweihte Jungfrau unter uns?

**Agrippina.** Ihr nennet meinen letzten Wunsch, ehrwürd'ge Frau.

**Abtissin.** So laß zuvor dich lehren, wie dies Haus besteht,
Dein Herze prüfend und die Zukunft deiner Wahl,
Denn rasches Zornes handeln, wiss', ist weise nicht.
Ein Vorgebirg' Hibernias, am weitesten
Hervor sich werfend aus der Erden festem Bau,
Trägt nur allein dies Kloster, von der Sterblichen
Ansiedelein geschieden, selbst die äußerste.
Der Erden letzte Säulen sind die Riesen dort,
In düstre Nebel tauchend ihre Häupter, da
Zerstörungsfroh der alte Winter haust und herrscht
In ew'gem Menschenhasse. Ferne meidet scheu
Der Segler diesen ihre Füße badenden
Okeanos, denn nördlich endet nah die Welt
Die aufgetürmte, helle, unnahbare Wand
Demantner Felsen; westlich sie der Königin
Des Tages annoch unbelauschtes feuchtes Grab.
Dies Haus in solcher ernster Abgeschiedenheit
Nimmt auf in seine Mauern edle Töchter, die
Erkannt der Erden eitlen Scheinens Nichtigkeit.
Und sie vereint lobpreisen nur den Einzigen
In hohem Chor anbetend seine heil'ge Macht.
Und ihnen stets unfreundlich zeigt die Erde sich,
Aus dunklem Boden trüber Nebel grauen Flor
Zur Bläue hebend, aber den Begierigen
Nur innern Lichtes scheinet herbe nicht zu sein
Ein friedlich Andachtsleben hier zu leben, denn
Nicht eines harten, dieses Ordens Satzungen.
Und welche treibt zu gehen in ein andres Haus
Der Unbestand des Herzens, ja selbst in die Welt
Zurück zu treten sich dem Ehhern einigend —
Sie mag es tun, denn, nicht dem kargen Grabe gleich,
Gibt dieses Haus die Abgeschiednen wieder frei,
Und nicht die zwangesharte Macht darf walten hier.
Dem Kloster ist verfallen nur das Pfründegeld,
Denn also will es des Gesetzes strenges Recht.

**Agrippina.** Verändert darf nicht werden meinetwegen was Herkommen ist gewesen. Brauch, Gewohnheit, Sitte des Ehrwürd'gen Klosters gänzlich unterwerf' ich mich.

**Abtiſſin.** Du wirſt gehorſam meinem Wort ſein jederzeit,
Zur Metten und zu allen Horen in dem Chor
Andächtig beiſein, wirſt befliſſen ſein, was nicht
Du weißt beim Eintritt, lernend wie du nur vermagſt.

**Agrippina.** Ich werd' es.

**Abtiſſin.** Sei denn dieſer frommen Schar vereint.

(Agrippina tritt zu den Nonnen, Andoloſia zählt Geld auf einen Stein am Kloſtergebäude.)

**Andoloſia.** Und dieſes Gold aufzähl' ich, Pfründen ihr zu ſein. —
Mich treibt es aber Euch zu flehen, edle Frau,
Wollt' ſagen, und verſichern mich, den Scheidenden,
Ihr laſſet gerne dieſe hohe Tochter Euch
Empfohlen ſein, wollt ihrer liebend achten, wollt
Sie nicht gering, bei allem was Euch heilig iſt,
Sie nicht gering, unwürdig nicht behandeln; ſagt's!

**Abtiſſin.** Ich werde ſorgſam ihrer warten. Selber ſie
Beſtimme, ob ich ihrer Freundſchaft mich erfreun,
Für ſie nur Achtung hegen darf, denn mächtig zieht
Mich an die Anmut ihres Leibes. Dieſes noch
Gelob' ich gerne wie es auch gehalten wird:
Abgehen, wo die Regel zuläßt, Möglichkeit
Nur reichet, wird ihr nimmer, was nur wünſcht ihr Herz,
Der Sorg' entnommen, edler Ritter, reiſt mit Gott.

(An Agrippinam.)

Du aber ſollſt dem Freunde geben das Geleit,
Den Ernſt der Abſchiedsſtunde ſchlürfend unbelauſcht.

(Zu den Nonnen.)

Ihr, Schweſtern, folgt mir, heller Zunge mahnet uns
Das Erz der Stunde des Gebetes. Nehmt dies Gold.

(Die Glocke hat zu läuten angefangen. Die Abtiſſin und die Nonnen treten in das Kloſter wieder ein; eine der Schweſtern hat das Gold aufgenommen; das Tor bleibt offen.)

**Andoloſia.** Nun ſegne Gott dich, gebe daß du lang geſund
In dieſen Mauern lebeſt, für vergängliche
Erwerbend ew'ge Freuden, und nicht ſchlimm dein Teil.

**Agrippina.** Das wolle Gott!

(Sie hebt an heftig zu weinen; Andoloſia wendet ſich ab und verhüllt ſein Geſicht in ſeine Kleider.)

O tapfrer, ſtrenger Ritter, denket meiner bald,
Nicht Euer Antlitz wendet ab der Elenden,
Nicht Gott, der Welt nicht dienen kann doch, deren Herz
Umſchnürt mit Scham in ſtummer Angſtverzweiflung nagt.

**Andolosia** (abgewandt).
Geschehe der Wille Gottes, des Allmächtigen.
**Agrippina** (weicht zurück).
Wildgrimmiger Leu, du verdarbst in der Brust
Und der Liebe Gewalt und den Mitleid ganz,
Richtender Gott, weh, weh Rasender mir,
Die zum Zorn ich gereizt den verderblichen Mann!
Denn raubte die Tat die entfliehende Zeit,
Hält karg sie den Raub, und die Saat trägt Frucht,
Und entschnellt fleugt, trifft der befiederte Pfeil.
Spiel kindischer Lust, ich bewege das Rad,
Es im Schwung hinrollt und erfaßt und entrafft
Die erschrockene bangaufschreiende mich
Zu der Tiefe hinab.

# Übersetzungen.

---

Die Heiden, heißt es, waren
Nicht Christen so wie wir:
Sie schlachteten die Leute
Und brauten schlechtes Bier.

Franz Kugler.

# Das Lied vom Thrym

oder

## die Wiedereroberung Mioellners, des Hammers des Donners.

Aus dem Isländischen.[1])

1.

Zornig ward Thor,
Als beim Erwachen
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schlagend sein Haupt,
Der Sohn Odins suchte
Umsonst umher.

2.

Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Höre nun, Loki,
Hör', was ich sage,
Was weder auf Erden
Weiß irgend einer
Noch hoch im Himmel:
Mein Hammer ist geraubt."

3.

Sie gingen zum herrlichen
Hause der Fraya,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Wolle mir, Fraya,
Flügel verleihen,
Ob erlauschen vielleicht
Mein Hammer sich läßt!"

---

[1]) Thryms quida edr Hamarsheimt. Edda Saemundar Hafn. 1787. pag. 183.

Der gelehrte Forscher des nordischen Altertums möge mir den Versuch nicht verargen, das isländische Lied in einer leichten Verdeutschung den Laien und Ungelehrten vorzutragen. Ich habe den Geist und die Weise des Originals in unserer Sprache wieder zu beleben gesucht und mich sonst bemüht, jedes Wort zu entfernen, zu dessen Verständnis es gelehrter Erörterungen bedurft hätte.

4.

Fraya sang:

„Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie dir;
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben."
Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Götter,
Und er erreichte
Der Riesen Reich.

5.

Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
Fert'gend den Hunden
Fesseln von Gold,
Glättend den Rossen
Die Mähnen zurecht.

6.

Thrym sang:

„Wie steht's mit den Göttern?
Wie steht's mit den Elfen?
Was reisest allein du
Nach Riesenheim?"

7.

Loki sang:

„Schlecht steht's mit den Göttern,
Schlecht steht's mit den Elfen,
Du hältst wohl verborgen
Den Hammer des Thors."

8.

Thrym sang:

„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thors
Wohl unter der Erde
Acht Morgen tief;
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fraya
Zur Frau mir heim!"

9.

Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Riesen,
Und er erreichte
Das Reich der Götter.
Er traf den Thor an
Vor der Tür seiner Halle;
Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:

10.

„Hast das Geschäft du
Geschafft mit der Arbeit,
Laß von der Höhe mich
Hören die Kunde!
Oft im Sitzen gestört,
Stocket die Rede,
Leicht im Liegen ersinnt
Lüge sich nur."

11.

Loki sang:

„Hab' das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit.
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fraya
Zur Frau ihm heim."

12.

Sie gingen, zu fragen
Fraya, die herrliche,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutliches Leinen
Lege dir an, Fraya!
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

13.

Zornig ward Fraya,
Sie zitterte heftig,
Der ganze Palast
Der Götter erbebte;
Es sprang und entfiel ihr
Der funkelnde Halsschmuck:
„Wohl möchtest du meinen,
Daß männlich ich sei,
Wenn beide wir reisten
Nach Riesenheim."

14.

Rasch kamen die Götter
Zum Rate zusammen,
Die Göttinnen rasch
Zum Reden bereit.
Die himmlischen Häupter
Verhandelten da,
Wie den Hammer des Thors
Zu holen gelänge.

15.

Da hub Heimdall an,
Der helleuchtende Gott,
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:
„Bräutliches Leinen
Legen dem Thor wir an;
Er habe den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;

16.

Klug laß erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Laß blinken die Brust ihm
Von breiten Juwelen,
Hochgetürmt und gehüllt
Das Haar ihm auch sein!"

17.

Da hub Thor an,
Der hochernste Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche
Leinen mir an."

18.

Da hub Loki an,
Loveyias Sohn:
„Thor, solcher Worte
Woll' dich enthalten!
Rasch werden die Riesen
Vom Reich uns verdrängen,
Holst deinen Hammer
Heim du nicht schnell."

19.

Bräutliches Leinen
Legten dem Thor sie an;
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;
Klug ließ er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkt die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Das Haar war gehüllt ihm
Und hoch getürmt.

20.

Da hub Loki an,
Loveyias Sohn:
„Ich will dich gleichfalls
Begleiten als Maid;
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

21.

Hastig die Hirsche,
Heimgetrieben,
Wurden dem Wagen geschirrt

Wohl zur eiligen Fahrt.
Die Steine zerstoben,
Flamme stieg auf.
So reiste Odins Sohn
Nach Riesenheim.

22.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf! Auf! ihr Riesen,
Bereitet die Bänke,
Nun führt mir Fraya,
Die Frau, herein!"

23.

Heim kamen die Farren,
Die goldgehörnten,
Die schwarzen Rinder,
Dem Riesen zur Lust:
„Habe der Schätze viel,
Habe der Spangen viel,
Fehlte mir Fraya
Zu freien annoch."

24.

Früh fanden die Gäste
Zum Feste sich ein,
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen der Trank.
Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Zusammen, was Süßres
Sonst gab für die Frauen;
Er trank wohl des Metes
Drei Maße allein.

25.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Wann hast du Bräute
Hungriger je gesehn? —
Nie hab' ich Bräute
Hungriger je gesehn;
Nie Mägdlein des Metes
Mehr genießen als sie."

26.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten nichts
Genossen hat Fraya,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

27.

Thrym lüftet' das Leinen
Aus Lust, sie zu küssen;
So weit der Saal war,
Ward zurück er geschreckt.
„Wie sind doch furchtbar
Frayas Augen,
Dünkte mich, Feuer hervor
Funkeln zu sehn!"

28.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten nicht
Genoß sie des Schlafes,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

29.

Da trat in den Saal Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt:
„Ich reiche die roten
Ringe dir dar;
Verlangt' dich in Lust
Nach Frayas Liebe,
Und freudiger Huld?"

30.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Bringt zur Weihe der Braut,
Bringt den Hammer herbei,
Leget den Mjoellner
Der Maid in den Schoß!
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut sei mein!“

31.

Da lachte dem Thor wohl
Im Leibe sein Herz,
Als mitten im Harme
Er den Hammer erkannte.
Da traf er zum ersten
Thrym, den Herrscher,
Und schlachtete dann
Sein ganzes Geschlecht.

32.

Da traf er auch Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt;
Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge,
Für tönende Ringe
Der tötende Hammer. —
So hat seinen Hammer
Odins Sohn sich geholt.

## Idylle.

(Möglichst treue Übersetzung aus der Tonga-Sprache.)

Mariner's Account of the Tonga-islands. Second edition, with additions London 1818. V. II. Grammar. (Ohne Seitenzahl.)

Müßig plaudernd von dem äußern Strande,
Weilten wir und weilten, als daher kam,
Uns aufforbernd, eine Schar von Mädchen:
Kommt, wir wandern nach dem äußern Strande,
Schaun von dort den Untergang der Sonne,
Lauschen dort dem Zwitschern von den Vögeln
Und der Klage von der wilden Taube.
Blumen wollen wir am Fuß der Klippen
Bei Matówto pflücken, und das Mahl dort,
Das von One man uns bringt, genießen,
In dem Meere schwimmen, in den süßen
Wasserbächen uns das Salz abspülen,
Dann mit duft'gem Sandelöl uns salben
Und zu Kränzen unsre Blumen flechten.
Wann vom Scheitelpunkt der Vogelhöhle
Atemlos wir in die Tiefe starren
Und des Meeres Fernen überschauen,
Weht zu uns, den Träumen Hingegebnen,
Von der Ebne her der mächt'ge Landwind
Durch die Wipfel schlanker Kasuarinen;
Und betrachtend, wie die Brandung unten,

An den festen Fuß des Felsens schlagend,
Sich unsinnig müht, ihn durchzubrechen,
Fühlen wir uns das Gemüt erweitert;
Wohler wird uns also, denn beharrend
In des Lebens niederm Kreis befangen.
Spät wird's, laßt zur Stadt zurück uns kehren! —
Horcht! der Sänger Stimme schallt herüber;
Mögen wohl zum Fackeltanz sich üben,
Ihn zu Nacht beim Grabplatz von Tanéa
Aufzuführen. Laßt dahin uns wandern!
O, der Tage müssen wir gedenken,
Eh' der Krieg das arme Land zerrissen!
Wehe! furchtbar ist der Krieg! O, sehet
Das Gesträuch auf unsern Marken wuchernd,
Und die frühen Gräber vieler Helden!
Unsre Fürsten irren ohne Wohnsitz,
Schleichen nicht mehr einsam bei dem Mondlicht,
Das geliebte Mädchen aufzusuchen.
Eitles Sinnen! Lasset ab zu grübeln,
Wütet doch der Krieg auf unsern Inseln!
Die von Fiji haben uns, von Tónga,
Krieg gelehrt; nun heischt's, wie sie zu handeln.
Lasset uns des flücht'gen Tags genießen,
Gilt's vielleicht doch morgen schon zu sterben!
Wollen uns mit Blumenkränzen schmücken
Und mit bunten Zeugen uns umgürten,
Wollen duft'ge Blumen um die Stirne,
Aber weiße um den Hals uns winden,
Unsre Bräune lieblich zu erhöhen!
Hört die Männer, hört, wie sie uns preisen!
Aber schon der Fackeltanz vollendet,
Und bereits umhergereicht das Festmahl.
Morgen kehren wir zur Stadt zurücke.
Nicht begehren unsrer wohl die Männer?
Bitter dringend nicht um unsre Kränze?
So mit Schmeichelreden uns erhebend:
Nicht wohl sind ausnehmend schön zu nennen
Unsre Mädchen von dem äußern Strande?!
Nicht wohl reizend ihre Sonnenbräune?!
Duftverbreitend, wie die blumenreichen
Schluchten Máta-lócos und Vi-búas!
Uns verlangt es nach dem äußern Strande;
Laßt am nächsten Morgen uns dahin gehn!

V. 1. 4. 59. 63. Der äußere Strand. Licoo, der Rücken der Insel, die windwärts gelegene, den Schiffen unzugängliche Küste, im Gegensatz zu der Küste unter dem Winde, wo die Landungsplätze und die Wohnungen der Menschen sind. Auf den niedern, sogenannten Koralleninseln und Inselgruppen: der Strand am äußern Meer, Illüch, der Karoliner, Iligieth der Radacker, im Gegensatz zu dem Strande am Binnenwasser, Iar der Radacker.

V. 3. 59. Mädchen. Fafine. Frauen im weitern Sinne, und hier solche, die dem Manne noch nicht untertan sind.

V. 13. Sandelöl. Fango nanomoo. Das wohlriechende Öl von Tónga wird aus dem Sandelholz gewonnen.

V. 27. 54. Die Stadt. Mooa. Unbedenklich die Hauptstadt, die Stadt, urbs, τὸ ἄστυ, obgleich ohne Mauern und aus Strohhäusern bestehend.

V. 37. Fürsten. Egi, ho-egi. Edle, Fürsten, und zwar durch göttliches Recht und ohne Anfechtung. Wo der Adel, wie bei uns, erworben und verwirkt werden kann, ist er kein Adel mehr.

V. 42. Wie im Verkehr mit den kriegerischen Bewohnern der Fiji-Inseln die Insulaner von Tónga sich deren Sitten angeeignet, siehe bei Mariner.

V. 44. Carpe diem. Hor. Und die also dichten und singen, werden meist von unsern Schriftgelehrten, ja, von unsern Reisenden „Wilde“ genannt! Ein Sprachgebrauch, dem ich mich nicht fügen kann.

# Lieder von Radack.

## Wonguſagelig.

Wonguſagelig
Gehet unter Segel,
Gehet unter Segel.
Außen am Strande das Volk.
„Setzt das Segel um.
Scheitern wir nicht an dem Riff!
Land aus der Ansicht verloren!
Ebbe! Ebbe!
Wonguſagelig! Wonguſagelig!“

Und es erſchallet der Machtruf:
„Die Schiffe zuſammengehalten!
Es ſchlägt die Welle wohl ein!
Am Schiff vorn ſteure! ſteure! ſteure!
Steure! ſteure! ſteure!
Reißet hinein uns die Flut.“

## Von Weibern geſungen.

Untertauchen in die See ſechsmal,
Auftauchen aus der See ſechsmal
(wird ſechsmal wiederholt)
Siebenmal!

# Aus Béranger.

## Vorrede zu Bérangers Liedern.

La chanson, das französische Volkslied, vertritt schon früh in der Geschichte des französischen Volkes die Stelle, die später die Presse, vorzüglich die periodische, in der Welt unserer Gesittung eingenommen hat. Die chanson ist, wenngleich keine selbständige Macht, doch das Organ einer Macht, das Organ der Meinung bald des Volkes, bald der Parteien im Volke. Das Volk macht sich seine Lieder und Liederdichter, wie die öffentliche Meinung ihre Journale und Journalisten erzeugt, und das Lied oder das Blatt, die keinen Anklang finden, sind wie nicht vorhanden. Läßt sich auch nicht wegleugnen, daß zwischen der Meinung und ihren Organen eine gewisse sich steigernde Wechselwirkung stattfindet, so ist es doch nicht minder wahr, daß den Wortführern der Massen keine andere Macht, als die der Massen selbst, zu Gebote steht, und daß sie dieselben nur in der bezeichneten Richtung fortzuführen vermögen. La chanson, die volkstümliche, nicht zu unterdrückende Freiheit der Franzosen, vertritt bei ihnen die Stelle anderer Freiheiten (Rede-, Preßfreiheit, Petitionsrecht usw.), die, wie das Beispiel Englands uns lehrt, in bedrohlichen Zeiten das Sicherheitsventil des Dampfkessels sind. Der Franzos versingt seinen Kummer, seine Not, seinen Groll, seinen Haß, und die chanson sagt selbst: tout finit par des chansons.

Béranger, der volkstümliche Dichter Frankreichs, sein chansonnier, seine Liederstimme, gehört der abgelaufenen Epoche der Restauration an; er beginnt unter dem Kaiserreich und ragt nur mit wenigen Liedern in die Zeit, die mit dem Sturze der alten Dynastie anhebt, herüber. Unter dem Eroberer leiht er der Sehnsucht nach Frieden seine Stimme. Der Restauration tritt er nicht unmittelbar feindlich entgegen; erst als sie von der Ordnung, die sie eingeführt hat, ablenkt und die unselige, rückgängige Bahn einschlägt, die sie unaufhaltsam den verhängnisvollen drei Tagen zuführt, kehrt er sich entschieden gegen dieselbe und vertritt ihr unablässig hemmend den Weg des Verderbens. Er kann als ein Konservativer bezeichnet werden in dem Sinne, daß er den gesetzlich eingenommenen Boden verteidigt, und der Angriff auch als Notwehr erscheint, wo er für dasjenige kämpft, was aus der Zeit der Republik und des Kaiserreiches in das Leben und in die Sitten des Volkes übergegangen ist. Nun besingt er den Glanz, den der Gewaltige, vor dem er nie das Knie gebeugt, über das

stolz durch ihn gewordene Frankreich verbreitet hat; er tröstet und ermutiget das Unglück, rächt den Gekränkten und überschüttet mit Spott die Anmaßung derer, die zu ernten eilen, wo sie nicht gesät. Er verfolgt mit unbarmherzigem Hohn die Abtrünnigen des Kaisertums, den wiederauftauchenden Spuk des vermorschten Lehnwesens, die Höflinge, die Jesuiten, den hab- und herrschsüchtigen Klerus. Ebenso unabhängig als unbestechlich, beharrt er als Freiwilliger unter den Vorkämpfern des Widerstandes; die unratsame Verfolgung, die er erduldet, ermüdet und erbittert ihn nicht; sie steigert zugleich die Volksgunst, die ihn trägt, und seine Laune und Singlust, und von dem Gefängnis aus, zu dem er wiederholt verurteilt wird, schwirren unausgesetzt seine Liederpfeile zahlreicher und sicherer nach ihrem Ziele.

Nach der Julirevolution, zu welcher er sich rühmt, mitgewirkt zu haben, wendet er sich von der Beute ab, weiset jedes Anerbieten seiner an das Staatsruder gelangten Freunde zurück, nimmt von ihnen Abschied, legt sein Saitenspiel und den Bogen Apolls nieder und tritt, dürftig, wie zuvor, von dem Schauplatz ab. Seine Rolle ist ausgespielt.

Wie man einerseits in Béranger den außerordentlichen Dichter bewundern muß, dem alle Töne zu Gebote stehen, der bald die Sprache des alten Soldaten oder die der unteren Volksklassen redet, und bald dem Liede, zum Erstaunen, eine Erhabenheit und Fülle der Poesie verleiht, die man vergeblich bei den französischen Klassikern sucht, so kann man anderseits nicht umhin, der Lauterkeit seiner Gesinnung und der Reinheit seines Charakters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er ist ein Mann, dem man wohl als Gegner feindlich entgegentreten, dem man aber nicht seine ganze Achtung versagen kann.

Aber Gesinnung und Charakter sind eben die Wurzeln seiner Poesie, ohne dieselben würde er nur ein Mann von Talent sein, wie es deren andere gibt, nicht der Dichter, der alle überragt. „Mes chansons, c'est moi. — Le peuple c'est ma muse." Meine Lieder sind ich selbst, das Volk ist meine Muse; diesem schlichten Zeugnis, welches er von sich selber ablegt, ist nichts hinzuzufügen.

Béranger, in gutem Kriege mit der Geistlichkeit begriffen, an welcher er des Weltlichen so viel zu strafen hat und spöttisch den menschlichen Aufputz der Religion (la livrée du catholicisme) abzureißen bemüht, ist darum nicht der Gottlosigkeit zu zeihen. Er zeichnet sich vielmehr durch religiöse Überzeugung vor den gleichzeitigen französischen Literatoren aus, und die christlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, liegen

offenbar der Philanthropie, die er eindringlich einprägt, zum Grunde[1]).

Der Gegensatz, in welchem die verschiedene Volkstümlichkeit der Franzosen und der Deutschen sich in Hinsicht auf Sitten in ihrer Volkspoesie und in ihrer Literatur abspiegelt, müßte zuvörderst wohl erwogen werden, bevor Béranger unter diesem Gesichtspunkt beurteilt werden könnte. Das französische Volkslied ist wesentlich frivol. Les rondes (Reigen, das allein echt französische Volkslied, nach welchem getanzt wird) sind ohne Ausnahme derart, daß sich der Fremde höchlich verwundert, sie auch in gesitteten Kreisen ohne Arg im Schwange zu finden. In der höhern Literatur besingt der Franzos les faveurs de Glycère und sa belle maîtresse, wo der ehrbare Deutsche in der Regel seine Liebe, seine Braut, seine Frau und seine Kinder meint; das alles kann der Franzos auch haben, aber es fällt ihm nicht ein, daß man es besingen könne. In diesem Betracht unterscheidet sich Béranger nicht von andern Franzosen; er besingt hergebrachterweise die Lust. Von etlichen unsittlicheren Liedern, die, sei es zu seiner Ehre gesagt, zu seinen schwächsten Erzeugnissen gehören, sagt er selber, sie hätten guten Vorschub seinen politischen Gesängen geleistet, die ohne ihr Geleit minder leicht so weithin, so tief hinab und so hoch hinauf gedrungen wären. Er kennt sein Volk.

Wir haben in dieser Hinsicht unsern Autor oft mehr verdeutscht als übersetzt. Er selbst kommt in manchen seiner Dichtungen und Sittengemälde dem deutschen Geiste näher als irgendeiner seiner Landsleute, die er alle an poetischer Tiefe übertrifft[2]).

Der chansonnier Béranger hat seine Zeit ausgefüllt; seine chansons werden diese Zeit, nachdem sie abgelaufen ist, überdauern, teils als Monumente derselben, teils wegen ihres eigenen poetischen Wertes. Wir übergeben gegenwärtigen Auszug, in welchem wir vermittelnd eine merkwürdige Erscheinung der deutschen gelehrten Welt näherzurücken versucht haben, dem Geschichtsforscher, welcher ihm einen Platz in seiner Bibliothek neben den Denkschriften, die die Restauration betreffen, anweisen mag, und dem Freunde der Poesie, der unter der gesamten europäischen Literatur nach ihren verschiedenartigen Blüten forscht. Manche Lieder durften aus dieser Sammlung nicht ausgeschlossen

---

[1]) Siehe unter andern Liedern: Alt-Mütterchen.

[2]) Siehe: Der ewige Jude, die rote Hanne, der Winter, die Schwalben usw.

werden, die außerhalb derſelben zu erſcheinen ſich nicht eignen würden. Manche, im ſchnellen Laufe der Zeit veraltet, hätten bereits zu ihrem beſſern Verſtändnis hiſtoriſcher Erläuterungen bedurft, die wir jedoch zu geben uns nicht berufen gefühlt haben. Daß wir nicht Sinn und Inhalt vertreten wollen, bedarf nicht bevorwortet zu werden. Unſere Zeitungen leihen arglos ihren Widerhall Deklamationen der engliſchen und franzöſiſchen Rednerbühnen, die oft grell genug ihrem eigenen Sinne widerſprechen. Wer z. B. möchte ſich beleidigt fühlen, daß zu jener Zeit der Franzos, ſelbſt mit Unrecht, wider die Fremden eifert, die ſein Vaterland überzogen und ihn in ſeiner Hauptſtadt gedemütigt haben. A. v. Ch.

---

## Vorwort zu den neuen Liedern.

Geht, Kinderchen; ich hielt euch lang' verborgen,
Die Zeit iſt günſtig, geht in alle Welt.
Bin aber doch um euch nicht ohne Sorgen,
'ſ gibt einen Groll, der lange Farbe hält;
Sie ſagen, angebrochen ſei der Morgen,
Wo alle Feindſchaft werde abgeſtellt;
Geht, Kinderchen, — doch leiſe, fein beſcheiden!
Mein Arzt verordnet mir, den Lärm zu meiden.

Um eurer Brüder willen, welche Wirren!
Da raubte Themis mir mein höchſtes Gut;
Wie könnte ſich geſunder Schlaf verirren
Zu dem, der hinter Eiſengittern ruht?
Ich höre Riegel noch und Ketten klirren,
Das kühlet einem ſchon den Übermut.
Geht, Kinderchen, — doch leiſe, fein beſcheiden!
Mein Arzt verordnet mir, den Lärm zu meiden.

Geht, Kinderchen, und ſchilt euch wer: ſchlafmützig,
Geſteht's in meinem Namen rund heraus!
„Den Vater machte die Erfahrung witzig,
Er hielt die luſtigſten von uns zu Haus;
Da gibt's euch Jungen, weſpenhaft, nichtsnützig,
Dem Teufel rauften die den Schnurbart aus.“
Geht, Kinderchen, — doch leiſe, fein beſcheiden!
Mein Arzt verordnet mir, den Lärm zu meiden.

Ihr müßt an einem Schwarm vorbei, nicht Bienen,
Hornissen sind es, traget heil'ge Scheu;
Still, still! kein Laut! verziehet keine Mienen!
Die haben Stacheln! Stacheln, meiner Treu'.
Sie wußten manchem Lamm damit zu dienen,
Nach Beute gieren möchten sie aufs neu.
Geht, Kinderchen, — doch leise, fein bescheiden!
Mein Arzt verordnet mir, den Lärm zu meiden.

Geht, Däumlingsvolk, und nehmt euch vor den Zähnen
Des ungeschlachten Ogers wohl in acht,
Doch schläft er endlich ein nach langem Gähnen,
Zieht ihm die Stiefeln aus, nicht lang' bedacht;
Ein solcher Beistand ist nicht abzulehnen,
Wär' auch die Fehde zehnmal abgemacht.
Geht, Kinderchen, — doch leise, fein bescheiden!
Mein Arzt verordnet mir, den Lärm zu meiden.

---

## Der ewige Jude.

O reiche, Christ, dem müden Wandrer
Vor deiner Tür den Wasserkrug;
Ich bin — ich bin der ew'ge Jude,
Entführt vom Wirbelwind im Flug.
Mich schlägt die Zeit mit ihrem Flügel,
Doch altern? — weiß nicht, was es sei;
Ich träume von dem jüngsten Tage,
Ich ruf ihn ungehört herbei.
Noch drehet immer, immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch gehet immer, immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf.

Ich seh seit achtzehnhundert Jahren
Die Reiche, Völker untergehn,
Ich fühle über Schutt und Trümmer
Den grausen Wirbelwind mich wehn.
Ich seh im Keim das Gute sterben,
Das Böse wachsen mehr und mehr,
Die alten Welten zu verdunkeln,
Zwei neue steigen aus dem Meer.
Noch drehet immer, immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch gehet immer, immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf.

O daß zu lieben, was dem Tode
Verfallen, ich gestrafet bin!
Will wer mich lieben, wer mich segnen, —
Schon rafft der Wirbelwind mich hin.
Wenn eilend meine Hand dem Armen
Den mir gegönnten Pfennig reicht,
Ihm bleibt die Zeit nicht, sie zu fassen,
Ach! menschlich drückt' er sie vielleicht.
Noch drehet immer, immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch gehet immer, immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf.

Will ich allein im Walde weinen
Und halten eine kurze Rast,
Da braust es drohend her, ich werde
Vom grimmen Wirbelwind erfaßt.
Was karget doch der Zorn des Rächers
Mit solcher nicht'gen Spanne Zeit!
Von meiner Wandrung auszuraſten,
Bedarf es einer Ewigkeit.
Noch drehet immer, immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch gehet immer, immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf.

Wenn mich an meine Kinder mahnet
Auf meinem Weg ein schlummernd Kind,
Ich kaum daran mein Auge weide,
Gleich stürmt heran der Wirbelwind.
Ihr Greise wolltet ewig leben,
Euch dünkt mein Flug beneidenswert, —
Mein Fuß wird deren Asche fegen,
Die liebzuhegen ich begehrt.
Noch drehet immer, immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch gehet immer, immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf.

Wird auf geliebter Trümmerstätte
Mein alt Gedächtnis quälend reg',
Vergebens stemm' ich mich, es dröhnet
Des Wirbelwindes Ruf: hinweg! —

Hinweg! Du sollst auf Erden wallen
Und aufrecht stehn, wo alles fällt;
Es ist bei deiner Väter Särgen
Kein leerer Platz für dich bestellt.
Noch drehet immer, immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch gehet immer, immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf.

Gefrevelt hab' ich und verspottet
In Todesnot den Menschensohn . . . . .
Lebt wohl! Die Erde wankt und schwindet,
Es hat der Wirbelwind mich schon.
Laßt meine Marter euch entsetzen,
Ihr tauben harten Herzen, ihr,
Nicht seine Gottheit rächt der Rächer,
Die Menschheit rächet er an mir.
Noch drehet immer, immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch gehet immer, immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf.

---

## Die alte Bettlerin.

(Versmaß des Originals.)

Es schneiet; vor der Tür des Münsters kniet
Die Bettlerin dort alt und blind,
Und durch die Lumpen, die sie hüllen, ziehet
Der unerbittlich kalte Wind.
Sie tappt allein hieher, wo ihr sie findet
Bei Sommer- und bei Winterzeit;
Wie elend ist die Frau, seit sie erblindet!
O, übt an ihr Barmherzigkeit!

Ihr könnt nicht in dem welken Antlitz lesen,
In diesen Runzeln, wer sie war;
Der Oper Zauberin ist sie gewesen,
Die Göttin einer Buhlerschar.
Im Taumel hat die Jugend sie umgeben,
Sich ihr zu Schmerz und Lust geweiht;
Sie war ein früher Traum in vieler Leben, —
O, übt an ihr Barmherzigkeit!

Wie laut erhob die wankelmüt'ge Menge
Bei ihrem Nahen Vivatruf!
Um ihren Wagen wogend welch Gedränge,
Kaum weichend vor der Rosse Huf!
Wie eiferten für sie die Zeitgenossen!
Ihr Lächeln, welche Seligkeit!
Sie hat des Lebens vollen Kelch genossen,
O, übt an ihr Barmherzigkeit!

Gehuldigt haben ihr die Musen alle
Und ihre Kränze dargebracht;
Bildsäulen, Bronzen, Marmor und Kristalle,
In ihrer Wohnung, welche Pracht!
Zum Festmahl ihres Glückes sah man wallen
Die Parasiten ihrer Zeit, —
Die Schwalbe baut sich an in Königshallen, —
O, übt an ihr Barmherzigkeit!

Da hat die böse Krankheit sie befallen, —
Blind, ohne Stimme, welche Not!
Die weltverlaßne Bettlerin muß wallen
Allein nach ihrem harten Brot.
Die Hand, die zögernd sie euch streckt, dem Armen
War sie zu spenden stets bereit;
Es trug ihr fühlend Herz ein sanft Erbarmen,
O, übt an ihr Barmherzigkeit!

Die Kälte steigt, der Wind durchstreift die Stätte,
Sie zittert, sie erstarret ganz;
Kaum hält sie, den sie sonst belächelt hätte,
Unsicher noch, den Rosenkranz.
Hält aufrecht, solchem herben Leid zum Raube,
Ihr liebend Herz die Frömmigkeit,
Auf daß nicht wanke ihr betrogner Glaube,
O, übt an ihr Barmherzigkeit!

## Hans.

Hans! steh auf! ich muß dich wecken;
Straßab kommen Arm in Arm
Der Sergeant und der Gendarm,
Um die Pfändung zu vollstrecken.
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Hans! Die Sonn' ist aufgegangen,
Hans! solange schläfst du nie.
Bei dem Thomas haben sie
Schon vor Tageslicht angefangen.
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Und kein Heller! Horch, im Garten,
Wie des Nachbars Köter bellt;
Bitt' um Frist — unsel'ges Geld!
Wollte doch der König warten!
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Wir, sechs Kinder und dein Vater,
Hilft mein Spinnrad auch zum Teil,
Leben doch von deinem Beil.
Hans! wach' auf! — o Gott, da naht er!
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Diese Hütte, wo wir darben,
Und das Viertel Ackerfeld,
Von dem Hunger wird's bestellt,
Wucher speichert ein die Garben.
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Alles, alles ist so teuer!
Wer ein Schwein hat, hilft sich schon;
Schwer die Arbeit, karg der Lohn,
Und sie fordern noch die Steuer!
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Möcht' ein wenig Wein dich letzen;
Hochbesteuert hast du ganz
Ihn entbehrt; — mein Brautring, Hans!
Den will ich daran noch setzen.
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Siehſt vielleicht im Traum dich reicher,
Als der Gutsherr, — der, ja der!
Was ſind ihm die Steuern mehr?
Eine Maus auf ſeinem Speicher.
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Gott, da iſt er! — ich verzage. —
Bleich und ſtarr, und wirſt nicht wach!
Fühlteſt geſtern dich ſo ſchwach,
Der ſonſt duldeſt ohne Klage.
Steh doch auf, mein armer Mann!
Der Sergeant! er rückt heran.

Laßt ihn ruhn, er iſt verſchieden.
Wer gelebt in ſolcher Not,
Dem iſt ſanfter Schlaf der Tod.
Gott gewähr' euch ſeinen Frieden.
Nicht erwacht der arme Mann,
Rückt gleich der Sergeant heran.

## Die Sklaven.

(Mai 1824.)

Durchbrochen hatten ſie des Zwanges Schranken;
Der ſonſt die Peitſche ſchwang, war fern,
Sie drangen in den Keller ein und tranken
Die beſten Weine ihres Herrn.
Hervor trat taumelnd einer von den Sklaven
Und hub grell jauchzend an zu ſchrein:
„Der Sklav' iſt Herr, ſolang' die Herren ſchlafen:
Drum trinkt, betrinkt euch, hier iſt Wein!

Helft dieſes alte Faß hier anzubohren,
Das gleichen Rechts der Herr erwarb;
Er ſtahl es denen, die die Flucht erkoren,
Am Tag, wo aller Freiheit ſtarb;
Auf unſern Ketten ſteht vom Roſt geſchrieben
Sein Alter, — Roſt, — das frißt ſich ein.
Laßt deren Gut uns teilen, die vertrieben,
Und trinkt, betrinkt euch, hier iſt Wein!

Wo ſind die Gräber unſrer Freiheitshelden?
Wo iſt, der jetzt nach ihnen fragt?
Und wird der Stein noch ihre Namen melden? —
Die Zeit hat längſt ſchon ihn zernagt.

Wir sind die Narren nicht, uns zu bewerben
Um solchen Ruhm und Leichenstein;
Hohn dem, der Lust hat, für sein Land zu sterben!
Ihr, trinkt, betrinkt euch, hier ist Wein!

Die Freiheit, werden euch noch Toren sagen,
Sie glimmt, sie flackert auf, seht zu!
Schon bricht der Morgen an, der Tag wird tagen,
Wacht auf, wacht auf aus schnöder Ruh'!
Du, Freiheit, zagst vor Ruhm, stehst Goldesbarren
Zu Kauf und willst uns Göttin sein?!
Such' anderswo die Märtyrer und Narren!
Ihr, trinkt, betrinkt euch, hier ist Wein!

Nein, keiner Hoffnung Flimmerschein hienieden!
Verschmerzt, verschmerzt auf immerdar!
Die Tyrannei weiß Ketten gut zu schmieden,
Als Amboß dient ihr der Altar.
Könnt ihr's, allmächt'ge Götter, auch ertragen,
Was sollten wir denn besser sein? —
Der Priester spannt euch vor des Zwingherrn Wagen —
Ihr, trinkt, betrinkt euch, hier ist Wein!

Der Weisen spotte du, die Götter höhne,
Dem Zwingherrn schmeichl' ins Angesicht;
Gib immerhin als Geisel deine Söhne,
Die Schande nährt, sie tötet nicht.
Die Lustigkeit vor allem laßt uns retten,
Sie rächt am Zwingherrn uns allein,
Drum schleift im Kot nur lustig eure Ketten
Und trinkt, betrinkt euch, hier ist Wein!"

Dem Herrn zu Ohren ist der Lärm gedrungen,
Er ruft der Diener einem zu:
„Hin mit der Peitsche! wenn sie nur geschwungen,
Begibt sich schon das Volk zur Ruh'"
Der dringt auf jene, welche schnell sich bücken,
Mit hochgeschwungner Geißel ein
Und ruft und geißelt die gekrümmten Rücken:
„Da trinkt, betrinkt euch, da ist Wein!"

## Nebukadnezar.

Die Muse winkt, die Lyra klingt;
Der König, den mein Lied besingt,
War nicht, wie andre Kön'ge sind,
Der Menschgeschaffne ward zum Rind,
Andächtig sah's der Hof mit an,
Sogleich der Barden Chor begann:
„Rauscht, goldne Harfen, immerdar!
Heil, Heil dem Nebukadnezar!"

Der König brüllt, der Hof entzückt
Ruft aus: „Wie hast du uns beglückt!
Ochs oder Mensch, o trete du
Das vielgeduld'ge Volk nur zu!
Ja, in Aegypten sollt' es sein!
Altäre müßte man dir weihn!
Rauscht, goldne Harfen, immerdar!
Heil, Heil dem Nebukadnezar!"

In seinem Stall der König frißt,
Und kein Vasall sein Lob vergißt,
Und in der Zeitung immer steht,
Wie, was geruht die Majestät,
Und alles ruft, und alles schreit:
„Kein größrer König weit und breit!
Rauscht, goldne Harfen, immerdar!
Heil, Heil dem Nebukadnezar!"

Er schlürft der Magier Weihrauch ein, —
Der etwas teuer mochte sein,
Denn Priester waren immer klug, —
Sie spannen ihn in ihren Pflug,
Es zieht das Volk, der König mit,
Die Magier machen ihren Schnitt.
Rauscht, goldne Harfen, immerdar!
Heil, Heil dem Nebukadnezar!

So hatt' es doch das Volk nicht gern,
Es nahm sich einen andern Herrn:
Den Magiern macht's das Haar nicht grau,
Der Alte war hübsch fett und glau:
O Mastochs, den uns Gott beschert,
Du wirst zur Fastenzeit verzehrt.
Rauscht, goldne Harfen, immerdar!
Heil, Heil dem Nebukadnezar!

## Die Reliquien.

(Versmaß des Originals.)

Ein Nekromant stand am Altar;
Er sah mich die Gebeine küssen
Des Heil'gen, dessen Fest es war,
Und sprach: „Der wird uns beichten müssen."
Kaum hatt' er auch mit leisem Ton
Die Zauberformel ausgesprochen,
Der Heil'ge sitzt und ruft uns schon
Mit gotteslästerlichem Hohn:
„Ihr Frommen, küßt nur meine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur meine Knochen!"

Und wiehernd lacht nun das Skelett
Und schreit uns gellend in die Ohren:
„Schon tausend Jahr' auf glühndem Bett
Muß ich für meine Sünden schmoren;
Doch hat ein wanstig Priesterlein
Den Heiligen in mir gerochen!
Ich bring' ihm aber tüchtig ein,
Er kann mit mir zufrieden sein. —
Ihr Frommen, küßt nur meine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur meine Knochen!

Ich war ein Bettler, Gauner, Dieb,
Sprach falsches Zeugnis auf Begehren;
Darauf als Straßenräuber trieb
Ich's ritterlich und kam zu Ehren.
Ich hab' auf eigner Burg gewohnt,
Bin oft in Kirchen eingebrochen,
Hab' guter Heil'gen nicht geschont;
Ihr seht, wie mir der Himmel lohnt. —
Ihr Frommen, küßt nur meine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur meine Knochen!

Küßt auch den Schädel dort, doch hat's
Bis morgen Zeit, an ihrem Feste;
Von einer Jüdin, meinem Schatz,
Sind diese heil'gen Überreste.
Sie hat die Hölle gut bedacht,
Auf sie mag Luzifer wohl pochen;
Zu straucheln hat ihr Reiz gebracht
Von Mönchen eine ganze Tracht. —
Ihr Frommen, küßt nur ihre Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur ihre Knochen!

Dort wird ein Heil'ger andrer Art,
Ein Schädel, wie von keinem Denker,
In goldnem Schrein wohl aufbewahrt;
Erst dummer Dieb, dann witz'ger Henker.
Sein Werk trieb er zur höchsten Luft
Des Hofs bei festlichen Epochen;
Wir haben beide dran gemußt,
Zu welcher Ehr', ist euch bewußt. —
Ihr Frommen, küßt nur seine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur seine Knochen!

Doch wenn die Pfaffen ausgestellt
Zur frommen Schau den morschen Plunder,
So regnet's in den Kasten Geld,
Das ist das Wunder aller Wunder! —
Des Teufels Horn! bei meiner Six! —
Adieu! wir werden unterbrochen."
Sich niederlegend, stiehlt er fix
Noch vom Altar das Kruzifix. —
Ihr Frommen, küßt nur seine Knochen!
Ja küßt, ja küßt nur seine Knochen!

---

### Maria Stuarts Abschied von Frankreich.

Lebwohl, mein reizend schönes Frankreich,
Dem ganz sich meine Liebe bot;
Du Wiege meiner frohen Kindheit,
Lebwohl, dich meiden ist der Tod!

Du bist zur Heimat mir geworden,
Verwiesen dünk' ich mich zu sein;
Vernimm du meine letzten Grüße,
O Frankreich, und gedenke mein!
Der Wind erhebt sich, schwellt die Segel,
Ich weine laut, doch ungehört,
Kein Gott, der, mich zurückzuschlagen
An deinen Strand, die Flut empört.

Lebwohl, mein reizend schönes Frankreich,
Dem ganz sich meine Liebe bot;
Du Wiege meiner frohen Kindheit,
Lebwohl, dich meiden ist der Tod!

Als ich dem Volke meiner Liebe
Im Glanz der Lilien mich gezeigt,
Es hat sich nicht vor meinem Throne,
Es hat vor mir sich nur gebeugt.
Was soll mir unter seinen Nebeln
Die Krone, die mir Schottland gibt?
Ich habe nicht die Königsbinde,
Nur Frankreichs Huldigung geliebt!

Lebwohl, mein reizend schönes Frankreich,
Dem ganz sich meine Liebe bot;
Du Wiege meiner frohen Kindheit,
Lebwohl, dich meiden ist der Tod!

Mein Frankreich hat an meinem Morgen
Mit Ruhm, mit Liebe mich berauscht,
Weh mir! nun wird sein sonn'ger Himmel
Mit einer düstern Gruft vertauscht!
Von drohend schauerlichen Träumen
Wird meiner Nächte Ruh' verstört,
Ich habe Beile schleifen sehen,
Blutlechzendes Geschrei gehört.

Lebwohl, mein reizend schönes Frankreich,
Dem ganz sich meine Liebe bot;
Du Wiege meiner frohen Kindheit,
Lebwohl, dich meiden ist der Tod!

Die Stuart wird, wie heut' in Tränen,
Dereinst vom sturmgepeitschten Strand
Nach dir hinüber sehnend schauen,
Du meiner Jugend Blütenland.
Doch rastlos furcht der Kiel die Wogen,
Bis fremd der Himmel mich empfängt,
Dich hat die Nacht mit feuchtem Schleier
Vor meinen Blicken schon verhängt.

Lebwohl, mein reizend schönes Frankreich,
Dem ganz sich meine Liebe bot;
Du Wiege meiner frohen Kindheit,
Lebwohl, dich meiden ist der Tod!

## Plötzlicher Tod.

(Versmaß des Originals.)

Ich komm', ich eil' herbei, ihr Lieben,
Vergebung hofft' ich nimmermehr,
Wenn ich vom Feste weggeblieben
Und etwa nicht gestorben wär'.
Verlockten auch mich Amors Weisen,
Der allerorten mich bedroht,
Ich komme doch, mit euch zu speisen,
Nein, Freunde, nein! ich bin nicht tot.

Doch fröhlich bei dem Saft der Reben
Starb mancher hin, eh' er's gedacht;
Mein Gott! bin ich denn noch am Leben?
Laßt sehn, die Probe gleich gemacht!
Ich lache, trinke sonder Rasten
Und esse gut! — Noch keine Not!
Wär' ich ein Toter, müßt' ich fasten.
Nein, Freunde, nein! ich bin nicht tot.

Doch sinkt, mit Immergrün bekränzet,
Mein müdes Haupt auf Tafelsrand, —
Ein Lied, ein volles Glas kredenzet,
Ein Druck von eurer lieben Hand, —
Färbt mich der Gott, den ich in Liedern
Verkündet, nicht mit frischem Rot,
Kann ich den Handdruck nicht erwidern, —
Ja, Freunde, dann! dann bin ich tot.

Nach Wilhelm Neumann.

---

## Lisettens Tugend.

(Versmaß des Originals.)

Ihr gnäd'gen hochgebornen Damen,
Weswegen denn in aller Welt
Bespöttelt ihr Lisettens Tugend?
Genug, ihr schwarzes Aug' gefällt;
Und wer auf Schönheit sich versteht,
Stimmt willig in ihr Lob mit ein;
Sie schweigt ja still von euren Reizen,
Laßt ihre Tugend Tugend sein.

Ihr wird es, daß in ihren Netzen
Sich Reiche fangen, nicht verziehn,
Man sah auf Festen der Hebräer
Euch vor dem goldnen Kalbe knien;
Besoldet, brachten eure Reize
Zu Kaiserszeit auch etwas ein;
Die Polizei verfolgt Lisetten,
Laßt ihre Tugend Tugend sein.

Ein Hofmann, einer von den Frommen,
Verfolget unverwandt sein Ziel;
Er hat gerechnet auf Lisetten,
Gern brächt' er sie bei Hof ins Spiel;
Verdienste finden Anerkennung,
Und hohe Würden harren sein;
Sie kann ja Favorite werden,
Laßt ihre Tugend Tugend sein.

Gesteht's nur ein, gestrenge Prüden,
Wird solche Ehre ihr zuteil,
So zählt ihr euch zu ihren Sippen
Und suchet bei ihr euer Heil.
Doch, hüllte selbst der stolze Klerus
Ihr Glück in einen Heil'genschein,
Beichtete sie den Jesuiten,
Laßt ihre Tugend Tugend sein.

Hoch geht auf Etikettenstelzen,
Was ohne dies sehr niedrig war;
Von Tugend schwatzt ihr und von Tugend,
Das klingt doch manchem sonderbar;
Es gleicht das Wort den großen Namen,
Die vor euch her Lakaien schrein;
Gott wahre Lieschen vor dem Hofe!
Laßt ihre Tugend Tugend sein.

---

## Die fünf Stockwerke.

Beim Portier im Erdgeschoß
Ward ich, armes Kind, geboren,
Früh von der Lakaien Troß
Zur Herzliebsten auserkoren;

Meine Tugend zu belohnen,
Kam ein junger Herr, die Kronen
Braucht' er eben nicht zu schonen,
Und ich zog ins erste Stock.

Große Spiegel, goldne Wände,
Jeder Tag ein Feiertag,
Ros'ge Wangen, zarte Hände,
Wie man sich's nur wünschen mag.
Unbesonnen war sein Lieben,
Lange hat er's nicht getrieben;
Mir war Schönheit noch geblieben,
Und ich zog ins zweite Stock.

Und ein Herzog wird der Meine,
Dessen Neffe mir gefällt;
Jeder zollet mir das Seine,
Dieser Liebe, jener Geld.
Zieht der Adel ab, was tut es?
Kommt ein Tänzer frohen Mutes,
Und mein Spiegel spricht noch Gutes,
Und ich zieh ins dritte Stock.

Folgt ein Lord, ein dicker, alter,
Will von mir gerupfet sein;
Dann ein reicher Bankverwalter,
Ein Prälat noch hinterdrein. —
Ach, ein Spieler kommt gezogen,
Der die Eh' mir vorgelogen;
Grau von Haaren, ausgesogen,
Zieh ich in das vierte Stock.

Und es werden hübsche Nichten
Recht beizeiten angeschafft,
Da erbauen wir mit nichten
Unsre fromme Nachbarschaft.
Nur die Wirtschaft darf ich führen;
Alt und häßlich, muß ich spüren,
Daß die Freunde sich verlieren,
Und ich zieh ins fünfte Stock.

Siech, verarmt, nichts zu verzehren,
Und der Winter ist so kalt!
Habe nur das Haus zu kehren,
Wo mein Freudenlied verhallt.

Von dem, was ich hier gewesen,
Gute Leute, seht, mein Besen
Kann davon noch Spuren lesen
Täglich und in jedem Stock.

---

## Die Neger und die Marionetten.

Neger härmten sich und starben
Auf dem Schiffe dutzendweise,
Starben, starben und verdarben
Dem Patron die ganze Reise:
„Blitz! Die Ware muß man retten!
Ei, vergeßt doch eurer Ketten,
Seht auf meine Marionetten,
Gute Sklaven, seid vergnügt!"

Also läßt er auf der Stelle
Den Theaterkasten bauen,
Quäkend zeigt sich Pulcinelle,
Frau und Nachbar sind zu schauen;
Negern sind das fremde Sachen,
Sie verwundern sich, sie machen
Große Augen, ja, sie lachen!
Gute Sklaven, seid vergnügt!

Pulcinell, ein arger Zänker;
Mord und Totschlag! — kommt der Richter, —
Kommt der Galgen, — kommt der Henker, —
Gar befremdliche Gesichter!
Jener Ketten sind indessen,
Harm und Leiden schon vergessen,
Seht, sie lachen wie besessen,
Gute Sklaven, seid vergnügt!

Und der Teufel holt am Ende
Pulcinell, er unterlieget.
Jene klatschen in die Hände:
Schwarz! Triumph! Er! wir! er sieget!
Lassen von dem Stück sich irren,
Jubeln, schreien, jauchzen, schwirren, —
Helden, deren Ketten klirren,
Gute Sklaven, seid vergnügt!

---

## Die Irrlichter.

O Sommernacht, o Himmelsbläue,
O Wiesengrün, o stilles Tal!
Für das, was mir das Leben stahl,
Entschädiget ihr mich aufs neue.
Enttäuscht und müde such' ich hier
Die Spuren alle meiner Kindheit;
Ihr auch, Irrlichter, sprecht von ihr.
Vor euch, wie furchtsam war ich doch!
Ich habe meine Furcht verloren,
Verloren vieles, vieles noch.

Erzählet ward in Winternächten
Beim Schwung des Rades oft genug
Von ihrer Bosheit, ihrem Trug,
Vom Unheil, das sie Kindern brächten.
Ich glaubte damals, o wie fest!
An Werwolf, Geister und Alraunen,
An Elfenspuk und Hexenfest.
Die Zeit hat klüger mich gemacht,
Und Wahn und Glaube sind verschwunden,
Entzaubert ist die Zaubernacht.

Verirrt, geängstet von Gespenstern,
In einer Nacht, ich zählte nicht
Mein zehntes Jahr, ersah ich Licht,
Mir schien's, von meiner Pate Fenstern.
Da lief ich fröhlich hin, versprach
Mir Kuchen von der lieben Alten,
Der Schäfer aber schrie mir nach:
„Wohin, wohin, du dummes Ding!
Dort tanzt ein Irrlicht über Gräbern;" —
Oft ging's mir, wie es da mir ging.

Und sechzehnjährig, abends späte
Ging ich am Friedhof einst hinab, —
Ein Irrlicht auf des Pfarrers Grab! —
„Herr, wollt Ihr, daß ich für Euch bete?"
Ich hatte zitternd so gefragt, —
„Verruchter!" — wähnt' ich zu vernehmen, —
„Den sündlich ird'sche Liebe plagt!"
Es sträubte sich mein Haar empor,
Ich bebte vor des Himmels Grimme, —
O, daß ich jene Furcht verlor!

Mich wußt' ein schuldlos Kind zu rühren;
Ein wenig Gold, das fehlt uns nur;
Ein Irrlicht blinkt, das auf die Spur
Von Schätzen mich verspricht zu führen.
Ich folge bangend diesem Graus
Und stürz' ins Wasser, und man fischet
Mich glücklich noch genug heraus.
Man fragt: „Hat's brav dich ausgelacht?" —
„Ach nein, doch hat mein Mädchen Hochzeit
Mit einem andern schon gemacht."

Kein Trug wird fürder mich verlocken;
Ich bin gealtert vor der Zeit;
Kein Irrlicht beut mir sein Geleit,
Sie merken meine greisen Locken.
Die Augen hab' ich aufgetan,
Doch damals schien die Morgenröte
Viel farbenreicher meinem Wahn.
Das Wissen hat der Geister Heer
Gebannt, die damals mich verschüchtert, —
Weh mir, sie necken mich nicht mehr!

---

## Der Alchymist.

(Versmaß des Originals.)

Du dürft'ger Greis, du willst in Gold verkehren,
Hier diese Schlacken, dieses schlechte Blei?
Du willst dem Alter, meinem Feinde, wehren
Und auferwecken meinen jungen Mai?
Ich will, ich muß dir trauen, Hohn den Spöttern!
Da hast du Geld, nimm hin, darum kein Streit,
Wir beide dienen jeder andern Göttern;
Dir alles Gold, mir meine Jugendzeit!

Brich auf des alten Buches sieben Siegel,
Ans Werk, belebe deines Herdes Glut!
Durch deine Kunst vermählen sich im Tiegel
Des Jugendbornes, des Paktolus Flut.
Du träumest schon dir günstige Gestirne,
Dir alle Schätze, alle Herrlichkeit? —
Gib Kränze frischer Rosen meiner Stirne;
Dir alles Gold, mir meine Jugendzeit!

Du rufst — goldgierig deine Augen rollen —:
„Küßt, ihr Monarchen, meiner Füße Staub!
Die Kunst wird Gold und aber Gold mir zollen,
Verdunkelnd Kortez' und Pizarros Raub!"
Man sah am Bettelstab dich gestern wandeln, —
Wie üppig bläht sich deine Nichtigkeit!
Du magst mit Zeptern und mit Kronen handeln,
Dir alles Gold, mir meine Jugendzeit!

Gib, was der Jüngling wähnte, was er glaubte,
Mir meine Träume, meine Kraft, mein Glück,
Und nimm von meinem sorgenschweren Haupte
Mir der Erfahrung Dornenkranz zurück.
An deinen Wagen spanne tausend Sklaven,
Geh, fröne prunkend nicht'ger Eitelkeit;
Mich laß vergnügt im duft'gen Grase schlafen,
Dir alles Gold, mir meine Jugendzeit!

Glaub' nicht, daß mir die Macht verborgen bliebe,
Die in dem gleißenden Metalle ruht;
Doch Liebe will ich nur, ich will nur Liebe,
Und ihr genügt der Jugend Sonnenglut;
Sie wendet stolz sich von des Glückes Gaben
Und weilet in des Dürftigen Geleit;
Laß meine Jugendzeit mich wieder haben,
Dir alles Gold, mir meine Jugendzeit!

Sprich's aus! — Der Tiegel...? „Nichts! noch bleibt's verborgen." —
Wir werden beide dürftiger noch sein? —
„Nein," rufst du, „nein! vertraue! morgen, morgen!
Beim Mondeswechsel muß das Werk gedeihn."
Du lügest, Greis, ich aber will die Lüge,
Du findest leicht zu hoffen mich bereit,
Ach! meine Stirne zeigt des Alters Rüge, —
Dir alles Gold, mir meine Jugendzeit!

---

### An Jacques Laffitte,

welcher dem Dichter ein Amt in seinen Bureaus angetragen hatte, zum Ersatz der ihm entzogenen Anstellung bei der Universität.

(Conseils de Lise 1822.)

Möchte dir ein Amt gefallen?
Gold und Joch wirst schwer du finden;
Nicht vom Edelsten von allen
Lasse dir die Hände binden.

Arm geblieben! keine Reue!
Sieh, die Liebe hält dir Treue,
Ihre Hand bespannt aufs neue
Dein zerbrochnes Saitenspiel.

Nicht bei seines Goldes Glühen
Dürfte mehr dein Witz, gedämpfet,
Für die heil'ge Sache sprühen,
Für die er, ein Heros, kämpfet;
Denn bei jedem deiner Lieder
Schrie der Troß der Dummen wieder:
„Mit dem Seelenkäufer nieder!
Nieder mit dem Käuflichen!"

Wie doch sprächest du noch künftig
Hohn dem Mäkler, dem Barone,
Dem die Christenkön'ge zünftig
Anvertrauen ihre Throne.
Armes Griechenland, verliere!
Ach! der Kurs! ach! die Papiere!
Auf daß Moses endossiere,
Spielt dem Christ man Bankerott.

Schmeichelei erschien's und Dolus,
Wolltest fürder du enthüllen,
Wie zur Rechten des Paktolus
Habsucht schöpft, nur sich zu füllen,
Und der Fleiß, mit ihr im Streite,
Tätig auf der linken Seite,
Sinnet, wie die Flut er leite
Segnend auf das durst'ge Land.

Freundschaft, Liebe, diese beiden
Wollen keinen Rang erkennen;
Keine Fesseln sollst du leiden,
Aber reich darfst du dich nennen;
In dem festerhellten Saale,
Bei Laffittes frohem Mahle,
Füllt der Reichtum dir die Schale,
Und der Gleichheit leerst du sie.

## Alt-Mütterchen.

Mein Lieb, auch deine Jugend wird verschwinden,
Auch du wirst alt, dann birgt mich schon das Grab;
Mich dünkt zerstörend zwiefach zu empfinden
Den Flug der Stunden und des Hermes Stab.
Du, laß die läst'ge Zeit noch treu dich finden
Den Lehren, welche dir die Liebe gab,
Und singe du, Alt-Mütterchen, oft wieder
Hier am Kamine deine, — unsre Lieder.

Sie werden unter deinen Runzeln spähen
Nach jener Schönheit Spur, die ich besang;
Dann wird auch oft die Frag' an dich ergehen:
„Wer war der Freund, den du beweint solang'?"
Laß sie den Reichtum unsrer Liebe sehen,
Erneure du den treugehegten Klang
Und singe du, Alt-Mütterchen, nur wieder
Hier am Kamine deine, — unsre Lieder.

„War er so liebenswürdig?" wird man fragen;
Du sprichst: „Er war doch liebewert und mein." —
„Hat hämisch Wunden je der Schalk geschlagen?"
Antworte stolz und zuversichtlich: „Nein."
Dann wiederhole du die alten Sagen
Von unsrer Liebe heiterm Sonnenschein
Und singe du, Alt-Mütterchen, mir wieder
Hier am Kamine deine, — unsre Lieder.

Mein Schmerz um Frankreich ist in dir erklungen,
Den Söhnen unsrer Helden sage du,
Wie ich den Ruhm, die Hoffnung dann besungen;
Ich sang, zerrißne Herzen horchten zu,
In Wunden ist der Balsam eingedrungen,
Ich sang den Schmerz, den schreienden, zur Ruh';
O singe du, Alt-Mütterchen, mir wieder
Hier am Kamine meine, — unsre Lieder.

Geliebte, wenn im hohen Alter milde
Der Klang dich meines Namens noch erfreut,
Wenn deine liebe Hand vor meinem Bilde
In jedem Lenz den Blumenflor erneut,
Blick' aufwärts du in jene Lichtgefilde,
Wo fürder Liebe keine Trennung scheut,
Und singe du, Alt-Mütterchen, mir wieder
Hier am Kamine deine, — unsre Lieder.

Die neben mir wie meine Jugend stand,
An die ich solcher Worte viel gelallt,
Sie hat sich mir verborgen unterm Sand;
Ich schüttle noch, gebrochen, müd' und alt,
Ungläubig fast, allein an Grabes Rand
Mein schweres Haupt, von Silberhaar umwallt,
Und singe mir nun tieferschauernd wieder,
Die sonst ich ihr gesungen, unsre Lieder.

---

## Die Toren.

(Versmaß des Originals.)

Wir gleichen bleiernen Soldaten
Genau gerichtet nach der Schnur;
Wagt aus dem Glied mit Worten, Taten
Sich einer: — „Seht den Narren nur!"
Und Haß und Hohn wird ihm geboten,
Bis einst vielleicht wird aufgestellt
Ein Standbild dem verehrten Toten,
Zum Vorbild der gesamten Welt.

Jedwede Lichtidee muß harren,
Wie auf den Bräutigam die Braut;
Die Dummen haben sie zum Narren;
„Verbirg dich!" warnt, wer dennoch traut;
Bis fernab ihr ein Tor begegnet,
Der ihr in Liebe sich gesellt;
Dann endlich wird ihr Schoß gesegnet
Zum Heile der gesamten Welt.

So sah man Saint Simon nicht scheuen
Der Armut und der Schulden Schmach,
Der Seher sann nur, zu erneuen
Den Bau, der morsch zusammenbrach.
Zum Bettler ist der Greis verarmet,
Der fest an seinem Traum noch hält,
Er weiß, daß er das Heil umarmet,
Das retten wird die ganze Welt.

Und Fourier ruft: „Auf, aus dem Schlamme!
Du Volk, verfemt dem blöden Wahn,
Und wirke emsig Stamm bei Stamme
Um einen Punkt in Zirkelbahn;

Die Erde hat nach langen Plagen
Dem Himmel bräutlich sich gesellt;
Die Kraft, durch die sich Welten tragen,
Schafft Frieden der gesamten Welt."

Enfantin will das Weib befreien
Und sie erheben zu dem Mann, —
„Drei Narren sind es!" hör' ich schreien,
Es feinden sie die Spötter an. —
Es sucht der Mensch in leeren Räumen
Das Glück, das immer fern sich hält, —
Den Toren ehrt, der, sei's in Träumen,
Beglücken kann die ganze Welt.

Die neue Welt erstand dem Toren,
Der jedem Klugen ward zum Spott;
Sie schalten ihn am Kreuz „den Toren",
Der auferstehend ward zum Gott;
Sollt' auch des Tages Aug' erblinden,
Das unsre Finsternis erhellt,
So würd' ein Tor die Fackel finden,
Aufs neu' zu leuchten unsrer Welt.

---

## Der Ruhm.

Die Zeit, die grübelnd straft und richtet,
Hat manchen unversehns vergessen,
Hat dem die Säule nicht errichtet,
Der schon das Fußgestell besessen.
Auf Ruhm gestellt ist dein Gesuch,
Gelehrter, Künstler, schöner Geist, —
Ruhm ist ein eitel Leichentuch,
Das oft die Nachwelt uns entreißt.

---

## Die zwei Grenadiere.

(April 1814.)

### Der Erste.

Sie lassen uns verzweifelt warten!
Zu Fontain'bleau schlägt Mitternacht.

### Der Zweite.

Geduld! In dieses Schlosses Garten
Ziehn wir nicht wieder auf die Wacht.

Der Erste.

Nach Elba morgen! Gut! es sind
Uns schon genehm Italiens Auen!

Der Zweite.

Wir Bärenmützen folgen blind,
Gelt's Moskau abermals zu schauen.

---

Der Erste.

Italiens Feld, — Ägyptens Sande, —
Der Sonnentag von Austerlitz, —
Das Rauchgewölk von Moskaus Brande, —
Leipzig, — Paris, —

Der Zweite.

Da traf der Blitz!

Der Erste.

Ein schwindlig märchenhafter Zug;
Und dieses Ende solcher Taten!

Der Zweite.

Wir hatten Pulver noch genug;
Sie haben uns verkauft, verraten!

Der Erste.

Wird denn die Freiheit, wenn der Kaiser
Dem Thron entsagt hat, wieder wach?

Der Zweite.

Nicht doch! sie jauchzen schon sich heiser
Dort ihrem Findelkönig nach.

Der Erste.

Der Kronen wie Almosen gab
Und spielte mit den goldnen Reifen,
Legt nun die Krone selber ab!

Der Zweite.

Sie ekelt ihn, ich kann's begreifen.

---

Der Erste.

Erhellt ein Fenster nur dort oben,
Wie ausgestorben ist das Schloß,

Davon geschlichen und verstoben
Des Hofgeschmeißes knecht'scher Troß.

Der Zweite.

Das kriecht nun um den neuen Herrn;
Es hat kein Herz, nur einen Magen
Und will des Adlers Federn gern
Verschachern, den der Blitz erschlagen.

---

Der Erste.

Die er gefürstet und bereichert,
An die der Sold des Blutes kam, . . .

Der Zweite.

Sie retten, was sie eingespeichert,
Und desertieren ohne Scham.

Der Erste.

Wir aber, die wir allzumal
Für sie bezahlt, was sie erwarben, . . .

Der Zweite.

Wir bleiben bei dem Korporal
Und retten trutzig unsre Narben.

---

Der Erste.

Mein Blut hat oft genug geflossen,
Ich sehnte mich der Heimat zu.

Der Zweite.

Ich bin zerhauen und zerschossen,
Und wohl bedurft' ich jetzt der Ruh'.

Beide.

Fahr hin, fahr hin! es ist nicht Zeit,
Um schnöde Ruh' sich zu bewerben;
Dem Kaiser folgen wir, bereit,
Für ihn zu bluten und zu sterben.

---

## Waterloo.

(Versmaß des Originals.)

Dir dankt das Volk, so schmeicheln mir Soldaten,
Der Lieder viele, die es singen mag;
Ein letztes Lied noch unsern letzten Taten!
Besinge den verhängnisvollen Tag,
Den Tag, der unser Blut umsonst vergossen,
Wo nicht der Ruhm, wo nur das Glück uns mied. —
Ich sprach errötend, und die Tränen flossen:
„Verdüstern soll sein Name nie mein Lied."

An solchem Tag, zu Chäronea, siegen
Hat seinen Feind auch Griechenland gesehn;
Die Sänger Griechenlandes aber schwiegen,
Verhüllt in düstre Trauer schwieg Athen.
Am Tag, wo unser heller Stern gefallen,
Wo sich das Schicksal wider uns entschied,
Da hörte Frankreich Freudenruf erschallen,
Verdüstern wird sein Name nie mein Lied.

Monarchen haben Völker aufgewiegelt,
Zu stürzen den Bewältiger der Welt;
Sie haben Freiheit ihnen vorgespiegelt:
„Durch euch, für euch! wenn nur der Riese fällt."
Der Riese fiel, — die Zwerge, die gelogen,
Sie schmiedeten nun Ketten Glied an Glied.
Der Tag hat beiderseits den Ruhm betrogen, —
Verdüstern wird sein Name nie mein Lied.

Schon fragt ein neu Geschlecht, was so mich kümmern,
Was so in Trauer mich versetzen mag;
Sie haben nichts zu schaffen mit den Trümmern,
Der Strom trug ihre Wiege jenen Tag.
Mag leuchtend ihr Gestirn den Raum durchmessen,
Es stieg empor, als unsre Sonne schied;
Sei wie ein banger Traum der Tag vergessen,
Verdüstern soll sein Name nie mein Lied.

Kommt, Knaben, her, kommt, laßt mich ahnend lesen
Auf euern Stirnen unsern künft'gen Ruhm. —
Ja, ja! ihr seid zu siegen auserlesen;
So wachst denn auf und wahrt das Heiligtum!

So lang' noch über uns die Wolken wehen
Des Tages, welcher unsre Schmach entschied,
Und wir noch nicht die neue Sonne sehen,
Verdüstere sein Name nicht mein Lied.

## Hirtenbrief der Generalvikare von Paris.

(März 1817.)

Hört für diese Fastenzeit
Unsern Hirtenbrief, ihr Brüder;
Hört ihn an mit Frömmigkeit,
Nehmt und lest, und lest ihn wieder.
Wird das Meisterstück verlacht,
Hat's Rousseau so weit gebracht;
Pfeift es aus der Übermut,
Ist's Voltaire, der solches tut,

Denn Jean Jacques und Arouet
Sind an allem schuld gewesen;
Satan fluchte früh und spät,
Satan hatte sie gelesen;
Mutter Evas Apfelbiß
Kommt von Rousseau ganz gewiß,
Aber Kains Missetat
War die Frucht von Voltaires Saat.

Weil der Presse Unfug groß
Dazumal in Noahs Tagen,
Ließ der Herr die Wasser los,
Länger konnt' er's nicht ertragen;
Riß ihm endlich die Geduld,
Trägt Rousseau allein die Schuld,
Bricht die zweite Sündflut ein,
Trägt die Schuld Voltaire allein.

Ärger, als sie damals war,
Ist die Welt und wird noch böser.
Dies verruchte Ketzerpaar
Streitet wider den Erlöser;
Satans linke Hand allstund
Ist Rousseau, der Höllenhund,
Aber seine rechte Hand
Ist Voltaire, der Höllenbrand.

Gleich in Fesseln ward das Kind
Sonst gelegt, als es geboren,
Daß es lerne, Menschen sind,
Sklav' zu werden, auserkoren;
Läßt man's jetzt so fesselos,
Liegt die Schuld an Rousseau bloß;
Gibt Vernunft ihm ihren Schein,
Hat Voltaire die Schuld allein.

Ultra-Volksvertreter sind
Jakobinern gleich zuzeiten,
Schwatzen, schwatzen in den Wind
So von Freiheit als Freiheiten;
Wer die neue Larve nimmt,
Borgt sie von Rousseau bestimmt;
Legt er sie vergeblich an,
Hat's ihm Voltaire angetan.

Wenn Laffitte auch laut verschreit
Des Budgets enorme Zahlen,
Gute Leute, seid bereit,
Doch am Ende zu bezahlen;
Wenn es viel euch dünken sollt',
Hat Rousseau es so gewollt;
Wenn es jährlich sich vermehrt,
Hat Voltaire es so begehrt.

Während man behalten will,
Was der Kirche ward genommen,
Mühen wir uns emsig still,
Wieder in Besitz zu kommen.
Mit den Forsten hält es schwer,
Und das rührt von Rousseau her;
Nicht ein Holzstoß, nicht ein Scheit!
Voltaire bringt es noch so weit.

Büßet denn, ihr Sünder da,
Oder fürchtet unsre Rache!
Duldsamkeit, das wißt ihr ja,
Ist nicht eben unsre Sache;
Gebet Gott, was ihm gebührt,
Doch Rousseau hat euch verführt;
Ach, die leid'ge Neurungssucht!
Die ist Voltaires arge Frucht.

Deshalb, lieben Brüder, hat
Gott erlaubt, euch zu erlauben
Harte Eier zum Salat;
Wollt ihr noch gebratne Tauben! —
Schmecken nicht mehr Rüb' und Kohl,
So versucht euch Rousseau wohl;
Wollt ihr Speck noch eingebrockt,
Ist's Voltaire, der euch verlockt.

---

## Einer vom Bauche.*)

(Versmaß des Originals.)

Lieben Wähler meines Kreises,
Hört geneigten Ohres an,
Was für euch, was für den König,
Was ich für das Land getan.
Volk und Staat verderben nicht,
Seht mein blühend Angesicht.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Treu dem Bauch, hab' ich gesessen,
Wie ich angewiesen war,
Dicht an neben den Ministern
Unter der getreuen Schar.
O der Bauch! Das ist mein Fach;
Wer mich kennt, der rühmt's mir nach.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Weil nun die Minister Leute
Brauchen, die gewaltig schrein,
Redner nicht zu Wort zu lassen,
Wo's gefährlich möchte sein,
Fehlt' ich in der Stunde nie,
Und ich schrie! ich schrie! ich schrie!

*) Unter Karl X. übliche Benennung desjenigen Teils der Kammer der Abgeordneten, welcher unbedingt das Ministerium unterstützte.

Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Tagesordnung! Tagesordnung!
Wo es an zu schwanken fing;
Tagesordnung! Tagesordnung!
Wo der Witz zu Ende ging.
Wo es laut zu schreien galt,
War ich stets der Hinterhalt.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Als ich half die Presse fesseln,
Tat ich nichts als meine Pflicht;
Als ich unsre Tapfern rühmte,
Mir verboten war es nicht;
In der Stunde, muß es sein,
Zehnmal Ja und zehnmal Nein.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Von der Polizei bewiesen
Hab' ich die Notwendigkeit
Und gestimmt auch, das versteht sich,
Für die Schweizer jederzeit.
Mein Minister ist der Mann,
Weiter geht mich gar nichts an.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Und ihr werdet noch bezahlen,
Nach dem hergebrachten Brauch,
Die Minister und die Fremden,
Die Minister und den Bauch.
Ißt das Volk in unsrer Not
Auch ein wenig wen'ger Brot.

Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

Bin dabei nicht schlecht gefahren;
Prokurator bin ich jetzt,
Gut versorgt sind meine Brüder,
Meine Kinder nicht zuletzt.
Auf die nächste Session
Bin ich eingeladen schon.
Ach, ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris,
Ja, ja! ihr Tisch, ein Paradies!

## Die Myrmidonen.

(Dezember 1819.)

Als Achilles ward begraben,
Schrien die Myrmidonen los:
Ei, juchheisa! lustig, lustig!
Ja, die Kleinen werden groß!
Myrmidonen, kleine Seelen,
Endlich werden wir befehlen!

Er, er starb, um dessen Pfanne
Kriechend wir das Fett geleckt;
Heisa! laßt die Glocken läuten,
Schnell, die Lampen angesteckt!
Myrmidonen, kleine Seelen,
Endlich werden wir befehlen!

Und die Bürger und die Krieger! —
Seht, es wendet sich das Blatt;
Jetzo wollen wir sie treten,
Wie er uns getreten hat.
Myrmidonen, kleine Seelen,
Endlich werden wir befehlen!

Kleiner Däumling, nimm sein Schlachtschwert,
Bist der rechte Mummelack,
Wirst die Kinder brav erschrecken,
Ei, Knecht Ruprecht steckt im Sack!
Myrmidonen, kleine Seelen,
Endlich werden wir befehlen!

Laßt uns seinen weiten Mantel
Noch zerschneiden heut'gen Tags,
Ganze Kleider draus zu nähen
Für zehn Kön'ge unsern Schlags.
Myrmidonen, kleine Seelen,
Endlich werden wir befehlen!

Lasset die Gesetze schweigen,
Und regieret ohne Harm;
Weiter reichet nicht die Erde,
Als nur eben unser Arm.
Myrmidonen, kleine Seelen,
Endlich werden wir befehlen!

Von Achilles sang Homeros
Nur ein einziges Gedicht;
Uns verew'gen tausend Liedchen,
Und im Nachteil sind wir nicht.
Myrmidonen, kleine Seelen,
Endlich werden wir befehlen!

Ach, daß wir vor pan'schem Schrecken
Leider nicht gesichert sind! —
Großer Gott! — Achilles' Schatten! —
Nein, es ist ja nur ein Kind.
Myrmidonen, kleine Seelen,
Endlich werden wir befehlen!

---

## Der Tod des Königs Christoph.

### Bittschrift des Adels Haitis an die Hohen Verbündeten.

(Dezember 1820.)

(Versmaß des Originals.)

Auch Christoph ging zu seinen Vätern,
Er bot umsonst dem Aufruhr Trutz;
Ihr Könige des heil'gen Bundes,
Des Reiches Adel fleht um Schutz.
Wir sind nicht Nachbarn, doch verbreitet
Die Neurungspest sich schnell und weit:
Drum ein Kongreß!
Macht euch bereit!
Noch ein Kongreß!
Es ist die höchste Zeit!
Rächt König Christoph, rächt den guten,
Ihr Könige der Christenheit!

Er iſt geſtürzt, der unermüdlich
Dem dummen Volk die Stirne bot,
Das, ſeinen Thron vor Blitz zu wahren,
Mit Blitzableitern ihn bedroht;
Der die Ideen mit Kanonen
Als Held bekämpft im heil'gen Streit.
Drum ein Kongreß!
Macht euch bereit!
Noch ein Kongreß!
Es iſt die höchſte Zeit!
Rächt König Chriſtoph, rächt den guten,
Ihr Könige der Chriſtenheit!

Hört, hört, dreieinige Monarchen,
Leiht unſern Klagen euer Ohr,
Der Freiheit Banner ragt — entſetzlich! —
Auf unſrer Inſel ſchon empor!
Der Zeitgeiſt droht dem heil'gen Geiſte
Monarchiſcher Dreieinigkeit!
Drum ein Kongreß!
Macht euch bereit!
Noch ein Kongreß!
Es iſt die höchſte Zeit!
Rächt König Chriſtoph, rächt den guten,
Ihr Könige der Chriſtenheit!

Vor Spanien Achtung! da verbrannte
Die Finger ſich, der's ſonſt verſtand;
Neapel? Gut! doch hat Vulkane,
Bedenkt es, dies Schlaraffenland.
Zu uns mit gutem Wind und ſchneidet
Aus ganzem Holz mit Freudigkeit!
Drum ein Kongreß!
Macht euch bereit!
Noch ein Kongreß!
Es iſt die höchſte Zeit!
Rächt König Chriſtoph, rächt den guten,
Ihr Könige der Chriſtenheit!

Ihr Don Quixoten freier Willkür,
So zeigt, zum Teufel, einmal Mut!
Monarchen ſind von einer Farbe
Und ſtecken unter einem Hut;
War nicht auch Chriſtoph euer Bruder?
Laßt glänzen eure Tapferkeit:

Drum ein Kongreß!
Macht euch bereit!
Noch ein Kongreß!
Es ist die höchste Zeit!
Rächt König Christoph, rächt den guten,
Ihr Könige der Christenheit!

---

## Neuer Tagesbefehl.

(Versmaß des Originals.)

„Sergeant, was haben denn verbrochen
Die Spanier?" — „Kind, für Ferdinand
Zu Markte trugen sie die Knochen
Und werden nun ins Joch gespannt.
Mönchen, weiß und schwarz, und Nonnen
Aufzuhelfen, ziehn wir hin;
Samen wird davon gewonnen,
Will dir das nicht in den Sinn?" —

„Sergeant, wie wird der Krieg gelingen?"
„Mein Kind, das geht wohl nimmer gut;
Was weiß der Prinz von solchen Dingen?
Das ist ein gar zu frommes Blut.
Nächster Tage wirst du's sehen,
Er befiehlt, daß kein Soldat
In das Feuer dürfe gehen,
Der nicht erst gebeichtet hat." —

„Sergeant, wie soll uns das bekommen?"
„Mein Kind, der Stock kommt wieder auf;
Den Herrn vom Adel wird es frommen,
Denn alles nimmt den alten Lauf.
Jeder kommt an seine Stelle,
Wir im Schritt und sie im Trab,
Wir Gemeine, sie Marschälle,
Uns der Stock, für sie der Stab." —

„Sergeant, so sagt doch unverhohlen,
Was soll aus Frankreich werden?" — „Kind,
Sie werden wohl die Fremden holen,
Derweil wir hier beschäftigt sind.
Ist der Feldzug dann zu Ende,
Wittert's einer allenfalls,
Spanien hat gebundne Hände,
Wir die Schlinge um den Hals." —

„Sergeant, Ihr, den in jedem Falle
Der Kaiser zum Off'zier gemacht,
Gebt an den Tritt, wir folgen alle." —
„Mein Kind, das war franzöf'sch gedacht.
Wenn sie's besser nicht verstehen,
Meinethalben! Lassen wir
Unsre alte Fahne wehen,
Und das geht, das glaube mir."

---

## Siegeslied der Türken über Psara.

(Versmaß des Originals.)

„Triumph! laßt wehen des Propheten Farben
Von diesem Schutt weit über Meer und Land.
Die unter diesen Trümmerhaufen starben,
Vergeblich war ihr tapfrer Widerstand;
Dies Volk, ob unbesiegt, doch überwunden,
Verherrlichet vertilgt des Halbmonds Licht.
Triumph! Die Psarioten sind verschwunden,
Es rächen sie die Christenkön'ge nicht.

Hast, Chios, du von deinen Söhnen keinen
Gerettet und zur Warnung hergesandt?
An deinem Falle hätte Psara seinen
Vorausgespürt und seinen Herrn erkannt.
Die letzten zog die Pest von deinen Kindern
Auf öder Brandesstätte vor Gericht,
Sie riefen: ‚Laß sie unsre Schmach verhindern,
Es rächen uns die Christenkön'ge nicht.'

Aufs neu das Fest von Chios zu begehen,
Berausche, Siegsgesang, du unser Ohr!
Zählt, christliche Gesandten, die Trophäen,
Die Köpfe zählt vor des Serailes Tor!
Uns reizt das Gold, uns reizen schöne Frauen,
Die Schmach verschönet noch ihr Angesicht,
Die Schande sühnt das Schwert. — Sie werden's schauen. —
Euch rächen doch die Christenkön'ge nicht.

Europa sprach, an seine Ketten fassend:
‚Dort steigt ein freies Volk aus seinem Grab....' —
‚Still!' schrieen auf, vor Zorn und Angst erblassend,
Die Herrscher, die verachtend Gott ihm gab.

Seht sie, von Byrons Sängerschwert geblendet,
Sich heimlich freuen, da der Tod es bricht;
Werd' ihres Gottes Tempel auch geschändet,
Ihn rächen doch die Christenkön'ge nicht.

Gesetzt sind unserm Grimme keine Schranken,
Der Sieger, der auf Trümmern lagernd ruht,
Schickt in die Ferne lechzende Gedanken
Nach anderem, noch nicht vergoßnem, Blut.
Laß Stambul hangen sehn von unsern Masten
Die letzten Griechen, bis das Blutgericht
Vollzogen, wollen wir vom Mord nicht rasten, —
Es rächen sie die Christenkön'ge nicht."

So sangen siegsberauscht die wilden Horden, —
Entsetzend schallt ein Angstruf durch die Luft:
„Die Griechen dort! Sie landen, und sie morden!
Sie opfern uns auf ihrer Brüder Gruft!"
O, Griechen! Laßt die Eintracht euch vereinen,
Daß nicht Verrat euch in sein Netz umflicht!
Die Völker würden Tränen um euch weinen, —
Euch rächen würden Christenkön'ge nicht.

---

## Guter Rat den Belgiern.

(Mai 1831.)

(Versmaß des Originals.)

So macht, ihr Brüder Belgier, macht ein Ende!
Macht einen König, baut euch einen Thron.
Daß nicht zur Republik das Ding sich wende,
Den Hofmann fiebert's seit acht Monden schon.
Das Holz ist bald gefunden, Gott behüte!
Hans Peter, ich, nicht lange nachgedacht!
Kein Königsei bedarf, daß man es brüte,
So macht, zum Teufel, einen König! — macht!

Dann werdet ihr die Herrlichkeit schon wittern:
Zuerst die Etikette, prächtig, steif;
Von Herzögen, Baronen, Grafen, Rittern
Mit Ordensband und Stern ein langer Schweif;
Bequem zu stolzbehaglicher Gewöhnung
Des goldbeschlagnen Thrones Wunderpracht;
So Gott euch hilft, vielleicht auch eine Krönung. —
So macht, zum Teufel, einen König! — macht!

Der Handkuß und die große Wachtparade,
Das Feuerwerk, Anreden, Oden gar!
Und tanzend um die neue Bundeslade
Die große regenbogenfarb'ge Schar;
Mit Ungeziefer ward die Königsbinde
Sowie der Armut Kappe reich bedacht;
Das Hofgeschmeiß zernagt der Hoffart Rinde, —
So macht, zum Teufel, einen König! — macht!

Da wird's Lakaien regnen und Beamte,
Gendarmerie, Spione, Polizei,
Und ein Soldatenheer, daß, wenn es flammte,
Den Löschenden gedeckt der Rücken sei.
Das Budget kommt zuletzt: — in runden Zahlen
So und soviel — was meint ihr? — lacht doch, lacht!
Er hat gespeist, ihr müßt die Zeche zahlen. —
So macht, zum Teufel, einen König! — macht!

Dies sag' ich alles nur aus Narrenspossen;
Mein Frankreich kennt mich als ein frommes Kind,
Und die Geschichte spottet meiner Glossen,
Sie kennt ja Fürsten nur, die Engel sind.
Der Völker Väter sind sie alle, alle,
In ihrer Liebe suchen sie die Macht;
Drum geht, ihr Brüder Belgier, in die Falle
Und macht, zum Teufel, einen König! — macht!

---

## Die Gräber der drei Julitage.

1832.

(Versmaß des Originals.)

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

Er rief: „Zu Hilfe dem bedrohten Throne!
Die Lilien hoch! den Aufgeregten Krieg!" —
Paris in Waffen, widerhallt mit Hohne:
„Hoch, hoch die Freiheit! den drei Farben Sieg!

„Was sind denn eure Taten, eure Gaben,
Womit ihr, übermüt'ge uns erschreckt!
Meint ihr's dem Korsen abgelernt zu haben,
Des Schatten euch mit tiefer Nacht bedeckt!

„Ihr wollt die uns verliehne Charte kürzen
Und wiederum uns schmieden in das Joch?
Wir wissen alle, wie Monarchen stürzen.
Gerechter Gott! Versucht es dieser noch?"

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

„Hinan, hinan! Die Brücken, Straßen alle,
Das Rathaus ist erstürmt, der Louvre schon;
Zieht ein, ihr Sieger, in die Königshalle
Und setzt euch auf den alten morschen Thron."

O seht das Heldenvolk vom Siege rasten,
Arm, mäßig, groß, es herrscht, verjaget hat's
Hohnlächelnd den Despoten, den verhaßten,
Und hungernd hält es Wache vor dem Schatz.

Ihr habt Handwerker, Schüler dort gesehen
Versuchen am Geschütz die Neulingshand;
Sie fielen und vererbten euch Trophäen, —
Sie haben ihre Namen nicht genannt.

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

Ein Tempel muß den Braven sich erheben,
Von deren Ruhm erschrocken dröhnt die Welt.
Die Kön'ge fragen leise und erbeben:
„Wie ist's mit unsrer Majestät bestellt?"

Drei Farben haben fernher sie gesehen,
Ihr stumpf Gedächtnis ist davor erwacht;
Das Banner zieht einher, vor seinem Wehen
Zieht über ihre Stirne düstre Nacht

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

Und friedlich zieht von Land zu Land die Fahne,
Sankt Helena erreicht ihr Siegeslauf,
Und hoch steigt auf erloschenem Vulkane
Napoleons gigant'scher Schatten auf.

Er grüßt sein Banner, schauet in die Gluten
Der Sonne, nimmt das Schwert der Macht, zerbricht
Und wirft es in des Ozeanes Fluten
Und schwingt sich aufwärts zu dem ew'gen Licht.

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

Wir sahn, was einst bestand, in Trümmern liegen,
Ein Ruf erschallt, die alte Zeit verrinnt;
Die Gleichheit wird, es wird die Freiheit siegen,
Die neue segensreiche Zeit beginnt.

Und würden wir Erobrern noch zum Raube,
Die wieder heimwärts bald die Rache trieb,
Erwüchse noch die Freiheit aus dem Staube,
Der an der Rosse Hufen kleben blieb.

Bekränzt die Gräber unsrer Julitage,
Vollbringt, schuldlose Kinder, heil'gen Brauch;
Hier Blumen, Palmen diesem Sarkophage,
Wie Kön'ge hat das Volk nun Mäler auch.

---

## Die drei Vettern.

Dein Vetter grüßt aus weiter Ferne
Dich, neugebornes Glückeskind!
Glückauf! dir scheinen schöne Sterne,
Glückauf! du fährst mit gutem Wind.
Als ich geboren ward, da schien
Auch mir der Himmel lichtentglommen,
Ich sah die Kön'ge vor ihm knien, —
Bin aber doch nach Wien gekommen.

Gesungen ward auch mir von deinen
Lobhudlern gleiche Litanei,
Zu jeder Taufe kriecht mit seinen
Süßwaren dieses Volk herbei.
Zu deiner Taufe, schlecht und recht,
Wird Seinewasser nur genommen,
Mir boten sie's vom Jordan echt, —
Bin aber doch nach Wien gekommen.

Ich lag auf lorbeerschatt'gem Throne,
Dich hüllet bloß der Purpur ein,
Als Fallhut trug ich eine Krone,
Das mocht' ein schlechter Fallhut sein;
Dem Papst um einen Fehltritt schier
Ward der dreifache Reif genommen,
Der Klerus aber diente mir, —
Bin aber doch nach Wien gekommen.

Die Reichsmarschälle, die Barone,
Sie waren wohl des Kaisers Hort
Und standen ehrenfest am Throne
Und hielten makellos ihr Wort?
Er hat mich ihnen anvertraut,
Die schwindlig hoch durch ihn geklommen.
Er hat auf Felsen wohl gebaut?
Bin aber doch nach Wien gekommen.

Und soll im Dunkeln ich vermodern,
Und wächst in Klarheit du empor,
Und kommen jene, Lohn zu fodern,
Halt ihnen du mein Beispiel vor
Und sprich: Es möchte besser nicht
Dem zweiten als dem ersten frommen,
Dem schwuret ihr auch Treu und Pflicht, —
Ist aber doch nach Wien gekommen.

---

Nun hört's der dritte von dem zweiten:
Glückauf! die Welt ist kugelrund,
Glückauf! dir huldigen die Zeiten
Und warnen dich durch meinen Mund.
Ich hatte, was der Vetter schrieb,
Nur halb im Kindertraum vernommen,
Und als ich mir die Augen rieb, —
Da war ich schon nach Wien gekommen.

---

## Weigerung.

An den General Sebastiani.

(Versmaß des Originals.)

Ein Staatsminister nimmt's auf sich
Und will, in allen Ehren, mich
Gar überschwenglich reich begaben.
Ich brauche wenig, aber wann
Ich andre darben seh', ja, dann,
Dann wünsch' auch ich viel Geld zu haben.

Man teilt nicht Ehr' und teilt nicht Rang
Mit einem Freund, der arm und krank,
Das Geld, juchhei! man teilt's mit andern.
Ja, wär' ich König, ließ' ich schon
Für tausend Taler meine Kron'
Zu Jakobs sel'gen Erben wandern.

Denn, fließt ein wenig Geld mir zu,
Zerronnen ist's im selben Nu,
Ich weiß damit nicht umzugehen.
In meinen Taschen, Loch bei Loch! —
Hätt' ich Großvaters Nadeln noch,
Ich hätte viel damit zu nähen.

Und doch, — es tut's halt nicht! — schon jung
Verfolgt' ich mit Begeisterung
Die Freiheit, — mir ward Not zuteile! —
Denn mich, der ich mein Leben lang
Leichtsinn'ge Schönen nur besang,
Führt eine Spröd' am Narrenseile.

Die Freiheit, gnäd'ger Herr, sie blieb
Ein trotzig eifersücht'ges Lieb, —
Es ist mit ihr nichts auszuführen.
Sie keift und zankt in einem fort
Und „Pension", das bloße Wort, —
Da möchte schon der Schlag sie rühren.

Laßt mich und meine Muse frei,
Wir helfen uns schon durch, es sei
Die Kost bald reicher und bald schmaler.
Ich bin ein echtes Kupferstück,
Versilbert mich auf gutes Glück. —
Was habt ihr? — einen falschen Taler.

Ich fürchte mich, weiß' alles ab;
Doch bricht man über euch den Stab,
Weil ihr mich liebt, — die Welt verpönt es. —
Mein ist die Schuld; mein Herz, es gleicht
Dem zarten Saitenspiel, und, leicht
Berühret, alsobald ertönt es.

---

## An meine Freunde, die neuen Minister.

(Versmaß des Originals.)

Nein, meine Freunde, nein! — ich will nichts werden;
Verstreut auf andern Boden eure Saat;
Hofft nimmer, daß den Mächtigen der Erden,
Dem Fangleim sich der scheue Vogel naht.
Und was bedarf ich, das ich sonst nicht hätte:
Den Laut der Kehle, Freundschaft, Liebe, Wein? —
Gott segnete das Stroh der niedern Stätte
Und sprach, als er mich schuf: „Nichts sollst du sein."

Ausdauern möcht' ich nicht in euern Hallen,
Ich Sänger lebe von verlorner Zeit;
Wenn mir des Glückes Abhub zugefallen,
So sprach ich: Ziemt das meiner Nichtigkeit?
Dem Werkmann möge dieser Weizen reifen,
Des Sämanns sei die Ernte, sei nicht mein;
Ich kann in meinen Bettelsack noch greifen, —
Gott sprach, als er mich schuf: „Nichts sollst du sein."

Einst fühlt' ich mich entrafft im geist'gen Traume
Und sah fernab vom Himmel, wo ich war,
Auf unsre kleine Welt im großen Raume
Und kleiner Großen übergroße Schar;
Wer Kaiser war und Bettler, nicht erkennen
Ließ sich's so leicht, sie lärmten viel, allein
Nur unvernehmlich hört' ich Namen nennen, —
Gott sprach, als er mich schuf: „Nichts sollst du sein."

Die ihr das Steuer lenkt, ihr sollt erfahren,
Daß sich in Ehrfurcht meine Stirne neigt
Dem Ehrenmann, der mutvoll und erfahren
Das sturmgeschlagne lecke Schiff besteigt,
Sich selbst vergißt, ein Opfer seinem Lande:
Glückauf! Glückauf! hört mich's vom Ufer schrein;
Ich aber bette mich am sonn'gen Strande, —
Gott sprach, als er mich schuf: „Nichts sollst du sein."

Es wird ein Säulenwald von Marmor ragen
Über dem Grab, das gähnend eurer harrt,
Und trauern wird das Volk um euch und klagen;
Ich werde still an stillem Ort verscharrt.
Wenn aber eure Sonnen erst erbleichen,
Gleicht zwischen uns sich aus das Dein und Mein, —
Ein Sarg und noch ein Sarg für beide Leichen, —
Gott sprach, als er mich schuf: „Nichts sollst du sein."

Nicht länger soll mich euer Glanz beschämen,
Nur grüßen wollt' ich euch am hohen Ziel:
Glückauf! Laßt vor der Tür mich wieder nehmen, —
Da, — meine Holzschuh' und mein Saitenspiel.
Man sah hieher mit euch die Freiheit dringen,
Sie wird euch ihre mächt'ge Stütze leihn,
Ich werde sie auf offnem Markt besingen, —
Gott sprach, als er mich schuf: „Nichts sollst du sein."

---

## Lebt wohl, ihr Lieder.

(Versmeß des Originals.)

Die Lyra klang, ich sann auf neue Lieder,
Die Fei, die einst mich schmeichelnd eingewiegt
Beim guten alten Schneider, kehret wieder
Und spricht zu mir, des Sangestraum verfliegt:
„Der Schnee des Winters bleichet deine Haare,
Such' eine Freistatt für die harte Zeit;
Die Stimm' ermattet dir im Liederstreit,
Du sangst bei Sturmestosen zwanzig Jahre."
Lebt wohl, ihr Lieder, unsre Zeit ist um;
Zu Wintersanfang wird der Vogel stumm.

„Die Zeit ist aus, wo tändelnd, girrend, glühend
Dein Lied erscholl mit jugendlicher Macht,
Und ungetrübt dein Frohsinn Blitze sprühend
Erhellte rings der Zeiten düstre Nacht.,
Die Sehn' erschlaffte schon an deinem Bogen;
Wie viele deiner Freunde birgt das Grab!
Auch eine, die du liebtest, stieg hinab,
Dein Himmel ist mit Wolken überzogen."
Lebt wohl, ihr Lieder, unsre Zeit ist um;
Zu Wintersanfang wird der Vogel stumm.

„Schriftsteller wirken in begrenzten Kreisen,
Der Redner trifft den, der ihn hört, allein;
Auf Tonesflügeln drangen deine Weisen
Ins Innerste des Volkes mächtig ein,
Der Dürftigste verschlang mit gier'gen Ohren
Nachhallend deinen übermüt'gen Sang,
Geharnischt flog er schnell von Rang zu Rang, —
Erkenn's, du warst zu schönem Los erkoren."
Lebt wohl, ihr Lieder, unsre Zeit ist um;
Zu Wintersanfang wird der Vogel stumm.

„Sahst deine Pfeile, die vom Ziele prallten,
Vom Volke, daß dich liebet, aufgerafft,
Von seinen Schützen neuen Schwung erhalten
Und wiederkehren mit verstärkter Kraft,
Als sich der Thron vermaß, den Blitz zu schmettern,
Und Ziel der Kugeln sein vermorschtes Holz
Drei Tage lang gewesen, sprachst du stolz:
Mein Lied war Pulver, nun erfolgt das Wettern."
Lebt wohl, ihr Lieder, unsre Zeit ist um;
Zu Wintersanfang wird der Vogel stumm.

„Auch du, du hattest teil an diesen Tagen,
Von deren Beute du dich abgewandt;
Du wirst der Jugend diese Mären sagen
Und siehst verjüngt das junge Volk entbrannt.
Wenn aus der Knospe bricht hervor die Blume,
Das Kind zum Manne wird, erteil' ihm Rat,
Und reift zu Taten einst die gute Saat,
So sonne dich, ein Greis an ihrem Ruhme."
Lebt wohl, ihr Lieder, unsre Zeit ist um;
Zu Wintersanfang wird der Vogel stumm.

Du bläst zum Rückzug auf des Sängers Schwelle,
Du gute Fei, wohl ist es Zeit dazu,
Bevor Vergessenheit sich mir geselle,
Zugleich die Mutter und das Kind der Ruh'.
Wann einst mit mir sie zu dem Friedhof wallen,
Spricht feuchten Blickes wohl ein Veteran:
„Den Stern, den eine Nacht mir leuchten sahn,
Verlöschte Gott, bevor er noch gefallen."
Lebt wohl, ihr Lieder, unsre Zeit ist um;
Zu Wintersanfang wird der Vogel stumm.

# Anhang.

## Von Chamisso und Gaudy gemeinsam übersetzte Lieder.

### Das Heimweh.

(Versmaß des Originals.)

Ihr sprachet: „Sohn der Alpen, komm, verlasse
Dein heimisch Tal, wir öffnen dir die Welt;
Was nur Paris an Glanz und Lust umfasse,
Hier hast du Gold, dir ist die Wahl gestellt."
Ich kam. Seht meine gramgewelkten Glieder,
Die bleichen Wangen, den erloschnen Blick, —
O gebt, o gebt mir meine Hütte wieder,
Gebt meine Alpen mir zurück.

Ich soll mit euch auf euren Festen schwärmen, —
Stumm, leidend folg' ich, wie ihr es begehrt,
Um mich im Taumel heimlich abzuhärmen,
Zu sterben, von dem Heimweh still verzehrt.
Der Heimat Sitt' und Sprache, schlicht und bieder,
Entsagt' ich, ach! in wie so kurzer Zeit!
O gebt, o gebt mir meine Hütte wieder
Und unsrer Feste Fröhlichkeit.

Euch freilich dünket unser Reigen kläglich,
Sowie ihr unsre Märchen auch verlacht.
Es überflügelt eure Oper täglich
Die unsern Hexen zugeschriebne Macht.
Wohl denk' ich mir der Himmelsscharen Lieder
Gleich eurer Sängerinnen Zaubersang.
O gebt, o gebt mir meine Hütte wieder
Und unsrer schlichten Zither Klang.

Nicht achtet' ich das Kirchlein halb zerfallen,
Nicht unsrer armen Hütte Schindeldach,
Bewundert hab' ich eures Louvres Hallen,
Der Siege Mal, der Kön'ge Prunkgemach;
Ein Zauberschloß, das aus der Wolke nieder
Sich senkte, dünkte mich der stolze Bau. —
O gebt, o gebt mir meine Hütte wieder
Mein Kirchlein morsch und altersgrau.

Der Wilde, welcher euch gewonnen scheinet,
Verleugnet sterbend noch den neuen Bund.
O meine Mutter, die um mich noch weinet,
Harrt meiner dort, bei ihr mein treuer Hund.
Vom Berge stürzen die Lawinen nieder,
Und in die Herde bricht das Raubtier ein, —
O gebt, o gebt mir meine Hütte wieder,
O laßt mich wieder Senner sein.

O Gott! ihr habt mich wieder frei gegeben!
Und morgen, sagt ihr, morgen reis' ich fort?
Ja, meiner Alpen Luft wird neu beleben
Die Blüte, die hier siechet und verdorrt.
Leb' wohl, Paris! die goldnen Kettenglieder,
Die mich gefesselt, streif' ich ab entzückt.
Ich seh', ich sehe meine Hütte wieder,
Wo ich zuerst das Licht erblickt.

---

## Der galante Fischer.

Bin Poet, bin Liebesheld,
Euch zu dienen, Fischer,
Abgeblitzt als Liebesheld,
Als Poet, als Fischer.
Fischlein, die ich wohlig frei
Seh' im Wasser springen,
Fischlein, Fischlein, kommt herbei,
Will ein Lied euch singen.

Zeisig hat im Walde mich
Weidlich ausgepfiffen;
Fische, jetzt zu euch; ihr seid
Feiner abgeschliffen.
Ja, ihr schweigt, die Predigt scheint
Euch ins Herz zu dringen.
Fischlein, Fischlein, kommt herbei,
Will ein Lied euch singen.

Angl' ich doch im Grunde nur,
Mich im Bach zu spiegeln;
Wandte so viel Sorgfalt an,
Mich vor euch zu schniegeln.
Locken euch die Reize nicht,
Die manch Mädchen singen?
Fischlein, Fischlein, kommt herbei,
Will ein Lied euch singen.

In Konzerten überall
Singt man meine Lieder,
Jede Dame, die sie hört,
Fällt in Ohnmacht nieder;
Euch zu rühren, dummes Volk,
Soll mir auch gelingen:
Fischlein, Fischlein, kommt herbei,
Will ein Lied euch singen.

Doch ihr gähnt und beißt nicht an?
Gähnt bei meinem Liede?
Überlegt, nachdem ich sang,
Daß ich euch noch siede.
Wollt ihr gar für meine Müh'
Mich zum Fasten zwingen?
Fischlein, Fischlein, kommt herbei,
Will ein Lied euch singen.

## Die alte Fahne.

1820.

(Versmaß des Originals.)

Mit meinen alten Ruhmsgenossen
Schwelgt' ich in der Erinnerung.
Vom Weine ward ich wieder jung,
Der das Gedächtnis mir erschlossen.
Die Fahne rettet' ich dem Korps,
Ließ nicht dem Fremdling sie zum Raube.
Wann heb' ich sie aus ihrem Staube
Zu neuem Glanze stolz empor?

Da liegt sie unterm Stroh vergraben
Auf dem der Invalide liegt,
Sie, die wir kühn und unbesiegt
An zwanzig Jahr' verteidigt haben.

Sie zog uns durch Europa vor,
Geschmückt mit grünem Lorbeerlaube;
Wann heb' ich sie aus ihrem Staube
Zu neuem Glanze stolz empor?

Sie wußte wohl uns zu erstatten
Das reich für sie vergoßne Blut;
Gediehn doch unsre Söhne gut
Zur Freiheit unter ihrem Schatten.
Sie leuchte dem Despoten vor,
Daß er an Volkes Ruhm doch glaube.
Wann heb' ich sie aus ihrem Staube
Zu neuem Glanze stolz empor?

Ihr Adler sank zur Erde nieder,
Erlahmt auf ferner Siegesbahn;
Gebt ihr den alten Gallierhahn,
Gebt ihr den blitzvertrauten wieder,
Daß unter ihr groß, wie zuvor,
Sich das befreite Frankreich glaube.
Wann heb' ich sie aus ihrem Staube
Zu neuem Glanze stolz empor?

Nicht schweife sie von Land zu Lande,
Sie gebe dem Gesetz ihr Licht;
Und ward durch sie der Krieger nicht
Zum Bürger an der Loire Strande?
Was unser Frankreich auch verlor,
Sei unser Schirm sie, unser Glaube.
Wann heb' ich sie aus ihrem Staube
Zu neuem Glanze stolz empor?

Da liegt sie neben meinen Waffen,
— O laß dich sehen! Nur ein Blick, —
Du meine Hoffnung, du mein Glück!
Nur du, nur du wirst Hilfe schaffen!
Noch leiht mir gnädig Gott sein Ohr,
Gibt nicht dem Schmerze mich zum Raube;
Noch heb' ich dich aus deinem Staube
Zu neuem Glanze stolz empor.

## Der alte Korporal.

1829.

Vorwärts, Kam'raden! Marsch! Ich bin gewärtig.
Ihr habt geladen, meine Pfeife brennt,
Und mit dem Abschiednehmen sind wir fertig.
Ihr zeichnet mir den Paß. Mord Element!
Gescheiter wär's gewesen, mich zu trollen,
Da alles brach. Was Teufel hielt mich hier?
Ich hab' euch, Kinder, nicht verlassen wollen, —
Ihr hattet einen Vater doch an mir.

Links — rechts — links — rechts! Zieht an 's Gewehr!
Rekruten, Tritt — und weint nicht mehr.

So 'n Fähnrich, aus der Schale kaum gekrochen,
Legt Hand an mich, — die Kling' heraus — eins — zwei.
Er kommt davon, — mir wird der Stab gebrochen. —
's ist in der Ordnung; was ist mehr dabei?
Der Milchbart quäkte noch in seiner Wiege,
Als ich schon Haare auf den Zähnen wies, —
Und unsereins, der unter ihm im Kriege! —
Ein Hundsfott, der das auf sich sitzen ließ! —

Links — rechts — links — rechts! Zieht an 's Gewehr!
Rekruten, Tritt — und weint nicht mehr.

Mein Kreuz, es hat auf seiner Brust gehangen, —
Seht ihr die Narbe da? Der Tag war heiß.
Ich hab' aus seiner Hand sein Kreuz empfangen:
Für euch kein solcher Tag, kein solcher Preis!
So oft von unsern Schlachten, unsern Siegen,
Derweil wir zechten, meine Rede ging,
Ihr horchtet noch, als ich schon längst geschwiegen, —
Und nun — der Ruhm —! Es ist ein seltsam Ding!

Links — rechts — links — rechts! Zieht an 's Gewehr!
Rekruten, Tritt — und weint nicht mehr.

Sieh dort die Gärten blühen und die Hecken, —
Der Mai bei uns sieht doch noch anders aus.
Nicht wahr, Ferrand? Bist ja aus meinem Flecken. —
Mein guter Junge, geh nach Haus, nach Haus!
Die Schafe hüten, statt in solchen Zeiten
Soldat zu spielen, besser ist's, mein Kind, —
Und siehst du unsern Kirchturm erst von weiten, — —
Gott meine Mutter, sie ist alt und blind.

Links — rechts — links — rechts! Zieht an 's Gewehr!
Rekruten, Tritt — und weint nicht mehr.
Wer ist das Weib? Was sollen ihre Klagen?
Des Tambours Witwe, — da begreif' ich's schon!
Hab' ich auf dem Tornister doch getragen
Im russ'schen Feldzug ihren kleinen Sohn.
Ja, wo der Vater liegt, an selb'ger Stätte,
Da lägen wohl die beiden unterm Eis,
Wenn ich mich ihrer nicht erbarmet hätte.
Sie wird für meine Seele beten, — sei's!
Links — rechts — links — rechts! Zieht an 's Gewehr!
Rekruten, Tritt — und weint nicht mehr.
Sieh da! — wir sind zur Stelle, — hier die Linden. —
Blitz! Meine Pfeife? — Brennt! — Noch hat's nicht Not. —
Ich lasse mir die Augen nicht verbinden, —
Wir kennen uns schon längst, ich und der Tod.
Dank für die Müh'. Jetzt steh' ich zu Befehle.
Zielt hoch. Das Herz sitzt mir am rechten Ort.
Schlagt an! Und zittert nicht, — daß keiner fehle!
Mit Gott! Und kommt ihr los, so macht euch fort.

---

## Davids Leichenbegängnis.

(Versmaß des Originals.)

„Zurück! Hier dürft ihr nicht herein!"
Erscholl der Ruf des Grenzsoldaten,
Als sich mit Davids Totenschrein
Die Trauernden der Heimat nahten.
Ihr Führer spricht mit finsterm Blick:
„Ihr ächtet auch noch sein Gedächtnis?
Des Künstlers Sarg weist ihr zurück, —
Blieb doch sein Ruhm euch als Vermächtnis."

Chor.

Sei Knechtschaft auch sein düstres Los,
Und hab' er alles sonst verloren,
Beglückt, wer in der Liebe Schoß
Im Lande stirbt, das ihn geboren.

„Zurück! Hier dürft ihr nicht herein!"
Versetzt erbittert die Vedette.
— „Soldat, von Frankreich sprach allein
Er noch auf seinem Todesbette.

Er hat, geächtet und verkannt,
Den Glanz verherrlicht unsrer Waffen,
Und Frankreichs Glorie lebt gebannt
In Werken, die sein Geist erschaffen."

Chor.

Sei Knechtschaft auch sein düstres Los,
Und hab' er alles sonst verloren,
Beglückt, wer in der Liebe Schoß
Im Lande stirbt, das ihn geboren.

„Zurück! Hier dürft ihr nicht herein!"
Ruft der Soldat. „Es ist verboten." —
„Der größte Feldherr fand allein
Den würd'gen Bildner in dem Toten.
Er sah zum stolzen Aar empor,
Er, welchem Hellas' Sonne strahlte, —
Zeus schwebte seinem Geiste vor,
Prometheus war es, den er malte."

Chor.

Sei Knechtschaft auch sein düstres Los,
Und hab' er alles sonst verloren,
Beglückt, wer in der Liebe Schoß
Im Lande stirbt, das ihn geboren.

„Zurück! Hier dürft ihr nicht herein!"
Entgegnet jetzt der Kriegsmann leiser. —
„Der Künstler soll geächtet sein,
Und längst schon unterlag der Kaiser?
In fremdem Land des Todes Raub,
Mußt' er ihm zwiefach bitter werden.
Nimm, Frankreich, des Heroen Staub,
Nimm ihn, du Schoß der Muttererden."

Chor.

Sei Knechtschaft auch sein düstres Los,
Und hab' er alles sonst verloren,
Beglückt, wer in der Liebe Schoß
Im Lande stirbt, das ihn geboren.

„Zurück! Hier dürft ihr nicht herein!"
Seufzt tief erschüttert die Vedette. —
„Kehrt um! Nicht Frankreich soll es sein,
Das vielgeliebte, das ihn bette.

Erloschen ist der Stern der Kunst,
Vor welchem Roma trat in Schatten.
Laßt von dem Fremden uns die Gunst
Erbetteln, David zu bestatten."

Chor.

Sei Knechtschaft auch sein düstres Los,
Und hab' er alles sonst verloren,
Beglückt, wer in der Liebe Schoß
Im Lande stirbt, das ihn geboren.

---

## Lafayette in Amerika.

(Versmaß des Originals.)

„Sagt, Bürger, welch ein Festzug kommt dort näher?" —
„Ein alter Krieger stieg bei uns ans Land." —
„Ihn sendet wohl ein Fürst der Europäer?" —
„Der Fürsten Haß ist wider ihn entbrannt." —
„Führt er ein Heer?" — „Nur er kam auf den Meeren." —
„Was tat er?" — „Volksfesseln brach der Held."
Heil ihm, dem Mann der beiden Hemisphären!
Erleuchtet, Tage des Triumphs, die Welt.

Du, Europäer, siehst in diesem Lande,
Das rings vom Ruf der Freude widerhallt,
Wie Frieden, Freiheit, wie gesell'ge Bande
Geheiligt sind auch ohne Zwanggewalt.
Die Tyrannei bevölkert unsre Staaten,
Schafft unsern Urwald um zu blühndem Feld.
Nur Gott ist hier der Richter unsrer Taten.
Erleuchtet, Tage des Triumphs, die Welt!

Wohl floß des Blutes viel; wir unterlagen;
Doch Lafayette erschien, wies auf sein Land,
Washington führte, siegreich ward geschlagen,
Und siehe! Albions Panier verschwand.
Um seinem Land der Freiheit Hort zu retten,
Hat der Verfolgung er sich bloßgestellt.
Wir löschen aus die Schmach von Olmütz' Ketten.
Erleuchtet, Tage des Triumphs, die Welt!

Und heut begrüßen wir den Freund, den alten,
Der damals unsrer Freiheit Baum geschaut,
Ein junges Reis, sein erstes Laub entfalten;
Der Baum ist mit den Stürmen nun vertraut,

Er ſah in ſeinem Wipfel ſie ermatten,
Den jetzt der Sonne heitrer Strahl erhellt,
Und raſten will der Gaſt in ſeinem Schatten.
Erleuchtet, Tage des Triumphs, die Welt!

Begeiſtert ſchaun auf die verehrten Züge
Hier unſre Führer, dort der Krieger Heer.
Es eilt, zu forſchen, ob der Ruf nicht trüge,
Der Sohn des Waldes aus der Wildnis her.
Es ſchirmet alle, die zum Feſte kamen,
Der heil'ge Baum mit immergrünem Zelt,
Der Wind verſtreuet weithin ſeinen Samen.
Erleuchtet, Tage des Triumphs, die Welt!

Der Fremde ſprach, den dieſe Worte trafen, —
Gekrönet hatt' er nur bisher dem Thron:
„Den Götzen opfern mag ein Volk von Sklaven,
Ein freies Volk kennt einen höhern Lohn."
Er ſeufzt und blickt hinüber nach dem Lande,
Wo Knechtſchaft ihm den Jugendtraum vergällt:
Vereine Tugend beider Welten Strande!
Erleuchtet, Tage des Triumphs, die Welt!

# Adelberts Fabel

1806

Adelbert merkte, als er erwachte, er müsse lange geschlafen haben; er rieb sich die Augen, die sich nicht recht dem Lichte öffnen wollten, und den Kopf, der ihm ganz wüste war; er besann sich endlich doch der Absicht, die er gehabt hatte: auf die weite, mühselige Wanderung auszugehen, um die Welt zu erschauen, sich selbst in ihr, sodann nachzudenken und zu begreifen, falls er's vermöchte; denn diese Dinge reizten ihn. Er sah den weißen Wanderstab neben sich liegen, wollte den ergreifen, sich aufraffen und unverdrossen weiterziehen; aber der Winter war angebrochen, und es war kalt; es hatte gefroren während seines Schlafes, und so fand er, daß sein Stab und seine Kleider und er selbst fest angefroren waren an dem Boden, so daß er sich nicht zu regen vermochte; die Hände nur, die auf seiner Brust geruht hatten, waren ihm frei geblieben. Durch die Zweige des Baumes, unter dem er lag, die nackt waren und ihres grünen Schmuckes beraubt, ging ein düstrer Nebelwind, daß sie unholden Klanges aneinander rauschten; — es ist doch seltsam, dachte Adelbert, und er schlummerte wieder ein.

Adelbert schlummerte ein und ward wach, und schlummerte wieder und ermunterte sich aufs neue; hinter ihm (er lag gegen Norden hingestreckt) ging die Sonne auf und ging nieder, und es wechselten die Monde, und die Jahre vergingen: er aber lag immer noch fest angefroren an dem Boden, und über seinem Haupte rauschten blätterlos die dürren, windgeschlagenen Äste des Baumes. — Auch hatten sich rings um ihn, so weit er sehen konnte, Mauern aus Eis getürmt, die ihn umfingen und sich eng und enger um ihn drängten, gleich Mauern eines Kerkers, eines Grabes. Es ist doch seltsam, dachte Adelbert, und eine Beschwerde auf der Reise, und er dachte viel Törichtes, und wenig, das es nicht war; wie es denn manchem auf seiner Reise zu gehen pflegt.

Er dachte: man muß die Notwendigkeit männlich ertragen, und murren gegen das Verhängte ist töricht. Gibt es einmal

Gott, daß es Tauwetter werde, so erlang' ich vielleicht wohl einmal noch meine Freiheit wieder und setze dann meine Reise fort und benutze klug, was ich alles sehe; und unter solchen Gedanken pflegt' er jedesmal wieder einzuschlafen.

Er war durch gründliches Nachforschen, zu dem er auch vollkommen Zeit hatte, nun dahinter gekommen, wie das Wesen des Winters so sehr bösartig sei, und er hegte einen herben Haß gegen den Frost. Die einzige Lust, die er übrigens genoß, war, durch die Eisrinde, die ihn umschloß, zu den Sternen hinzuschauen, wann sie am nächtlichen Himmel prangten, und an dem ruhigen Kreislauf des himmlischen Wagens um den Polarstern lernt' er nach Zeiten erkennen, wann wiederum ein Jahr verstrichen war.

Da er eines Mittags zum ruhigen Nachdenken die Augen geschlossen hatte, und sodann entschlummert war, ward ihm, wie er die Augen wieder aufschloß, eine wundersame Erscheinung. Es stand vor ihm da in herrlicher Größe eine hohe weibliche Gestalt, nicht aber einem irdischen Weibe zu vergleichen. Sie schien in Schmerz versunken; mit langem Trauergewande war sie angetan, und ihr schwarzes Haar floß in nächtlichen Wellen von ihrer leuchtenden Stirne über ihr Antlitz herab zu den regen Lilien ihrer Brüste, und umgoß ihre schönen Glieder. Sie teilte mit einer Hand die Locken vor ihren Augen, und er sah ihr in das Angesicht; sein Herz erbebte in seiner Brust. Sie schritt näher zu ihm und neigte sich über ihn, und heftete die ernsten Blicke ihrer finsterflammenden Augen auf seine Blicke: sie sprach geheimnisreich die mächtigen Klänge ihres nichtirdischen Namens aus, wie nicht Töne von Menschenzungen sie nachzusprechen vermögen; dann schnitt sie und nahm mit sich fort eine Locke von seinem Haupte und warf auf ihn eine Locke von ihrem eignen Haar, die sie durch einen Ring zog, den sie von ihrem Finger streifte; dann ward sie durch eine strenge Macht von ihm entfernt, und ihr ward ein Schweigensschleier übergeworfen, und sie hüllte sich in den Schleier, und häufig rückwärts blickend nach ihm wallte sie rasch nach Norden hin.

Umsonst raffte Adelbert, der besinnungslos und erstarrt lag, wie das Eis selbst, das ihn hielt, schnell seine Lebensgeister zusammen und schrie ihr nach, flehend um Erbarmen, und weinte laut, und streckte seine Hände nach ihr — sie war entrückt, und es standen nur noch vor ihm da die düstern, kalten Eismauern, die ihn umfingen. — Er vergoß viele Tränen, steckte den Ring an seinen Finger, die Locke auf seiner Brust, und nachdem er sein Herz gesättigt mit seinen Tränen, entschlummerte er wieder aufs neue. Aber auch den Träumen seines Schlafes erschien das

wundervolle Bild des Weibes und quälte Adelberten mit Blicken, Schweigen und Entweichen; er erwachte und überdachte wieder das seltsame Ereignis und schlummerte wieder ein, um zu träumen von dem Weibe. — Sein Herz war zu ihr entbrannt in Liebe, und er fühlte, sie sei ihm und seinem Schicksal alles. Er flehte zu ihr mit Inbrunst und hoffte und glaubte nur von ihr Rettung von seiner Pein und seiner Schmach. — Aber ihm erschien keine Rettung — also hielt er noch viele Monden aus. —

Endlich besann er sich eines Nützlicheren. Er hub an, den Ring mit angestrengtem Fleiße zu betrachten, welchen er annoch nur geküßt und an sein Herz gedrückt hatte, ob nicht etwa Zeichen in diesen Talisman eingegraben wären, und er wurde wirklich eingegrabene Zeichen an dem Ring gewahr — noch aber konnte er sie nicht lesen, es fehlte ihm das Verständnis.

Die Deutung nun der Zeichen zu erforschen, waren alle seine Geisteskräfte geschäftig rege, und er versuchte es, angestrengt und ermüdet, auf allen Wegen, und war schlummerlos; noch zwar, so schien es, wollte ihm das Werk nicht gelingen; aber er verzweifelte nicht, er weinte nur Tränen der Seelenangst.

Und in einer Nacht, da er wieder das wunderbare Bild geträumt und scharf es angeschaut, da fuhr es wie ein Blitzstrahl durch seine Seele; er zog rasch den Ring hervor, und beim Schimmer des Polarsternes, der heller leuchtete, las er leicht und schnell das mächtige Wort: ΘΕΛΕΙΝ.

Θέλειν! Wollen also?

„Sei's! Ich will's!" rief er mit Macht aus und sprang im Zorn auf, und die Bande des Eises, die ihn gehalten, waren zerschellt worden, leicht und rasch, wie ein Gedanke fleugt. — Er ergriff seinen Wanderstab: auch den gab das Eis willig los. — Jetzt erhob sich die Sonne im Osten und übergoß mit blutigem Scheine die Wände des eisigen Burgverließes, in dem er, sich umschauend, bemerkte zu sein. Er steckte den Ring an den Zeigefinger seiner Rechten und ballte die Faust und schritt zu der östlichen Wand und tat einen gewaltigen Schlag, und mit donnerndem Schall erkrachte und stürzte zusammen das starre Gebäude, und lag in Trümmern um ihn. Und also stand er da, und überblickte nur einmal noch die Merkmale seiner langen Schmach, und weinte nicht, und lachte auch nicht auf; sondern er war ruhig ernst, bereit, Liebe im Busen, Kraft in den Gliedern, die vorgehabte Wanderung anzutreten.

Und die Sonne erhob sich flammend zu ihrem Mittage, und plötzlich schmolzen vor ihren Blicken die zerstreuten Trümmer der Eisburg. Da schwang sich ungestüm um Adelbert der Quell des

lebendigen Wassers, und umkreiste ihn in wilder, wirbelnder Strömung, da ward um ihn entfaltet ein unabsehbares Meer, das brandend aufbrauste mit drohendem Getöne, und die Wellen, die rings sich türmten, schienen im Zorne gegen ihn erregt, sich ineinander reißen zu wollen, auf daß sie ihn verschlängen. — Und ein Sturm erhob sich vom Meere mit entgegenstreitenden Winden, die alle Wolken über sein Haupt häuften. Er stand allein inmitten der Schrecken.

Und ein Windstoß stürmte zu ihm heran, daß er ihn niederwerfe — er stand fest — mit seinen Kleidern nur spielte der Sturm, aber die geheimnisvolle Locke, die er in seinem Busen verwahrte, ward ihm entrissen, und der Wind trieb sie über die Flut hin. Da warf er sich beherzt in die drohende Flut, und siehe! sanft ward er von den Wogen getragen, vor ihm ebnete sich das Meer, und legten sich die getürmten Wellen, die Orkane schwiegen vor seinem Nahen, und nur ein milder Hauch des Windes trieb ihn der windgetragenen Locke nach, die er mit unermüdlichem Auge verfolgte, ringend selber sie zu erreichen. Aber aus der dunkeln Locke erblühte vor seinen Blicken die ambrosische Gestalt selbst des geheimnisvollen, verschleierten Weibes, die, geflügelten Fußes, und nicht berührend die Flut, dahin wallte vor dem Strebenden, lenkend gegen Norden und gegen Süden und gegen Westen seine eifernde Verfolgung.

Also vollbracht' er viel des Weges, es war aber keine Zeit, die Sonne stand am südlichen Himmel; im Norden glänzte ernst und hell der Polarstern; die Rötin Aurora prangte im Osten, und im Westen waren ergossen die reichsten Gluten des Abends. Die Gestirne ordneten sich am Firmament zu wunderbaren Schicksalsfiguren; Azur war die Luft und Azur das Gewässer, dessen Schaum Rosen waren und Schmerzensblumen.

Und nach ungemessenem, langem, beharrendem Bestreben sah er die flüchtige, schwebende Gestalt zu einem Lande, das zwischen Norden und Süden mit hohen Gebirgen erschien, ihren Flug lenken, und sie schaute nun häufiger und mit seltsameren Blicken nach ihm zurück. Und er spannte seine Kräfte mehr an, und schlug zum Schwimmen das Wasser mit erhöhter Macht, und nun wallte das Bild über das Ufer dahin, und erhob sich zu dem Gebirge; auch Adelbert erreichte das Land, und sein Fuß ruhte auf dem Festen; er begann den Lauf zu den Gebirgen hinan, immer verfolgend. Hinter ihm empörte sich die Flut, und landeinwärts verfolgte ihn die drohende Brandung; die stürmischen Wellen brachen sich hinter seinen Fersen und riefen ihn mit Drohen und mit Klagen. Er schaute nur vor sich hin nach dem

flüchtigen Ziele. Das führte ihn in ein Bergtal, das mehr und mehr sich vor ihm engte, und dessen überhängende Felsenwände das Getöse der steigenden Brandung donnernd nachhallten: und die Gestalt war jetzt vor ihm verschwunden. Das Tal, worin er war, endigte in einen jähen Felsspalt, an dessen Eingange er nun stand. Verfolgt vom Meere, preßte er sich in diese enge Pforte, und befand sich in einem unterirdischen, lichtlosen Gange, und es drang kein Klang mehr zu seinem Ohre: das Herz ergrauste ihm in dem Busen.

Er verfolgte lange mit Beharrlichkeit diesen Pfad, und harrte, getaucht in Finsternis, mutig vorwärts dringend, des Ausgangs. Und tiefer abwärts neigte sich der Gang, und immer nach der Tiefe zu führte er ihn, und er schien in unendliche Tiefe hinab sich zu senken.

Er war auf diese Weise lang hinabgestiegen, als ein fernes Leuchten durch die Finsternis zu dämmern anfing; da erweiterten sich die Felsenwände, und der Gang wölbte sich höher über seinem Haupte; ferne Harmonien bewegten leise die Luft; er atmete freier, und verdoppelte den Schritt, immer vorwärts dringend; und hell und heller ward es vor ihm und tönender; aber zu dem Quell des Zentrums, dem er nahte, zu gelangen, mußt' er noch lange und zu unermeßlicher Tiefe hinabsteigen.

Da spähte er wundersame Gesichte! In unübersehbarem, unterirdischem Geschoß waren Webstühle ohne Zahl, an deren jeglichem zwo sich gleiche Gestalten im Gegenkampfe woben. Nur dies waren ihre Zeichen, daß man sie unterschiede: die einen trugen Karfunkel auf ihren Häuptern, die ihnen widerstreitenden aber eiserne Kronen, und wie die Macht von jenen siegend obwaltete, ward auch erhöhet die Helle des Steines, den sie trugen, und einzig den Steinen entquoll die Lichtlust dieses Fabelreiches, durch welche mächtige Harmonien wogten.

Aber die Weberinnen an dem Webestuhle, dem er am nächsten war, erkannte er wohl, wie er sie schaute, und wie jenes wunderbare Weib waren sie, in Schmerz versunken, mit langem Trauergewande angetan, und das schwarze Haar ergossen von der leuchtenden Stirne über das Antlitz herab, zu den regen Lilien der Brüste und den schönen Gliedern. Die eine trug den Karfunkel, die eiserne Krone die andere; beide hefteten ernst die Augen auf ihn, Licht blickend jene, und diese Finsternis, und sie rangen angestrengt und woben: und er trat zu dem Webestuhle und schaute, und das Gewebe, das sie woben, war — sein eigenes Leben.

Ich habe euch erkannt, euch, meine Schicksalsgenien, rief Adelbert; Karfunkel du meiner innern Selbstmacht, und du, finstrer Widerstreit der äußern Weltmächte; aber Macht und Helle werden dir, dir köstlichem Karfunkel!

Es ward ihm die Antwort: schaue auf! dem Aufschauenden aber ward dies andere Gesicht:

Er sah mitten im Raume, in hehrer Majestät, auf erhabenem Throne einen Alten sitzen; der trug auf seiner Stirn seinen Namen, und dieser Name ist (ob auch tausendzungig anders ausgesprochen): *ΑΝΑΓΚΗ*. Sein weites Gewand war gestirnter Azur, die Harfe ruhte in seiner Linken, und mit seiner Rechten griff er in die Saiten, denen ewiglich alle Harmonien entquollen. Und wie er in die Saiten griff, bewegten sich die Sterne seines Gewandes und ordneten sich nach seinen Akkorden, und wie sich ordneten die Sterne, und wie die Macht war der Akkorde, die er griff, wogte auch der Kampf der webenden Gestalten. Und ihre Bewegungen, ihr Sinken, ihr Steigen, und all ihr Weben, und aller Glanz, den die Karfunkel sprühten, waren die Töne, die er griff. Aber die gesamten, vielfarbigen Gewebe waren vor ihm ein einiges Gewebe, ein Akkord.

Und auf dem Altare vor dem Throne des Alten sah Adelbert die Locke seines Haupthaars mit jener andern Locke vereint; er zog den Ring von seinem Finger, las das Wort, las nun: *ΣΥΝΘΕΛΕΙΝ*. Er fiel nieder in Anbetung vor dem Throne. Da erwachte er; und er hatte das Antlitz gewendet gegen die im Osten aufsteigende Sonne.

# Peter Schlemihls
## wundersame Geschichte

# Jul. Ed. Hitzigs Vorrede zu Peter Schlemihl.

Peter Schlemihl ist in einem bedeutenden Abschnitte aus dem Leben seines Dichters entstanden. Das verhängnisvolle Jahr 1813 fand Chamisso in Berlin, als die Bewegung ausbrach, die dem Herrscher seines Vaterlandes in ihren Folgen den Untergang, Deutschland die Befreiung von dessen Zwingherrschaft brachte. Wer Kraft in seinem Arm fühlte, der eilte, ihn zu waffnen für Deutschlands gute Sache. Chamisso hatte nicht allein einen kraftvollen Arm, sondern trug auch ein wahrhaft deutsches Herz in seiner Brust und befand sich dennoch in einer Lage, wie unter Millionen nicht einer. Denn es galt nicht Kampf für Deutschland allein, sondern auch Kampf gegen das Volk, dem er durch Geburt und Familienbande angehörte. Das setzte ihn in Verzweiflung. „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins;" so seufzte er oft, und statt der Teilnahme an seiner einzigen Stellung, mußte er in der Hauptstadt Preußens, dem Mittelpunkte der Verbündung gegen Napoleon und Frankreich, nur zu oft Haß und Hohn gegen seine Stammesgenossen vernehmen. Er selbst war zu billig, um das Natürliche der Motive solcher Äußerungen zu verkennen, aber nichtsdestominder verletzten sie ihn tief, wo sie ihn trafen. Wohlmeinende Freunde beschlossen unter solchen Verhältnissen, ihn aus dem aufgeregten Berlin auf das stille Land zu entfernen; die edle gräflich Itzenplitzsche Familie bot willig ein Asyl, und Chamisso lebte in demselben nahe genug der allmählichen Entwickelung der weltgeschichtlichen Krise und doch frei von persönlich unangenehmen Berührungen. Auf dem kaum eine Tagereise von Berlin entfernten Gute Kunersdorf nun, wo der Dichter sich ganz der Botanik und andern Lieblingsstudien widmen konnte, war es, wo er die Idee zum Peter Schlemihl faßte und mit rascher Feder ausführte. Die Briefe aus der erwähnten Periode in dem ersten Bande von Chamissos, von dem Unterzeichneten herausgegebener Biographie legen davon Zeugnis ab. Die

erste Ausgabe der unvergleichen Erzählung erschien mit einer Widmung, die vom 27. Mai 1813 datiert ist, 1814, und hatte sich kaum zu Anfange des nächsten Jahres 1815 Bahn zu brechen angefangen, als der Dichter für mehr als drei Jahre zu seiner Reise um die Welt, von der der Schlemihl eine merkwürdige Vorahnung enthält, Deutschland verließ. Schlemihl war der Abschiedsgruß an dies sein zweites Vaterland, der erste Grundstein zu dem Bau seines nachmaligen Ruhmes.

Man hat Chamisso oft mit der Frage gequält, was er mit dem Schlemihl so recht gemeint habe. Oft ergetzte ihn diese Frage, oft ärgerte sie ihn. Die Wahrheit ist, daß er wohl eigentlich keine spezielle Absicht, deren er sich so bewußt gewesen, um davon eine philiströse Rechenschaft zu geben, dabei gehabt. Das Märchen entstand, wie jedes echt poetische Werk, in ihm mit zwingender Notwendigkeit, um seiner selbst willen. „Du hast" — schrieb er an Hitzig, nachdem er die erste Hand daran gelegt — „jetzt gewiß nichts weniger von mir erwartet als ein Buch! Lies es Deiner Frau vor, heute abend, wenn sie Zeit hat. Ist sie neugierig zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen, und besonders wer der Mann im grauen Kleide war, so schick' mir gleich morgen das Heft wieder, daß ich daran weiter schreibe; — wo nicht — so weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat." Kann sich ein Dichter harmloser seinem Publikum gegenüberstellen?

In der Vorrede zu der im Jahre 1838 erschienenen neuen französischen Übersetzung des Peter Schlemihl macht Chamisso sich in seiner Weise über die klügelnden Fragen nach seiner eigentlichen Intention lustig. „Gegenwärtige Geschichte" — sagt er — „ist in die Hände von besonnenen Leuten gefallen, die, gewohnt nur zu ihrer Belehrung zu lesen, sich darüber beunruhigt haben, was denn wohl der Schatten bedeute. Mehrere haben darüber kuriose Hypothesen aufgestellt; andere, indem sie mir die Ehre erwiesen, mich für gelehrter zu halten, als ich es bin, haben sich an mich gewandt, um durch mich die Lösung ihrer Zweifel bewirkt zu sehen. Die Frage, mit welcher sie mich bestürmten, hat mich über meine Unwissenheit erröten lassen. Sie haben mich dahin gebracht, in den Umfang meiner Studien einen mir bis dahin fremd gebliebenen Gegenstand aufzunehmen, und ich habe mich gelehrten Untersuchungen ergeben, deren Resultat ich hier aufzeichnen will.

## Vom Schatten.

‚Ein nicht leuchtender Körper kann nur teilweise von einem leuchtenden Körper erhellt werden. Der lichtlose Raum, welcher

auf der Seite des nicht beleuchteten Teiles liegt, ist das, was man Schatten nennt. Schatten bezeichnet also im eigentlichen Sinne einen körperlichen Raum, dessen Gestalt zugleich von der Gestalt des leuchtenden Körpers, von der des beleuchteten und von ihrer gegenseitigen Stellung gegeneinander abhängt.

Der auf einer hinter dem schattenwerfenden Körper befindlichen Fläche aufgefangene Schatten ist daher nichts anderes als der Durchschnitt dieser Fläche mit dem körperlichen Raum (französisch ‚le solide' also wörtlich dem Soliden, auf welchem Worte der ganze Scherz beruht), den wir vorher durch den Namen Schatten bezeichneten.'

Haüy, Traité élémentaire de physique, T. II. § 1002 et 1006.

Von dem zuletzt erwähnten Soliden ist nun die Rede in der wundersamen Historie des Peter Schlemihl. Die Finanzwissenschaft belehrt uns hinlänglich über die Wichtigkeit des Geldes; die des Schattens ist minder allgemein anerkannt. Mein unbesonnener Freund hat sich nach dem Gelde gelüsten lassen, dessen Wert er kannte, und nicht an das Solide gedacht. Die Lektion, die er teuer bezahlen müssen, soll, so wünscht er, uns zunutze kommen, und seine Erfahrung ruft uns zu: „Denket an das Solide!" —

So weit Chamisso[1]).

Peter Schlemihl hat sich durch Übersetzungen den Weg fast in alle bedeutenden Länder Europas gebahnt. Von einer

---

[1]) Wir lassen diese Vorrede nachstehend im Original folgen:

PRÉFACE. Ce petit livre n'est pas une nouveauté. Il a été imprimé pour la première fois en allemand en 1814. Les éditions, les traductions, les imitations, les contrefactions s'en sont depuis multipliées dans presque toutes les langues de l'Europe, et il est devenu populaire surtout en Angleterre et dans les Etats-unis.

J'ai revu, corrigé et approuvé la version que l'on va lire, et qui, ultérieurement corrigée par l'éditeur, a paru en 1822 à Paris chez Ladvocat. Je reviens de la revoir et de la corriger encore avant de la remettre au libraire qui me l'a demandée. Je ne laisserai pas toutefois de réclamer l'indulgence des lecteurs pour mon style tant soit peu germanique: le français n'est pas la langue que j'ai coutume d'écrire.

J'extrairai de la correspondance entre J. E. Hitzig, Fouqué et moi, imprimée en tête des éditions allemandes, quelques notices sur l'auteur et le manuscrit dont il m'avait rendu dépositaire.

J'ai connu Pierre Schlémihl en 1804 à Berlin: c'était un grand jeune homme gauche, sans être maladroit, inerte, sans être paresseux, le plus souvent renfermé en lui-même sans paraître s'inquiéter de ce qui se passait autour de lui, inoffensif mais sans égard pour les convenances, et toujours vêtu d'une vieille Kurtke noire râpée qui avait fait dire de lui, qu'il devrait s'estimer heureux si son âme partageait à demi l'immortalité de sa casaque. Il était habituellement en but aux sarcasmes de nos amis; cependant je

holländiſchen und ſpaniſchen, auch einer, dem Vernehmen nach, ruſſiſchen, liegen uns Exemplare nicht vor. Dagegen folgende:

Franzöſiſche: Pierre Schlémihl. Paris chez Ladvocat 1822. Von Chamiſſo im Manuſkript durchgeſehen und mit einem Vorwort verſehen, ſpäter aber von dem Verleger Ladvocat willkürlich verändert.

---

l'avais pris en affection, moi: plusieurs traits de ressemblance avaient établi un attrait mutuel entre nous.

J'habitais en 1813 à la campagne près de Berlin, et séparé de Schlémihl par les événemens, je l'avais depuis longtemps perdu de vue, lorsqu'un matin brumeux d'automne ayant dormi tard, j'appris à mon reveil qu'un homme à longue barbe, vêtu d'une vieille Kurtke noire rapée et portant des pantoufles par-dessus ses bottes, s'était informé de moi et avait laissé un paquet à mon adresse. Ce paquet contenait le manuscript autographe de la merveilleuse histoire de Pierre Schlémihl.

Un ami plus matinal que moi avait de sa fenêtre apperçu l'étranger, et frappé de son apparence bizarre, en avait crayonné le portrait. C'est lui qu'on retrouvera devant ce livre.

J'ai mal usé de la confiance de mon malheureux ami. J'ai laissé voir le manuscript que j'aurais dû tenir caché, et Fouqué a commis l'indiscrétion de le faire imprimer. Je n'ai pu dès-lors qu'en soigner les éditions. J'ai porté la peine de ma faute; on m'a associé à la honte de Schlémihl que j'avais contribuée à divulguer. Cependant j'ai vieilli depuis lors et, retiré du monde, le respect humain n'a plus d'empire sur moi. J'avoue aujourd'hui sans hésiter l'amitié, que j'ai eue pour Pierre Schlémihl.

Cette histoire est tombée entre les mains de gens réfléchis qui, accoutumés à ne lire que pour leur instruction, se sont inquiétés de savoir ce que c'était que l'ombre. Plusieurs ont fait à ce sujet des hypothèses fort curieuses; d'autres, me faisant l'honneur de me supposer plus instruit que je ne l'étais, se sont adressés à moi pour en obtenir la solution de leurs doutes. Les questions dont j'ai été assiégé m'ont fait rougir de mon ignorance. Elles m'ont déterminé à comprendre dans le cercle de mes études un objet qui jusque-là leur était resté étranger, et je me suis livré à de savantes recherches dont je consignerai ici le résultat.

De l'ombre.

„Un corps opaque ne peut jamais être éclairé qu'en partie par un corps lumineux, et l'espace privé de lumière qui est situé du côté de la partie non éclairée, est ce qu'on appelle 'ombre'. Ainsi 'l'ombre' proprement dite, représente un solide dont la forme dépend à la fois de celle du corps lumineux, de celle du corps opaque, et de la position da celui-ci à l'égard du corps lumineux."

„L'ombre considérée sur un plan situé derrière le corps opaque qui la produit, n'est autre chose que la section de ce plan dans le solide qui représente l'ombre." Haüy, Traité élémentaire de physique, T. II. §§. 1002 et 1006.

C'est donc de ce solide dont il est question dans la merveilleuse histoire de Pierre Schlémihl. La science de la finance nous instruit assez de l'importance de l'argent, celle de l'ombre est moins généralement reconnue. Mon imprudent ami a convoité l'argent dont il connaissait le prix et n'a pas songé au solide. La leçon qu'il a chèrement payée, il veut qu'elle nous profite et son expérience nous crie: songez au solide.

Berlin, en Novembre 1837. Adelbert de Chamisso.

Un roman du poète allemand contemporain Adelbert de Chamisso. Traduit par N. Martin. Histoire merveilleuse de Pierre Schlémihl. Dunquerque 1837. Am Schluß ein Schreiben des Überſetzers an einen Freund Victor: „A propos de l'ombre de Pierre Schlémihl", mit dem griechiſchen Motto: „Das Leben iſt eines Schattens Traum," worin der Verfaſſer, der Deutſchen ſpottend, „die, wie man ſage, drei Ungeheuer von Foliobänden an Erläuterungen über das Miniaturbüchlein geſchrieben haben ſollen," ſelbſt eine weitläufige Deutung des Schlemihl verſucht. Die breite Epiſtel ſchließt indes nicht übel mit den Worten: „Ich bemerke, freilich etwas ſpät, daß ich gleichfalls einen Brief voll von Schatten geſchrieben und ſtatt in den Finſterniſſen eine Fackel anzuzünden, ſie vielleicht noch dichter gemacht habe — in dieſem letztern Falle wird man mir wenigſtens das Verdienſt nicht abſprechen, die Originalfarben beibehalten zu haben."

Merveilleuse histoire de Pierre Schlémihl. Enrichie d'une savante préface où les curieux pourront apprendre ce que c'est que l'ombre. Paris et Nuremberg chez Schrag. 1838. Mit den *Cruikshank*ſchen Bildern und allerliebſten farbigen Randverzierungen derſelben.

Die Überſetzung iſt von Chamiſſo ſelbſt beſorgt und, wie der Titel angibt, mit einer neuen Vorrede ausgeſtattet, aus welcher oben eine charakteriſtiſche Stelle über den Schatten in einer Überſetzung mitgeteilt worden.

Engliſche: Peter Schlemihl. With plates by George Cruikshank, London 1824. Von dem Überſetzer ſeinem Freunde Wangner zugeeignet. Die Vorrede beginnt mit den artigen Worten: „Adelung ſagte einſt in Petersburg zu mir: Haben Sie den Peter Schlemihl geleſen? ‚Nein.' Wenn Sie ihn erſt leſen werden, werden Sie ihn auch überſetzen. — So hab' ich ihn wirklich überſetzt."

Der Überſetzer erklärt die Erzählung für eine moraliſche. Er überläßt die Erklärung derſelben ſeinen Leſern. „Es würde wenig ſchmeichelhaft für ſie ſein," — ſagt er naiv oder pfiffig ſo tuend, als ob er alles wüßte — „von ihnen vorauszuſetzen, daß ſie meines Beiſtandes bedürfen, um die einleuchtenden Lehren zu verſtehen, die daraus zu ziehen ſind."

Peter Schlemil. A new Translation by Emilie de Bouillon. London: ohne Jahreszahl. Mit (ſehr ſchlechten) Nachſtichen der *Cruikshank*ſchen Bilder. Wahrſcheinlich aus der franzöſiſchen ältern Überſetzung übertragen; denn die Überſetzerin hat als

Motto auf den Titel die französischen Worte gesetzt: „Man kann hieraus entnehmen, daß die leichteste Nachgiebigkeit in Dingen, die gegen das Gewissen streiten, uns viel weiter zu führen vermag, als wir gedacht haben," und dies sind die nämlichen Worte, mit welchen der Verleger *Ladvocat* die Vorrede der französischen Übersetzung aus dem Jahre 1822 schließt. Übrigens kommt in beiden englischen Übersetzungen Chamisso um die Autorehre; denn die erste nennt auf dem Titel Fouqué als den Verfasser, und die letzte verschweigt den Namen. Doch gibt sie die Zueignung an Hitzig mit Chamissos Unterschrift.

Italienische: L'uomo senz' ombra. Dono di simpatia al gentil sesso. Milano presso Omobono Manini. Taschenbuch für 1838. Mit angehängtem Kalender und ziemlich guten Nachstichen der *Cruikshank*schen Bilder.

Der Herausgeber, wahrscheinlich der Verleger, begnügt sich nicht allein, den Namen des Dichters nicht zu nennen, sondern stellt klüglich sein albernes, an die Leserinnen gerichtetes Vorwort so, daß man glauben muß, er selbst sei der Verfasser des Buches. „Seid nicht zu hart im Urteil, ihr Schönen, Strenge ziemt euch wenig," sagt er und mehr dergleichen Einfältiges.

Auch auf die Bühne ist die Schlemihlshistorie gebracht worden; aber gleichergestalt ohne dem wahren Dichter die Ehre zu geben. Im Februar 1819 erschien nämlich auf dem Josephstädter Theater in Wien: „Der Puzlivizli oder der Mann ohne Schatten. Ein komisches Zauberspiel in drei Aufzügen nach *de la Motte Fouqué*, frei bearbeitet von Ferdinand Rosenau." Unter den Personen erscheinen: der graue Mann und ein Albert schlechthin (wahrscheinlich Schlemihl); von dem Inhalt ist uns nichts bekannt geworden.

Wie der Schlemihl durch die englischen Übersetzungen in Großbritannien eine volkstümliche Gestalt geworden sein muß, davon legt endlich Zeugnis ab eine merkwürdige, am 19. September 1831, also 11 Tage nach der am 8. stattgefundenen Krönung Wilhelms IV., in London erschienene Karikatur. Es ist bekannt, daß zu dieser Krönungsfeierlichkeit ein damals auf dem Kontinent lebender Bruder des neuen Königs nach England übergeschifft war und, als bekanntes Haupt der starren Tories, nicht des freundlichsten Empfangs von seiten des Volks sich zu erfreuen hatte. Hierauf und vielleicht auch auf eine von dem Prinzen getane Äußerung, „daß Popularität nur ein Schatten sei," bezieht sich das Bild. Es stellt im Vordergrunde den Königlichen Bruder in sprechender Ähnlichkeit dar, im großen Kostüm der Ritter des

Hosenbandordens. Ihm zur Rechten zeigt sich der König mit der Krone auf dem Haupte, einen stattlichen Schatten an die Wand werfend. Zwischen diesem und dem Prinzen stehen Hofleute, die, den letztern beklagend, in die Worte ausbrechen:

„Eines Gentlemans Schatten ist verloren oder gestohlen."

Das Bild hat aber nachstehende Hauptunterschrift:

Peter Schlemihl bei der Krönung.

„Mag auch Popularität nichts sein als ein Schatten immerhin ist es nicht ergötzlich, schattenlos zu sein."

So lebt und wird Chamissos unsterbliche Erzählung fortleben in Europa, ja, mehr als das, in der ganzen zivilisierten Welt; denn auch Amerika besitzt den Schlemihl, indem die 1824 in London erschienene Uebersetzung schon 1825 in Boston nachgedruckt worden.

In Deutschland aber, seinem Geburtslande, hat er, wie gegenwärtige Ausgabe beweist, durch die Sorgfalt seines wackern Verlegers die höchst ungewöhnliche Ehre erfahren, stereotypiert zu werden, eine Auszeichnung, die der verewigte Dichter leider nicht mehr erlebte. Möge diese Art der unendlichen Vervielfältigung nun auch dazu beitragen, das Andenken Chamissos im Volke zu erhalten! Denn das Volk war es, welchem zu gefallen das höchste Ziel des Dichters war, das Volk, für welches alle Pulse des seltenen Mannes schlugen, der, einem der ältesten erlauchten Geschlechter Europas entsprossen, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zu dem Jahre 1305 hinaufführend, sein ganzes Leben hindurch Befriedigung nur darin suchte und fand, ein bescheidener Bürger, ein wahrer Mann aus dem Volke zu sein.

Berlin, am 21. August 1839, dem ersten Jahrestage von Chamissos Tode.

Julius Eduard Hitzig.

---

## An Julius Eduard Hitzig
von
## Adelbert von Chamisso.

Du vergissest niemanden, Du wirst Dich noch eines gewissen Peter Schlemihls erinnern, den Du in früheren Jahren ein paarmal bei mir gesehen hast, ein langbeiniger Bursch', den man ungeschickt glaubte, weil er linkisch war, und der wegen seiner Trägheit für faul galt. Ich hatte ihn lieb, — Du kannst nicht vergessen haben, Eduard, wie er uns einmal in unserer grünen Zeit durch die Sonette lief, ich brachte ihn mit auf einen der poetischen Tees, wo er mir noch während des Schreibens einschlief, ohne das

Lesen abzuwarten. Nun erinnere ich mich auch eines Witzes, den Du auf ihn machtest. Du hattest ihn nämlich schon, Gott weiß wo und wann, in einer alten schwarzen Kurtka gesehen, die er freilich damals noch immer trug, und sagtest: „der ganze Kerl wäre glücklich zu schätzen, wenn seine Seele nur halb so unsterblich wäre, als seine Kurtka." — So wenig galt er bei Euch. — Ich hatte ihn lieb. — Von diesem Schlemihl nun, den ich seit langen Jahren aus dem Gesicht verloren hatte, rührt das Heft her, das ich Dir mitteilen will. — Dir nur, Eduard, meinem nächsten, innigsten Freunde, meinem bess'ren Ich, vor dem ich kein Geheimnis verwahren kann, teil' ich es mit, nur Dir und, es versteht sich von selbst, unserm Fouqué, gleich Dir in meiner Seele eingewurzelt — aber in ihm teile ich es bloß dem Freunde mit, nicht dem Dichter. — Ihr werdet einsehen, wie unangenehm es mir sein würde, wenn etwa die Beichte, die ein ehrlicher Mann im Vertrauen auf meine Freundschaft und Redlichkeit an meiner Brust ablegt, in einem Dichterwerke an den Pranger geheftet würde, oder nur, wenn überhaupt unheilig verfahren würde, wie mit einem Erzeugnis schlechten Witzes, mit einer Sache, die das nicht ist und sein darf. Freilich muß ich selbst gestehen, daß es um die Geschichte schad' ist, die unter des guten Mannes Feder nur albern geworden, daß sie nicht von einer geschickteren fremden Hand in ihrer ganzen komischen Kraft dargestellt werden kann. — Was würde nicht Jean Paul daraus gemacht haben! — Übrigens, lieber Freund, mögen hier manche genannt sein, die noch leben; auch das will beachtet sein.

Noch ein Wort über die Art, wie diese Blätter an mich gelangt sind. Gestern früh bei meinem Erwachen gab man sie mir ab, — ein wunderlicher Mann, der einen langen grauen Bart trug, eine ganz abgenützte schwarze Kurtka anhatte, eine botanische Kapsel darüber umgehangen, und bei dem feuchten, regnichten Wetter Pantoffeln über seine Stiefel, hatte sich nach mir erkundigt und dieses für mich hinterlassen; er hatte, aus Berlin zu kommen, vorgegeben. — — —

Kunersdorf, den 27. September 1813.

Adelbert von Chamisso.

P. S. Ich lege Dir eine Zeichnung bei, die der kunstreiche Leopold, der eben an seinem Fenster stand, von der auffallenden Erscheinung entworfen hat. Als er den Wert, den ich auf diese Skizze legte, gesehen hat, hat er sie mir gerne geschenkt.[1])

[1]) Das hier erwähnte Bild befand sich bei den ersten Ausgaben des Schlemihl.

## An Ebendenselben
von
## Fouqué.

Bewahren, lieber Eduard, sollen wir die Geschichte des armen Schlemihl, dergestalt bewahren, daß sie vor Augen, die nicht hineinzusehen haben, beschirmt bleibe. Das ist eine schlimme Aufgabe. Es gibt solcher Augen eine ganze Menge, und welcher Sterbliche kann die Schicksale eines Manuskriptes bestimmen, eines Dinges, das beinah noch schlimmer zu hüten ist, als ein gesprochenes Wort. Da mache ich's denn wie ein Schwindelnder, der in der Angst lieber gleich in den Abgrund springt: ich lasse die ganze Geschichte drucken.

Und doch, Eduard, es gibt ernstere und bessere Gründe für mein Benehmen. Es trügt mich alles, oder in unserem lieben Deutschland schlagen der Herzen viel, die den armen Schlemihl zu verstehen fähig sind und auch wert, und über manch eines echten Landsmannes Gesicht wird bei dem herben Scherz, den das Leben mit ihm, und bei dem arglosen, den er mit sich selbst treibt, ein gerührtes Lächeln ziehn. Und du, mein Eduard, wenn Du das grundehrliche Buch ansiehst, und dabei denkst, daß viele unbekannte Herzensverwandte es mit uns lieben lernen, fühlst auch vielleicht einen Balsamtropfen in die heiße Wunde fallen, die Dir und allen, die Dich lieben, der Tod geschlagen hat.

Und endlich: es gibt — ich habe mich durch mannigfache Erfahrung davon überzeugt — es gibt für die gedruckten Bücher einen Genius, der sie in die rechten Hände bringt, und wenn nicht immer, doch sehr oft die unrechten davon abhält. Auf allen Fall hat er ein unsichtbares Vorhängeschloß vor jedwedem echten Geistes- und Gemütswerke, und weiß mit einer ganz untrüglichen Geschicklichkeit auf- und zuzuschließen.

Diesem Genius, mein sehr lieber Schlemihl, vertraue ich Dein Lächeln und Deine Tränen an, und somit Gott befohlen!

Nennhausen, Ende Mai 1814.

Fouqué.

---

## An Fouqué
von
## Hitzig.

Da haben wir denn nun die Folgen Deines verzweifelten Entschlusses, die Schlemihlshistorie, die wir als ein bloß uns anvertrautes Geheimnis bewahren sollten, drucken zu lassen, daß sie nicht allein Franzosen und Engländer, Holländer und Spanier übersetzt, Amerikaner aber den Engländern nachgedruckt, wie ich

dies alles in meinem gelehrten Berlin des breiteren gemeldet; sondern, daß auch für unser liebes Deutschland eine neue Ausgabe, mit den Zeichnungen der englischen, die der berühmte Cruikshank nach dem Leben entworfen, veranstaltet wird, wodurch die Sache unstreitig noch viel mehr herumkommt. Hielte ich Dich nicht für Dein eigenmächtiges Verfahren (denn mir hast Du 1814 ja kein Wort von der Herausgabe des Manuskripts gesagt) hinlänglich dadurch bestraft, daß unser Chamisso bei seiner Weltumsegelei, in den Jahren 1815 bis 1818, sich gewiß in Chile und Kamtschatka, und wohl gar bei seinem Freunde, dem seligen Tameiamaia auf O-Wahu, darüber beklagt haben wird, so forderte ich noch jetzt öffentlich Rechenschaft darüber von Dir.

Indes — auch hiervon abgesehen — geschehen ist geschehen, und recht hast Du auch darin gehabt, daß viele, viele Befreundete in den dreizehn verhängnisvollen Jahren, seit es das Licht der Welt erblickte, das Büchlein mit uns lieb gewonnen. Nie werde ich die Stunde vergessen, in welcher ich es Hoffmann zuerst vorlas. Außer sich vor Vergnügen und Spannung hing er an meinen Lippen, bis ich vollendet hatte; nicht erwarten konnte er, die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen, und, sonst jeder Nachahmung so abhold, widerstand er doch der Versuchung nicht, die Idee des verlorenen Schattens in seiner Erzählung: Die Abenteuer der Silvesternacht[1]), durch das verlorene Spiegelbild des Erasmus Spikher, ziemlich unglücklich zu variieren. Ja — unter die Kinder hat sich unsere wundersame Historie ihre Bahn zu brechen gewußt; denn als ich einst, an einem hellen Winterabend, mit ihrem Erzähler die Burgstraße hinaufging, und er einen über ihn lachenden, auf der Glitschbahn beschäftigten Jungen unter seinen Dir wohlbekannten Bärenmantel nahm und fortschleppte, hielt dieser ganz stille; da er aber wieder auf den Boden niedergesetzt war, und in gehöriger Ferne von den, als ob nichts geschehen wäre, weitergegangenen, rief er mit lauter Stimme seinem Räuber nach: warte nur, Peter Schlemihl!

So, denke ich, wird der ehrliche Kauz auch in seinem neuen, zierlichen Gewande viele erfreuen, die ihn in der einfachen Kurtka von 1814 nicht gesehen; diesen und jenen aber es außerdem noch überraschend sein, in dem botanisierenden, weltumschiffenden, ehemals wohlbestallten Königlich Preußischen Offizier, auch Historiographen des berühmten Peter Schlemihl, nebenher einen Lyriker

---

[1]) Fantasiestücke in Callots Manier, im letzten Teil. Vergl. auch: Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Bd. II. S. 112.

kennen zu lernen[1]), der, er möge maleiische oder litauische Weisen anstimmen, überall dartut, daß er das poetische Herz auf der rechten Stelle hat.

Darum, lieber Fouqué, sei Dir am Ende denn doch noch herzlich gedankt für die Veranstaltung der ersten Ausgabe, und empfange mit unseren Freunden meinen Glückwunsch zu dieser zweiten.

Berlin, im Januar 1827.

Eduard Hitzig.

---

### An meinen alten Freund Peter Schlemihl.

Da fällt nun deine Schrift nach vielen Jahren
Mir wieder in die Hand, und — wundersam! —
Der Zeit gedenk' ich, wo wir Freunde waren,
Als erst die Welt uns in die Schule nahm.
Ich bin ein alter Mann in grauen Haaren,
Ich überwinde schon die falsche Scham,
Ich will mich deinen Freund wie eh'mals nennen
Und mich als solchen vor der Welt bekennen.

Mein armer, armer Freund, es hat der Schlaue
Mir nicht, wie dir, so übel mitgespielt;
Gestrebet hab' ich und gehofft ins Blaue,
Und gar am Ende wenig nur erzielt;
Doch schwerlich wird berühmen sich der Graue,
Daß er mich jemals fest am Schatten hielt;
Den Schatten hab' ich, der mir angeboren,
Ich habe meinen Schatten nie verloren.

Mich traf, obgleich unschuldig wie das Kind,
Der Hohn, den sie für deine Blöße hatten. —
Ob wir einander denn so ähnlich sind?!
Sie schrien mir nach: Schlemihl, wo ist dein Schatten?
Und zeigt' ich den, so stellten sie sich blind
Und konnten gar zu lachen nicht ermatten.
Was hilft es denn! man trägt es in Geduld
Und ist noch froh, fühlt man sich ohne Schuld.

Und was ist denn der Schatten? möcht' ich fragen,
Wie man so oft mich selber schon gefragt,
So überschwänglich hoch es anzuschlagen,
Wie sich die arge Welt es nicht versagt?

[1]) Die zweite Ausgabe des Peter Schlemihl hatte einen Anhang von Liedern und Balladen des Dichters, worauf sich dies bezog.

Das gibt sich schon nach neunzehntausend Tagen,
Die, Weisheit bringend, über uns getagt;
Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Sehn Wesen jetzt als Schatten sich verziehen.

Wir geben uns die Hand darauf, Schlemihl,
Wir schreiten zu und lassen es beim Alten:
Wir kümmern uns um alle Welt nicht viel,
Es desto fester mit uns selbst zu halten;
Wir gleiten so schon näher unserm Ziel,
Ob jene lachten, ob die andern schalten;
Nach allen Stürmen wollen wir im Hafen
Doch ungestört gesunden Schlafes schlafen.

Berlin, August 1834.

Adelbert von Chamisso.

# Peter Schlemihls wundersame Geschichte.

## I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich sehr beschwerlichen Seefahrt erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich selbst mit meiner kleinen Habseligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, ging ich in das nächste, geringste Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen sah. Ich begehrte ein Zimmer, der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unters Dach. Ich ließ mir frisches Wasser geben und genau beschreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzusuchen habe. — „Vor dem Nordertor, das erste Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus, von rot und weißem Marmor mit vielen Säulen." Gut. — Es war noch früh an der Zeit; ich schnürte sogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten, schwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an, in meine besten Kleider, steckte das Empfehlungsschreiben zu mir und setzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich sein sollte.

Nachdem ich die lange Norderstraße hinaufgestiegen und das Tor erreicht, sah ich bald die Säulen durch das Grüne schimmern. — „Also hier," dacht' ich. Ich wischte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, setzte mein Halstuch in Ordnung, und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Tür sprang auf. Auf dem Flur hatt' ich ein Verhör zu bestehn; der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John — mit einer kleinen Gesellschaft sich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze seiner wohlbeleibten Selbstzufriedenheit. Er empfing mich sehr gut, — wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte sich sogar gegen mich, ohne sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. — „So, so! von meinem Bruder; ich habe lange nichts von

ihm gehört. Er ist doch gesund? — Dort," fuhr er gegen die Gesellschaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, „dort laß ich das neue Gebäude aufführen." Er brach das Siegel auf und das Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichtum lenkte. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million," warf er hinein, „der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!" „O, wie wahr!" rief ich aus, mit vollem, überströmendem Gefühl. Das mußte ihm gefallen; er lächelte mich an und sagte: „Bleiben Sie hier, lieber Freund, nachher hab' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu sagen, was ich hiezu denke," er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. — Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herren bemühten sich um andere Schönen, es fand sich, was sich paßte, und man wallte dem rosenumblüten Hügel zu.

Ich schlich hinterher, ohne jemandem beschwerlich zu fallen; denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und gescherzt, man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich erging besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von alledem vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf solche Rätsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne Fanny, wie es schien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen, sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereignis brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde Englisch-Pflaster gesucht. Ein stiller, dünner, hagrer, länglicher, ältlicher Mann, der neben mitging, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtasche seines altfränkischen, grautafftenen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank, die Wunde ward verbunden, und man ging weiter, den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ozean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!" rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung

kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dollond hervorgezogen und ihn dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Aug' bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sei das Schiff, das gestern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand und nicht wieder in die des Eigentümers; ich aber sah verwundert den Mann an und wußte nicht, wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war; es schien aber niemandem aufgefallen zu sein, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand und richtete da zum zweitenmal ein Wort an mich: „Essen Sie nur, das haben Sie auf der See nicht gehabt." Ich verbeugte mich, aber er sah es nicht, er sprach schon mit jemand anderem.

Man hätte sich gern auf den Rasen am Abhange des Hügels der ausgespannten Landschaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gescheut. Es wäre göttlich, meinte wer aus der Gesellschaft, wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten. Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte und mit bescheidener, ja demütiger Gebärde einen reichen, golddurchwirkten, türkischen Teppich darauszuziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müsse es so sein, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wissend, was ich denken sollte, besonders, da niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt und gefragt, wer er sei, nur wußt' ich nicht, an wen ich mich richten sollte; denn ich fürchtete mich fast noch mehr vor den Herren Bedienten als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien als die andern, und der öfter allein gestanden hatte. Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. — „Dieser, der wie ein Ende Zwirn aussieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?" „Ja, der allein steht" — „Den kenne ich nicht," gab er mir

zur Antwort, und, wie es schien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandt' er sich weg und sprach von gleichgültigen Dingen mit einem andern.

Die Sonne fing jetzt stärker zu scheinen an und ward den Damen beschwerlich; die schöne Fanny richtete nachlässig an den grauen Mann, den, so viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leichtsinnige Frage, ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er beantwortete sie durch eine so tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eisenwerk, kurz alles, was zu dem prachtvollsten Lustzelt gehörte, herauskommen sah. Die jungen Herren halfen es ausspannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — und keiner fand noch etwas Außerordentliches darin. —

Mir war schon lang' unheimlich, ja graulich zumute; wie ward mir vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch ich ihn noch aus seiner Tasche drei Reitpferde, ich sage dir, drei schöne, große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen sah! — denke dir, um Gottes willen! drei gesattelte Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lustzelt von derselben Größe, und alle dazu gehörigen Stangen und Eisen herausgekommen waren! — Wenn ich dir nicht beteuerte, es selbst mit eigenen Augen angesehen zu haben, würdest du es gewiß nicht glauben. —

So verlegen und demütig der Mann selbst zu sein schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die andern schenkten, so ward mir doch seine blasse Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, daß ich sie nicht länger ertragen konnte.

Ich beschloß, mich aus der Gesellschaft zu stehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darinnen spielte, mir ein leichtes schien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder versuchen und, wenn ich den Mut dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur so zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich schon wirklich durch den Rosenhain, den Hügel hinab, glücklich geschlichen und befand mich auf einem freien Rasenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durchs Gras gehend angetroffen zu werden, einen forschenden Blick um mich warf. — Wie erschrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab und verneigte sich so tief, als noch

niemand vor mir getan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu sein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Er selber schien sehr verlegen zu sein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiser, unsicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannter Weise aufzusuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst —" — „Aber um Gottes willen, mein Herr!" brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann tun, der —" wir stutzten beide und wurden, wie mir deucht, rot.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Male — erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage — wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichsam mit einer gewissen edlen Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumutung. Sollten Sie sich wohl nicht abgeneigt finden, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen?"

Er schwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt' ich aus dem seltsamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt sein, dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demut des seinigen besser paßte, erwiderte ich also:

„Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug? Das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz absonderlichen Sorte." Er fiel sogleich wieder ein: „Ich habe in meiner Tasche manches, was dem Herrn nicht ganz unwert scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt' ich den höchsten Preis zu gering."

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte ‚guter Freund' nennen können. Ich nahm wieder das Wort und suchte es womöglich mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem untertänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut; wie könnt' ich nur meinen Schatten — —" Er unterbrach mich: „Ich

erbitte mir nur Dero Erlaubnis, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn, überlasse ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Tasche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubtaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl nichts für Sie sein: besser, Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder restauriert; auch ein Glückssäckel, wie der seine gewesen." — „Fortunati Glückssäckel," fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben gnädigst der Herr, diesen Säckel zu besichtigen und zu erproben." Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen, festgenähten Beutel von starkem Korduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin: „Topp! der Handel gilt; für den Beutel haben Sie meinen Schatten." Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten und zuletzt einstecken. Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest; rund um mich her war die Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Besinnung.

## II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu tun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Tore zu ging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!" — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren." „Danke, Mütterchen!" Ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rat hin und trat unter die Bäume.

Am Tore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?" und gleich wieder darauf von ein paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!" Das fing an, mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar zu meinem Unheil in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verriet mich mit großem Geschrei der sämtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu rezensieren und mit Kot zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen." Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie und sprang in einen Mietswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen: daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichtum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirtshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing das ärmliche Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen; ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte.

Was denkest du, das ich nun anfing? — O, mein lieber Chamisso, selbst vor dir es zu gestehen, macht mich erröten. Ich zog den unglücklichen Säckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wut, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich und schritt darüber hin und ließ es klirren und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber

wälzte. So verging der Tag, der Abend; ich schloß meine Tür nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von dir; es ward mir, als stünde ich hinter der Glastüre deines kleinen Zimmers und sähe dich von da an deinem Arbeitstische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen; vor dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf deinem Sofa lagen ein Band Goethe und der Zauberring; ich betrachtete dich lange und jedes Ding in deiner Stube und dann dich wieder; du rührtest dich aber nicht, du holtest auch nicht Atem, du warst tot.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Überdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein törichtes Herz gesättigt; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam und mit saurem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinett stand, zu schleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirt zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den näheren Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düstres Los ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indes über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Tür und ließ abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel herauskam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, soviel Mut ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch

einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platze trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich soweit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeigten oft das tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte; Äußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten als der Hohn der Jugend und die hochmütige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend ins Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Tage war meine erste Sorge, nach dem Manne im grauen Rock überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der törichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen; — ich schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen, beschrieb ihm alle, die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu: er solle sich nach einem Dollondschen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtlustzelt und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Geschichte, ohne zu bestimmen wie, mit der des rätselhaften Mannes zusammenhinge, welcher allen unbedeutend geschienen, und dessen Erscheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Last, wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelsteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Wert. „Bendel," sprach ich,

„dieses ebnet viele Wege und macht vieles leicht, was unmöglich schien; sei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern geh' und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen seine alleinige Hoffnung beruht."

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von seinen Gästen — er hatte alle gesprochen — wußte sich nur entfernt an den Mann im grauen Rock zu erinnern. Der neue Teleskop war da, und keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demselben Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen, die Knechte rühmten den Reichtum ihres Herrn, und keiner wußte, von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte sein Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wisse, woher er sie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die sie geritten, in ihren Ställen, und sie priesen die Freigebigkeit des Herrn John, der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, dessen rascher Eifer und verständige Führung, auch bei so fruchtlosem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster, mich allein zu lassen.

„Ich habe," hob er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh jemand gegeben, welchem ich vor der Tür begegnete, da ich zu dem Geschäft ausging, wo ich so unglücklich gewesen. Die eigenen Worte des Mannes waren: ‚Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich übers Meer gehe und ein günstiger Wind mich soeben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn selber aufzusuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm untertänigst und versichern ihn meines Dankes.' Ich frug ihn, wer er wäre, er sagte aber, Sie kennten ihn schon."

„Wie sah der Mann aus?" rief ich voller Ahnung. Und Bendel beschrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er sich erkundigt. —

„Unglücklicher!" schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!" und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erschreckt aus, „und ich Verblendeter, Blödsinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt und meinen Herrn verraten!"

Er brach, heiß weinend, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir selber Mitleid einflößen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihn wiederholt, ich setzte keinen Zweifel in seine Treue, und schickte ihn alsbald nach dem Hafen, um, wo möglich, die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach andern Weltstrichen, alle nach andern Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden.

## III.

Was hülfen Flügel dem in eisernen Ketten fest Angeschmiedeten? Er müßte dennoch, und schrecklicher, verzweifeln. Ich lag, wie Faffner bei seinem Hort, fern von jedem menschlichen Zuspruch, bei meinem Golde darbend, aber ich hatte nicht das Herz nach ihm, sondern ich fluchte ihm, um dessentwillen ich mich von allem Leben abgeschnitten sah. Bei mir allein mein düstres Geheimnis hegend, fürchtete ich mich vor dem letzten meiner Knechte, den ich zugleich beneiden mußte; denn er hatte einen Schatten, er durfte sich sehen lassen in der Sonne. Ich vertrauerte einsam in meinen Zimmern die Tag' und Nächte, und Gram zehrte an meinem Herzen.

Noch einer härmte sich unter meinen Augen ab; mein treuer Bendel hörte nicht auf, sich mit stillen Vorwürfen zu martern, daß er das Zutrauen seines gütigen Herrn betrogen und jenen nicht erkannt, nach dem er ausgeschickt war, und mit dem er mein trauriges Schicksal in enger Verflechtung denken mußte. Ich aber konnte ihm keine Schuld geben; ich erkannte in dem Ergebnis die fabelhafte Natur des Unbekannten.

Nichts unversucht zu lassen, schickt' ich einst Bendel mit einem kostbaren brillantenen Ring zu dem berühmtesten Maler der Stadt, den ich, mich zu besuchen, einladen ließ. Er kam; ich entfernte meine Leute, verschloß die Tür, setzte mich zu dem Mann, und nachdem ich seine Kunst gepriesen, kam ich mit schwerem Herzen zur Sache; ich ließ ihn zuvor das strengste Geheimnis geloben.

„Herr Professor," fuhr ich fort, „könnten Sie wohl einem Menschen, der auf die unglücklichste Weise von der Welt um seinen Schatten gekommen ist, einen falschen Schatten malen?" — — „Sie meinen einen Schlagschatten?" — „Den mein' ich allerdings." — „Aber," frug er mich weiter, „durch welche Ungeschicklichkeit, durch welche Nachlässigkeit konnte er denn seinen

Schlagschatten verlieren?" — „Wie es kam," erwiderte ich, „mag nun sehr gleichgültig sein; doch so viel," log ich ihm unverschämt vor: „In Rußland, wo er im vorigen Winter eine Reise tat, fror ihm einmal, bei einer außerordentlichen Kälte, sein Schatten dergestalt am Boden fest, daß er ihn nicht wieder losbekommen konnte."

„Der falsche Schlagschatten, den ich ihm malen könnte," erwiderte der Professor, „würde doch nur ein solcher sein, den er bei der leisesten Bewegung wieder verlieren müßte, — zumal wer an dem eignen angebornen Schatten so wenig festhing, als aus Ihrer Erzählung selbst sich abnehmen läßt; wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das ist das Vernünftigste und Sicherste." Er stand auf und entfernte sich, indem er auf mich einen durchbohrenden Blick warf, den der meine nicht ertragen konnte. Ich sank in meinen Sessel zurück und verhüllte mein Gesicht in meine Hände.

So fand mich noch Bendel, als er hereintrat. Er sah den Schmerz seines Herrn und wollte sich still, ehrerbietig zurückziehen. — Ich blickte auf — ich erlag unter der Last meines Kummers, ich mußte ihn mitteilen. „Bendel," rief ich ihm zu, „Bendel! du Einziger, der du meine Leiden siehst und ehrst, sie nicht erforschen zu wollen, sondern still und fromm mitzufühlen scheinst, komm zu mir, Bendel, und sei der Nächste meinem Herzen. Die Schätze meines Goldes hab' ich vor dir nicht verschlossen, nicht verschließen will ich vor dir die Schätze meines Grames. — Bendel, verlasse mich nicht. Bendel, du siehst mich reich, freigebig, gütig, du wähnst, es sollte die Welt mich verherrlichen, und du siehst mich die Welt fliehn und mich vor ihr verschließen. Bendel, sie hat gerichtet, die Welt, und mich verstoßen, und auch du vielleicht wirst dich von mir wenden, wenn du mein schreckliches Geheimnis erfährst: Bendel, ich bin reich, freigebig, gütig; aber — o Gott! — — ich habe keinen Schatten!" —

„Keinen Schatten?" rief der gute Junge erschreckt aus, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den Augen. — „Weh' mir, daß ich geboren ward, einem schattenlosen Herrn zu dienen!" Er schwieg, und ich hielt mein Gesicht in meinen Händen. —

„Bendel," setzt' ich spät und zitternd hinzu, „nun hast du mein Vertrauen, nun kannst du es verraten. Geh' hin und zeuge wider mich." — Er schien in schwerem Kampfe mit sich selber; endlich stürzte er vor mir nieder und ergriff meine Hand, die er mit seinen Tränen benetzte. „Nein," rief er aus, „was die Welt auch meine, ich kann und werde um Schattens willen meinen gütigen Herrn nicht verlassen, ich werde recht und nicht

klug handeln, ich werde bei Ihnen bleiben, Ihnen meinen Schatten borgen, Ihnen helfen, wo ich kann, und wo ich nicht kann, mit Ihnen weinen." Ich fiel ihm um den Hals, ob solcher ungewohnten Gesinnung staunend; denn ich war von ihm überzeugt, daß er es nicht um Gold tat.

Seitdem änderten sich in etwas mein Schicksal und meine Lebensweise. Es ist unbeschreiblich, wie vorsorglich Bendel mein Gebrechen zu verhehlen wußte. Überall war er vor mir und mit mir, alles vorhersehend, Anstalten treffend, und wo Gefahr unversehens drohte, mich schnell mit seinem Schatten überdeckend, denn er war größer und stärker als ich. So wagt' ich mich wieder unter die Menschen und begann eine Rolle in der Welt zu spielen. Ich mußte freilich viele Eigenheiten und Launen scheinbar annehmen. Solche stehen aber dem Reichen gut, und so lange die Wahrheit nur verborgen blieb, genoß ich aller der Ehre und Achtung, die meinem Golde zukam. Ich sah ruhiger dem über Jahr und Tag verheißenen Besuch des rätselhaften Unbekannten entgegen.

Ich fühlte sehr wohl, daß ich mich nicht lange an einem Ort aufhalten durfte, wo man mich schon ohne Schatten gesehen, und wo ich leicht verraten werden konnte; auch dacht' ich vielleicht nur allein noch daran, wie ich mich bei Herrn John gezeigt, und es war mir eine drückende Erinnerung; demnach wollt' ich hier bloß Probe halten, um anderswo leichter und zuversichtlicher auftreten zu können — doch fand sich, was mich eine Zeitlang an meiner Eitelkeit festhielt: das ist im Menschen, wo der Anker am zuverlässigsten Grund faßt.

Eben die schöne Fanny, der ich am dritten Orte wieder begegnete, schenkte mir, ohne sich zu erinnern, mich jemals gesehen zu haben, einige Aufmerksamkeit; denn jetzt hatt' ich Witz und Verstand. — Wenn ich redete, hörte man zu, und ich wußte selber nicht, wie ich zu der Kunst gekommen war, das Gespräch so leicht zu führen und zu beherrschen. Der Eindruck, den ich auf die Schöne gemacht zu haben einsah, machte aus mir, was sie eben begehrte, einen Narren, und ich folgte ihr seither mit tausend Mühen durch Schatten und Dämmerung, wo ich nur konnte. Ich war nur eitel darauf, sie über mich eitel zu machen, und konnte mir selbst mit dem besten Willen nicht den Rausch aus dem Kopf ins Herz zwingen.

Aber wozu die ganz gemeine Geschichte dir lang und breit wiederholen? — Du selber hast sie mir oft genug von andern Ehrenleuten erzählt. — Zu dem alten, wohlbekannten Spiele, worin ich gutmütig eine abgedroschene Rolle übernommen, kam

freilich eine ganz eigens gedichtete Katastrophe hinzu, mir und ihr und allen unerwartet.

Da ich an einem schönen Abend nach meiner Gewohnheit eine Gesellschaft in einem Garten versammelt hatte, wandelte ich mit der Herrin Arm in Arm, in einiger Entfernung von den übrigen Gästen, und bemühte mich, ihr Redensarten vorzudrechseln. Sie sah sittig vor sich nieder und erwiderte leise den Druck meiner Hand; da trat unversehens hinter uns der Mond aus den Wolken hervor — und sie sah nur *ihren* Schatten vor sich hinfallen. Sie fuhr zusammen und blickte bestürzt mich an, dann wieder auf die Erde, mit dem Auge meinen Schatten begehrend; und was in ihr vorging, malte sich so sonderbar in ihren Mienen, daß ich in ein lautes Gelächter hätte ausbrechen mögen, wenn es mir nicht selber eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Ich ließ sie aus meinem Arm in eine Ohnmacht sinken, schoß wie ein Pfeil durch die entsetzten Gäste, erreichte die Tür, warf mich in den ersten Wagen, den ich da haltend fand, und fuhr nach der Stadt zurück, wo ich diesmal zu meinem Unheil den vorsichtigen *Bendel* gelassen hatte. Er erschrak, als er mich sah; *ein* Wort entdeckte ihm alles. Es wurden auf der Stelle Postpferde geholt. Ich nahm nur einen meiner Leute mit mir, einen abgefeimten Spitzbuben, namens *Rascal*, der sich mir durch seine Gewandtheit notwendig zu machen gewußt, und der nichts vom heutigen Vorfall ahnen konnte. Ich legte in derselben Nacht noch dreißig Meilen zurück. *Bendel* blieb hinter mir, mein Haus aufzulösen, Gold zu spenden und mir das Nötigste nachzubringen. Als er mich am andern Tage einholte, warf ich mich in seine Arme und schwur ihm, nicht etwa keine Torheit mehr zu begehen, sondern nur, künftig vorsichtiger zu sein. Wir setzten unsre Reise ununterbrochen fort, über die Grenze und das Gebirge, und erst am andern Abhang, durch das hohe Bollwerk von jenem Unglücksboden getrennt, ließ ich mich bewegen, in einem nah' gelegenen und wenig besuchten Badeort von den überstandenen Mühseligkeiten auszuraſten.

## IV.

Ich werde in meiner Erzählung schnell über eine Zeit hineilen müssen, bei der ich, wie gerne! verweilen würde, wenn ich ihren lebendigen Geist in der Erinnerung herauf zu beschwören vermöchte. Aber die Farbe, die sie belebte und nur wiederbeleben kann, ist in mir verloschen, und wenn ich in meiner Brust wiederfinden will, was sie damals so mächtig erhob, die Schmerzen und das Glück, den frommen Wahn, da schlag' ich vergebens an einen

Felsen, der keinen lebendigen Quell mehr gewährt, und der Gott ist von mir gewichen. Wie verändert blickt sie mich jetzt an, diese vergangene Zeit! — Ich sollte dort in dem Bade eine heroische Rolle tragieren; schlecht einstudiert, und ein Neuling auf der Bühne, vergaff' ich mich aus dem Stücke heraus in ein Paar blaue Augen. Die Eltern, vom Spiele getäuscht, bieten alles auf, den Handel nur schnell fest zu machen, und die gemeine Posse beschließt eine Verhöhnung. Und das ist alles, alles! — Das kommt mir albern und abgeschmackt vor, und schrecklich wiederum, daß so mir vorkommen kann, was damals so reich, so groß die Brust mir schwellte. Mina, wie ich damals weinte, als ich dich verlor, so wein' ich jetzt, dich auch in mir verloren zu haben. Bin ich denn so alt worden? — O traurige Vernunft! Nur noch ein Pulsschlag jener Zeit, ein Moment jenes Wahnes, — aber nein! einsam auf dem hohen, öden Meere deiner bittern Flut, und längst aus dem letzten Pokale der Champagner-Elfe entsprüht!

— Ich hatte Bendel mit einigen Goldsäcken vorausgeschickt, um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfnissen einzurichten. Er hatte dort viel Geld ausgestreut, und sich über den vornehmen Fremden, dem er diente, etwas unbestimmt ausgedrückt, denn ich wollte nicht genannt sein. Das brachte die guten Leute auf sonderbare Gedanken. Sobald mein Haus zu meinem Empfang bereit war, kam Bendel wieder zu mir und holte mich dahin ab. Wir machten uns auf die Reise.

Ungefähr eine Stunde vom Orte, auf einem sonnigen Plan, ward uns der Weg durch eine festlich geschmückte Menge versperrt. Der Wagen hielt. Musik, Glockengeläute, Kanonenschüsse wurden gehört, ein lautes Vivat durchdrang die Luft, — vor dem Schlage des Wagens erschien in weißen Kleidern ein Chor Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, die aber vor der einen, wie die Sterne der Nacht vor der Sonne, verschwanden. Sie trat aus der Mitte der Schwestern hervor; die hohe, zarte Bildung kniete verschämt errötend vor mir nieder und hielt mir auf seidenem Kissen einen aus Lorbeer, Ölzweigen und Rosen geflochtenen Kranz entgegen, indem sie von Majestät, Ehrfurcht und Liebe einige Worte sprach, die ich nicht verstand, aber deren zauberischer Silberklang mein Ohr und Herz berauschte, — es war mir, als wäre schon einmal die himmlische Erscheinung an mir vorübergewallt. Der Chor fiel ein und sang das Lob eines guten Königs und das Glück seines Volkes.

Und dieser Auftritt, lieber Freund, mitten in der Sonne! Sie kniete noch immer zwei Schritte von mir, und ich, ohne

Schatten, konnte die Kluft nicht überspringen, nicht wieder vor dem Engel auf die Knie fallen. O, was hätt' ich nicht da für einen Schatten gegeben! Ich mußte meine Scham, meine Angst, meine Verzweiflung tief in den Grund meines Wagens verbergen. Bendel besann sich endlich für mich; er sprang von der andern Seite aus dem Wagen heraus, ich rief ihn noch zurück und reichte ihm aus meinem Kästchen, das mir eben zur Hand lag, eine reiche diamantene Krone, die die schöne Fanny hatte zieren sollen. Er trat vor und sprach im Namen seines Herrn, welcher solche Ehrenbezeigungen nicht annehmen könne noch wolle; es müsse hier ein Irrtum vorwalten; jedoch seien die guten Einwohner der Stadt für ihren guten Willen bedankt. Er nahm indes den dargehaltnen Kranz von seinem Ort und legte den brillantenen Reif an dessen Stelle; dann reichte er ehrerbietig der schönen Jungfrau die Hand zum Aufstehen und entfernte mit einem Wink Geistlichkeit, Magistratus und alle Deputationen. Niemand ward weiter vorgelassen. Er hieß den Haufen sich teilen und den Pferden Raum geben, schwang sich wieder in den Wagen, und fort ging's weiter in gestrecktem Galopp, unter einer aus Laubwerk und Blumen erbauten Pforte hinweg, dem Städtchen zu. — Die Kanonen wurden immer frischweg abgefeuert. — Der Wagen hielt vor meinem Hause; ich sprang behend in die Tür, die Menge teilend, die die Begierde, mich zu sehen, herbeigerufen hatte. Der Pöbel schrie Vivat unter meinem Fenster, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen. Am Abend war die Stadt freiwillig erleuchtet. —

Und ich wußte immer noch nicht, was das alles bedeuten sollte, und für wen ich angesehen wurde. Ich schickte Rascaln auf Kundschaft aus. Er ließ sich denn erzählen, wasmaßen man bereits sichere Nachrichten gehabt, der gute König von Preußen reise unter dem Namen eines Grafen durch das Land; wie mein Adjutant erkannt worden sei, und wie er sich und mich verraten habe; wie groß endlich die Freude gewesen, da man die Gewißheit gehabt, mich im Orte selbst zu besitzen. Nun sah man freilich ein, da ich offenbar das strengste Inkognito beobachten wolle, wie sehr man unrecht gehabt, den Schleier so zudringlich zu lüften. Ich hätte aber so huldreich, so gnadenvoll gezürnt, — ich würde gewiß dem guten Herzen verzeihen müssen.

Meinem Schlingel kam die Sache so spaßhaft vor, daß er mit strafenden Reden sein möglichstes tat, die guten Leute einstweilen in ihrem Glauben zu bestärken. Er stattete mir einen sehr komischen Bericht ab, und da er mich dadurch erheitert sah, gab er mir selbst seine verübte Bosheit zum besten. — Muß ich's

bekennen? Es schmeichelte mir doch, sei es auch nur so, für das verehrte Haupt angesehen worden zu sein.

Ich hieß zu dem morgenden Abend unter den Bäumen, die den Raum vor meinem Hause beschatteten, ein Fest bereiten und die ganze Stadt dazu einladen. Der geheimnisreichen Kraft meines Säckels, Bendels Bemühungen und der behenden Erfindsamkeit Rascals gelang es, selbst die Zeit zu besiegen. Es ist wirklich erstaunlich, wie reich und schön sich alles in den wenigen Stunden anordnete. Die Pracht und der Überfluß, die da sich erzeugten! Auch die sinnreiche Erleuchtung war so weise verteilt, daß ich mich ganz sicher fühlte. Es blieb mir nichts zu erinnern, ich mußte meine Diener loben.

Es dunkelte der Abend. Die Gäste erschienen und wurden mir vorgestellt. Es ward die Majestät nicht mehr berührt; aber ich hieß in tiefer Ehrfurcht und Demut: Herr Graf. Was sollt' ich tun? Ich ließ mir den Grafen gefallen und blieb von Stund' an der Graf Peter. Mitten im festlichen Gewühle begehrte meine Seele nur nach der Einen. Spät erschien sie, sie, die die Krone war und trug. Sie folgte sittsam ihren Eltern und schien nicht zu wissen, daß sie die Schönste sei. Es wurden mir der Herr Forstmeister, seine Frau und seine Tochter vorgestellt. Ich wußte den Alten viel Angenehmes und Verbindliches zu sagen; vor der Tochter stand ich wie ein ausgescholtener Knabe da und vermochte kein Wort hervorzulallen. Ich bat sie endlich stammelnd, dies Fest zu würdigen, das Amt, dessen Zeichen sie schmückte, darin zu verwalten. Sie bat verschämt mit einem rührenden Blick um Schonung; aber verschämter vor ihr als sie selbst, brachte ich ihr als erster Untertan meine Huldigung in tiefer Ehrfurcht, und der Wink des Grafen ward allen Gästen ein Gebot, dem nachzuleben sich jeder freudig beeiferte. Majestät, Unschuld und Grazie beherrschten, mit der Schönheit im Bunde, ein frohes Fest. Die glücklichen Eltern Minas glaubten ihnen nur zu Ehren ihr Kind erhöht; ich selber war in einem unbeschreiblichen Rausch. Ich ließ alles, was ich noch von den Juwelen hatte, die ich damals, um beschwerliches Gold los zu werden, gekauft, alle Perlen, alles Edelgestein in zwei verdeckte Schüsseln legen und bei Tische, unter dem Namen der Königin, ihren Gespielinnen und allen Damen herumreichen; Gold ward indessen ununterbrochen über die gezogenen Schranken unter das jubelnde Volk geworfen.

Bendel am andern Morgen eröffnete mir im Vertrauen, der Verdacht, den er längst gegen Rascals Redlichkeit gehegt, sei nunmehr zur Gewißheit worden. Er habe gestern ganze Säcke Goldes unterschlagen. „Laß uns," erwidert' ich, „dem armen

Schelmen die kleine Beute gönnen; ich spende gern allen, warum nicht auch ihm? Gestern hat er mir, haben mir alle neuen Leute, die du mir gegeben, redlich gedient, sie haben mir froh ein frohes Fest begehen helfen."

Es war nicht weiter die Rede davon. Rascal blieb der erste meiner Dienerschaft, Bendel war aber mein Freund und mein Vertrauter. Dieser war gewohnt worden, meinen Reichtum als unerschöpflich zu denken, und er spähte nicht nach dessen Quellen; er half mir vielmehr, in meinen Sinn eingehend, Gelegenheiten ersinnen, ihn darzutun und Gold zu vergeuden. Von jenem Unbekannten, dem blassen Schleicher, wußt' er nur so viel: Ich dürfe allein durch ihn von dem Fluche erlöst werden, der auf mir laste, und fürchte ihn, auf dem meine einzige Hoffnung ruhe. Übrigens sei ich davon überzeugt, er könne mich überall auffinden, ich ihn nirgends, darum ich, den versprochenen Tag erwartend, jede vergebliche Nachsuchung eingestellt.

Die Pracht meines Festes und mein Benehmen dabei erhielten anfangs die starkgläubigen Einwohner der Stadt bei ihrer vorgefaßten Meinung. Es ergab sich freilich sehr bald aus den Zeitungen, daß die ganze fabelhafte Reise des Königs von Preußen ein bloßes unbegründetes Gerücht gewesen. Ein König war ich aber nun einmal und mußte schlechterdings ein König bleiben, und zwar einer der reichsten und königlichsten, die es immer geben mag. Nur wußte man nicht recht, welcher. Die Welt hat nie Grund gehabt, über Mangel an Monarchen zu klagen, am wenigsten in unsern Tagen; die guten Leute, die noch keinen mit Augen gesehen, rieten mit gleichem Glück bald auf diesen, bald auf jenen — Graf Peter blieb immer, der er war. —

Einst erschien unter den Badegästen ein Handelsmann, der Bankerott gemacht hatte um sich zu bereichern, der allgemeiner Achtung genoß und einen breiten, obgleich etwas blassen Schatten von sich warf. Er wollte hier das Vermögen, das er gesammelt, zum Prunk ausstellen, und es fiel ihm sogar ein, mit mir wetteifern zu wollen. Ich sprach meinem Säckel zu und hatte sehr bald den armen Teufel so weit, daß er, um sein Ansehen zu retten, abermals Bankerott machen und über das Gebirge ziehen mußte. So ward ich ihn los. — Ich habe in dieser Gegend viele Taugenichtse und Müßiggänger gemacht!

Bei der königlichen Pracht und Verschwendung, womit ich mir alles unterwarf, lebt' ich in meinem Hause sehr einfach und eingezogen. Ich hatte mir die größte Vorsicht zur Regel gemacht; es durfte, unter keinem Vorwand, kein anderer als Bendel die Zimmer, die ich bewohnte, betreten. So lange die Sonne

schien, hielt ich mich mit ihm darin verschlossen, und es hieß: der Graf arbeite in seinem Kabinett. Mit diesen Arbeiten standen die häufigen Kuriere in Verbindung, die ich um jede Kleinigkeit abschickte und erhielt. — Ich nahm nur am Abend unter meinen Bäumen oder in meinem, nach Bendels Angabe geschickt und reich erleuchteten Saale Gesellschaft an. Wenn ich ausging, wobei mich stets Bendel mit Argusaugen bewachen mußte, so war es nur nach dem Förstergarten und um der Einen willen; denn meines Lebens innerlichstes Herz war meine Liebe.

O, mein guter Chamisso, ich will hoffen, du habest noch nicht vergessen, was Liebe sei! Ich lasse dir hier vieles zu ergänzen. Mina war wirklich ein liebewertes, gutes, frommes Kind. Ich hatte ihre ganze Phantasie an mich gefesselt; sie wußte in ihrer Demut nicht, womit sie wert gewesen, daß ich nur nach ihr geblickt, und sie vergalt Liebe um Liebe mit der vollen jugendlichen Kraft eines unschuldigen Herzens. Sie liebte wie ein Weib, ganz hin sich opfernd, selbstvergessen, hingegeben den nur meinend, der ihr Leben war, unbekümmert, solle sie selbst zugrunde gehen, das heißt, sie liebte wirklich. —

Ich aber — o, welche schrecklichen Stunden — schrecklich! und würdig dennoch, daß ich sie zurückwünsche — hab' ich oft an Bendels Brust verweint, als nach dem ersten bewußtlosen Rausch ich mich besonnen, mich selbst scharf angeschaut, der ich, ohne Schatten, mit tückischer Selbstsucht diesen Engel verderbend, die reine Seele an mich gelogen und gestohlen! Dann beschloß ich, mich ihr selber zu verraten; dann gelobt' ich mit teuren Eidschwüren, mich von ihr zu reißen und zu entfliehen; dann brach ich wieder in Tränen aus und verabredete mit Bendeln, wie ich sie auf den Abend im Förstergarten besuchen wolle. —

Zu andern Zeiten log ich mir selber vom nahe bevorstehenden Besuch des grauen Unbekannten große Hoffnungen vor und weinte wieder, wenn ich daran zu glauben vergebens versucht hatte. Ich hatte den Tag ausgerechnet, wo ich den Furchtbaren wieder zu sehen erwartete; denn er hatte gesagt, in Jahr und Tag, und ich glaubte an sein Wort.

Die Eltern waren gute, ehrbare, alte Leute, die ihr einziges Kind sehr liebten; das ganze Verhältnis überraschte sie, als es schon bestand, und sie wußten nicht, was sie dabei tun sollten. Sie hatten früher nicht geträumt, der Graf Peter könne nur an ihr Kind denken; nun liebte er sie gar und ward wieder geliebt. — Die Mutter war wohl eitel genug, an die Möglichkeit einer Verbindung zu denken und darauf hinzuarbeiten; der gesunde

Menschenverstand des Alten gab solchen überspannten Vorstellungen nicht Raum. Beide waren überzeugt von der Reinheit meiner Liebe — sie konnten nichts tun, als für ihr Kind beten.

Es fällt mir ein Brief in die Hand, den ich noch aus dieser Zeit von Mina habe. — Ja, das sind ihre Züge! Ich will dir ihn abschreiben.

„Bin ein schwaches, törichtes Mädchen, könnte mir einbilden, daß mein Geliebter, weil ich ihn innig, innig liebe, dem armen Mädchen nicht weh tun möchte. — Ach, Du bist so gut, so unaussprechlich gut; aber mißdeute mich nicht. Du sollst mir nichts opfern, mir nichts opfern wollen; o Gott! ich könnte mich hassen, wenn Du das tätest. Nein — Du hast mich unendlich glücklich gemacht, Du hast mich Dich lieben gelehrt. Zeuch hin! — Weiß doch mein Schicksal, Graf Peter gehört nicht mir, gehört der Welt an. Will stolz sein, wenn ich höre: das ist er gewesen, und das war er wieder, und das hat er vollbracht; da haben sie ihn angebetet, und da haben sie ihn vergöttert. Siehe, wenn ich das denke, zürne ich Dir, daß Du bei einem einfältigen Kinde Deiner hohen Schicksale vergessen kannst. — Zeuch hin, sonst macht der Gedanke mich noch unglücklich, die ich, ach! durch Dich so glücklich, so selig bin. — Hab' ich nicht auch einen Ölzweig und eine Rosenknospe in Dein Leben geflochten wie in den Kranz, den ich Dir überreichen durfte? Habe Dich im Herzen, mein Geliebter, fürchte nicht, von mir zu gehen — werde sterben, ach! so selig, so unaussprechlich selig durch Dich." —

Du kannst dir denken, wie mir die Worte durchs Herz schneiden mußten. Ich erklärte ihr, ich sei nicht das, wofür man mich anzusehen schien; ich sei nur ein reicher, aber unendlich elender Mann. Auf mir ruhe ein Fluch, der das einzige Geheimnis zwischen ihr und mir sein solle, weil ich noch nicht ohne Hoffnung sei, daß er gelöst werde. Dies sei das Gift meiner Tage: daß ich sie mit in den Abgrund hinreißen könne, sie, die das einzige Licht, das einzige Glück, das einzige Herz meines Lebens sei. Dann weinte sie wieder, daß ich unglücklich war. Ach, sie war so liebevoll, so gut! Um eine Träne nur mir zu erkaufen, hätte sie, mit welcher Seligkeit, sich selbst ganz hingeopfert.

Sie war indes weit entfernt, meine Worte richtig zu deuten; sie ahnete nur in mir irgend einen Fürsten, den ein schwerer Bann getroffen, irgend ein hohes, geächtetes Haupt, und ihre Einbildungskraft malte sich geschäftig unter heroischen Bildern den Geliebten herrlich aus.

Einst sagte ich ihr: „Mina, der letzte Tag im künftigen Monat kann mein Schicksal ändern und entscheiden — geschieht

es nicht, so muß ich sterben, weil ich dich nicht unglücklich machen will." — Sie verbarg weinend ihr Haupt an meiner Brust. „Ändert sich dein Schicksal, laß mich nur dich glücklich wissen, ich habe keinen Anspruch an dich. — Bist du elend, binde mich an dein Elend, daß ich es dir tragen helfe."

„Mädchen, Mädchen, nimm es zurück, das rasche Wort, das törichte, das deinen Lippen entflohen — und kennst du es, dieses Elend, kennst du ihn, diesen Fluch? Weißt du, wer dein Geliebter — — was er —? — Siehst du mich nicht krampfhaft zusammenschaudern und vor dir ein Geheimnis haben?" Sie fiel schluchzend mir zu Füßen und wiederholte mit Eidschwur ihre Bitte. —

Ich erklärte mich gegen den hereintretenden Forstmeister, meine Absicht sei, am Ersten des nächstkünftigen Monats um die Hand seiner Tochter anzuhalten — ich setzte diese Zeit fest, weil sich bis dahin manches ereignen dürfte, was Einfluß auf mein Schicksal haben könnte. Unwandelbar sei nur meine Liebe zu seiner Tochter. —

Der gute Mann erschrak ordentlich, als er solche Worte aus dem Munde des Grafen Peter vernahm. Er fiel mir um den Hals und ward wieder ganz verschämt, sich vergessen zu haben. Nun fiel es ihm ein, zu zweifeln, zu erwägen und zu forschen; er sprach von Mitgift, von Sicherheit, von Zukunft für sein liebes Kind. Ich dankte ihm, mich daran zu mahnen. Ich sagte ihm, ich wünsche in dieser Gegend, wo ich geliebt zu sein schien, mich anzusiedeln und ein sorgenfreies Leben zu führen. Ich bat ihn, die schönsten Güter, die im Lande ausgeboten wurden, unter dem Namen seiner Tochter zu kaufen und die Bezahlung auf mich anzuweisen. Es könne darin ein Vater dem Liebenden am besten dienen. — Es gab ihm viel zu tun, denn überall war ihm ein Fremder zuvorgekommen; er kaufte auch nur für ungefähr eine Million.

Daß ich ihn damit beschäftigte, war im Grunde eine unschuldige List, um ihn zu entfernen, und ich hatte schon ähnliche mit ihm gebraucht; denn ich muß gestehen, daß er etwas lästig war. Die gute Mutter war dagegen etwas taub und nicht, wie er, auf die Ehre eifersüchtig, den Herrn Grafen zu unterhalten.

Die Mutter kam hinzu, die glücklichen Leute drangen in mich, den Abend länger unter ihnen zu bleiben; ich durfte keine Minute weilen, ich sah schon den aufgehenden Mond am Horizonte dämmern. — Meine Zeit war um. —

Am nächsten Abend ging ich wieder nach dem Förstergarten. Ich hatte den Mantel weit über die Schulter geworfen, den Hut tief

in die Augen gedrückt, ich ging auf Mina zu; wie sie aufsah und mich anblickte, machte sie eine unwillkürliche Bewegung; da stand mir wieder klar vor der Seele die Erscheinung jener schaurigen Nacht, wo ich mich im Mondschein ohne Schatten gezeigt. Sie war es wirklich. Hatte sie mich aber auch jetzt erkannt? Sie war still und gedankenvoll — mir lag es zentnerschwer auf der Brust — ich stand von meinem Sitz auf. Sie warf sich stille weinend an meine Brust. Ich ging.

Nun fand ich sie öfters in Tränen; mir ward's finster und finsterer um die Seele, — nur die Eltern schwammen in überschwenglicher Glückseligkeit; der verhängnisvolle Tag rückte heran, bang und dumpf wie eine Gewitterwolke. Der Vorabend war da — ich konnte kaum mehr atmen. Ich hatte vorsorglich einige Kisten mit Gold angefüllt; ich wachte die zwölfte Stunde heran. — Sie schlug. —

Nun saß ich da, das Auge auf die Zeiger der Uhr gerichtet, die Sekunden, die Minuten zählend wie Dolchstiche. Bei jedem Lärm, der sich regte, fuhr ich auf; der Tag brach an. Die bleiernen Stunden verdrängten einander; es ward Mittag, Abend, Nacht; es rückten die Zeiger, welkte die Hoffnung; es schlug elf, und nichts erschien; die letzten Minuten der letzten Stunde fielen, und nichts erschien; es schlug der erste Schlag, der letzte Schlag der zwölften Stunde, und ich sank hoffnungslos in unendlichen Tränen auf mein Lager zurück. Morgen sollt' ich — auf immer schattenlos, um die Hand der Geliebten anhalten; ein banger Schlaf drückte mir gegen den Morgen die Augen zu.

## V.

Es war noch früh, als mich Stimmen weckten, die sich in meinem Vorzimmer, in heftigem Wortwechsel, erhoben. Ich horchte auf. — Bendel verbot meine Tür; Rascal schwur hoch und teuer, keine Befehle von seinesgleichen anzunehmen und bestand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Der gütige Bendel verwies ihm, daß solche Worte, falls sie zu meinen Ohren kämen, ihn um einen vorteilhaften Dienst bringen würden. Rascal drohte, Hand an ihn zu legen, wenn er ihm den Eingang noch länger vertreten wollte.

Ich hatte mich halb angezogen; ich riß zornig die Tür auf und fuhr auf Rascal zu — „Was willst du, Schurke — —" er trat zwei Schritte zurück und antwortete ganz kalt: „Sie untertänigst bitten, Herr Graf, mich doch einmal Ihren Schatten sehen zu lassen, — die Sonne scheint eben so schön auf dem Hofe." —

Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte lange, bis ich die Sprache wieder fand. — „Wie kann ein Knecht gegen seinen Herrn —?" Er fiel mir ganz ruhig in die Rede: „Ein Knecht kann ein sehr ehrlicher Mann sein und einem Schattenlosen nicht dienen wollen; ich fordre meine Entlassung." Ich mußte andere Saiten aufziehen. „Aber Rascal, lieber Rascal, wer hat dich auf die unglückliche Idee gebracht? wie kannst du denken — —?" Er fuhr im selben Tone fort: „Es wollen Leute behaupten, Sie hätten keinen Schatten — und kurz, Sie zeigen mir Ihren Schatten oder geben mir meine Entlassung."

Bendel, bleich und zitternd, aber besonnener als ich, machte mir ein Zeichen; ich nahm zu dem alles beschwichtigenden Golde meine Zuflucht, — auch das hatte seine Macht verloren — er warf's mir vor die Füße: „Von einem Schattenlosen nehme ich nichts an." Er kehrte mir den Rücken und ging, den Hut auf dem Kopf, ein Liedchen pfeifend, langsam aus dem Zimmer. Ich stand mit Bendel da wie versteint, gedanken- und regungslos ihm nachsehend.

Schwer aufseufzend und den Tod im Herzen, schickt' ich mich endlich an, mein Wort zu lösen und, wie ein Verbrecher vor seinen Richtern, in dem Förstergarten zu erscheinen. Ich stieg in der dunklen Laube ab, welche nach mir benannt war, und wo sie mich auch diesmal erwarten mußten. Die Mutter kam mir sorgenfrei und freudig entgegen. Mina saß da, bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Wasser zerfließen wird. Der Forstmeister, ein geschriebenes Blatt in der Hand, ging heftig auf und ab und schien vieles in sich zu unterdrücken, was, mit fliegender Röte und Bläße wechselnd, sich auf seinem sonst unbeweglichen Gesichte malte. Er kam auf mich zu, als ich hereintrat, und verlangte mit oft unterbrochenen Worten, mich allein zu sprechen. Der Gang, auf den er mich ihm zu folgen einlud, führte nach einem freien, besonnten Teile des Gartens — ich ließ mich stumm auf einen Sitz nieder, und es erfolgte ein langes Schweigen, das selbst die gute Mutter nicht zu unterbrechen wagte.

Der Forstmeister stürmte immer noch ungleichen Schrittes die Laube auf und ab; er stand mit einem Mal vor mir still, blickte ins Papier, das er hielt, und fragte mich mit prüfendem Blick: „Sollte Ihnen, Herr Graf, ein gewisser Peter Schlemihl wirklich nicht unbekannt sein?" Ich schwieg — „Ein Mann von vorzüglichem Charakter und von besonderen Gaben —" Er erwartete eine Antwort. — „Und wenn ich selber der Mann wäre?" — „Dem," fügte er heftig hinzu, „sein Schatten abhanden gekommen

ist!!" — „O, meine Ahnung, meine Ahnung!" rief Mina aus, „ja, ich weiß es längst, er hat keinen Schatten!" und sie warf sich in die Arme der Mutter, welche erschreckt, sie krampfhaft an sich schließend, ihr Vorwürfe machte, daß sie zum Unheil solch ein Geheimnis in sich verschlossen. Sie aber war, wie Arethusa, in einen Tränenquell gewandelt, der beim Klang meiner Stimme häufiger floß und bei meinem Nahen stürmisch aufbrauste.

„Und Sie haben," hub der Forstmeister grimmig wieder an, „und Sie haben mit unerhörter Frechheit diese und mich zu betrügen keinen Anstand genommen; und Sie geben vor, sie zu lieben, die Sie so weit heruntergebracht haben? Sehen Sie, wie sie da weint und ringt. O schrecklich, schrecklich!" —

Ich hatte dergestalt alle Besinnung verloren, daß ich, wie irre redend, anfing: Es wäre doch am Ende ein Schatten nichts als ein Schatten, man könne auch ohne das fertig werden, und es wäre nicht der Mühe wert, solchen Lärm davon zu erheben. Aber ich fühlte so sehr den Ungrund von dem, was ich sprach, daß ich von selbst aufhörte, ohne daß er mich einer Antwort gewürdigt. Ich fügte noch hinzu: was man einmal verloren, könne man ein andermal wieder finden.

Er fuhr mich zornig an. — „Gestehen Sie mir's, mein Herr, gestehen Sie mir's, wie sind Sie um Ihren Schatten gekommen?" Ich mußte wieder lügen: „Es trat mir dereinst ein ungeschlachter Mann so flämisch in meinen Schatten, daß er ein großes Loch darein riß — ich habe ihn nur zum Ausbessern gegeben, denn Gold vermag viel; ich habe ihn schon gestern wieder bekommen sollen." —

„Wohl, mein Herr, ganz wohl!" erwiderte der Forstmeister, „Sie werben um meine Tochter, das tun auch andere, ich habe als ein Vater für sie zu sorgen, ich gebe Ihnen drei Tage Frist, binnen welcher Sie sich nach einem Schatten umtun mögen; erscheinen Sie binnen drei Tagen vor mir mit einem wohlangepaßten Schatten, so sollen Sie mir willkommen sein; am vierten Tage aber — das sag' ich Ihnen — ist meine Tochter die Frau eines andern." — Ich wollte noch versuchen, ein Wort an Mina zu richten; aber sie schloß sich, heftiger schluchzend, fester an ihre Mutter, und diese winkte mir stillschweigend, mich zu entfernen. Ich schwankte hinweg, und mir war's, als schlösse sich hinter mir die Welt zu.

Der liebevollen Aufsicht Bendels entsprungen, durchschweifte ich in irrem Lauf Wälder und Fluren. Angstschweiß troff von meiner Stirne, ein dumpfes Stöhnen entrang sich meiner Brust, in mir tobte Wahnsinn. —

Ich weiß nicht, wie lange es so gedauert haben mochte, als ich mich auf einer sonnigen Heide beim Ärmel anhalten fühlte. — Ich stand still und sah mich um — — es war der Mann im grauen Rock, der sich nach mir außer Atem gelaufen zu haben schien. Er nahm sogleich das Wort:

„Ich hatte mich auf den heutigen Tag angemeldet, Sie haben die Zeit nicht erwarten können. Es steht aber alles noch gut; Sie nehmen Rat an, tauschen Ihren Schatten wieder ein, der Ihnen zu Gebote steht, und kehren sogleich wieder um. Sie sollen in dem Förstergarten willkommen sein, und alles ist nur ein Scherz gewesen; den Rascal, der Sie verraten hat und um Ihre Braut wirbt, nehm' ich auf mich; der Kerl ist reif."

Ich stand noch wie im Schlafe da. — „Auf den heutigen Tag angemeldet —?" Ich überdachte noch einmal die Zeit — er hatte recht, ich hatte mich stets um einen Tag verrechnet. Ich suchte mit der rechten Hand nach dem Säckel auf meiner Brust, — er erriet meine Meinung und trat zwei Schritte zurück.

„Nein, Herr Graf, der ist in zu guten Händen, den behalten Sie." — Ich sah ihn mit stieren Augen, verwundert fragend an; er fuhr fort: „Ich erbitte mir bloß eine Kleinigkeit zum Andenken: Sie sind nur so gut und unterschreiben mir den Zettel da." — Auf dem Pergament standen die Worte:

„Kraft dieser meiner Unterschrift vermache ich dem Inhaber dieses meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe."

Ich sah mit stummem Staunen die Schrift und den grauen Unbekannten abwechselnd an. — Er hatte unterdessen mit einer neu geschnittenen Feder einen Tropfen Bluts aufgefangen, der mir aus einem frischen Dornenriß auf die Hand floß, und hielt sie mir hin. —

„Wer sind Sie denn?" frug ich ihn endlich. „Was tut's," gab er mir zur Antwort, „und sieht man es mir nicht an? Ein armer Teufel, gleichsam so eine Art von Gelehrten und Physikus, der von seinen Freunden für vortreffliche Künste schlechten Dank erntet, und für sich selber auf Erden keinen andern Spaß hat, als sein bißchen Experimentieren — aber unterschreiben Sie doch rechts, da unten. Peter Schlemihl."

Ich schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, das unterschreibe ich nicht." — „Nicht?" wiederholte er verwundert, „und warum nicht?" —

„Es scheint mir doch gewissermaßen bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu setzen." — — „So, so!" wiederholte er, „bedenklich," und er brach in ein lautes Gelächter gegen mich aus.

„Und, wenn ich fragen darf, was ist denn das für ein Ding, Ihre Seele? Haben Sie es je gesehen, und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie einst tot sind? Seien Sie doch froh, einen Liebhaber zu finden, der Ihnen bei Lebenszeit noch den Nachlaß dieses X, dieser galvanischen Kraft oder polarisierenden Wirksamkeit, und was alles das närrische Ding sein soll, mit etwas Wirklichem bezahlen will, nämlich mit Ihrem leibhaftigen Schatten, durch den Sie zu der Hand Ihrer Geliebten und zu der Erfüllung aller Ihrer Wünsche gelangen können. Wollen Sie lieber selbst das arme junge Blut dem niederträchtigen Schurken, dem Rascal, zustoßen und ausliefern? — Nein, das müssen Sie doch mit eigenen Augen ansehen; kommen Sie, ich leihe Ihnen die Tarnkappe hier," (er zog etwas aus der Tasche) „und wir wallfahrten ungesehen nach dem Förstergarten." —

Ich muß gestehen, daß ich mich überaus schämte, von diesem Manne ausgelacht zu werden. Er war mir von Herzensgrunde verhaßt, und ich glaube, daß mich dieser persönliche Widerwille mehr als Grundsätze oder Vorurteile abhielt, meinen Schatten, so notwendig er mir auch war, mit der begehrten Unterschrift zu erkaufen. Auch war mir der Gedanke unerträglich, den Gang, den er mir antrug, in seiner Gesellschaft zu unternehmen. Diesen häßlichen Schleicher, diesen hohnlächelnden Kobold, zwischen mich und meine Geliebte, zwei blutig zerrissene Herzen, spöttisch hintreten zu sehen, empörte mein innigstes Gefühl. Ich nahm, was geschehen war, als verhängt an, mein Elend als unabwendbar, und mich zu dem Manne kehrend, sagte ich ihm:

„Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für diesen an sich sehr vorzüglichen Seckel verkauft, und es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen!" Er schüttelte mit dem Kopf und zog ein sehr finsteres Gesicht. Ich fuhr fort: — „So will ich Ihnen auch weiter nichts von meiner Habe verkaufen, sei es auch um den angebotenen Preis meines Schattens, und unterschreibe also nichts. Daraus läßt sich auch abnehmen, daß die Verkappung, zu der Sie mich einladen, ungleich belustigender für Sie als für mich ausfallen müßte; halten Sie mich also für entschuldigt, und da es einmal nicht anders ist, — laßt uns scheiden!" —

„Es ist mir leid, Monsieur Schlemihl, daß Sie eigensinnig das Geschäft von der Hand weisen, das ich Ihnen freundschaftlich anbot. Indessen, vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Auf baldiges Wiedersehen! — A propos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs

verschimmeln lasse, sondern in Ehren halte, und daß sie bei mir gut aufgehoben sind." —

Er zog sogleich meinen Schatten aus seiner Tasche, und ihn mit einem geschickten Wurf auf der Heide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenseite zu seinen Füßen aus, so, daß er zwischen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem seinen, daherging; denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen seinen Bewegungen sich richten und bequemen.

Als ich nach so langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder sah, und ihn zu solchem schnöden Dienst herabgewürdigt fand, eben als ich um seinetwillen in so namenloser Not war, da brach mir das Herz, und ich fing bitterlich zu weinen an. Der Verhaßte stolzierte mit dem mir abgejagten Raube und erneuerte unverschämt seinen Antrag:

„Noch ist er für Sie zu haben; ein Federzug, und Sie retten damit die unglückliche Mina aus des Schuftes Klauen in des hochgeehrten Herrn Grafen Arme — wie gesagt, nur ein Federzug." Meine Tränen brachen mit erneuerter Kraft hervor; aber ich wandte mich weg und winkte ihm, sich zu entfernen.

Bendel, der voller Sorgen meine Spuren bis hieher verfolgt hatte, traf in diesem Augenblicke ein. Als mich die treue, fromme Seele weinend fand und meinen Schatten — denn er war nicht zu verkennen — in der Gewalt des wunderlichen grauen Unbekannten sah, beschloß er gleich, sei es auch mit Gewalt, mich in den Besitz meines Eigentums wieder herzustellen, und da er selbst mit dem zarten Dinge nicht umzugehen verstand, griff er gleich den Mann mit Worten an, und ohne vieles Fragen gebot er ihm stracks, mir das Meine unverzüglich verabfolgen zu lassen. Dieser, statt aller Antwort, kehrte dem unschuldigen Burschen den Rücken und ging. Bendel aber erhob den Kreuzdornknüttel, den er trug, und ihm auf den Fersen folgend, ließ er ihn schonungslos unter wiederholtem Befehl, den Schatten herzugeben, die volle Kraft seines nervichten Armes fühlen. Jener, als sei er solcher Behandlung gewohnt, bückte den Kopf, wölbte die Schultern und zog stillschweigend ruhigen Schrittes seinen Weg die Heide weiter, mir meinen Schatten zugleich und meinen treuen Diener entführend. Ich hörte lange noch den dumpfen Schall durch die Einöde dröhnen, bis er sich endlich in der Entfernung verlor. Einsam war ich, wie vorher, mit meinem Unglück.

## VI.

Allein zurückgeblieben auf der öden Heide, ließ ich unendlichen Tränen freien Lauf, mein armes Herz von namenloser, banger

Last erleichternd. Aber ich sah meinem überschwenglichen Elend keine Grenzen, keinen Ausgang, kein Ziel, und ich sog besonders mit grimmigem Durst an dem neuen Gifte, das der Unbekannte in meine Wunden gegossen. Als ich Minas Bild vor meine Seele rief, und die geliebte, süße Gestalt bleich und in Tränen mir erschien, wie ich sie zuletzt in meiner Schmach gesehen, da trat frech und höhnend Rascals Schemen zwischen sie und mich; ich verhüllte mein Gesicht und floh durch die Einöde; aber die scheußliche Erscheinung gab mich nicht frei, sondern verfolgte mich im Laufe, bis ich atemlos an den Boden sank und die Erde mit erneuertem Tränenquell befeuchtete.

Und alles um einen Schatten! Und diesen Schatten hätte mir ein Federzug wieder erworben. Ich überdachte den befremdenden Antrag und meine Weigerung. Es war wüst in mir, ich hatte weder Urteil noch Fassungsvermögen mehr.

Der Tag verging. Ich stillte meinen Hunger mit wilden Früchten, meinen Durst im nächsten Bergstrom; die Nacht brach ein, ich lagerte mich unter einem Baum. Der feuchte Morgen weckte mich aus einem schweren Schlaf, in dem ich mich selber wie im Tode röcheln hörte. Bendel mußte meine Spur verloren haben, und es freute mich, es zu denken. Ich wollte nicht unter die Menschen zurückkehren, vor welchen ich schreckhaft floh, wie das scheue Wild des Gebirges. So verlebte ich drei bange Tage.

Ich befand mich am Morgen des vierten auf einer sandigen Ebene, welche die Sonne beschien, und saß auf Felsentrümmern in ihrem Strahl; denn ich liebte jetzt, ihren lang' entbehrten Anblick zu genießen. Ich nährte still mein Herz mit seiner Verzweiflung. Da schreckte mich ein leises Geräusch auf; ich warf, zur Flucht bereit, den Blick um mich her, ich sah niemand: aber es kam auf dem sonnigen Sande an mir vorbei geglitten ein Menschenschatten, dem meinigen nicht unähnlich, welcher, allein daher wandelnd, von seinem Herrn abgekommen zu sein schien.

Da erwachte in mir ein mächtiger Trieb: Schatten, dacht' ich, suchst du deinen Herrn? der will ich sein. Und ich sprang hinzu, mich seiner zu bemächtigen; ich dachte nämlich, daß, wenn es mir glückte, in seine Spur zu treten, so, daß er mir an die Füße käme, er wohl daran hängen bleiben würde und sich mit der Zeit an mich gewöhnen.

Der Schatten, auf meine Bewegung, nahm vor mir die Flucht, und ich mußte auf den leichten Flüchtling eine angestrengte Jagd beginnen, zu der mich allein der Gedanke, mich aus der furchtbaren Lage, in der ich war, zu retten, mit hinreichenden

Kräften ausrüsten konnte. Er floh einem freilich noch entfernten Walde zu, in dessen Schatten ich ihn notwendig hätte verlieren müssen; — ich sah's, ein Schreck durchzuckte mir das Herz, sachte meine Begierde an, beflügelte meinen Lauf — ich gewann sichtbarlich auf den Schatten, ich kam ihm nach und nach näher, ich mußte ihn erreichen. Nun hielt er plötzlich an und kehrte sich nach mir um. Wie der Löwe auf seine Beute, so schoß ich mit einem gewaltigen Sprunge hinzu, um ihn in Besitz zu nehmen — und traf unerwartet und hart auf körperlichen Widerstand. Es wurden mir unsichtbar die unerhörtesten Rippenstöße erteilt, die wohl je ein Mensch gefühlt hat.

Die Wirkung des Schreckes war in mir, die Arme krampfhaft zuzuschlagen und fest zu drücken, was ungesehen vor mir stand. Ich stürzte in der schnellen Handlung vorwärts gestreckt auf den Boden; rückwärts aber unter mir ein Mensch, den ich umfaßt hielt, und der jetzt erst sichtbar erschien.

Nun ward mir auch das ganze Ereignis sehr natürlich erklärbar. Der Mann mußte das unsichtbare Vogelnest, welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten, unsichtbar macht, erst getragen und jetzt weggeworfen haben. Ich spähete mit dem Blick umher, entdeckte gar bald den Schatten des unsichtbaren Nestes selbst, sprang auf und hinzu, und verfehlte nicht den teuern Raub. Ich hielt unsichtbar, schattenlos das Nest in den Händen.

Der schnell sich aufrichtende Mann, sich sogleich nach seinem beglückten Bezwinger umsehend, erblickte auf der weiten sonnigen Ebene weder ihn, noch dessen Schatten, nach dem er besonders ängstlich umher lauschte. Denn daß ich an und für mich schattenlos war, hatte er vorher nicht Muße gehabt zu bemerken, und konnte es nicht vermuten. Als er sich überzeugt, daß jede Spur verschwunden, kehrte er in der höchsten Verzweiflung die Hand gegen sich selber und raufte sich das Haar aus. Mir aber gab der errungene Schatz die Möglichkeit und die Begierde zugleich, mich wieder unter die Menschen zu mischen. Es fehlte mir nicht an Vorwand gegen mich selber, meinen schnöden Raub zu beschönigen, oder vielmehr, ich bedurfte solches nicht, und jedem Gedanken der Art zu entweichen, eilte ich hinweg, nach dem Unglücklichen nicht zurückschauend, dessen ängstliche Stimme ich mir noch lange nachhallen hörte. So wenigstens kamen mir damals alle Umstände dieses Ereignisses vor.

Ich brannte, nach dem Förstergarten zu gehen und durch mich selbst die Wahrheit dessen zu erkennen, was mir jener Verhaßte verkündigt hatte; ich wußte aber nicht, wo ich war; ich

bestieg, um mich in der Gegend umzuschauen, den nächsten Hügel; ich sah von seinem Gipfel das nahe Städtchen und den Försergarten zu meinen Füßen liegen. — Heftig klopfte mir das Herz, und Tränen einer andern Art, als die ich bis dahin vergossen, traten mir in die Augen: ich sollte sie wiedersehen. — Bange Sehnsucht beschleunigte meine Schritte auf dem richtigsten Pfad hinab. Ich kam ungesehen an einigen Bauern vorbei, die aus der Stadt kamen. Sie sprachen von mir, Rascaln und dem Förster; ich wollte nichts anhören, ich eilte vorüber.

Ich trat in den Garten, alle Schauer der Erwartung in der Brust — mir schallte es wie ein Lachen entgegen, mich schauderte, ich warf einen schnellen Blick um mich her; ich konnte niemanden entdecken. Ich schritt weiter vor, mir war's, als vernähme ich neben mir ein Geräusch wie von Menschentritten; es war aber nichts zu sehen: ich dachte mich von meinem Ohre getäuscht. Es war noch früh, niemand in Graf Peters Laube, noch leer der Garten; ich durchschweifte die bekannten Gänge, ich drang bis nach dem Wohnhause vor. Dasselbe Geräusch verfolgte mich vernehmlicher. Ich setzte mich mit angstvollem Herzen auf eine Bank, die im sonnigen Raume der Haustür gegenüber stand. Es ward mir, als hörte ich den ungesehenen Kobold sich hohnlachend neben mich setzen. Der Schlüssel ward in der Tür gedreht, sie ging auf, der Forstmeister trat heraus, mit Papieren in der Hand. Ich fühlte mir wie Nebel über den Kopf ziehn, ich sah mich um, und — Entsetzen! — der Mann im grauen Rock saß neben mir, mit satanischem Lächeln auf mich blickend. — Er hatte mir seine Tarnkappe mit über den Kopf gezogen, zu seinen Füßen lagen sein und mein Schatten friedlich nebeneinander; er spielte nachlässig mit dem bekannten Pergament, das er in der Hand hielt, und indem der Forstmeister mit den Papieren beschäftigt im Schatten der Laube auf und ab ging — beugte er sich vertraulich zu meinem Ohr und flüsterte mir die Worte:

„So hätten Sie denn doch meine Einladung angenommen, und da säßen wir einmal zwei Köpfe unter einer Kappe. — Schon recht! schon recht! Nun geben Sie mir aber auch mein Vogelnest zurück; Sie brauchen es nicht mehr und sind ein zu ehrlicher Mann, um es mir vorenthalten zu wollen — doch keinen Dank dafür, ich versichere Sie, daß ich es Ihnen von Herzen gern geliehen habe." — Er nahm es unweigerlich aus meiner Hand, steckte es in die Tasche und lachte mich abermals aus, und zwar so laut, daß sich der Forstmeister nach dem Geräusch umsah. — Ich saß wie versteinert da.

„Sie müssen mir doch gestehen," fuhr er fort, „daß so eine Kappe viel bequemer ist. Sie deckt doch nicht nur ihren Mann, sondern auch seinen Schatten mit und noch so viele andere, als er mitzunehmen Lust hat. Sehen Sie, heute führ' ich wieder ihrer zwei." — Er lachte wieder. — „Merken Sie sich's, Schlemihl, was man anfangs mit Gutem nicht will, das muß man am Ende doch gezwungen. Ich dächte noch, Sie kauften mir das Ding ab, nähmen die Braut zurück, — denn noch ist es Zeit — und wir ließen den Rascal am Galgen baumeln; das wird uns ein Leichtes, so lange es uns am Stricke nicht fehlt. — Hören Sie, ich gebe Ihnen noch meine Mütze in den Kauf."

Die Mutter trat heraus, und das Gespräch begann. — „Was macht Mina?" — „Sie weint." — „Einfältiges Kind! Es ist doch nicht zu ändern!" — „Freilich nicht; aber sie so früh einem andern zu geben — — O Mann, du bist grausam gegen dein eigenes Kind." — „Nein, Mutter, das siehst du sehr falsch. Wenn sie, noch bevor sie ihre doch kindischen Tränen ausgeweint hat, sich als die Frau eines sehr reichen und geehrten Mannes findet, wird sie getröstet aus ihrem Schmerze wie aus einem Traum erwachen, und Gott und uns danken; das wirst du sehen!" — „Gott gebe es!" — „Sie besitzt freilich jetzt sehr ansehnliche Güter; aber nach dem Aufsehen, das die unglückliche Geschichte mit dem Abenteurer gemacht hat, glaubst du, daß sich sobald eine andere, für sie so passende Partie als der Herr Rascal finden möchte? Weißt du, was für ein Vermögen er besitzt, der Herr Rascal? Er hat für sechs Millionen Güter hier im Lande, frei von allen Schulden, bar bezahlt. Ich habe die Dokumente in Händen gehabt! Er war's, der mir überall das Beste vorweg genommen hat; und außerdem im Portefeuille Papiere auf Thomas John für zirka viertehalb Millionen." — „Er muß sehr viel gestohlen haben." — „Was sind das wieder für Reden! Er hat weislich gespart, wo verschwendet wurde." — „Ein Mann, der die Livree getragen hat." — „Dummes Zeug! Er hat doch einen untadeligen Schatten" — „Du hast recht; aber — —"

Der Mann im grauen Rocke lachte und sah mich an. Die Türe ging auf, und Mina trat heraus. Sie stützte sich auf den Arm einer Kammerfrau; stille Tränen flossen auf ihre schönen blassen Wangen. Sie setzte sich in einen Sessel, der für sie unter den Linden bereitet war, und ihr Vater nahm einen Stuhl neben ihr. Er faßte zärtlich ihre Hand und redete sie, die heftiger zu weinen anfing, mit zarten Worten an:

„Du bist mein gutes, liebes Kind, du wirst auch vernünftig sein, wirst nicht deinen alten Vater betrüben wollen, der nur dein Glück will; ich begreife es wohl, liebes Herz, daß es dich sehr erschüttert hat; du bist wunderbar deinem Unglücke entkommen! Bevor wir den schändlichen Betrug entdeckt, hast du diesen Unwürdigen sehr geliebt; siehe, Mina, ich weiß es, und mache dir keine Vorwürfe darüber. Ich selber, liebes Kind, habe ihn auch geliebt, so lange ich ihn für einen großen Herrn angesehen habe. Nun siehst du selber ein, wie anders alles geworden. Was! ein jeder Pudel hat ja seinen Schatten, und mein liebes, einziges Kind sollte einen Mann — — Nein, du denkst auch gar nicht mehr an ihn. — Höre, Mina, nun wirbt ein Mann um dich, der die Sonne nicht scheut, ein geehrter Mann, der freilich kein Fürst ist, aber zehn Millionen, zehnmal mehr, als du im Vermögen besitzt, ein Mann, der mein liebes Kind glücklich machen wird. Erwidere mir nichts, widersetze dich nicht, sei meine gute, gehorsame Tochter, laß deinen liebenden Vater für dich sorgen, deine Tränen trocknen. Versprich mir, dem Herrn Rascal deine Hand zu geben. — Sage, willst du mir dies versprechen?“ —

Sie antwortete mit erstorbener Stimme: „Ich habe keinen Willen, keinen Wunsch fürder auf Erden. Geschehe mit mir, was mein Vater will.“ Zugleich ward Herr Rascal angemeldet und trat frech in den Kreis. Mina lag in Ohnmacht. Mein verhaßter Gefährte blickte mich zornig an und flüsterte die schnellen Worte: „Und das könnten Sie erdulden! Was fließt Ihnen denn statt des Blutes in den Adern?“ Er ritzte mir mit einer raschen Bewegung eine leichte Wunde in die Hand, es floß Blut, er fuhr fort: „Wahrhaftig! rotes Blut! — So unterschreiben Sie!“ Ich hatte das Pergament und die Feder in Händen.

## VII.

Ich werde mich deinem Urteile bloßstellen, lieber Chamisso, und es nicht zu bestechen suchen. Ich selbst habe lange strenges Gericht an mir selber vollzogen; denn ich habe den quälenden Wurm in meinem Herzen genährt. Es schwebte immer während dieser ernste Moment meines Lebens vor meiner Seele, und ich vermocht' es nur zweifelnden Blickes, mit Demut und Zerknirschung anzuschauen. — Lieber Freund, wer leichtsinnig nur den Fuß aus der geraden Straße setzt, der wird unversehens in andere Pfade abgeführt, die abwärts und immer abwärts ihn ziehen; er sieht dann umsonst die Leitsterne am Himmel

schimmern, ihm bleibt keine Wahl, er muß unaufhaltsam den Abhang hinab und sich selbst der Nemesis opfern. Nach dem übereilten Fehltritt, der den Fluch auf mich geladen, hatt' ich durch Liebe frevelnd in eines andern Wesens Schicksal mich gedrängt; was blieb mir übrig, als, wo ich Verderben gesäet, wo schnelle Rettung von mir geheischt ward, eben rettend blindlings hinzuzuspringen? denn die letzte Stunde schlug. — Denke nicht so niedrig von mir, mein Adelbert, als zu meinen, es hätte mich irgendein geforderter Preis zu teuer gedünkt, ich hätte mit irgend etwas, was nur mein war, mehr als eben mit Gold gekargt. — Nein, Adelbert; aber mit unüberwindlichem Hasse gegen diesen rätselhaften Schleicher auf krummen Wegen war meine Seele angefüllt. Ich mochte ihm unrecht tun, doch empörte mich jede Gemeinschaft mit ihm. — Auch hier trat, wie so oft schon in meinem Leben, und wie überhaupt so oft in die Weltgeschichte, ein Ereignis an die Stelle einer Tat. Später habe ich mich mit mir selber versöhnt. Ich habe ersichtlich die Notwendigkeit verehren lernen, und was ist mehr als die getane Tat, das geschehene Ereignis, ihr Eigentum! Dann hab' ich auch diese Notwendigkeit als eine weise Fügung verehren lernen, die durch das gesamte große Getrieb' weht, darin wir bloß als mitwirkende, getriebene treibende Räder eingreifen; was sein soll, muß geschehen, was sein sollte, geschah, und nicht ohne jene Fügung, die ich endlich noch in meinem Schicksale und dem Schicksale derer, die das meine mit angriff, verehren lernte.

Ich weiß nicht, ob ich es der Spannung meiner Seele unter dem Drange so mächtiger Empfindungen zuschreiben soll, ob der Erschöpfung meiner physischen Kräfte, die während der letzten Tage ungewohntes Darben geschwächt, ob endlich dem zerstörenden Aufruhr, den die Nähe dieses grauen Unholdes in meiner ganzen Natur erregte; genug, es befiel mich, als es an das Unterschreiben ging, eine tiefe Ohnmacht, und ich lag eine lange Zeit wie in den Armen des Todes.

Fußstampfen und Fluchen waren die ersten Töne, die mein Ohr trafen, als ich zum Bewußtsein zurückkehrte; ich öffnete die Augen, es war dunkel; mein verhaßter Begleiter war scheltend um mich bemüht. „Heißt das nicht wie ein altes Weib sich aufführen! — Man rasse sich auf und vollziehe frisch, was man beschlossen, oder hat man sich anders besonnen und will lieber greinen?" — Ich richtete mich mühsam auf von der Erde, wo ich lag, und schaute schweigend um mich. Es war später Abend, aus dem hellerleuchteten Försterhause erscholl festliche Musik, einzelne Gruppen von Menschen wallten durch die Gänge des Gartens.

Ein paar traten im Gespräche näher und nahmen Platz auf der Bank, worauf ich früher gesessen hatte. Sie unterhielten sich von der an diesem Morgen vollzogenen Verbindung des reichen Herrn Rascal mit der Tochter des Hauses. — Es war also geschehen.

Ich streifte mit der Hand die Tarnkappe des sogleich mir verschwindenden Unbekannten von meinem Haupte weg und eilte stillschweigend, in die tiefste Nacht des Gebüsches mich versenkend, den Weg über Graf Peters Laube einschlagend, dem Ausgange des Gartens zu. Unsichtbar aber geleitete mich mein Plagegeist, mich mit scharfen Worten verfolgend. „Das ist also der Dank für die Mühe, die man genommen hat, Monsieur, der schwache Nerven hat, den langen, lieben Tag hindurch zu pflegen. Und man soll den Narren im Spiele abgeben. Gut, Herr Trotzkopf, fliehn Sie nur vor mir, wir sind unzertrennlich. Sie haben mein Gold und ich Ihren Schatten; das läßt uns beiden keine Ruhe. — Hat man je gehört, daß ein Schatten von seinem Herrn gelassen hätte? Ihrer zieht mich Ihnen nach, bis Sie ihn wieder zu Gnaden annehmen und ich ihn los bin. Was Sie versäumt haben, aus frischer Lust zu tun, werden Sie, nur zu spät, aus Überdruß und Langeweile nachholen müssen; man entgeht seinem Schicksale nicht." Er sprach aus demselben Tone fort und fort; ich floh umsonst, er ließ nicht nach, und immer gegenwärtig, redete er höhnend von Gold und Schatten. Ich konnte zu keinem eigenen Gedanken kommen.

Ich hatte durch menschenleere Straßen einen Weg nach meinem Hause eingeschlagen. Als ich davor stand und es ansah, konnte ich es kaum erkennen; hinter den eingeschlagenen Fenstern brannte kein Licht. Die Türen waren zu, kein Dienervolk regte sich mehr darin. Er lachte laut auf neben mir: „Ja, ja, so geht's! Aber Ihren Bendel finden Sie wohl daheim; den hat man jüngst vorsorglich so müde nach Hause geschickt, daß er es wohl seitdem gehütet haben wird." Er lachte wieder. „Der wird Geschichten zu erzählen haben! — Wohlan denn! für heute gute Nacht, auf baldiges Wiedersehen!"

Ich hatte wiederholt geklingelt, es erschien Licht; Bendel frug innen, wer geklingelt habe. Als der gute Mann meine Stimme erkannte, konnte er seine Freude kaum bändigen; die Tür flog auf, wir lagen weinend einander in den Armen. Ich fand ihn sehr verändert, schwach und krank; mir war aber das Haar ganz grau geworden.

Er führte mich durch die verödeten Zimmer nach einem innern, verschont gebliebenen Gemach; er holte Speise und Trank

herbei, wir setzten uns; er fing wieder an zu weinen. Er erzählte mir, daß er letzthin den grau gekleideten, dürren Mann, den er mit meinem Schatten angetroffen hatte, so lange und so weit geschlagen habe, bis er selbst meine Spur verloren und vor Müdigkeit hingesunken sei; daß nachher, wie er mich nicht wieder finden gekonnt, er nach Hause zurückgekehrt, wo bald darauf der Pöbel, auf Rascals Anstiften, herangestürmt, die Fenster eingeschlagen und seine Zerstörungslust gebüßt. So hatten sie an ihrem Wohltäter gehandelt. Meine Dienerschaft war auseinander geflohen. Die örtliche Polizei hatte mich als verdächtig aus der Stadt verwiesen und mir eine Frist von vierundzwanzig Stunden festgesetzt, um deren Gebiet zu verlassen. Zu dem, was mir von Rascals Reichtum und Vermählung bekannt war, wußte er noch vieles hinzuzufügen. Dieser Bösewicht, von dem alles ausgegangen, was hier gegen mich geschehen war, mußte von Anbeginn mein Geheimnis besessen haben; es schien, er habe, vom Golde angezogen, sich an mich zu drängen gewußt und schon in der ersten Zeit einen Schlüssel zu jenem Goldschrank sich verschafft, wo er den Grund zu dem Vermögen gelegt, das noch zu vermehren er jetzt verschmähen konnte.

Das alles erzählte mir Bendel unter häufigen Tränen und weinte dann wieder vor Freuden, daß er mich wiedersah, mich wieder hatte, und daß, nachdem er lange gezweifelt, wohin das Unglück mich gebracht haben möchte, er mich es ruhig und gefaßt ertragen sah. Denn solche Gestaltung hatte nun die Verzweiflung in mir genommen. Ich sah mein Elend riesengroß, unwandelbar vor mir, ich hatte ihm meine Tränen ausgeweint, es konnte kein Geschrei mehr aus meiner Brust pressen, ich trug ihm kalt und gleichgültig mein entblößtes Haupt entgegen.

„Bendel," hub ich an, „du weißt mein Los. Nicht ohne früheres Verschulden trifft mich schwere Strafe. Du sollst länger nicht, unschuldiger Mann, dein Schicksal an das meine binden; ich will es nicht. Ich reite die Nacht noch fort; sattle mir ein Pferd, ich reite allein; du bleibst, ich will's. Es müssen hier noch einige Kisten Goldes liegen, das behalte du. Ich werde allein unstät in der Welt wandern; wann mir aber je eine heitere Stunde wieder lacht und das Glück mich versöhnt anblickt, dann will ich deiner getreu gedenken; denn ich habe an deiner getreuen Brust in schweren, schmerzlichen Stunden geweint."

Mit gebrochenem Herzen mußte der Redliche diesem letzten Befehle seines Herrn, worüber er in der Seele erschrak, gehorchen,

ich war seinen Bitten, seinen Vorstellungen taub, blind seinen Tränen; er führte mir das Pferd vor. Ich drückte noch einmal den Weinenden an meine Brust, schwang mich in den Sattel und entfernte mich unter dem Mantel der Nacht von dem Grabe meines Lebens, unbekümmert, welchen Weg mein Pferd mich führen werde; denn ich hatte weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung.

## VIII.

Es gesellte sich bald ein Fußgänger zu mir, welcher mich bat, nachdem er eine Weile neben meinem Pferde geschritten war, da wir doch denselben Weg hielten, einen Mantel, den er trug, hinten auf mein Pferd legen zu dürfen; ich ließ es stillschweigend geschehen. Er dankte mir mit leichtem Anstand für den leichten Dienst, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preisen, und ließ sich, ich weiß nicht wie, in eine Art von Selbstgespräch ein, bei dem er mich bloß zum Zuhörer hatte.

Er entfaltete seine Ansichten von dem Leben und der Welt und kam sehr bald auf die Metaphysik, an die die Forderung erging, das Wort aufzufinden, das aller Rätsel Lösung sei. Er setzte die Aufgabe mit vieler Klarheit auseinander und schritt für- der zu deren Beantwortung.

Du weißt, mein Freund, daß ich deutlich erkannt habe, seitdem ich den Philosophen durch die Schule gelaufen, daß ich zur philosophischen Spekulation keineswegs berufen bin, und daß ich mir dieses Feld völlig abgesprochen habe; ich habe seither vieles auf sich beruhen lassen, vieles zu wissen und zu begreifen Verzicht geleistet, und bin, wie du es mir selber geraten, meinem geraden Sinn vertrauend, der Stimme in mir, so viel es in meiner Macht gewesen, auf dem eigenen Wege gefolgt. Nun schien mir dieser Redekünstler mit großem Talent ein fest gefügtes Gebäude aufzuführen, das in sich selbst begründet sich empor- trug, und wie durch eine innere Notwendigkeit bestand. Nur vermißt' ich ganz in ihm, was ich eben darin hätte suchen wollen, und so ward es mir zu einem bloßen Kunstwerk, dessen zierliche Geschlossenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergetzung diente; aber ich hörte dem wohlberedten Manne gerne zu, der meine Aufmerksamkeit von meinen Leiden auf sich selbst ab- gelenkt, und ich hätte mich ihm willig ergeben, wenn er meine Seele wie meinen Verstand in Anspruch genommen hätte.

Mittlerweile war die Zeit hingegangen, und unbemerkt hatte schon die Morgendämmerung den Himmel erhellt; ich erschrak,

als ich mit einemmal aufblickte und im Osten die Pracht der Farben sich entfalten sah, die die nahe Sonne verkünden, und gegen sie war in dieser Stunde, wo die Schlagschatten mit ihrer ganzen Ausdehnung prunken, kein Schutz, kein Bollwerk in der offenen Gegend zu ersehn! und ich war nicht allein! Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter und erschrak wieder. — Es war kein anderer, als der Mann im grauen Rock.

Er lächelte über meine Bestürzung, und fuhr fort, ohne mich zum Wort kommen zu lassen: „Laßt doch, wie es einmal in der Welt Sitte ist, unsern wechselseitigen Vorteil uns auf eine Weile verbinden; zu scheiden haben wir immer noch Zeit. Die Straße hier längs dem Gebirge, ob Sie gleich noch nicht daran gedacht haben, ist doch die einzige, die Sie vernünftigerweise einschlagen können; hinab in das Tal dürfen Sie nicht, und über das Gebirge werden Sie noch weniger zurückkehren wollen, von wo Sie hergekommen sind — diese ist auch gerade meine Straße. — Ich sehe Sie schon vor der aufgehenden Sonne erblassen. Ich will Ihnen Ihren Schatten auf die Zeit unserer Gesellschaft leihen, und Sie dulden mich dafür in Ihrer Nähe; Sie haben so Ihren Bendel nicht mehr bei sich; ich will Ihnen gute Dienste leisten. Sie lieben mich nicht, das ist mir leid. Sie können mich darum doch benutzen. Der Teufel ist nicht so schwarz, als man ihn malt. Gestern haben Sie mich geärgert, das ist wahr; heute will ich's Ihnen nicht nachtragen, und ich habe Ihnen schon den Weg bis hieher verkürzt, das müssen Sie selbst gestehen. — Nehmen Sie doch nur einmal Ihren Schatten auf Probe wieder an."

Die Sonne war aufgegangen, auf der Straße kamen uns Menschen entgegen; ich nahm, obgleich mit innerlichem Widerwillen, den Antrag an. Er ließ lächelnd meinen Schatten zur Erde gleiten, der alsbald seine Stelle auf des Pferdes Schatten einnahm und lustig neben mir hertrabte. Mir war sehr seltsam zumute. Ich ritt an einem Trupp Landleute vorbei, die vor einem wohlhabenden Mann ehrerbietig mit entblößtem Haupte Platz machten. Ich ritt weiter und blickte gierigen Auges und klopfenden Herzens seitwärts vom Pferde herab auf diesen sonst meinen Schatten, den ich jetzt von einem Fremden, ja von einem Feinde, erborgt hatte.

Dieser ging unbekümmert nebenher und pfiff eben ein Liedchen. Er zu Fuß, ich zu Pferd' — ein Schwindel ergriff mich, die Versuchung war zu groß, ich wandte plötzlich die Zügel, drückte beide Sporen an, und so in voller Karriere einen Seitenweg eingeschlagen; aber ich entführte den Schatten nicht, der bei der Wendung vom Pferde glitt und seinen gesetzmäßigen Eigentümer

auf der Landstraße erwartete. Ich mußte beschämt umlenken; der Mann im grauen Rocke, als er ungestört sein Liedchen zu Ende gebracht, lachte mich aus, setzte mir den Schatten wieder zurecht und belehrte mich, er würde erst an mir festhangen und bei mir bleiben wollen, wenn ich ihn wiederum als rechtmäßiges Eigentum besitzen würde. „Ich halte Sie," fuhr er fort, „am Schatten fest, und Sie kommen mir nicht los. Ein reicher Mann, wie Sie, braucht einmal einen Schatten, das ist nicht anders; Sie sind nur darin zu tadeln, daß Sie es nicht früher eingesehen haben." —

Ich setzte meine Reise auf derselben Straße fort; es fanden sich bei mir alle Bequemlichkeiten des Lebens und selbst ihre Pracht wieder ein; ich konnte mich frei und leicht bewegen, da ich einen, obgleich nur erborgten Schatten besaß, und ich flößte überall die Ehrfurcht ein, die der Reichtum gebietet; aber ich hatte den Tod im Herzen. Mein wundersamer Begleiter, der sich selbst für den unwürdigen Diener des reichsten Mannes in der Welt ausgab, war von einer außerordentlichen Dienstfertigkeit, über die Maßen gewandt und geschickt, der wahre Inbegriff eines Kammerdieners für einen reichen Mann; aber er wich nicht von meiner Seite und führte unaufhörlich das Wort gegen mich, stets die größte Zuversicht an den Tag legend, daß ich endlich, sei es auch nur, um ihn los zu werden, den Handel mit dem Schatten abschließen würde. — Er war mir eben so lästig als verhaßt. Ich konnte mich ordentlich vor ihm fürchten. Ich hatte mich von ihm abhängig gemacht. Er hielt mich, nachdem er mich in die Herrlichkeit der Welt, die ich floh, zurückgeführt hatte. Ich mußte seine Beredsamkeit über mich ergehen lassen und fühlte schier, er habe recht. Ein Reicher muß in der Welt einen Schatten haben, und sobald ich den Stand behaupten wollte, den er mich wieder geltend zu machen verleitet hatte, war nur ein Ausgang zu ersehen. Dieses aber stand bei mir fest, nachdem ich meine Liebe hingeopfert, nachdem mir das Leben verblaßt war, wollt' ich meine Seele nicht, sei es um alle Schatten der Welt, dieser Kreatur verschreiben. Ich wußte nicht, wie es enden sollte.

Wir saßen einst vor einer Höhle, welche die Fremden, die das Gebirg' bereisen, zu besuchen pflegen. Man hört dort das Gebrause unterirdischer Ströme aus ungemessener Tiefe heraufschallen, und kein Grund scheint den Stein, den man hineinwirft, in seinem hallenden Fall aufzuhalten. Er malte mir, wie er öfters tat, mit verschwenderischer Einbildungskraft und im schimmernden Reize der glänzendsten Farben sorgfältig ausgeführte Bilder von dem, was ich in der Welt, kraft meines Säckels,

ausführen würde, wenn ich erst meinen Schatten wieder in meiner Gewalt hätte. Die Ellenbogen auf die Knie gestützt, hielt ich mein Gesicht in meinen Händen verborgen und hörte dem Falschen zu, das Herz zwiefach geteilt zwischen der Verführung und dem strengen Willen in mir. Ich konnte bei solchem innerlichen Zwiespalt länger nicht ausdauern und begann den entscheidenden Kampf:

„Sie scheinen, mein Herr, zu vergessen, daß ich Ihnen zwar erlaubt habe, unter gewissen Bedingungen in meiner Begleitung zu bleiben, daß ich mir aber meine völlige Freiheit vorbehalten habe." — „Wenn Sie befehlen, so pack' ich ein." Die Drohung war ihm geläufig. Ich schwieg; er setzte sich gleich daran, meinen Schatten wieder zusammenzurollen. Ich erblaßte; aber ich ließ es stumm geschehen. Es erfolgte ein langes Stillschweigen. Er nahm zuerst das Wort:

„Sie können mich nicht leiden, mein Herr, Sie hassen mich, ich weiß es: doch warum hassen Sie mich? Ist es etwa, weil Sie mich auf öffentlicher Straße angefallen und mir mein Vogelnest mit Gewalt zu rauben gemeint? Oder ist es darum, daß Sie mein Gut, den Schatten, den Sie Ihrer bloßen Ehrlichkeit anvertraut glaubten, mir diebischerweise zu entwenden gesucht haben? Ich meinerseits hasse Sie darum nicht; ich finde ganz natürlich, daß Sie alle Ihre Vorteile, List und Gewalt geltend zu machen suchen; daß Sie übrigens die allerstrengsten Grundsätze haben, und wie die Ehrlichkeit selbst denken, ist eine Liebhaberei, wogegen ich auch nichts habe. — Ich denke in der Tat nicht so streng als Sie; ich handle bloß, wie Sie denken. Oder hab' ich Ihnen etwa irgend wann den Daumen auf die Gurgel gedrückt, um Ihre werteste Seele, zu der ich einmal Lust habe, an mich zu bringen? Hab' ich von wegen meines ausgetauschten Säckels einen Diener auf Sie losgelassen? Hab' ich Ihnen damit durchzugehen versucht?" Ich hatte dagegen nichts zu erwidern; er fuhr fort: „Schon recht, mein Herr, schon recht! Sie können mich nicht leiden; auch das begreife ich wohl und verarge es Ihnen weiter nicht. Wir müssen scheiden, das ist klar, und auch Sie fangen an, mir sehr langweilig vorzukommen. Um sich also meiner ferneren beschämenden Gegenwart völlig zu entziehen, rate ich es Ihnen noch einmal: Kaufen Sie mir das Ding ab." — Ich hielt ihm den Säckel hin: „Um den Preis." — „Nein!" — Ich seufzte schwer auf und nahm wieder das Wort: „Auch also. Ich dringe darauf, mein Herr, laßt uns scheiden, vertreten Sie mir länger nicht den Weg auf einer Welt, die hoffentlich geräumig genug ist für uns beide." Er lächelte

und erwiderte: „Ich gehe, mein Herr; zuvor aber will ich Sie unterrichten, wie Sie mir klingeln können, wenn Sie je Verlangen nach Ihrem untertänigsten Knecht tragen sollten: Sie brauchen nur Ihren Säckel zu schütteln, daß die ewigen Goldstücke darinnen rasseln; der Ton zieht mich augenblicklich an. Ein jeder denkt auf seinen Vorteil in dieser Welt; Sie sehen, daß ich auf Ihren zugleich bedacht bin; denn ich eröffne Ihnen offenbar eine neue Kraft. — O, dieser Säckel! — Und hätten gleich die Motten Ihren Schatten schon aufgefressen, der würde noch ein starkes Band zwischen uns sein. Genug, Sie haben mich an meinem Gold, befehlen Sie auch in der Ferne über Ihren Knecht; Sie wissen, daß ich mich meinen Freunden dienstfertig genug erweisen kann, und daß die Reichen besonders gut mit mir stehen; Sie haben es selbst gesehen. — Nur Ihren Schatten, mein Herr, — das lassen Sie sich gesagt sein — nie wieder als unter einer einzigen Bedingung."

Gestalten der alten Zeit traten vor meine Seele. Ich frug ihn schnell: „Hatten Sie eine Unterschrift von Herrn John?" Er lächelte. — „Mit einem so guten Freund hab' ich es keineswegs nötig gehabt." — „Wo ist er? Bei Gott, ich will es wissen!" Er steckte zögernd die Hand in die Tasche, und daraus, bei den Haaren hervorgezogen, erschien Thomas Johns bleiche, entstellte Gestalt, und die blauen Leichenlippen bewegten sich zu schweren Worten: „Justo judicio Dei judicatus sum; justo judicio Dei condemnatus sum." Ich entsetzte mich, und schnell den klingenden Säckel in den Abgrund werfend, sprach ich zu ihm die letzten Worte: „So beschwör' ich dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! hebe dich von dannen und lasse dich nie wieder vor meinen Augen blicken!" Er erhob sich finster und verschwand sogleich hinter den Felsenmassen, die den wild bewachsenen Ort begrenzten.

## IX.

Ich saß da ohne Schatten und ohne Geld; aber ein schweres Gewicht war von meiner Brust genommen, ich war heiter. Hätte ich nicht auch meine Liebe verloren, oder hätt' ich mich nur bei deren Verlust vorwurfsfrei gefühlt, ich glaube, ich hätte glücklich sein können — ich wußte aber nicht, was ich anfangen sollte. Ich durchsuchte meine Taschen und fand noch einige Goldstücke darin; ich zählte sie und lachte. — Ich hatte mein Pferd unten im Wirtshause; ich schämte mich, dahin zurückzukehren, ich mußte wenigstens den Untergang der Sonne erwarten; sie stand noch hoch am Himmel. Ich legte mich in den Schatten der nächsten Bäume und schlief ruhig ein.

Anmutige Bilder verwoben sich mir im luftigen Tanze zu einem gefälligen Traum. Mina, einen Blumenkranz in den Haaren, schwebte an mir vorüber und lächelte mich freundlich an. Auch der ehrliche Bendel war mit Blumen bekränzt und eilte mit freundlichem Gruße vorüber. Viele sah ich noch, und wie mich dünkt, auch dich, Chamisso, im fernen Gewühl; ein helles Licht schien, es hatte aber keiner einen Schatten, und was seltsamer ist, es sah nicht übel aus, — Blumen und Lieder, Liebe und Freude, unter Palmenhainen. — — Ich konnte die beweglichen, leicht verwehten, lieblichen Gestalten weder festhalten noch deuten; aber ich weiß, daß ich gerne solchen Traum träumte und mich vor dem Erwachen in acht nahm; ich wachte wirklich schon und hielt noch die Augen zu, um die weichenden Erscheinungen länger vor meiner Seele zu behalten.

Ich öffnete endlich die Augen; die Sonne stand noch am Himmel, aber im Osten; ich hatte die Nacht verschlafen. Ich nahm es für ein Zeichen, daß ich nicht nach dem Wirtshause zurückkehren sollte. Ich gab leicht, was ich dort noch besaß, verloren und beschloß, eine Nebenstraße, die durch den waldbewachsenen Fuß des Gebirges führte, zu Fuß einzuschlagen, dem Schicksal es anheimstellend, was es mit mir vorhatte, zu erfüllen. Ich schaute nicht hinter mich zurück und dachte auch nicht daran, an Bendel, den ich reich zurückgelassen hatte, mich zu wenden, welches ich allerdings gekonnt hätte. Ich sah mich an auf den neuen Charakter, den ich in der Welt bekleiden sollte. Mein Anzug war sehr bescheiden. Ich hatte eine alte schwarze Kurtka an, die ich schon in Berlin getragen, und die mir, ich weiß nicht wie, zu dieser Reise erst wieder in die Hand gekommen war. Ich hatte sonst eine Reisemütze auf dem Kopf und ein Paar alte Stiefeln an den Füßen. Ich erhob mich, schnitt mir an selbiger Stelle einen Knotenstock zum Andenken und trat sogleich meine Wanderung an.

Ich begegnete im Wald einem alten Bauer, der mich freundlich begrüßte, und mit dem ich mich in Gespräch einließ. Ich erkundigte mich, wie ein wißbegieriger Reisender, erst nach dem Wege, dann nach der Gegend und deren Bewohnern, den Erzeugnissen des Gebirges und derlei mehr. Er antwortete verständig und redselig auf meine Fragen. Wir kamen an das Bette eines Bergstromes, der über einen weiten Strich des Waldes seine Verwüstung verbreitet hatte. Mich schauderte innerlich vor dem sonnenhellen Raum; ich ließ den Landmann vorangehen. Er hielt aber mitten im gefährlichen Orte still und wandte sich zu mir, um mir die Geschichte dieser Verwüstung zu erzählen. Er

bemerkte bald, was mir fehlte, und hielt mitten in seiner Rede ein: „Aber wie geht denn das zu? Der Herr hat ja keinen Schatten!“ — „Leider! leider!“ erwiderte ich seufzend. „Es sind mir während einer bösen langen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen. Seht, Vater, in meinem Alter, die Haare, die ich wieder gekriegt habe, ganz weiß, die Nägel sehr kurz, und der Schatten, der will noch nicht wieder wachsen.“ — „Ei, ei!“ versetzte der alte Mann kopfschüttelnd, „keinen Schatten, das ist bös! das war eine böse Krankheit, die der Herr gehabt hat.“ Aber er hub seine Erzählung nicht wieder an, und bei dem nächsten Querweg, der sich darbot, ging er, ohne ein Wort zu sagen, von mir ab. — Bittere Tränen zitterten aufs neue auf meinen Wangen, und meine Heiterkeit war hin.

Ich setzte traurigen Herzens meinen Weg fort und suchte ferner keines Menschen Gesellschaft. Ich hielt mich im dunkelsten Walde und mußte manchmal, um über einen Strich, wo die Sonne schien, zu kommen, stundenlang darauf warten, daß mir keines Menschen Auge den Durchgang verbot. Am Abend suchte ich Herberge in den Dörfern zu nehmen. Ich ging eigentlich nach einem Bergwerk im Gebirge, wo ich Arbeit unter der Erde zu finden gedachte; denn, davon abgesehen, daß meine jetzige Lage mir gebot, für meinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen, hatte ich dieses wohl erkannt, daß mich allein angestrengte Arbeit gegen meine zerstörenden Gedanken schützen könnte.

Ein paar regnichte Tage förderten mich leicht auf den Weg, aber auf Kosten meiner Stiefel, deren Sohlen für den Grafen Peter, und nicht für den Fußknecht berechnet waren. Ich ging schon auf den bloßen Füßen. Ich mußte ein Paar neue Stiefel anschaffen. Am nächsten Morgen besorgte ich dieses Geschäft mit vielem Ernst in einem Flecken, wo Kirmes war, und wo in einer Bude alte und neue Stiefel zu Kauf standen. Ich wählte und handelte lange. Ich mußte auf ein Paar neue, die ich gern gehabt hätte, Verzicht leisten; mich schreckte die unbillige Forderung. Ich begnügte mich also mit alten, die noch gut und stark waren, und die mir der schöne, blondlockige Knabe, der die Bude hielt, gegen gleiche bare Bezahlung freundlich lächelnd einhändigte, indem er mir Glück auf den Weg wünschte.

Ich zog sie gleich an und ging zum nördlich gelegenen Tor aus dem Ort.

Ich war in meinen Gedanken sehr vertieft und sah kaum, wo ich den Fuß hinsetzte; denn ich dachte an das Bergwerk, wo ich auf den Abend noch anzulangen hoffte, und wo ich nicht recht wußte, wie ich mich ankündigen sollte. Ich war noch keine

zweihundert Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß ich aus dem Wege gekommen war; ich sah mich danach um; ich befand mich in einem wüsten, uralten Tannenwalde, woran die Axt nie gelegt worden zu sein schien. Ich drang noch einige Schritte vor; ich sah mich mitten unter öden Felsen, die nur mit Moos und Steinbrucharten bewachsen waren, und zwischen welchen Schnee- und Eisfelder lagen. Die Luft war sehr kalt, ich sah mich um, der Wald war hinter mir verschwunden. Ich machte noch einige Schritte — um mich herrschte die Stille des Todes, unabsehbar dehnte sich das Eis, worauf ich stand, und worauf ein dichter Nebel schwer ruhte; die Sonne stand blutig am Rande des Horizontes. Die Kälte war unerträglich. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war; der erstarrende Frost zwang mich, meine Schritte zu beschleunigen; ich vernahm nur das Gebrause ferner Gewässer: ein Schritt, und ich war am Eisufer eines Ozeans. Unzählbare Herden von Seehunden stürzten sich vor mir rauschend in die Flut. Ich folgte diesem Ufer, ich sah wieder nackte Felsen, Land, Birken- und Tannenwälder, ich lief noch ein paar Minuten gerade vor mir hin. Es war erstickend heiß, ich sah mich um, ich stand zwischen schön gebauten Reisfeldern und Maulbeerbäumen. Ich setzte mich in deren Schatten, ich sah nach meiner Uhr, ich hatte vor nicht einer Viertelstunde den Marktflecken verlassen, — ich glaubte zu träumen, ich biß mich in die Zunge um mich zu erwecken; aber ich wachte wirklich. — Ich schloß die Augen zu, um meine Gedanken zusammenzufassen. — Ich hörte vor mir seltsame Silben durch die Nase zählen; ich blickte auf: zwei Chinesen, an der asiatischen Gesichtsbildung unverkennbar, wenn ich auch ihrer Kleidung keinen Glauben beimessen wollte, redeten mich mit landesüblichen Begrüßungen in ihrer Sprache an; ich stand auf und trat zwei Schritte zurück. Ich sah sie nicht mehr, die Landschaft war ganz verändert: Bäume, Wälder, statt der Reisfelder. Ich betrachtete diese Bäume und die Kräuter, die um mich blühten; die ich kannte, waren südöstlich-asiatische Gewächse; ich wollte auf den einen Baum zugehen, ein Schritt — und wiederum alles verändert. Ich trat nun an, wie ein Rekrut, der geübt wird, und schritt langsam, gesetzt einher. Wunderbar veränderliche Länder, Fluren, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüsten entrollten sich vor meinem staunenden Blick: es war kein Zweifel, ich hatte Siebenmeilenstiefel an den Füßen.

## X.

Ich fiel in stummer Andacht auf meine Knie und vergoß Tränen des Dankes — denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. Es war nicht ein Entschluß, den ich faßte. Ich habe nur seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu in stillem, strengem, unausgesetztem Fleiß darzustellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehangen.

Ich raffte mich auf, um ohne Zögern mit flüchtigem Überblick Besitz von dem Felde zu nehmen, wo ich künftig ernten wollte. — Ich stand auf den Höhen des Tibet, und die Sonne, die mir vor wenigen Stunden aufgegangen war, neigte sich hier schon am Abendhimmel; ich durchwanderte Asien von Osten gegen Westen, sie in ihrem Lauf einholend, und trat in Afrika ein. Ich sah mich neugierig darin um, indem ich es wiederholt in allen Richtungen durchmaß. Wie ich durch Ägypten die alten Pyramiden und Tempel angaffte, erblickte ich in der Wüste, unfern des hunderttorigen Theben, die Höhlen, wo christliche Einsiedler sonst wohnten. Es stand plötzlich fest und klar in mir: hier ist dein Haus. — Ich erkor eine der verborgensten, die zugleich geräumig, bequem und den Schakalen unzugänglich war, zu meinem künftigen Aufenthalte und setzte meinen Stab weiter.

Ich trat bei den Herkules-Säulen nach Europa über, und nachdem ich seine südlichen und nördlichen Provinzen in Augenschein genommen, trat ich von Nordasien über den Polargletscher nach Grönland und Amerika über, durchschweifte die beiden Teile dieses Kontinents, und der Winter, der schon im Süden herrschte, trieb mich schnell vom Kap Horn nordwärts zurück.

Ich verweilte mich, bis es im östlichen Asien Tag wurde, und setzte erst nach einiger Ruh' meine Wanderung fort. Ich verfolgte durch beide Amerika die Bergkette, die die höchsten bekannten Unebenheiten unserer Kugel in sich faßt. Ich schritt langsam und vorsichtig von Gipfel zu Gipfel, bald über flammende Vulkane, bald über beschneite Kuppen, oft mit Mühe atmend; ich erreichte den Eliasberg und sprang über die Behringstraße nach Asien. — Ich verfolgte dessen westliche Küsten in ihren vielfachen Wendungen und untersuchte mit besonderer Aufmerksamkeit, welche der dort gelegenen Inseln mir zugänglich

wären. Von der Halbinsel Malacca trugen mich meine Stiefel auf Sumatra, Java, Bali und Lamboc; ich versuchte, selbst oft mit Gefahr und dennoch immer vergebens, mir über die kleinern Inseln und Felsen, wovon dieses Meer starrt, einen Übergang nordwestlich nach Borneo und andern Inseln dieses Archipelagus zu bahnen. Ich mußte die Hoffnung aufgeben. Ich setzte mich endlich auf die äußerste Spitze von Lamboc nieder, und das Gesicht gegen Süden und Osten gewendet, weint' ich wie am festverschlossenen Gitter meines Kerkers, daß ich doch so bald meine Begrenzung gefunden. Das merkwürdige, zum Verständnis der Erde und ihres sonnengewirkten Kleides, der Pflanzen- und Tierwelt, so wesentlich notwendige Neuholland und die Südsee mit ihren Zoophyten-Inseln waren mir untersagt, und so war, im Ursprunge schon, alles, was ich sammeln und erbauen sollte, bloßes Fragment zu bleiben verdammt. — O mein Adelbert, was ist es doch um die Bemühungen der Menschen!

Oft habe ich im strengsten Winter der südlichen Halbkugel vom Kap Horn aus jene zweihundert Schritte, die mich etwa vom Land Van Diemen und Neuholland trennten, selbst unbekümmert um die Rückkehr, und sollte sich dieses schlechte Land über mich, wie der Deckel meines Sarges, schließen, über den Polargletscher westwärts zurückzulegen versucht, habe über Treibeis mit törichter Wagnis verzweiflungsvolle Schritte getan, der Kälte und dem Meere Trotz geboten. Umsonst, noch bin ich auf Neuholland nicht gewesen — ich kam dann jedesmal auf Lamboc zurück und setzte mich auf seine äußerste Spitze nieder und weinte wieder, das Gesicht gen Süden und Osten gewendet, wie am festverschlossenen Gitter meines Kerkers.

Ich riß mich endlich von dieser Stelle und trat mit traurigem Herzen wieder in das innere Asien; ich durchschweifte es fürder, die Morgendämmerung nach Westen verfolgend, und kam noch in der Nacht in die Thebais zu meinem vorbestimmten Hause, das ich in den gestrigen Nachmittagsstunden berührt hatte.

Sobald ich etwas ausgeruht und es Tag über Europa war, ließ ich meine erste Sorge sein, alles anzuschaffen, was ich bedurfte. — Zuvörderst Hemmschuhe; denn ich hatte erfahren, wie unbequem es sei, seinen Schritt nicht anders verkürzen zu können, um nahe Gegenstände gemächlich zu untersuchen, als indem man die Stiefeln auszieht. Ein Paar Pantoffeln, übergezogen, hatten völlig die Wirkung, die ich mir davon versprach, und späterhin trug ich sogar deren immer zwei Paar bei mir, weil ich öfters welche von den Füßen warf, ohne Zeit zu haben,

sie aufzuheben, wenn Löwen, Menschen oder Hyänen mich beim Botanisieren aufschreckten. Meine sehr gute Uhr war auf die kurze Dauer meiner Gänge ein vortreffliches Chronometer. Ich brauchte noch außerdem einen Sextanten, einige physikalischen Instrumente und Bücher.

Ich machte, dieses alles herbeizuschaffen, etliche bangen Gänge nach London und Paris, die ein mir günstiger Nebel eben beschattete. Als der Rest meines Zaubergoldes erschöpft war, bracht' ich leicht zu findendes afrikanisches Elfenbein als Bezahlung herbei, wobei ich freilich die kleinsten Zähne, die meine Kräfte nicht überstiegen, auswählen mußte. Ich ward bald mit allem versehen und ausgerüstet, und ich fing sogleich als privatisierender Gelehrter meine neue Lebensweise an.

Ich streifte auf der Erde umher, bald ihre Höhen, bald die Temperatur ihrer Quellen und die der Luft messend, bald Tiere beobachtend, bald Gewächse untersuchend; ich eilte von dem Aquator nach dem Pole, von der einen Welt nach der andern, Erfahrungen mit Erfahrungen vergleichend. Die Eier der afrikanischen Strauße oder der nördlichen Seevögel und Früchte, besonders der Tropen-Palmen und Bananen, waren meine gewöhnlichste Nahrung. Für mangelndes Glück hatt' ich als Surrogat die Nicotiana, und für menschliche Teilnahme und Bande die Liebe eines treuen Pudels, der mir meine Höhle in der Thebais bewachte und, wenn ich mit neuen Schätzen beladen zu ihm zurückkehrte, freudig an mich sprang und es mich doch menschlich empfinden ließ, daß ich nicht allein auf der Erde sei. Noch sollte mich mein Abenteuer unter die Menschen zurückführen.

## XI.

Als ich einst auf Nordlands Küsten, meine Stiefeln gehemmt, Flechten und Algen sammelte, trat mir unversehens um die Ecke eines Felsens ein Eisbär entgegen. Ich wollte, nach weggeworfenen Pantoffeln, auf eine gegenüberliegende Insel treten, zu der mir ein dazwischen aus den Wellen hervorragender nackter Felsen den Übergang bahnte. Ich trat mit dem einen Fuß auf den Felsen fest auf und stürzte auf der andern Seite in das Meer, weil mir unbemerkt der Pantoffel am anderen Fuß haften geblieben war.

Die große Kälte ergriff mich, ich rettete mit Mühe mein Leben aus dieser Gefahr; sobald ich Land hielt, lief ich, so schnell ich konnte, nach der Lybischen Wüste, um mich da an der Sonne zu trocknen. Wie ich ihr aber ausgesetzt war, brannte sie mir so heiß auf den Kopf, daß ich sehr krank wieder nach Norden

taumelte. Ich suchte durch heftige Bewegungen mir Erleichterung zu verschaffen und lief mit unsichern, raschen Schritten von Westen nach Osten und von Osten nach Westen. Ich befand mich bald in dem Tag und bald in der Nacht, bald im Sommer und bald in der Winterkälte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich so auf der Erde herumtaumelte. Ein brennendes Fieber glühte durch meine Adern, ich fühlte mit großer Angst die Besinnung mich verlassen. Noch wollte das Unglück, daß ich bei so unvorsichtigem Laufen jemanden auf den Fuß trat. Ich mochte ihm weh getan haben; ich erhielt einen starken Stoß, und ich fiel hin. —

Als ich zuerst zum Bewußtsein zurückkehrte, lag ich gemächlich in einem guten Bette, das unter vielen andern Betten in einem geräumigen und schönen Saale stand. Es saß mir jemand zu Häupten; es gingen Menschen durch den Saal von einem Bette zum andern. Sie kamen vor das meine und unterhielten sich von mir. Sie nannten mich aber Numero Zwölf, und an der Wand zu meinen Füßen stand doch ganz gewiß, es war keine Täuschung, ich konnte es deutlich lesen, auf schwarzer Marmortafel mit großen goldenen Buchstaben mein Name

PETER SCHLEMIHL

ganz richtig geschrieben. Auf der Tafel standen noch unter meinem Namen zwei Reihen Buchstaben; ich war aber zu schwach, um sie zusammen zu bringen, ich machte die Augen wieder zu. —

Ich hörte etwas, worin von Peter Schlemihl die Rede war, laut und vernehmlich ablesen; ich konnte aber den Sinn nicht fassen; ich sah einen freundlichen Mann und eine sehr schöne Frau in schwarzer Kleidung vor meinem Bette erscheinen. Die Gestalten waren mir nicht fremd, und ich konnte sie nicht erkennen.

Es verging einige Zeit, und ich kam wieder zu Kräften. Ich hieß Numero Zwölf, und Numero Zwölf galt seines langen Bartes wegen für einen Juden, darum er aber nicht minder sorgfältig gepflegt wurde. Daß er keinen Schatten hatte, schien unbemerkt geblieben zu sein. Meine Stiefeln befanden sich, wie man mich versicherte, nebst allem, was man bei mir gefunden, als ich hieher gebracht worden, in gutem und sicherem Gewahrsam, um mir nach meiner Genesung wieder zugestellt zu werden. Der Ort, worin ich krank lag, hieß das SCHLEMIHLIUM; was täglich von Peter Schlemihl abgelesen wurde, war eine Ermahnung, für denselben, als den Urheber und Wohltäter dieser Stiftung, zu beten. Der freundliche Mann, den ich an

meinem Bette gesehen hatte, war Bendel, die schöne Frau war Mina.

Ich genas unerkannt im Schlemihlio und erfuhr noch mehr: ich war in Bendels Vaterstadt, wo er aus dem Überrest meines sonst nicht gesegneten Goldes dieses Hospitium, wo Unglückliche mich segneten, unter meinem Namen gestiftet hatte, und er führte über dasselbe die Aufsicht. Mina war Witwe; ein unglücklicher Kriminalprozeß hatte dem Herrn Rascal das Leben und ihr selbst ihr mehrstes Vermögen gekostet. Ihre Eltern waren nicht mehr. Sie lebte hier als eine gottesfürchtige Witwe und übte Werke der Barmherzigkeit.

Sie unterhielt sich einst am Bette Numero Zwölf mit dem Herrn Bendel: „Warum, edle Frau, wollen Sie sich so oft der bösen Luft, die hier herrscht, aussetzen? Sollte denn das Schicksal mit Ihnen so hart sein, daß Sie zu sterben begehrten?" — „Nein, Herr Bendel, seit ich meinen langen Traum ausgeträumt habe und in mir selber erwacht bin, geht es mir wohl; seitdem wünsche ich nicht mehr und fürchte nicht mehr den Tod. Seitdem denke ich heiter an Vergangenheit und Zukunft. Ist es nicht auch mit stillem innerlichen Glück, daß Sie jetzt auf so gottselige Weise Ihrem Herrn und Freunde dienen?" — „Sei Gott gedankt, ja, edle Frau. Es ist uns doch wundersam ergangen; wir haben viel Wohl und bittres Weh unbedachtsam aus dem vollen Becher geschlürft. Nun ist er leer; nun möchte einer meinen, das sei alles nur die Probe gewesen, und, mit kluger Einsicht gerüstet, den wirklichen Anfang erwarten. Ein anderer ist nun der wirkliche Anfang, und man wünscht das erste Gaukelspiel nicht zurück und ist dennoch im ganzen froh, wie es war, gelebt zu haben. Auch find' ich in mir das Zutrauen, daß es nun unserm alten Freunde besser gehen muß als damals." — „Auch in mir," erwiderte die schöne Witwe, und sie gingen an mir vorüber.

Dieses Gespräch hatte einen tiefen Eindruck in mir zurückgelassen; aber ich zweifelte im Geiste, ob ich mich zu erkennen geben oder unerkannt von dannen gehen sollte. — Ich entschied mich. Ich ließ mir Papier und Bleistift geben und schrieb die Worte:

„Auch Eurem alten Freunde ergeht es nun besser als damals, und büßet er, so ist es Buße der Versöhnung."

Hierauf begehrte ich mich anzuziehen, da ich mich stärker befände. Man holte den Schlüssel zu dem kleinen Schrank, der neben meinem Bette stand, herbei. Ich fand alles, was mir gehörte, darin. Ich legte meine Kleider an, hing meine

botanische Kapsel, worin ich mit Freuden meine nordischen Flechten wiederfand, über meine schwarze Kurtka um, zog meine Stiefeln an, legte den geschriebenen Zettel auf mein Bett, und sowie die Tür' aufging, war ich schon weit auf dem Wege nach der Thebais.

Wie ich längs der syrischen Küste den Weg, auf dem ich mich zum letztenmal vom Hause entfernt hatte, zurücklegte, sah ich mir meinen armen Figaro entgegenkommen. Dieser vortreffliche Pudel schien seinem Herrn, den er lange zu Hause erwartet haben mochte, auf der Spur nachgehen zu wollen. Ich stand still und rief ihm zu. Er sprang bellend an mich mit tausend rührenden Äußerungen seiner unschuldigen, ausgelassenen Freude. Ich nahm ihn unter den Arm, denn freilich konnte er mir nicht folgen, und brachte ihn mit mir wieder nach Hause.

Ich fand dort alles in der alten Ordnung und kehrte nach und nach, sowie ich wieder Kräfte bekam, zu meinen vormaligen Beschäftigungen und zu meiner alten Lebensweise zurück; nur daß ich mich ein ganzes Jahr hindurch der mir ganz unzuträglichen Polarkälte enthielt.

Und so, mein lieber Chamisso, leb' ich noch heute. Meine Stiefel nutzen sich nicht ab, wie das sehr gelehrte Werk des berühmten Tieckius, de rebus gestis Pollicilli, es mich anfangs befürchten lassen. Ihre Kraft bleibt ungebrochen; nur meine Kraft geht dahin; doch hab' ich den Trost, sie an einen Zweck in fortgesetzter Richtung und nicht fruchtlos verwendet zu haben. Ich habe, so weit meine Stiefel gereicht, die Erde, ihre Gestaltung, ihre Höhen, ihre Temperatur, ihre Atmosphäre in ihrem Wechsel, die Erscheinungen ihrer magnetischen Kraft, das Leben auf ihr, besonders im Pflanzenreiche, gründlicher kennen gelernt als vor mir irgendein Mensch. Ich habe die Tatsachen mit möglichster Genauigkeit in klarer Ordnung aufgestellt in mehreren Werken, meine Folgerungen und Ansichten flüchtig in einigen Abhandlungen niedergelegt. — Ich habe die Geographie vom Innern von Afrika und von den nördlichen Polarländern, vom Innern von Asien und von seinen östlichen Küsten festgesetzt. Meine Historia stirpium plantarum utriusque orbis steht da als ein großes Fragment der Flora universalis terrae und als ein Glied meines Systema naturae. Ich glaube darin nicht bloß die Zahl der bekannten Arten mäßig um mehr als ein Drittel vermehrt, sondern auch etwas für das natürliche System und für die Geographie der Pflanzen getan zu haben. Ich arbeite jetzt fleißig an meiner Fauna. Ich werde Sorge tragen, daß

vor meinem Tode meine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden.

Und dich, mein lieber Chamisso, hab' ich zum Bewahrer meiner wundersamen Geschichte erkoren, auf daß sie vielleicht, wenn ich von der Erde verschwunden bin, manchem ihrer Bewohner zur nützlichen Lehre gereichen könne. Du aber, mein Freund, willst du unter den Menschen leben, so lerne verehren zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst du nur dir und deinem bessern Selbst leben, o, so brauchst du keinen Rat.

Explicit.

---

An
**Adelbert von Chamisso.**

Trifft Frank' und Deutscher jetzt zusammen,
Und jeder edeln Muts entbrannt,
So fährt ans tapfre Schwert die Hand,
Und Kampf entsprüht in wilden Flammen.

Wir treffen uns auf höherm Feld,
Wir zwei, verklärt in reinrem Feuer.
Heil dir, mein Frommer, mein Getreuer,
Und dem, was uns verbunden hält!

1813. Fouqué.

# Vermischtes in Prosa

# I.

## Memoire
## über die Ereigniſſe bei der Kapitulation von Hameln.

1808.

Aufgefordert, von meinem ganzen Dienſtbenehmen während des letzten Krieges und von meiner eigenen Gefangennehmung Auskunft zu geben, lege ich dem hochlöblichen Tribunal zu fernerer ſtrenger Prüfung folgenden Bericht darüber ab.

Ich habe während der Berennung und bei der Einnahme Hamelns durch den Feind — einziges Kriegsereignis, wobei ich mich befunden — keine eigene Kommiſſion erhalten, worüber ich beſonders Rechenſchaft abzulegen hätte, und habe nur beim Regiment und zwar beim zweiten Bataillon und der Kompanie von Lochau gleiche Geſinnung und gleiches Schickſal mit meinen wackern Kameraden geteilt. Nichtsdeſtoweniger habe ich Gelegenheit gehabt, an den Tag zu legen, daß ich in ihrem Sinne mit einverſtanden war, der ſich gegen eine ſchmachvolle Übergabe der Feſtung vor dem Angriffe kraftvoll erhob. Ich erinnere, daß ich an dem Tage, wo bei zu befürchtender Überantwortung der Stadt, der Obriſt v. K., der ſämtliche Forts kommandierte, das zweite Bataillon von Oranien heraufrief, verſprechend, daß er nach Soldatenart die ihm anvertrauten Mauern bis auf den letzten Stein verteidigen wolle, daß ich, der ich mir in der letzten Nacht einen Fuß im Dienſte beſchädigt hatte, ſo daß ich nur mit Mühe gehen konnte, vom Fort Nr. 2 nach dem Fort Nr. 1 ſtieg, um dem Herrn Obriſten im Namen aller zu danken und ihn von der Treue und Kriegsluſt der Beſatzung zu verſichern. Ferner: daß ich mich am Abende der Kapitulation unter dem Haufen der Offiziere befunden habe, die ſich beim Kommandanten einſtellten, um zu verſuchen, was noch übrig bliebe, um Feſtung und Ehre zu retten, und daß, nachdem uns die Generale mit eitlen Verſprechungen entlaſſen hatten, ich

noch mit vielen im Kaffeehause mich befand, über die Gemeinsache verhandelnd, als mit dem Alarm das Zeichen gegeben ward, daß die Zeit, zu unternehmen, mit Beraten und Beschließen abgelaufen sei, indem die verbreitete Nachricht des Abfalls den Mut der Soldaten in unsinnige Wut verkehrt hatte.

Zu einer tapfern Verteidigung der Festung Hameln hat es nur daran gefehlt, daß einer sich der Führung anmaßte und zum Haupt aufwarf; daß keiner sich unterfangen hat, dieses zu tun, ist ein Vorwurf, der zwar alle, aber auch jeden nur in dem Maße trifft, als er in Rang und Ansehen hochstand und Kriegsdienstjahre zählte. Ich war ein obskurer Subaltern und, noch mehr, ein Geächteter aus dem Volke des Feindes.

Ich kehre zu der eigenen Sache zurück. Ich habe die Nacht des Aufruhrs, nachdem das Regiment, das vollzählig auf dem Alarmplatz zusammengekommen, nach und nach auseinandergegangen war — keiner erteilte Befehl — bei dem Obristen v. N. allein zugebracht, um ihm zum Adjutanten zu dienen, wenn er es bedurfte. Er ward genötigt, sich in das Lazarett zurückzuziehen. Gegen Morgen geleitete ich ihn noch unter dem letzten Schießen nach seiner Wohnung. Nach dem am Tage erfolgten Einmarsch der Holländer und der gänzlichen Auflösung der Unsrigen, habe ich keinen Anstand genommen, das Kartell anzunehmen, habe mich auf Ehrenwort gefangen gegeben und einen Paß nach Frankreich erhalten.

Endlich aufgefordert: „auf mein Ehrenwort zu erklären, ob ich gegen einen Offizier des Regiments etwas Nachteiliges zu sagen hätte," gebe ich, der Aufforderung Genüge zu leisten, folgendes mein Gutachten über diejenigen von den Herren Offizieren vom Regiment Oranien, mit denen ich dieselben Kriegsereignisse erlebt habe, und ihr Benehmen ab und verbürge mein Ehrenwort, daß ich, was ich weiß und wie ich es meine, rücksichtslos herausjage.

Ich halte dafür, daß das Benehmen nur zweier Männer einer fernern Prüfung unterworfen werden könne, ja müsse. Diese sind der Herr Obrist von N. und der Herr Obrist von X., zwei Männer, von denen ich während meiner Dienstzeit mehr Gutes als Böses empfangen habe. Die übrigen, in ein gemeinsames Schicksal unabwendbar verwickelt, haben nichts vermocht, als ihre Gesinnung auszusprechen, und sie haben es gesamt nach Möglichkeit schön und kräftig getan. Mein eigenes Bewußtsein spricht sie frei.

Der Herr Obrist von N., Kommandeur des Regiments von Oranien, war vor dem Kriege zum Brigadier der in Hameln

stehenden Truppen vom Könige bestellt, durfte vor allem auf das brave Regiment, das er kommandierte, bauen, kein Zweifel erhob sich gegen die ehrenhafte Tapferkeit des Herrn Obristen. Darin traute ihm der Soldat und, wie die Stimmung war, wäre ihm sonder Anstand durch Feuer und Flamme gefolgt. Hätte sich der Herr Obrist von N. nicht der Gewalt in der Festung bemächtigen können und dem, was geschehen ist, vorbeugen? Hätte er es nicht gesollt? Ist er nicht dem Könige Rechenschaft schuldig über die ihm anvertrauten Truppen, welche selbst nur des Kampfes begehrten? Ich erhebe als Zweifel gegen den Herrn Obristen von N. das, was er nicht getan hat. Dagegen ist er nach der Stadt mitgeritten und hat einen Zeugen zu den Verhandlungen der Kapitulation abgegeben.

Der Herr Obrist von X., der sämtliche Forts kommandierte, hatte aus eigenem richtigen Gefühle gelobet, dieselben, auch wenn die Stadt übergehen sollte, zu verteidigen. Die Hoffnungen der Truppen, deren er sicher war, ruhten auf ihm; er hat sie getäuscht, er hat, gewiß vom Machtwort der Generale niedergeschmettert, für diese Forts kapituliert.

Was die Offiziere anbetrifft, die späterhin beim Feinde Dienste angenommen, so mag ihre Tat, wenn sie erst erwiesen ist, sie richten.

Schließlich. Ich fürchte nicht, von denen, an die ich das Wort richte, und nicht von denen, die es gleich mir führen, getadelt und widersagt zu werden, wenn ich von dem Grundsatze ausgegangen bin, daß es sonder fernerer Rücksicht schmachvoll sei, eine Feste dem Feinde zu überantworten und ihm deren Besatzung gefangen zu liefern, wenn noch kein Angriff auf diese Feste geschehen, keine Laufgräben vor derselben eröffnet worden sind, wenn noch zur Stunde keine Hungersnot in ihr herrscht; ja wenn der schwächere Feind die flüchtige Berennung aufgehoben hat, die Bürgerschaft gefaßt und die Besatzung voller Mut ist, und ich brauche nicht auf die Buchstaben des Kriegsreglements Friedrichs mich zu berufen. Mögen denn die Urheber der Kapitulation Hamelns für den neuen Schandfleck, den sie dem deutschen Namen aufgeheftet haben, büßen; wir wälzen die Schuld von uns ab und waschen uns von der Schmach rein.

Ich halte dafür, daß bei gegenwärtigem Ehrengerichte, wie in jeder Ehrensache, der Mann für sein Wort stehen muß; ich begehre also nicht, daß mein Name von meinen Worten getrennt werde.

Dixi.

(Unterschrift.)

## II.

## Über Zensur und Preßfreiheit.

1830 (?).

Bei der Zensur, wie sie zur Zeit besteht, machen sich die Regierungen selbst für die Unterbeamten verantwortlich, durch welche sie sie ausüben lassen. — Verantwortlich für alles, was unter ihrem Schirm gedruckt wird, verantwortlich für alles Gehässige und Alberne, was jene Unterbeamten bei Ausführung ihres Amtes verschulden; und da schreit das sich anhäufende Jämmerliche und Lächerliche so laut, daß unnötig wird, über einmütig Anerkanntes ein Wort mehr zu verlieren.

Und dennoch möchte jeder Redlichgesinnte wünschen, daß den Regierungen eine väterliche verständige Beaufsichtigung der Presse möglich gemacht und gesichert werde, auf daß das Bestehende gegen feindliche Angriffe geschützt werde, durch welche eine unbesonnene Umwälzungssucht dessen zeitgemäße ruhige Fortentwicklung stört und gefährdet.

Aber ist denn der Zweck nur auf dem Wege der verrufenen präventiven Zensur zu erreichen, welche doch immer nur von Menschen, und zwar von untergeordneten Menschen gehandhabt wird, welche, zu keiner Selbsttätigkeit in der Literatur befähigt, sich zu Beaufsichtigern des Gedankens verdingen?

Ich bin der Meinung nicht.

Sprecht jedem Beamten, Gelehrten und Bürger, dessen Stellung im Staate eine hinreichende Bürgschaft für seine Anhänglichkeit an das Bestehende gewährt, das Recht zu, unter seiner persönlichen vollen Verantwortlichkeit vor dem Gesetz, was er schreibt, drucken zu lassen.

Das Gesetz hat die Kategorien derer, die dieses Rechtes teilhaftig sind, bestimmt abzugrenzen. Wer in dieselben nicht gehört, Einheimischer oder Auswärtiger, hat selbst sich seinen Zensor unter den Berechtigten zu suchen, von denen einer für seine Schrift bei Nennung des eigenen Namens die persönliche volle Verantwortlichkeit vor dem Gesetze übernehmen muß.

Somit höre denn jede Anonymität und Pseudonymität auf. Der Verleger oder Drucker einer sträflichen Schrift, bei welcher den obigen Bestimmungen nicht genügt worden, hat außer den Strafen, die ihn treffen können, sein Verlagsrecht oder Patent verwirkt.

Bei so bestallter Oligarchie würde dem Unfug der Presse vorgebeugt werden, und gleichzeitig möchten verschärfte Strafbestimmungen ihre Verirrungen bedrohen.

Über Preßvergehen oder Verbrechen gegen Personen, durch welche deren Ehre, Rechte oder Eigentum gefährdet werden kann, und gegen welche die Zensur nie geschützt hat, haben die Gerichte auf die Klage der Beteiligten zu sprechen. Die Veröffentlichung einer Injurie durch den Druck erschwert deren Straffälligkeit, und in höherem Grade, wenn ihr die periodische Presse zum Organ gedient hat. Dem allen wird das Gesetz vorgesehen haben.

Aber das Gefährliche oder Straffällige einer Schrift, welche wider die gesellige Ordnung, die öffentliche Moral, die Religion oder den Staat ankämpft, liegt nicht sowohl in vereinzelten Worten oder Sätzen, dergleichen man selbst aus den heiligen Büchern herausheben könnte, als vielmehr in der allgemeinen Tendenz derselben; und da scheint mir das Delikt so absonderlicher Natur zu sein, daß es einer das öffentliche Gewissen vertretenden Jury überlassen bleiben müßte, dasselbe zu konstatieren und darüber durch ein begründetes, der öffentlichen Meinung dargebotenes Urteil das „Schuldig" in dem oder dem Grade auszusprechen. Dem Richter bliebe nur vorbehalten, auf den Grund eines solchen Verdikts die Anwendung des Buchstabens des Gesetzes zu verfügen.

Inwiefern die Universitäten etwa als natürliche Jury in Angelegenheiten der Presse zu betrachten seien oder auch Hausväter und Staatsbürger von Ansehn und Autorität zu dem geschworenen Gerichte zu ziehen sein möchten, lasse ich in diesen flüchtigen Andeutungen unerörtert.

In Hinsicht der periodischen Presse dürften die Bürgschaften erschwert und die Strafbestimmungen verschärft werden. Das Privilegium einer Zeitschrift, deren Tendenz durch Urteil und Spruch nur getadelt worden, müßte erlöschen. In Hinsicht der einzelnen Artikel würde der Nachweis der Quelle, aus welcher sie entlehnt worden, oder die Namensunterschrift ihrer Verfasser die Verantwortlichkeit der Redaktion erleichtern. Die Regierung zuerst dürfte die Mitteilungen, die sie den Regierten zu machen, die Aufklärungen, die sie ihnen zu geben beliebt, nicht verleugnen, und da sollten die betreffenden Artikel als von den Ministerien, die sie geliefert haben, herrührend bezeichnet werden. Mit der in dieser Hinsicht hergebrachten Halbheit würde ein arger Übelstand aufhören, und man könnte nicht mehr in einem halboffiziellen Blatte die Aussprüche einer neu aufsprießenden Schule, die morgen ein schwerer Bann treffen wird, mit der Meinung der Regierung verwechseln.

Die Leihbibliotheken und öffentlichen Leseinstitute müßten einer verschärften polizeilichen Aufsicht unterworfen werden und das Verleihen oder Auslegen eines gerichtlich getadelten Werkes mit dem Verluste des Privilegii verknüpft sein.

Da, wo zwischen Regierenden und Regierten Friede und Zutrauen herrscht, würde, meine ich, die öffentliche Meinung die vorgeschlagenen Einrichtungen bekräftigen und unterstützen; da aber, wo zwischen ihnen Krieg ist und Mißtrauen, da weiß ich nicht zu raten.

Übrigens schweben mir die Worte des Tory Walter Scott im Leben Napoleons allezeit vor: „Deutschland verdankt von jeher der politischen Zerstückelung seines Gebietes die Wohltat der Preßfreiheit.“ Nun aber gilt, was er von Deutschland sagt, von der gesamten gesitteten Welt.

---

## III.

### Über malaiische Volkslieder.

Es gibt eine ursprüngliche Poesie, die dem Menschen einwohnt, wie die Stimme den Vögeln. Das Volk läßt sich von unbefugten Vorsängern nicht verleiten, sondern bleibt seinen eigenen Liedern getreu. Ein Lied, das im Volke angeklungen, überschreitet oft, unbegreiflicherweise, die Scheidegrenzen der Sprachen, erhält sich durch den Wechsel der Zeiten, und man trifft auf den entlegensten Punkten Europas unter örtlichen und eigentümlichen Gesängen dieselben Lieder wieder an. Ja, man wird oft überrascht, wenn man die Lieder von Völkern, die einander gänzlich fremd geblieben sind, zusammen vergleicht, sie einander so ähnlich zu finden, als wären sie aus einer Quelle geflossen, und es verhält sich auch also: es sind Stimmen der Natur.

Wir finden im Munde unseres eigenen Volkes Lieder, die uns die Pantun, die Volkslieder der Malaien auf den ostindischen Inseln, auf das treffendste vergegenwärtigen.

„Es ist nicht lang, daß es g'regnet hat,
Die Bäumli tröpfeln noch —
Ich hab' einmal ein Schätz'l g'habt,
Ich wollt', ich hätt' es noch.“

Der Deutsche gesellt gerne der Empfindung, die er im Lied ausströmt, ein entsprechendes Naturbild und hebet mit demselben an. — (Der Regen, der von den Bäumen träufelt; die grüne Linde im Tale; das Mühlrad, das sich dreht; die Sterne, die am Himmel scheinen usw.). — Der Malaie läßt ähnliche

Bilder und sprichwörtliche Gleichnisse ununterbrochen den Fortgang seiner Empfindung verkünden und begleiten, und es liegt darin der wesentliche Charakter der Pantun. Viele derselben sind, wie das angeführte deutsche Lied, ein bloßer Hauch. Man wird den Gang längerer Gesänge und die darin beobachtete Verkettung der Strophen und Reime aus den mitgeteilten Nachbildungen ersehen. Diese Pantun sind wirkliche Volkslieder, die, im Volk entstanden, im Volke leben. Manche werden aus dem Stegreif gesungen, und Wettgesänge sind üblich, in welchen jeder Sänger abwechselnd eine Strophe auf die ihm überlieferten Reime vorträgt.

Der malaiische Vers, der im Heldengedicht (Siàr) und im Pantun derselbe ist, besteht aus acht bis zwölf Silben, von denen vier akzentuiert sind und einen meist trochäisch-daktylischen Rhythmus hervorbringen. Selten fängt eine Zeile mit einer Vorschlagsilbe an. Der Einschnitt nach dem zweiten Akzent und der Endreim sind trochäisch, wie es die Betonung der malayischen Wörter mit sich bringt. Im Pantun ist der nach unserer Art vollständige weibliche Reim gewöhnlich, da sonst nur der Gleichlaut der letzten unbetonten Silbe zum Reim erfordert wird. Das Ohr entscheidet mehr als feste Regeln.

Man könnte den Vers auf folgendes Schema zurückführen:

(⏑)–⏑⏑–⏑ | ⏑–⏑⏑–⏑
–⏑ –⏑ | –⏑ –⏑

Ein Beispiel diene zur Erläuterung:

Kálau túan jálan daúlu
Chári-kan sája daún kambója
Kálau túan máti daúlu
Nánti-kan sája de pintu súrga,

Zu deutsch mit strenger Beobachtung der Silbenzahl und der Akzente, indem wir kambója (Plumeria obtusa), die um Gräber gepflanzt wird, in Rosmarin verwandeln:

Wenn im Wege du vorangehst,
Wolle mir suchen Rosmarinlaub —
Wenn im Tode du vorangehst,
Woll' mich erwarten am Paradiestor.

Wir verweisen übrigens die, so in den anmutigen Liedergarten der malaiischen Poesie einzudringen wünschen, auf **Marsden**: Grammar of the Malayan language. London 1812. **Leyden** in den Asiatic researches, Lond. ed. Vol. X. **Werndly**, Maleeische Spraakkunst. Amst. 1736 u. a. m.

## IV.

### Gedichte von Ferdinand Freiligrath.

(Stuttgart und Tübingen. Cottasche Buchhandlung. 1838.)

Diese im Jahre 1836 veranstaltete Sammlung ist jetzt erst erschienen, und während sie uns die Verlagshandlung vorenthalten hat, haben die in Taschenbüchern und Tagesblättern zerstreuten Gedichte Freiligraths so allgemeine Anerkennung gefunden, daß eine bloße Anzeige des Buches die Beurteilung und Anpreisung desselben überflüssig macht.

Es ist erfreulich, daß in unserer Zeit, wo, wie im politischen Leben der Völker, so auch in Wissenschaft und Kunst die Massen Teil an der allgemeinen Bewegung nehmen, die zu leiten sonst einzelnen Hochgestellten vorbehalten war, sich doch der gottbegabte Dichter Bahn bricht und von seiner Nation gewürdigt wird.

Allerdings habent sua fata libelli; allerdings können die Umstände den Dichter begünstigen. Auf die Frau von Staël und auf Byron zogen schon ihr Name und ihre Stellung die Augen der Welt; aber nicht minder als ihnen ist dem Sohne seiner Lieder, Béranger, ein europäischer Ruf zuteil geworden, und die Schriften von Lucian und Joseph Bonaparte sind unbeachtet untergegangen. Parteien und Koterien mühen sich vergebens, ihre gekürten Günstlinge mit falschem Purpur zu bekleiden; wird auch diesen Afterfürsten die Aufmerksamkeit eines Tages zugewendet, rächt sich doch bald an ihnen der Hohn, und die Nacht der Vergessenheit schließt sich über ihnen zu.

Die Kunst, die Blüte des Volkslebens, muß in ihm lebendige Wurzeln haben und sich darüber erheben, um wiederum auf dasselbe einzuwirken. Seiner Volkstümlichkeit verdankt Béranger die Dichterkrone. Horace Vernet ist der Béranger der Malerei. Beiden vergleichbar, bei entschiedener Verschiedenartigkeit der Volkstümlichkeit und Eigentümlichkeit, hat sich unter unsern jüngern Dichtern Anastasius Grün die Vorliebe Deutschlands erworben. Sein Gesang hallt in alle geselligen Fragen, die die Zeit anregt, und den, der seinerzeit genug getan, wird die Nachwelt nicht vergessen. Lenau hat mit kräftiger Individualität sich bald bemerkbar gemacht. Freiligrath, an Eigentümlichkeit, Ursprünglichkeit, Kraft und Fülle der Poesie keinem nachstehend, hat ohne Fürsprache durch die bloße Macht seines Gesanges die Aufmerksamkeit, die er verdient, erzwungen.

Wenn unter den neueren Dichterwerken Wieland der Schmied von Simrock die allgemeine Teilnahme nicht erweckt

hat, die er mir zu verdienen scheint, so ist es wohl dem Umstand zuzuschreiben, daß diese Dichtung, sich dem Sagenkreis der Nibelungen anreihend, in die Gegenwart nicht eingreift und die geschäftige Zeit an einem Kunstwerk größeren Umfangs vorübereilt, das sie der Gelehrsamkeit überweisen zu können glaubt. Wenn unter älteren Dichtern Trinius unbeachtet geblieben ist und seine Wilhelms-Schlucht nicht genannt wird, so rührt es daher, daß dieses Dichterwerk zwar gedruckt (Dramatische Ausstellungen von K. B. Trinius, Berlin 1820), aber nicht angezeigt worden ist: man hat es nicht mißachtet, aber dessen Dasein wirklich nicht erfahren.

Wie zu Schillers Zeit die kräftige Eigentümlichkeit dieses Dichters vielen Nacheiferern zum Vorbild diente; wie in unsern Tagen Heines Sangesweise vielfachen Widerhall geweckt hat, also beginnt auch Freiligraths Einwirkung in der deutschen Lyrik bemerkbar zu werden. Nachahmer suchen sich die Vorteile seiner Technik anzueignen und studieren sich in seine Manier ein, während andere von seinem Geiste befruchtet werden. Ich werde selbst an manchem meiner neueren Lieder diese Einwirkung gewahr.

Die hier besprochene Sammlung ist „den Dichtern Adelbert von Chamisso und Gustav Schwab" gewidmet. Es hat bereits ein Gedicht, in welchem Freiligrath meinen Namen genannt hat, zu der Bemerkung verleitet: er suche auf diese Weise sich beliebt zu machen. Ich glaube diese Beschuldigung, zu welcher ich die Veranlassung gewesen bin, zurückweisen zu dürfen. Allerdings hat sich Freiligrath bei mir beliebt gemacht; zuerst, wie bei allen Freunden der Poesie, durch den Reichtum und die Fülle seiner Ader, durch die Ursprünglichkeit und Gewalt seines Gesanges. Also nahm ich (1835) in den deutschen Musen-Almanach, der hauptsächlich dazu bestimmt sein soll, solchen Dichtern Eingang zu verschaffen, die ersten Gedichte, die ich von Freiligrath sah, mit einer Freude auf, die mir selten in gleichem Maße zuteil geworden ist. Ich habe in der Folge aus seinen Liedern auch den Sänger persönlich schätzen und lieben gelernt, den liebwerten, bescheidenen, fremdem Verdienst begeistert huldigenden Sänger, der nicht sich nur vergöttern will, nicht sich nur in der Dichtung liebt, sondern unbedingt unbefangen Flammen fängt, sobald ihm der Funke der Poesie entgegensprüht.

Ich überlasse es anderen, Freiligrath mit Platen von Hallermünde, dem er nach dessen Tode einen Lorbeerkranz geflochten hat, zu vergleichen. — Man schlage in der Sammlung die

Gedichte nach: „ΟΔΥΣΣΕΥΣ“ S. 207; „Der ausgewanderte Dichter“, S. 234; „Bei Grabbes Tod“, S. 251 u. a. m.

Was aber Freiligrath vermocht hat, die Zuneigung, die er mir eingeflößt, zu erwidern, will ich aufdecken. Ich habe mich veranlaßt gefunden, in vertrauter Mitteilung den jungen Dichter auf Abwege aufmerkſam zu machen, welche einzuſchlagen er verleitet werden könnte, und habe gegen ihn über Gedichte, die er ſpäter unterdrückt hat, den ſchärfſten Tadel, den je die Kritik hätte ergießen können, ſchonungslos ausgeſprochen.

Daher die gerügte mir ſchmeichelhafte Stelle jenes Gedichts, daher mein Name vor der Sammlung ſeiner Lieder.

# Anmerkungen

Was den vorliegenden Text anlangt, so habe ich mich an die Hempelsche Ausgabe sowie an die von Frdr. Palm herausgegebene 5. vermehrte Auflage der „Werke" gehalten (im folgenden als W. I$^5$ usw. mit Angabe der Seitenzahl zitiert), die übrigen alle zum Vergleich herangezogen und in strittigen Fällen die erste 1836 erschienene Ausgabe zugrunde gelegt.

Die beste Biographie Chamissos hat uns Oskar F. Walzel in der Kürschnerschen Nat.-Literatur Bd. 148 geschenkt, dem ich — auch für die folgenden Anmerkungen — am meisten verpflichtet bin. Ganz vorzüglich ist ferner der Artikel „Chamisso" in Goedekes Grundriß Bd. VI, 138 ff., den E. F. Koßmann beigesteuert hat. Einen wichtigen Zuwachs des Quellenmaterials brachte die Veröffentlichung Ludwig Geigers: „Aus Chamissos Frühzeit, ungedruckte Briefe nebst Studien". Berlin 1905.

Die gesamte einschlägige Literatur habe ich, einige wenige Untersuchungen ausgenommen, die auf der hiesigen Königlichen Bibliothek nicht vorhanden waren, eingesehen und dankbar verwertet. Freilich konnte ich sie bei der Kürze der mir zugewiesenen Zeit nicht mit der Ruhe und Sorgfalt ausschöpfen, wie ich es gern zum Nutzen meiner Arbeit gewünscht hätte, deren psychologische Seite mich mit steigendem Interesse erfüllte.

---

# Anmerkungen zu Teil 1.

## Gedichte I.

**Motto.** (S. 7.) Goethe — Torquato Tasso. Auftr. III. V. 388 ff.

**Aus der Beringsstraße.** (S. 7.) V. 16. „Heu", Chamissos Lieblingsausdruck für seine botanischen Sammlungen.

**Bei der Rückkehr.** (S. 8.) Von Chamisso am Schluß des „Tagebuches" der Weltreise zitiert W. III$^5$, 309. Vgl. auch den Anfang eines unvollendeten Briefes an einen Freund W. V$^5$, 69: „Ich habe Dir aus dem halszuschnürenden Rußland zu schreiben nicht vermocht. Hier aus Swinemünde, wo ich gleichsam zwischen meiner Vergangenheit und Zukunft schwebend erhalten werde, bis sich der Wind legt, ich meine Güter löschen kann und meine Reise nach

Berlin fortsetzen, will ich, Guter, mich an Dich wenden und Dir ein fröhliches „Glück auf!" zurufen. Ich, lieber Freund, bin der ich war, in der Erscheinung wie in der Wesenheit, und stehe nur auf so vielen Beinen da, als mir nach dem Linnéschen Systeme zukommen, unschlüssig, ob ich Wurzel fassen, oder mich schnell zu einer neuen selbständigen Fahrt rüsten soll. Denn das Moos wächst mir auf dem Kopfe und ich bin alt geworden, ich weiß nicht wie."

S. 10. Uhland. — Das bekannte Zitat aus dem Gedichte „Freie Kunst". Vergl. Zur Einl. d. D. Musenalmanachs II, 123. Z. 50. und Nachhall II, 125. Z. 60.

Seit ich ihn gesehen. (S. 10). 19mal komponiert, darunter von F. Hiller op. $26^4$, F. Lachner op. 82, C. Loewe op. $60^1$, H. Marschner op. $156^1$, K. G. Reißiger op. $104^1$, R. Schumann op. $42^1$.

Er, der Herrlichste von allen. (S. 10.) 6mal komponiert, darunter von C. Loewe op. $60^2$, R. Schumann op. $42^2$.

Ich kanns nicht fassen. (S. 11.) 19mal komponiert, darunter von H. Krigar op. $5^2$, F. Lachner op. $27^3$, C. Loewe op. $60^3$, H. Marschner op. $156^2$, K. G. Reißiger op. $104^2$, R. Schumann op. $42^3$.

Du Ring an meinem Finger. (S. 11.) 12mal komponiert, darunter von C. Loewe op. $60^4$, R. Schumann op. $42^4$ und S. Thalberg D. L. Nr. 36.

Nun hast du mir den ersten Schmerz getan. (S. 14.) V. 8. Vgl. W. $V^5$, 388: „Ein Freund ist mir hier vor kurzem gestorben, der mein Leben sehr erheiterte und verschönte, ein wackerer lieber Mann, an den ich späte gekommen, ein gewisser Kaufmann Müller, der mit einer schönen lieben Frau in der schönsten Ehe lebte, die, nächst Eduards (Hitzig) Ehe, ich je gesehen" (Frühling 1814 an de la Foye). In einem seiner lateinischen Hefte findet sich die folgende Bemerkung: Viduae Caroli Mülleri ipsissima verba post illius obitum [eigene Worte der Witwe Karl Müllers nach dessen Hingang]: „Das ist der erste Schmerz, den du mir gemacht hast, aber der trifft." Komponiert von R. Schumann op. $42^8$ und H. von Siegroth op. $15^9$.

Was ist's, o Vater, was ich verbrach? (S. 16.) 19mal komponiert, darunter von O. Claudius op. $36^3$, R. Franz op. $51^2$, F. Hiller op. $26^3$, A. Jensen op. $30^1$, M. Moszkowski op. $22^1$, S. Thalberg D. L. Nr. 27.

Ich habe, bevor der Morgen. (S. 17.) 34mal komponiert, darunter von A. Bungert op. $6^3$, R. Franz op. $52^4$, F. Hiller op. $31^2$, A. Jensen op. $30^2$, M. Moszkowski op. $22^2$, C. Reinecke op. $10^6$.

Nicht der Tau und nicht der Regen. (S. 17.) 13mal komponiert, darunter von A. Jensen op. $30^3$, M. Moszkowski op. $22^3$, S. Thalberg.

Denke, denke, mein Geliebter. (S. 18.) 13mal komponiert, darunter von R. Franz op. $50^5$, A. Jensen op. $30^4$, M. Moszkowski op. $22^4$.

Wie so bleich ich geworden bin? (S. 19.) 11 mal komponiert, darunter von W. Freudenberg op. $10^3$, A. Jensen op. $30^6$, M. Moszkowski op. $22^5$.

Der Knabe. (S. 23.) V. 33. „Der dicke Scheller" usw. — lauter Schulbücher des Gymnasialunterrichtes jener Zeit: J. J. G. Scheller (1735—1803) Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handlexikon, Leipzig 1792, Ch. G. Böder (1744—1819) Kleine lateinische Grammatik Leipzig 1795 und Ph. K. Buttmann (1764 bis 1829) Griechische Schulgrammatik, Berlin 1816.

Das Mädchen. (S. 24.) V. 4. „englisch" = engelgleich. (S. 29.) 11. Er. (V. 3.) „glaubig" — im älteren Neuhochdeutsch und noch jetzt in Süddeutschland gebräuchlich statt der seit Luther gäng und gäbe gewordenen Form „gläubig".

Der Klapperstorch. (S. 38.) Anläßlich der Geburt seines vierten Sohnes geschrieben. W. VI 5, 123.

Die Klage der Nonne. (S. 40.) V. 52. „roten Zettel" — bei den Philanthropisten, den Schülern Basedows, als Belobigungsmittel beliebt.

Zweites Lied von der alten Waschfrau. (S. 44.) Auf dieses Gedicht anspielend schreibt Chamisso am 4. Juni 1838 an seine Freundin Sophie Borries in Greifswald: „Wenn ich mich selber nicht reich schreiben kann, so kann ich doch andere reich machen. Il fait des souverains et dédaigne de l'être. — Beikommendes Blatt hat bei 150 Rthlr. eingebracht, ein schönes Honorar für 30 Zeilen", W. VI 5, 249.

Was soll ich sagen? (S. 48.) Komponiert von E. H. Grieg op. $2^4$ und R. Schumann op. $27^3$.

Zur Antwort. (S. 49.) Das Gedicht entstand als Antwort auf eine durch das Gedicht „An Antonie" veranlaßte Äußerung. W. VI 5, 85.

Auf der Wanderschaft. (S. 50.) Anfang Juli 1825 unternahm Chamisso eine Fußreise nach Greifswald. Aus Prenzlow schrieb er seiner Gattin, das Gedicht Nr. 1 als Einlage mitsendend: „Ich hatte von der Hitze gelitten, mein Pack war mir sehr fatal, mein Überrock, meine Stiefel dazu". W. VI 5, 90.

Das Schloß Boncourt. (S. 52.) Komponiert von J. Matthieu op. 9, F. H. Truhn op. 100, M. v. Krupka op. 8, R. v. Hornstein op. $51^1$. Chamisso hat von diesem Gedicht eine prosaische (1828) und eine metrische Übersetzung (1829) ins Französische gegeben:

Je rêve de nouveau mon enfance et secoue mes cheveux blancs, comment me recherchez-vous encore, images, que dès longtemps je croyais perdues dans l'oubli?

Un Château resplendissant domine des enceintes de verdure, je les connais, ces tours, ces créneaux, ce pont de pierre, cette entrée.

Les lions de l'écusson, qu'ils supportent, me regardent avec affection: je les salue comme de vieux amis et m'élance dans la haute cour.

Voilà le Sphinx au bord de la fontaine! Voilà le vieux figuier, et là — oui ce sont là les croisées, derrière les-quelles je me suis réveillé de mon premier songe!

Je pénètre dans la chapelle et cherche des yeux la tombe de mon ayeul. Là voilà — je reconnais la vielle armure appendue à ce pilier.

Mes yeux humides se voilent, et n'en peuvent encore déchiffrer l'épitaphe, qu'éclaire en vain la lumière vive, qui y tombe à travers des vitraux colorés.

Château de mes pères, tu m'es donc resté stable et fidèle dans la mémoire, et tu es disparu de la terre, la charrue sillonne le sol, que tu occupais.

Sois fertile, terre chérie! je te bénis et bénis doublement attendri et sans amertume, quelqu'il puisse être celui dont la charrue ouvre ton sein.

Pour moi, je saisis ma lyre et me relève, je parcourrai les espaces de la terre, et de pays en pays répéterai mes chansons.

---

2. En vers.

Je rêve encore mon jeune âge
Sous le poids de mes cheveux blancs,
Tu me poursuis, fidèle image,
Et renais sous la faux du temps.

Du sein d'une mer de verdure
S'élève un Château radieux.
Je reconnais cette toiture,
Ces tours, ces créneaux anguleux.

Ces lions supports de nos armes
Me regardent avec amour;
Mes yeux se remplissent de larmes
Et je m'élance dans la cour.

Voilà le Sphinx à la fontaine,
Voilà le figuier verdoyant,
Là s'évanouit l'ombre vaine
Des premiers songes de l'enfant.

De mon ayeul dans la chapelle
Je cherche et revois le tombeau,
Voilà la colonne à laquelle
Pendent ses armes en faisceau.

Ce mabrre que le soleil dore
Et ces caractères pieux — —
Non je ne puis les lire encore,
Un voile humide est sur mes yeux.

Fidèle Château de mes pères,
Je te retrouve tout en moi — —
Tu n'es plus, superbe naguères,
La charrue a passé sur toi.

Sol, que je chéris, sois fertile,
Je te bénis d'un cœur serein,
Bénis quelqu'il soit l'homme utile
Dont le soc sillonne ton sein.

Je me relève et prends ma lyre,
Devant moi l'espace est ouvert,
Je vais chantant faire redire
Mes vers à l'écho du désert.

Außerdem hat Gaudy das Gedicht übertragen:

Je rêve de ma tendre enfance —
Guères y répond front ridé.
Eh! tu reviens donc souvenance
D'un temps que je crus oublié?

Du milieu des haies touffues
Monte un château qui resplendit,
Ces tours, je les ai bien connues,
Ces créneaux, ce pont de granit!

Vous souriez avec bienveillance
A moi lions de l'écusson?
Salut amis de mon enfance!
Mais me voilà sur le donjon.

Voici le sphinx de la fontaine,
Le sycomore verdoyant!
Voici la fenêtre, la scène
Du premier rêve de l'enfant.

J'entre dans le moutier gothique
Cherchant des aïeux le tombeau.
Je le trouve, où l'armure antique
Est suspendue au chapiteau.

Ces mots — mouillée est la paupière —
Je ne saurais les déchiffrer,
Quoique la magique lumière
Des vitraux les vienne éclairer.

C'est ainsi, château de mes pères,
Que ton image est dans mon cœur,
Tu disparus et sur tes pierres
Passe le soc du laboureur.

Sois fertile, o terre chérie!
De tout mon cœur je te bénis,
Et deux fois sois o main bénie
Qui sur ce sol le soc conduit.

Aux rêves il faut me soustraire,
Et mon luth avec moi portant
Je m'en vais parcourir la terre,
De pays en pays chantant.

---

Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.), vgl. Einl., S. CXLVI, dankte dem Dichter für die Zusendung der „Werke" in folgendem Briefe (16. Mai 1836):

„Mein lieber Herr v. Chamisso!

Auf Ihre lieben Zeilen, welche so wertvolle Gabe begleitete, mußte ich selbst antworten, daher kommt die Antwort später, als ich gewünscht hätte; denn Sie ahnen, daß wir jetzt volle Tag haben. Es ist mir ungemein viel wert, Ihre Werke aus Ihrer Hand zu besitzen. Übrigens hatte ich nicht so lange gewartet, um sie mir anzueignen. Ich war schon ziemlich avanciert in Ihrer Reisebeschreibung. Die gute Laune, die bei so vielem Ernste durch Ihre Reise weht, hatte mich veranlaßt, das Werk dem Könige für die Abendlektüre zu empfehlen, und es hat allerhöchsten Orts sehr behagt und füllt daselbst jetzt die Zeit zwischen dem Souper und dem Auseinandergehen ergötzlich und lehrreich aus.

Gar zu gern möchte ich Ihnen meinen Dank mündlich wiederholen. Ich habe Sie solange nicht gesehen und gesprochen. Nun sagt mir Alexander von Humboldt, Sie seien den ganzen Winter leidend gewesen. Das fürchte ich nun sehr, verdirbt mir die Hoffnung, Sie einmal zu Tisch bei mir zu sehen. Können Sie es wagen, so bitte ich Sie, mich's wissen zu lassen, ziehen Sie aber vor, mich einmal morgens zu besuchen, so kommen Sie doch ohne weiteres, welchen Tag Sie wollen, so zwischen 11 und ½1 Uhr, jedoch, sollten Sie einen Dienstag, Mittwoch oder Sonnabend wählen, so würde ich Sie bitten, früher zu kommen, da ich von 11 Uhr an Sitzungen habe.

Wo haben Sie das Goethesche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend einer es dem Besten gleich und darüber hinaus getan in der Sprache, wie das von Ihnen geschehen.

Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine welsche, sondern echt national und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht — ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht! Ihre Strophen an Boncourt möcht' ich singen hören! Schon beim Lesen gehen einem die Augen über und man gibt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf der teuren Stelle zurufen.

Leben Sie wohl, lieber Herr v. Chamisso. Darf ich sagen: auf Wiedersehen?

Friedrich Wilhelm."

---

Von den Chamissos gab es drei Linien: auf Boncourt, auf Sivry und Villers. Nur die letztgenannte wohnt noch in der Nähe von St. Menehould. — Als sei der Segenswunsch des Dichters in Erfüllung gegangen, gilt heut die Stätte als vorzüglicher Ackerboden. Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß das preußische Regiment, das 1870 im Dorfe Quartier bezog, durch den Enkel des früheren Schloßherrn geführt wurde.

Die drei Sonnen. (S. 53.) Ein Denkmal der Verehrung, die Chamisso den Frauen der Hitzigschen Familie, der Schwiegermutter, Gattin und Tochter entgegenbrachte.

Blauer Himmel. (S. 55.) Vgl. Einl. S. LXXII und W. V$^5$, 305: „Siehe ein heiliges Siegel brech ich auf und lege dir, an kalter Erzählung Statt, einige warme Lieder ans Herz — alles aus meinem Schatze, zuerst eins von mir; es klingt gerade wie es mir heute zu Herzen ist: Das ist aber nicht immer, mein Guter" (11. Okt. 1810 an Hitzig).

Hab' oft im Kreise der Lieben. (S. 57.) Nachträglich (vgl. Einl. S. 3) habe ich noch eine ganze Reihe von Kompositionen gefunden, so daß es a. a. O. statt 13 mal komponiert heißen muß: 30 mal. Als Lied ist es 12 mal komponiert worden, darunter von H. Esser op. 53$^2$, F. Lachner op. 35 II$^6$, K. G. Reißiger op. 188$^1$, W. Taubert op. 27 II$^{10}$; als Duett 2 mal; als Männerchor 10 mal; als gemischter Chor 6 mal, darunter von F. Möhring op. 48$^4$ und F. Silcher.

Geduld. (S. 58.) Vgl. Einl. S. XCVI u. W. V$^5$, 143: „Als ich noch die Kegelbahn frequentierte, ist mir da ein großes Wort gar oft zugerufen worden, das Wort Geduld, nun bin ich seines Sinnes wohl bedürftig." — V. 5 Tunelli. In den von Fr. Nicolai herausgegebenen „Straußfedern", Berlin 1795—1798, hatte Tieck die „Merkwürdige Lebensgeschichte Sr. Majestät Abraham Tonelli" veröffentlicht.

Tragische Geschichte. (S. 61.) Vgl. W. VI$^5$, 181: „Wir haben zusammen Rekruten exerziert und Sonette gemacht, — die ich jetzt noch dann und wann mache, sind zu schwer, um zur Post verfahren zu werden. — Nun, da es damit nicht fort will, ein kleines leichtes Lied und zwar ad vocem Rekruten. Es handelt vom Zopfe". (29. März 1822 an de la Foye.) 13 mal als Männerchor komponiert, darunter von C. Appel op. 24, F. Commer op. 8$^2$, F. Möhring, F. v. Suppé op. 43 mit 2 Soli, C. F. Zelter I$^5$.

Hört, ihr Herrn. (S. 62.) 6 mal für Männerchor komponiert, darunter von F. Abt op. 233$^3$ mit Baßsolo.

Kleidermacher-Mut. (S. 65.) Vgl. W. VI$^5$, 118: „Es freut mich, daß euer Schneiderauflauf dich nicht in Schrecken gesetzt hat, das ist, was man von weitem eine Revolution oder ein Blutbad

zu nennen pflegt. Berlin hat nur einen Pöbelauflauf, keineswegs aber Ernsteres zu gewärtigen, und ich bin weiter nicht besorglich, da ich dich in guter Gesellschaft und nicht ängstlich weiß" (im September 1830 von Antonie). Vgl. auch Einl. S. CXXXIII.

Das Dampfroß. (S. 66.) Vgl. W. VI 5, 130: „Die Rede kam darauf, daß, je nachdem man der Sonne entgegen oder mit ihr um die Erde reise, man einen Tag zu viel oder zu wenig zähle. ‚Ich habe ein tolles Gedicht darauf gemacht' sagte Chamisso und ging rasch in seine höher gelegene Wohnung. Ein junger Theolog und ich folgten ihm, er brachte den Band seiner Gedichte und las auf der Straße mit einer Lebendigkeit, die hinter der des Gedichts nicht zurückblieb, ‚Das Dampfroß' vor". (Aus dem Bericht Friedrich Kurts über den Reinerzer Aufenthalt.)

Armand Charlemagne (1759—1838), (S. 67 vor V. 1) Schauspieler und gewandter Bühnenschriftsteller.

Die goldene Zeit. (S. 67.) V. 53. Der bekannte Rechenmeister Adam Riese (1492—1559).

Kanon. (S. 69.) Komponiert für Männerchor von Ed. Grell, op. 25 und C. Reinecke, op. 187 b.

Katzennatur. (S. 70.) 10 mal komponiert, darunter von C. Loewe op. 64[3], W. Taubert op. 9 II[6]. Aus dem Fortunatus entnommen, vgl. III, S. 44. „A propos, mit dem Liede „Katzennatur" wiegt sie selber [Agrippina] ihn ein in die verderbliche Ruhe am schicksaligen Tage." (28. Sept. 1806 an Varnhagen.) W. V 5, 174.

Der Frau Base kluger Rat. (S. 72.) Vgl. W. VI 5, 107: „Neulich war bei meiner Schwester vom Heiraten viel die Rede und von der großen Beschwerde, die damit verbunden ist, einen Mann zu bekommen; in der Tat sind Männer hier fast für Geld nicht zu bekommen und ohne das gar nicht. Daß das Mädchen das doppelte von dem Manne einbringe, ist der Satz. — Es ist hier ein böses Land! Die Wünsche sind hier außer Kurs." (13. Nov. 1825 an Antonie.) — V. 8. Trulle, auch Trülle und Trolle, von trollen, einfältiges Weibstück. Seit Schlegels Shakespeare-Übersetzung wieder in Gebrauch gekommen.

Der vortreffliche Mantel. (S. 76.) V. 11. „unverzehrt". In mehreren Ausgaben, auch bei Walzel, „unversehrt", doch wird hierdurch die Wirkung abgeschwächt. Vgl. etwa Minna v. Barnhelm, 1. Aufzug, 11. Auftritt: „Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz sollst verzehrt werden!"

Lebe wohl. (S. 78.) Vgl. das fünfundzwanzigste Lied aus Heines lyrischem Intermezzo:

„Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagte sie frostig: ‚Lebe wohl!'
Da knicktest du höflich den höflichsten Knicks."

In malaiischer Form. (S. 81.) Vgl. die Einl. hierzu III, S. 218.

Familienfest. (S. 85.) Die litauischen Stoffe schöpfte Chamisso aus den „Dainos oder Litauischen Volksliedern gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtexte herausgegeben von L. J. Rhesa." Königsberg 1825. Hier findet sich das Gedicht auf S. 62, „Treue Liebe" (S. 99) auf S. 284, „Die Waise" (S. 98) auf S. 22, „Der Sohn der Witwe" (S. 100) auf S. 130.

Die Jungfrau von Stubbenkammer. (S. 88.) Vgl. W. VI[5], 95: „Stubbenkammer und Arkona sind auch einem Weltumsegler noch schön — was würden sie in traulichem Zusammensein mit dir gewesen sein." (19. Juli 1823 aus Greifswald an Antonie.)

Liebesprobe. (S. 92.) Erst von Palm in die 3. Aufl. der „Werke" aufgenommen. Das Volkslied „Es steht ein lind in jenem Tal" bei Böhme, „Altdeutsches Liederbuch" Nr. 39.

Die Mutter und das Kind. (S. 94.) Aus den Kinder- und Hausmärchen Nr. 109: „Das Totenhemdchen".

Der Kranke. (S. 96.) Charles Hubert Millevoye (1782 bis 1816) als elegischer Dichter von anerkannter Begabung.

Die Großmutter. (S. 97.) Vgl. Fulda, Chamisso und seine Zeit, S. 230: „Wir haben euren poetischen Almanach von diesem Jahre gelesen und haben mehr Versmacherei als Poesie darin gefunden. Nur zwei Gedichte fanden wir beachtenswert. Das eine, ‚Die Großmutter' von Viktor Hugo, habe ich übersetzt. Wir haben seinen Cromwell gelesen, sind aber wenig befriedigt." (4. Dez. 1829 an seinen Bruder Hippolyt.)

Die Müllerin. (S. 102.) 13 mal komponiert, darunter von E. H. Grieg, op. 2[1], und F. Lachner, op. 47[2].

Don Quixote. (S. 103.) Nach Cervantes „Don Quixote", 1. Bd., 1. Buch, Kap. 8.

Der Soldat. (S. 112.) 25 mal komponiert, darunter von R. Franz, op. 52[2], H. Marschner, On VIII[271], R. Schumann, op. 40[3], F. Silcher (Volkslied).

Roland ein Roßkamm. (S. 114.) Das Wort Roßkamm = Pferdehändler („kamm" vom mittellat. cambiare = tauschen) scheint auszusterben. Das Gedicht richtet sich, wie das Tagebuch der Reise zeigt, an Kotzebue und die Schlegel, deren aufgebügeltes Ästhetentum dem Dichter zuwider war.

Der rechte Barbier. (S. 119.) Aus Hebels „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" Nr. 73.

Hans im Glücke. (S. 121.) Aus den „Kinder- und Hausmärchen", Nr. 83. — B. 15. „Glückeshaut". Anmerkungen zu Nr. 29 der „Kinder- und Hausmärchen": Kinder wurden in (nicht auf) der Glückshaut geboren; man glaubt, daß ein Schutzgeist darin wohne, der zeitlebens das Kind begleite, daher die Glückshaut sorgfältig aufgehoben und versteckt wird.

Ein Lied von der Weibertreue. (S. 132.) Vgl. E. Grisebach, „Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltliteratur" (2. Aufl., Leipzig 1889, S. 127), und Einl. S. CXXVIII.

San Vito. (S. 137.) Eine Variation der alten Erzählung vom „Schneekinde", vgl. Müllerhof-Scherer, „Denkmäler der Poesie und Prosa", $2^3$, 115.

Vetter Anselmo. (S. 137.) Vgl. Grillparzers „Der Traum ein Leben".

„Salem". (S. 150.) V. 42. Alter Name von Jerusalem.

Der Schatz. (S. 151.) Aus dem Fortunatus entnommen, vgl. III, S. 31.

Herein! (S. 151.) Χαίρετε usw. — „Freut euch, Kinder des Zeus und zollt meinem Sange Beachtung". Homerischer Hymnus XXIV, 6. Für die Mittwochsgesellschaft (vgl. Einl., S. CXVIII), wie auch das folgende Gedicht, geschrieben.

Die Sonne bringt es an den Tag. (S. 160.) Vgl. „Kinder- und Hausmärchen", Nr. 115.

Die Sterbende. (S. 169.) Vgl. E. T. A. Hoffmanns Notiz in Hitzigs Biographie (Berlin 1823) II, 288: „Eine Frau, die in der Todesnot dem Manne gesteht, daß sie ihm untreu gewesen. Darauf der Mann: ein Vertrauen ist das andere wert; eben weil du mir untreu gewesen, darum stirbst du an dem Gift, das ich dir bot."

Der Tod des Räubers. (S. 171.) Jean-François-Casimir De la Vigne (1793—1843). Auf dramatischem und lyrischem Felde suchte er zwischen Klassizismus und Romantik zu vermitteln.

Der Waldmann. (S. 177.) Vgl. W. $VI^5$, 267, wo Gaudy die Arbeitsweise Chamissos bei der Redaktion des Musenalmanachs beleuchtet: „ . . . Durch einzelne ihn packende Stellen ließ er sich bestechen und ermüdete nicht, ihre wahre oder auch wohl eingebildete Schönheit immer wieder hervorzuheben. Eine gelungene Zeile konnte ihn für ein ganzes Gedicht bestechen; so hielt er z. B. auf sein eignes Gedicht ‚Der Waldmann' bloß etwas wegen der gewiß hundert Mal rezitierten zwölften Strophe, die mit dem Verse schließt: Am Morgen deckt dein Vater uns zu." —

S. 178. V. 57. Kästenbaum, Kastanienbaum.

Der König im Norden. (S. 182 Anm.) Julius Curtius (1802—1849), Journalist.

Das Riesenspielzeug. (S. 185.) Vgl. „Deutsche Sagen" der Gebrüder Grimm Bd. 1, Nr. 17. — Die Burg liegt in der Nähe der Eisenbahnstation Urmatt. Am 6. Juli 1884 veranstaltete der Vogesenklub eine Chamissofeier, und eine Gedächtnistafel mit dem Medaillonporträt des Dichters schmückt seit diesem Tage das Eingangstor des Turmes.

Die Männer im Zobtenberge. (S. 188.) Auf dem Berge Slesia oder Zabotha (jetzt Zobten) lag ein uraltes sagenberühmtes Nationalheiligtum der slawischen Bevölkerung. Wie der Name zeigt

(slaw. Sobótki), wurden auf dem kegelförmigen Berge, der sich 15 km östlich von Schweidnitz erhebt, die Johannisfeuer abgebrannt.

S. 189. V. 27. „Vobiscum Christi pax" — Christi Frieden mit euch. — V. 28. „Hic nulla, nulla pax" = hier (herrscht) kein Frieden. — V. 36. „Hic liber obedientiæ" = dies ist das Buch, das vom Gehorsam handelt.

Der Birnbaum auf dem Walserfeld. (S. 190.) Vgl. „Deutsche Sagen" der Gebrüder Grimm Nr. 24.

Die Weiber von Winsperg. (S. 191.) Weitverbreitete Wandersage, die sich an vielen Orten in Deutschland angesiedelt hat.

Abdallah. (S. 192.) Aus der angegebenen Quelle, Nacht 354—359, geschöpft.

Der heilige Martin. (S. 197.) Der berühmte Mantel des Heiligen (cappa, Diminutivform capella) wurde in einer Kirche aufbewahrt, die hiernach den Namen capella bekam, der seit dem 7. Jahrhundert allgemein gebraucht wird.

Abba Gloff Leczeka. (S. 199.) V. 5. Moses Mendelssohn (1729—1786), der bekannte Popularphilosoph und Freund Lessings.

Sophia Kondulimo und ihre Kinder. (S. 210.) V. 51. „Eynards Boten." Der Genfer Bankier Jean Gabriel Eynard (1775—1863) war einer der rührigsten Philhellenen.

Chios. (S. 212.) Anm. Pouquevilles Werk „Histoire de la régénération de la Grèce" (1790—1824), erschien 1824 zu Paris.

Der arme Heinrich. (S. 221.) Chamisso wurde für den Stoff gewonnen durch die Ausgabe, welche die Gebrüder Grimm 1815 veröffentlicht hatten. Vgl. auch die Einl. S. CXIV und die mündliche Äußerung Chamissos bei Rauschenbusch, Erste illustrierte Ausgabe, Grote, Berlin 1876, 2 Bd., S. XIII: „Die Leute haben so oft gefragt, was der Schatten sei; ja, wollten sie fragen, was jetzt mein Schatten sei, so würde ich sagen, es sei die fehlende Gesundheit, meine Schattenlosigkeit bestehe in meiner Krankheit." Im Hinblick auf diese Bemerkung Chamissos könnte man das Gedicht den „Schlemihl" seines Alters nennen.

# Anmerkungen zu Teil 2.

## Gedichte II.

Motto. (S. 7.) Karl Bernhard von Trinius (1778—1844), Leibarzt der Herzogin von Württemberg, später russischer Staatsrat. Wie Chamisso Naturforscher und Dichter. Er konnte nur vorübergehend mit Chamisso in persönlichen Verkehr treten, fühlte sich aber, von Chamisso, der sich gern und offen mit ihm über literarische Fragen aussprach, auch als Dichter hochgeschätzt, fortan wie zum Hause gehörig. „Es hat mich" — schreibt er einmal dem Freunde — „seit Ihrem Häuschen ein eigner Geist, schmerzlich und lieb, bezogen, und ich möchte unter den Halmen der Gräser" — er hatte die Klassifizierung und Beschreibung der von Chamisso mitgebrachten Gräser übernommen — „wie eine Grasmücke wohnen, wenn's und da's nicht als Nachtigall sein kann. Es ist eigen, wie von ganz Berlin Ihr Schöneberg mir am nächsten geblieben. — Daß Sie mich als einen Ihres Hauses ansehen, ist gerade recht, denn ich bin es, und solches Erkennen ist's, was man zu seiner Freude auf Erden braucht." Und acht Jahre später schreibt er: „In Schöneberg, in dieser Philemon- und Baucishütte, wo eine Götterherberge ist, lieb' ich mir Sie am meisten zu vergegenwärtigen, weil ich mit meinem sonst so schlechten Gedächtnisse bis diese Stunde Sie und Ihre Antonie und die Herbariumstube und den runden Tisch hin malen wollte". W. VI$^5$, 86. — In einem Briefe vom 15. Januar 1832 wandte sich Chamisso bei Übernahme der Redaktion des Musenalmanachs an Trinius mit der Bitte, ihm Beiträge zu senden und Apoll nicht gänzlich hinter Asklepios zurücktreten zu lassen: „Das Eine tun und das Andere nicht lassen. Man soll und darf sich zum Ringen nicht invito Marte zwingen, aber zu betrauern ist's, daß ein Leben ganz blütenlos wird nach so herrlicher Blütenzeit. Ist es Mißmut, daß Reimers Laden sich wie ein Pult mit sieben Schlössern über Ihnen verschlossen hat, und hadern [Sie] mit der Welt, die ihn nicht gewaltsam aufgebrochen, so ist es Sünde. Ich habe meine Schuldigkeit erfüllt, gebeten und gescholten; ich schließe summa cum eruditione in einer der sieben Sprachen, die Kasperle versteht, berlinisch: aber hilft denn bei dich ken beten und ken fluchen?" W. VI$^5$, 227.

Der einst zum Grabstein Blüchers usw. (S. 7.) Vgl. Arndts „Leipziger Schlacht": „So lange scheinet der Sonnenstrahl,

so lange die Ströme zum Meere reisen, wird noch der späteste Enkel preisen, die Leipziger Schlacht." Der Tag sollte alljährlich festlich begangen werden. Aber die Begeisterung verrauchte schnell. Schon am 18. Okt. 1816 schrieb Uhland mit bitterer Schärfe: „Wenn heut ein Geist herniederstiege, ein Geist wie der Körners, er fände das große Fest ohne innere Bedeutung, die Fürsten treulos, die Völker um ihren Lohn betrogen, die Weisen ohne Verständnis für die Zeit; der Geisterstimme würde die kalte Brust der Fürstenräte und Hofmarschälle verschlossen bleiben, untröstlich wäre es allerwärts; doch sah ich manches Auge flammen und klopfen hört' ich manches Herz." — Vgl. auch W. VI$^5$, 133, wo es in dem Bericht Frdr. Kurts über den Reinerzer Badeaufenthalt Chamissos heißt: . . . Wir kamen einst auf Napoleon, und ich beneidete die Dichter des kommenden Geschlechts um diesen ungeheuren Stoff. Chamisso machte mich auf die Mutter der Napoleoniden als einen noch größeren aufmerksam, vor allem aber deutete er auf Blücher: „Das ist Einer, dem der liebe Gott etwas ins Ohr geraunt hat!"

An die Apostolischen 1. (S. 7.) V. 9. „Vom Feigenbaume lernt!" Dieses Gleichnis lag Chamisso als Kindheitserinnerung nahe — vgl. Schloß Boncourt. S. 52. Z. 14.

An die Apostolischen 3. Schiller. (S. 8.) Vgl. das Sonett „An Friedrich Schiller" II, 174 und W. VI$^5$, 176: „Was die Sonette anbetrifft, so halte ich dafür, daß sie alle drei zusammen bleiben müssen, und sich das dritte keineswegs von den andern vereinzeln läßt. Ich habe sie nicht gemacht, sondern die Zeit. Sie sind von dem, der sie hersagen mag, und von keinem Verfasser. Drucke sie auch wer will, sei es als fliegendes Blatt, es soll mir lieb sein, aber ich kann niemandem zumuten, sich damit zu befassen" (an Trinius, d. 8. Mai 1821).

Mahnung. (S. 10.) *Αἰὲν ἀριστεύειν* usw. „Immer der erste zu sein und vorzustreben vor andern, daß ich der Väter Geschlecht nicht schändete, welches Männer in Efyre zeugt', und im weiten Lykierlande."

Memento. (S. 10.) Im Hinblick auf die Juli-Revolution von 1830 schreibt Chamisso seinem Freunde de la Foye am 18. Aug. des Jahres: „Europa, die Welt ist für eine Revolution und jauchzt Euch zu. — Mich haben die Dinge sehr erschüttert, ich komme erst allmählich wieder in meine Ruhe, und habe zum Beweis dessen schon heut ein großes Gedicht über Eure Geschichten gemacht. Da mich einmal Deutschland für einen Dichter gelten läßt, darf ich wohl als ein solcher die Stimme erschallen lassen." W. V, 221.

Aus der Vendée. (S. 12.) Beide Gedichte beziehen sich auf die abenteuerliche Geschichte der Herzogin von Berry, der Witwe des zweiten Sohnes Karls X. und Mutter Heinrichs V., des Grafen von Chambord. Sie war nach der Juli-Revolution ihrem Schwiegervater nach Holyrood gefolgt, ging dann aber, um die Henriquinquisten, eine Partei, die ihrem Sohn zum Throne verhelfen wollte,

wirksamer anstacheln zu können, nach Italien. Am 28. April 1832 landete die Herzogin in Marseille, mußte aber, da der Aufstand unterdrückt wurde, verkleidet in die Vendée fliehen, trat hier im Namen ihres Sohnes Heinrich V. als Regentin auf, erließ Proklamationen und zettelte hier und da Aufstände an, bis sie, von einem ihrer Anhänger verraten, als Staatsgefangene verhaftet wurde. Mit dem Geständnis, daß sie schwanger und in zweiter Ehe mit dem neapolitanischen Marchese Lucheſi-Palli vermählt sei, war ihre politische Rolle ausgespielt.

Deutsche Barden. (S. 15.) 1829 entstanden, in demselben Jahre, in dem die „Gedichte von König Ludwig" erschienen. Dieser war auch Mitarbeiter der Jahrgänge 1834—1836 von Chamissos Musenalmanach. Mitsommer 1832 schrieb Chamisso an seine Frau: „Du gehst auf jeden Fall nach Rügen; da triffst du mit der Frau meines Kollegen, des Dichters Ludwig von Baiern zusammen; Ihr könnt zusammen die von mir dem Manne angebotene Brüderschaft stiften und Euch von Euren Männern unterhalten."

Erscheinung. (S. 17.) Vgl. W. VI 5, 130. Friedrich Kurts, mit dem Chamisso auf seiner Reinerzer Badereise bekannt geworden war, erzählt uns: „[Chamisso] liest die ‚Erscheinung', nachdem er vorher gesagt, er halte dieses für ein christliches Gedicht. Mein Begleiter schien dies augenblicklich zu verstehen, mich aber schlug wohl die tiefe Wahrheit des Gedichts, allein die gegebene Deutung konnte ich nicht schnell genug finden. Es mahnte mich mehr an den Schmerz jedes mit sich wahren Menschen, der trotz seiner Erkenntnis mancher gehaltlosen und schlechten Lebenszustände sich dennoch durch Überraschung oder nachgehende Schwäche mitten in dieselben geführt sieht. Ich wagte den Dichter um seine nähere Ansicht zu befragen; er gab die meinige halb zu, sagte aber darauf, daß er schaffe, wie es ihm einfalle, nicht, daß er wie ein Mathematiker berechne." — Dasselbe Motiv findet sich schon in dem Beitrage, den Chamisso 1819 zu den „Versuchen und Hindernissen Karls" beisteuerte. Vgl. Einleitung S. LXIII, und L. Geiger, Aus Chamissos Frühzeit S. 118 ff., 201 ff. Vgl. auch W. VI 5, 114. „Nehmen Sie den wärmsten Freundesdank," schreibt Trinius Anfang 1829 an Chamisso, „für Ihr Gedicht [die Erscheinung], ein wahres! eins mit dem Kerne! Und in wie viel fruchtbaren Boden ist der hier gefallen! Vier bis fünf sinnige Menschen — das ist viel in Petersburg! — reißen sich darum und schreien: warum dichtet denn Chamisso nicht mehr? Einige sah ich, die alsofort nicht nur Licht hinter allen ihren Fenstern, sondern den scheußlichen Doppelgänger leibhaftig sahen: zum ersten Male, scheint es, bei dem Strahle Ihres Gedichtes, und merkten, daß sie bis dahin nur immer im Dunkeln zu Hause gekommen sein mußten. Den meinigen kenne ich seit lange, aber wenn Sie einen Chamissoschen geschildert hätten, wie soll man unsre abmalen? Gott bewahre. Aber das ist eben das Herrliche um den Tod des ‚Todbeseligten' Menschen, daß der Doppelhalunke begraben wird, aber der Chamisso (und wohl auch der

Trinius) nicht, wenigstens der allein aufersteht, der jetzt zu weinen in die Nacht hinaus muß. O schicken Sie mir mehr Poesien von Ihnen."

*ΘΑΝΑΤΟΣ* [Tod]. (S. 21.) Über Hugos Notre-Dame de Paris, Balzacs Peau de chagrin und andere französische Romane schreibt Chamisso am 21. Juni 1836 an Andersen: „Zum Erschrecken durchschauende Blicke in die Verderbnis des menschlichen Herzens und der Gesellschaft, aber eine entgötterte Welt, eine Nacht, jenseits welcher keine Sonnen strahlen; der Satan von Milton schlägt mit Riesenschwingen das Nichts, aber es kann ihn nicht tragen und er fällt unabsehbar." (Werke VI⁵, 326).

Die Kreuzschau. (S. 24.) Vgl. das Gedicht „Nach der Grippe" III, 215. Chamisso schrieb damals an seine ebenfalls kränkelnde Frau, die mit der ältesten Tochter nach Greifswald zum Gebrauch des Seebades gegangen war: „Wenn ich mit Gedichten noch bei Dir ankommen kann, so empfehle ich Dir die Kreuzschau [gedichtet Anfang 1834]. Mein gutes Kind, wer hat nicht seinen Pips; die Aufgabe, die Gottgestellte ist, den man hat, zu tragen . . . Laß uns nicht murren und nicht übermütig werden, sondern erkenntlich die Hände falten und demütig beten: Dein Wille geschehe!" (Werke VI⁵, 126) Vgl. Einl. S. CXLVIII.

Bisson vor Stampalin. (S. 33.) Vgl. die Zucignung an Fouqué II, 149. Stampalin ist eine Insel im ägäischen Meere.

Die Verbannten. (S. 35.) Chamisso schöpfte aus dem mündlichen Bericht Adolf Ermans (1806—1877), des Sohnes seines Lehrers und Freundes Paul Erman. Vgl. dessen Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Ozeane in den Jahren 1828, 1829 und 1830. Erste Abteilung: Historischer Bericht. Berlin 1828. 2, 269 ff: „Eines Abends, wo viele Jakuten meinen astronomischen Beobachtungen zusahen, überraschten mich in der Finsternis französische Worte und die Frage eines Mannes, ‚ob wir uns sehen wollten, obgleich er Bestújew heiße?' — Ich beseitigte seinen Zweifel mit dem Sprichworte der Kosaken, daß zwar die Berge stehen, alle Menschen aber mit einander umgehen sollten, und erfreute mich darauf in meiner einsamen Wohnung eines ergreifenden Gespräches. — Man hatte Verhärtung oder stoischen Gleichmut von einem Manne erwarten können, der aus Freiheitsträumen fast augenblicklich durch Ketten und im Kerker geweckt wurde, der dann, seit lange auf den schmachvollsten Tod gefaßt, das Exil als eine Wohltat empfangen hatte. Hier hatte aber ein solcher in Zügen, Wort und Gestalt alle Frische der Jugend und den Glanz eines edlen Talentes bewahrt. Er gestand mir, daß die Fröhlichkeit des Gemütes wider seinen Willen stets neu in ihm erwache, denn er sollte doch billig von dem Gewichte der Vergangenheit und einer hoffnungslosen Zukunft erdrückt sein, fühle aber dennoch Liebe für das Gegenwärtige und Mut es zu genießen. — Alexander Bestújew war schon lange vor dem Ausbruche der Revolution in die Kreise der Verschworenen gezogen.

überzeugt von der Begabtheit des russischen Volkes hatte er zu denjenigen gehört, welche es plötzlich von der Leibeigenschaft zu einer freien Verfassung erwecken wollten. Nur diese Absicht verlautete unter ihnen, als sie das Äußerste beschlossen, und sie hofften später über einige Mitverschworene zu siegen, die eigennützigen Ehrgeizes dringend verdächtig waren. — Von den Truppen, die man verführen wollte, fanden sich am 14. Dezember ein 5000 Mann unter der Anführung von Umtreibern, während diese auf mehr als das Doppelte gerechnet hatten, und dennoch war zum Teil durch unglaubliche Überraschungen auf die Unbefangenen gewirkt worden.

So wurde der Leutnant Alexander Bestújew, der damals als Adjutant des Chefs vom Geniekorps zu keiner bestimmten Truppe gehörte, erst am Morgen des Aufstandes von den Verschworenen in die Kaserne des Moskowischen Regiments gesandt. Nur durch stürmische Vorstellungen, so wie sie der Augenblick darbot, entflammte er die Gemüter der Gemeinen. Keiner ihrer Offiziere nahm teil an dem Treubruch, und dennoch griffen fünf Kompagnien nach Flintensteinen und Patronen in dem Magazin der Kaserne. Sie zogen schußfertig, in Schlachtordnung und mit fliegenden Fahnen zur Walstatt auf dem Isaksplatz, an ihrer Spitze nur der Redner, der echt russische Worte gefunden hatte. Dennoch sahen ihn fast alle zum ersten Male, auch trug er eine ihnen fremde Uniform. —

Es ist bekannt, wie dann der Kaiser durch ritterliche Todesverachtung die Reue der Edleren und die Unterwerfung der Massen herbeiführte. Alle schienen wie gebannt durch die moralische Macht seines Sieges. Hier war nicht mehr an Gnade zu denken, und dennoch benutzte kaum einer die Gelegenheiten zur Flucht, die sich in der ersten Aufregung vielfach darboten. Auch Bestújew war im Verlaufe des Tages allen Verfolgungen entgangen, kehrte aber in der Nacht aus einer entlegenen Vorstadt zurück, und drang unerkannt durch die Posten der Artillerie, welche neben ihren Geschützen bei Wachtfeuern mit brennenden Lunten lagerten. Er ging in den Palast des Kaisers, wo ihn einer seiner Freunde, der die Leibwache befehligte, mit Entsetzen empfing. Die Ketten, die er seitdem zu Petersburg in der Zitadelle und in einer finnländischen Festung getragen, ja der Tod seiner Freunde, neben ihm unter Henkershänden auf dem Schafott, hatten nicht vermocht, in dem Verbannten das Andenken an einen Moment jener ersten Leidensnacht zu verwischen. Er erzählte noch heute mit Erschütterung, wie ihm der Kaiser sogleich in einem weiten und fast dunkeln Raume des Palastes allein entgegengetreten und mit unerträglicher Hoheit des Blickes von der Treue des verstorbenen Generals Bestújew und von der Entartung seiner Söhne gesprochen hatte.

Ein verhängnisvolles Band knüpft an dieses politische Drama das schönste Erzeugnis der russischen Dichtkunst. Es ist bereits anerkannt in der Geschichte, daß Kaiser Alexander in den Jahren 1822 und 1823 durch Frömmler vermocht wurde, eine geistige Entwicklung zu hemmen, die er selbst bis dahin gepflegt und aufs edelste

befördert hatte. Damals erst entfremdete er sich die Gemüter, zum Teil durch neue Strenge der Zensur; als aber dann diese in den folgenden Jahren einen gefährlichen Widerspruch wirklich erregt, als sie selbst die Notwendigkeit ihres Bestehens erzeugt hatte, zeigte sie sich auf beispiellose und fast unglaubliche Weise gelähmt. Unverkennbar waren es nämlich in jenen Jahren die Verschworenen, denen recht vorzugsweise dichterische Lorbeeren in Rußland zuteil wurden, und zwar indem sie immer offener ihren fanatischen Idealen Eingang in die Gemüter zu erwerben strebten. „An die Freundinnen und Freunde des Vaterländischen" weihten gleichmäßig und wie verabredetermaßen Bestújew-Rjúmin zwei Jahre nach seiner Hinrichtung seine poetischen Frühlingsgaben, Nikolai Bestújew, ein älterer und jetzt ebenfalls verbannter Bruder des Jakutsker, seine Erinnerungen an Holland, und der Verschworene Küchelbecker und Kujás Odojéwskji ihre Mnemosyne. Weder diese Erscheinungen noch auch ähnliche literarische von Múravièw-Apóstol und anderen jener Rädelsführer rechtfertigten übrigens den Namen eines Aufruhrs von Prätorianern und Pöbel, mit dem man wohl in Europa jene russischen Umtriebe bezeichnet hat. Diese erscheinen aber noch weit entschiedener als Vorboten künftigen Glückes, als Folgen eines edlen, damals aber im Erwachen gehemmten Geheimseins, in den Dichtungen von Ruiléjew und von Alexander Bestújew. Als Herausgeber des literarischen Journals „Der Polarstern" wirkten beide drei Jahre lang mit hinreißender Anmut in jener freisinnigen Richtung, bis dann Ruiléjew allein sich die letzte und fast unheimlich glänzende Krone eines Sehers und eines bis aufs letzte treuen Freundes errang. Ich meine in seinem Gedichte Woinarówskij, welches aus innigster Tiefe einer edlen Seele gequollen ist. Die Entstehung desselben ist nur dadurch erklärbar, daß wenige Monate vor seinem Tode dem Dichter offenbar wurde, sei es durch scharfe Kombinationen in einem erregten Gemüt, oder durch das, was wir Ahndung nennen, wie jeder der Fäden des Gewebes verlaufen werde, welches er im Finstern anspinnen half. Er sieht im Geiste die Träume der Verschworenen eitel vernichtet, ihre Absicht gebrandmarkt, Bestújew, seinen Freund aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen, und von dessen jahrelangem Leiden erkennt er im voraus jeden feinsten Zug, er sieht endlich sich selbst in den Händen des Henkers! Dennoch treibt es ihn weiter in der Bahn, in die er sich vom Schicksal gedrängt glaubt; mit männlicher Ruhe bringt er daher die verzweifelte Sache zu Ende, und weiß auf der Walstatt den besten zu finden, an dem er sein Leben sicher verwirke. — Sei es aber eine letzte Freude an der Wehmut, sei es unbewußter Drang oder der Wunsch sich zu zeigen so wie er war, er mußte zuvor seinen tragischen Ahndungen unsterbliche Worte leihen!

Maseppas Aufstand, die Verbannung seines Verbündeten Woinarówskij nach Jakutsk, wo ihn der Geschichtsschreiber Müller im Jahre 1736 schon halb verwildert antraf, boten dazu ein seltsam glückliches Gleichnis. — Bestújew erhält in dem prophetischen

Gedichte den Namen seines Vorgängers in der Verbannung, dabei aber wird jeder seiner Züge mit erschreckender Wahrheit erhalten. Der Dichter malt Jakutsk, welches er doch niemals gesehen hat, er malt das dortige Leben der Verbannten so treu, daß man die Verse nie ohne Grauen an die Wirklichkeit halten kann. Mußte ich doch zugeben, daß von unserer heutigen Begegnung schon seit drei Jahren geschrieben war. Des Freundes Schicksal war ihm das wichtigste, und so ließ Ruiléjew in dem Gedichte sein eignes Abbild im Hintergrunde, zeigt jedoch oft darin die Stimmung eines Verschworenen, der sein schmähliches Ende kennt und dennoch vorwärts schreitet. So schildert er das Entsetzen, mit dem sich Maseppa nach seinem Tode als Volksverräter gebrandmarkt und nach russischer Sitte in allen Kirchen des Landes verflucht denkt! — In zueignenden Versen schreibt er endlich von dem Freunde, der ihn allein an das Leben fessele. Er entläßt ihn mit den Worten: „nicht Dichter bin ich, aber Bürger", von denen das letzte in diesem Sinne zum ersten Male in Rußland, und zwar von einem Manne, der es mit dem Tode erkaufte, gebraucht wurde. Wer wollte daher zweifeln, daß es auch dort einst Geltung erlangen wird?

Bei so ergreifenden Hauptzügen dieser wahrhaft historischen Dichtung verlieren manche an sich merkwürdige Nebenumstände fast ihr Interesse. So namentlich, daß Ruiléjews Verse erst nach dessen Hinrichtung auf einige Zeit verboten, vorher aber fast ohne weiteres gedruckt wurden. Dieser fast wörtlich zu nehmenden Anspielung auf eine zukünftige und der Apotheose einer gegenwärtigen Empörung in Rußland glaubte man damals alles Anstößige in Rußland genommen, sobald sich der Herausgeber dazu verstand, in einigen Noten zu sagen: Maseppas Charakter sei in Wirklichkeit nicht so edel gewesen, als im Gedichte; die revolutionären Maximen, die er und Woinarówskij äußern, seien eben nur eines Revolutionärs, nicht aber eines ruhigen Untertanen würdig, und einiges andere, welches jetzt noch viel auffallender für Ironie gegen die Schwäche der überstark sein wollenden Zensoren erkannt wird.

Auch hier noch hatte Bestújew, ohne es zu wollen, die Gemüter für sich eingenommen; durch die Lebendigkeit seines Geistes und durch Kraft und Anmut in Zügen und Gestalt. In dem Hause des Gouverneurs bedauerte jeder, daß man den anziehendsten Bewohner von Jakutsk nur selten sehen dürfe; aber die Sibirier und Jakuten, an denen europäische Ereignisse spurlos vorübergehen, scheuten sich nicht ihre Zuneigung für den neuen Mitbürger zu äußern. Sie waren es, die ihm Pferde liehen, um zur Jagd oder nach benachbarten Jurten zu reiten, denn hier, wo ihn jede Flucht in weit drückendere Verhältnisse als die jetzigen geführt haben würde, war dem Verbannten dergleichen Freiheit unbenommen. — Bestújew hatte vor wenigen Wochen einen Leidensgefährten verloren an dem Begnadigten, dem ich in Jakutsk begegnete. Er besaß nun von diesem als Erbteil die Hütte, die sie gemeinsam bewohnt und mit einem seltsamen Gemisch aus jakutischen Geräten

und einigen Resten europäischen Besitzes versehen hatten. Es gehörten dazu einige Bücher, die man ihnen nachzusenden erlaubte, und unter denen ich ein Exemplar von Goethes Faust, wohl das erste an einem Orte, der ebenso kalt ist wie der Nordpol der Erde, gesehen habe. Nicht minder tröstete sich nun der Hinterbliebene mit Beobachtung seiner merkwürdigen Umgebungen. Er hatte manche Sitten der Jakuten durch Zeichnungen und in Worten geschildert, und gedachte den Rest seines Lebens dem Studium ihrer Sprache und den ethnographischen Fragen zu widmen, welche sich daran knüpfen. — Als wir für immer von einander schieden, sagte jeder dem andern, was er von der Zukunft erwarte, und versprach Nachricht über die etwaigen Fehler dieser Vorhersagung. Zum Glücke war es Bestúsew, der zuerst dieses Versprechen zu erfüllen hatte, denn, statt des erwarteten Begräbnisses in Jakutsk, erhielt er schon im folgenden Jahre Begnadigung".

Ein Gerichtstag auf Huahine. (S. 43.) Vgl. W. III[5], 248, wo Chamisso die Missionstätigkeit auf den Sandwichinseln ablehnend bespricht. Hier findet sich die Bemerkung: „Die Volkstümlichkeit, die vor dem aufgehenden Christentum untergehen muß, habe ich geschaut und sie ist mir wert geworden; daß ich um sie trauere, spreche ich unumwunden aus. Daß ich aber der Mann des Fortschrittes bin und höher mir der Geist des Christentums mit seinen Segnungen gilt, glaube ich in meinem Gedichte ‚Ein Gerichtstag auf Huahine' an den Tag gelegt zu haben".

Der Stein der Mutter. (S. 47.) In dem zitierten Werke schickt Humboldt dem in epischer Breite gehaltenem Berichte noch folgende Betrachtung nach: „Tel est le souvenir attaché à ce funeste rocher, à la Piedra de la madre. Je ne me plais point, dans le récit de mes voyages, à m'arrêter à la peinture des malheurs individuels. Ces malheurs sont fréquents partout où il y a des maîtres et des esclaves, des Européens civilisés vivant à côté de peuples abrutis, des prêtres exerçant la plénitude d'un pouvoir arbitraire sur des hommes ignorants et sans défense. Historien des pays que j'ai parcourus, je me borne généralement à indiquer ce que les institutions civiles et religieuses ont d'imparfait ou de funeste pour l'humanité. Si je me suis arrêté plus longtemps au Rocher de la Guahiba, c'est pour citer un exemple touchant de l'amour maternel chez une race d'hommes si longtemps calomniée, c'est qu'il m'a paru utile de publier un fait que je tiens de la bouche des religieux de St.-François, et qui prouve combien le régime de ces missions mérite la surveillance du législateur."

Verbrennung der türkischen Flotte. (S. 50.) Bei Tschesme, richtiger Tscheschme, einem der Insel Chios gegenüberliegenden Hafenplatze an der Westküste Kleinasiens, spielte sich am 5. Juli 1770 eine Seeschlacht ab, in der die Russen unter Alexej Orlow einen glänzenden Sieg über die Türken davontrugen, deren gesamte Flotte in der seichten Bucht von Tscheschme zwei Tage später in Brand gesteckt und völlig vernichtet wurde.

Der Szekler Landtag. (S. 51.) Der ungarische Volksstamm der Szekler wohnt im Osten und Nordosten Siebenbürgens. Nach alter Überlieferung sah man in den Szeklern, welche durch die geographische Lage ihres Landes zu vorzüglichen Grenzwächtern herangezogen wurden, Nachkommen der Hunnen. In Szekely-Udvarhely, einer Stadt im Komitate Udvarhely, einem der fünf Stühle des Szeklerlandes, soll Attila Hof gehalten haben, und in früherer Zeit fanden hier verschiedene Nationalversammlungen statt.

Sage von Alexandern. (S. 53.) Über hebräische Bearbeitungen der Alexandersage von Pseudokallisthenes vgl. Graesse „Die großen Sagenkreise des Mittelalters", Dresden und Leipzig 1842, S. 440 ff.

S. 56. V. 97. Ich trinke meist nur Wasser — vgl. das Gedicht „Wer hat's getan?", S. 131.

V. 100. Menzel. Vgl. dessen „Deutsche Literatur", 2. Aufl., Stuttgart 1836. 4., 231: „Wie in Heinrich von Kleist der süße Schmerz des Hinsterbens, so ist in Adelbert von Chamisso der kecke Humor der Verzweiflung offenbart. Dort ist die Abhängigkeit des Menschen von einem übermenschlichen von der rührenden, hier von der komischen Seite gefaßt. Wie kam aber Chamisso der Weltumsegler, der wie ein Indier im tiefen Frieden der lieblichsten Pflanzenwelt auf der schönsten und vielleicht einzigen Oase im Berliner Sandmeer lebende Naturfreund, zu einer Poesie des wilden Wahnsinns? Ist es der Gegensatz, der den sanftesten Naturen das Talent gewährt, Schreckliches zu dichten, so wie umgekehrt die tollste Lustigkeit des Komikers häufig aus einer tief melancholischen Seele kommt? Und ist uns in dem ruhelosen Wanderer, der auf Siebenmeilenstiefeln durch die Welt nach seinem eigenen Schatten jagt, vom Dichter nur mit tiefer Weisheit das Bild der heutigen Zeit gezeichnet? Ist der Dichter nur das klare Meer, das uns um so schöner den Sturm der Nebel und Wolken widerspiegelt, je ruhiger er selber ist? Ich glaube so, ohne den liebenswürdigen Dichter näher zu kennen. ‚Peter Schlemihl' ist sein größtes und vortrefflichstes Werk, eines der klassischesten Werke der Romantik überhaupt, unvergeßlich für jeden, der es einmal las, und schon deswegen für die Ewigkeit geschrieben. Aber auch in seinen kleineren Gedichten erkennen wir überall den tiefsinnigen Dichter, der in der Torheit der Menschen, worüber andere nur lachen, das geheime Wehe sieht und beklagt, aber auch am Schrecklichen wieder, was anderen die Haare sträuben macht, die Seite herausfindet, die uns unwillkürlich lachen macht und uns die wunderbarste aller Empfindungen deutlich macht, daß wir nämlich selbst leidend, über das Leiden lachen können, und in unserem eigensten Mittelpunkt zugleich über uns selbst stehen."

V. 110. „O Popoi", ὦ πόποι — der homerische Ausruf des Staunens und des Unwillens.

Die Retraite. (S. 78.) In einem poetischen Wettkampfe der Mittwochsgesellschaft, an dem Kopisch (Trompeter an der Katzbach), W. Wackernagel u. a. teilnahmen, wurde diesem Gedichte der Preis

zuerkannt. Holtei sang darauf nach der Melodie von Raimunds Aschenlied im „Bauer als Millionär" folgendes Preislied auf unseren Dichter:

„Wen seht Ihr in Berlin
Auf graden Wegen ziehn,
Entgegen dem Geschick
Mit immer heitrem Blick?
Wer trägt sein graues Haar
So stolz, so wunderbar:
Ein Jüngling trägt's nur so! —
Es ist der Chamisso!
Er lebe!

Wo Lockenpracht umwallt
So männliche Gestalt,
Ein Haupt so frei und kühn,
Da schimmert's auch wohl grün?
Das ist des Lorbeers Grün!
Wie ihm die Wangen glühn
Im hellen Freudenglanz!
Er trägt den Sängerkranz:
Er lebe!

Er ist so brav, so gut,
Weil sein Franzosenblut
Für deutsche Treue glüht,
Voll Feuer und Gemüt:
Umschiffte alle Welt;
Doch besser ihm's gefällt
Wohl nirgend, daß ich weiß,
Als in der Freunde Kreis!
Er lebe!

Der die geschälte Frucht
Des Kokos aufgesucht,
Trinkt lieber unsern Wein
Läßt Wilde Wilde sein!
„Terzinen" stehn ihm an,
Für „Stanzen" ist er Mann!
So mög' er rüstig stehn,
Mög' herrlich weiter gehn!
Er lebe!

Sie, die er oft besang,
Mit tiefgefühltem Klang,
Die Gattin, hold und schön,
Soll freundlich mit ihm gehn;

Es fall' ein glücklich Los
Den kleinen Chamissos,
Und in des Dichters Grab
Ruft Deutschland einst hinab:
Er lebe!"

Ein Baal Teschuba. (S. 80.) Ein dem Herrn der Vergeltung Anheimgefallener.

Mateo Falcone. (S. 83.) Nach der bekannten Erzählung Prosper Mérimées.

Ein Kölner Meister. (S. 92.) Lorenzo Ghiberti (1378 bis 1455), der berühmteste Goldschmied und Erzgießer seiner Zeit. Von ihm stammen die mit reichem Reliefschmuck ausgestatteten Bronzetüren des Baptisteriums zu Florenz, ein Werk, das Michelangelo für wert hielt, die Pforten des Paradieses zu zieren. In seinem kunsttheoretischen und kunstgeschichtlichen Werke, der „Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmten Bildgießer des fünfzehnten Jahrhunderts". Nach dem Italienischen von August Hagen (Leipzig 1833), findet sich die Erzählung, die Chamisso als Quelle diente: „In der Stadt Köln war ein Meister in der Bildnerkunst sehr erfahren und von ausgezeichnetem Geiste. Er lebte beim Herzoge von Anjou, der von ihm sehr viele Werke von Gold arbeiten ließ. Unter anderm fertigte er ein Bildwerk von Gold, und mit aller schöpferischen Ungeduld und mit Geschick führte er die Tafel gar herrlich aus. Vollkommen war er in seinen Arbeiten und tat es den alten Bildhauern der Griechen gleich. Er bildete die Köpfe wunderbar gut und jeden nackten Teil, und er fehlte in nichts anderem, als daß seine Gestalten ein wenig kurz waren. Den edelsten Geschmack zeigte er in seinen Werken und große Gelehrsamkeit. Einst sah er ein Werk einschmelzen um der öffentlichen Bedürfnisse des Herzogs willen, das er mit aller Mühe gemacht hatte; er sah zu nichte werden seine Mühe und warf sich auf die Knie, und die Augen und Hände gen Himmel hebend sprach er also: ‚O Herr, der du lenkst den Himmel und die Erde, und alle Dinge hinstellst, nicht so groß sei meine Einfalt, daß ich anderm folge als dir. Habe Mitleid mit mir!' Von Stund' an suchte er das, was er hatte, zu verteilen aus Liebe zu dem Schöpfer aller Dinge. Er ging auf einen Berg, wo eine große Einsiedelei war, nahm sie ein und tat Buße, so lange er lebte. Es war zur Zeit unserer ältesten Bildhauer, da er in hohem Alter endigte. Jünglinge, die sich Kenntnisse in der Bildnerei zu erwerben suchten, baten ihn um seinen Unterricht, und erzählten, wie geschickt er war, der sich als ein großer Zeichner und tüchtiger Lehrer zeigte. Sehr demütig empfing er sie und gab ihnen gelehrte Anweisungen, indem er sie mit vielen Maßbestimmungen bekannt machte und ihnen viele Vorbilder gab. Als der vollkommenste Meister bei großer Demut, endigte er in dieser Einsiedelei; ja angesehen, daß er der Vorzüglichste in der Kunst war, war er vom heiligsten Lebenswandel." Das Eremitenmotiv wird ihn zur Behandlung dieses Stoffes angelockt haben.

Francesco Francias Tod. (S. 94.) Die Quelle findet sich bei Vasari in der Biographie des Bologneser Malers Francesco Raibolini, genannt Francia (1450—1518).

Das Kruzifix. (S. 95.) Vgl. Einl. S. CXXXVIII. In einem Briefe, den Lenau aus Weinsberg am 13. März 1832, vor seiner Abreise nach Amerika, seinem Freunde Mayer schrieb, heißt es an einer Stelle: „Dort will ich meine Phantasie in die Schule der Urwälder schicken, mein Herz aber durch und durch macerieren in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemütes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst du dich des Gedichtes von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles gern in die Schanze schlägt, der Kunst zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr . . . ."

Salas y Gomez. (S. 100.) In einem Reisebriefe aus Kamtschatka an Hitzig wird die Südseeinsel zum erstenmal erwähnt (W.[5] VI,37): „Wir suchten den 27. Grad südlicher Breite, ohne Juan Fernandez sehen zu wollen, und folgten dem westwärts, — wir fanden das zweifelhafte Davis-Land nicht wieder und sahen am 14./26. März die Insel Salas, ein niedriger nackter Felsen, ohne Vegetation, ein Nest unzähliger Seevögel, worauf Trümmer eines gescheiterten Schiffes gesehen werden — wir sahen diese Trümmer nicht und gingen ohne zu landen (die See war hoch und die Brandung groß) vorüber." — Im „Tagebuch" nur im Vorübergehen angemerkt (III[5], 78, 82), wird sie ausführlicher in den „Bemerkungen und Ansichten" besprochen (W.[5], IV, 220); und hier zeigen sich schon Ansätze des Gedankenganges, der zehn Jahre später das Gedicht hervortrieb: „Die Insel Salas y Gomez ist eine bloße Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo die Gebirgsart an dem Tage liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschieben überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuten lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut befährden . . . Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben." Vgl. auch W. VI[5], 219, Frühling 1830 an de la Foye: „Ich, mein Freund, habe immer einen Fuß in der Botanik und einen in der Litteratur. Deutschland, scheint es, will mich wirklich zu einem seiner Dichter zählen, ein Gedicht von mir,

Salas y Gomez, ist im vorigen Jahr ohne Opposition als preiswürdigstes Erzeugnis bezeichnet worden." — S. 107, Z. 317. Vgl. W. III, 62: „Reisende pflegen am südlichen Himmel das Gestirn des Kreuzes mit den Versen Dantes Purgatorio I, 22 u. folg. zu begrüßen, welche jedoch, mystischeren Sinnes, schwerlich auf dasselbe zu deuten sind. Sie pflegen überhaupt den gestirnten Himmel jener Halbkugel an Glanz und Herrlichkeit weit über den nördlichen zu erheben. Ihn gesehen zu haben ist ein Vorzug, der ihnen vor Nichtgereisten gesichert bleibt."

Das Malerzeichen. (S. 107.) In der krausen Art, mit der hier der Dichter Wirkliches und Spukhaftes ineinanderrinnen läßt, sowie in einzelnen Motiven, zeigt sich der Einfluß E. T. A. Hoffmanns, des „Königs der Schnurrpfeifer", wie ihn Chamisso einmal nennt.

S. 119. Motto: „Sie tönten, sie verhallen in der Zeit" — aus dem Gedicht „Sängers Abschied" Jubiläumsausgabe. Cotta. Bd. I, 218.

Der jungen Freundin ins Stammbuch. (S. 119.) Die Verse sind an Eugenie Hitzig, die Tochter seines Freundes, gerichtet.

Auf den Tod von Otto von Pirch. (S. 119.) Otto Ferdinand Dubislaw v. Pirch (1799—1832) starb als Hauptmann im Generalstabe infolge eines Sturzes mit dem Pferde am 20. Juli 1832 zu Breslau. Er war Mitglied der „Mittwochsgesellschaft" (vgl. Einleitung S. CXVIII) und Verfasser mehrerer Reisewerke. Vgl. auch Holteis „Vierzig Jahre" 5, 287 (Breslau 1845).

Stimme der Zeit. (S. 120.) Karl Friedrich Heinrich Graf von Wylich und Lottum (1767—1841) war preußischer General der Infanterie und Wirklicher Geheimer Staats- und Schatzminister.

Zur Einleitung des Deutschen Musenalmanachs 1833. (S. 122.) — V. 20. Goethe in der Elegie „Hermann und Dorothea" V. 30. Jubiläumsausgabe, Cotta. I, 195. — V. 41. Goethe hatte zu diesem Musenalmanach vier Gedichte beigesteuert.

Nachhall. (S. 124.) V. 54. Ludwig XIV., der sich als Mäcen gefiel. — V. 60. Vgl. Uhlands „Freie Kunst": „Singe, wem Gesang gegeben, In dem deutschen Dichterwald." — V. 63 ff. Vgl. Einl. S. CXLIII.

Die letzten Sonette. (S. 126.) — 2, V. 12—14 zitiert Chamisso in einem Briefe an de la Foye 13. September 1837 (W.$^5$ VI, 244): „Vielleicht wird es auf dem Schmerzensbette anders sein, und Schrecken mich erfassen, die zurzeit mir fremd sind."

An Trinius. (S. 127.) Ein „Nachklang" eines Briefes vom 15. Dezember 1837 an Trinius. Über Trinius vgl. S. 235.

Traum und Erwachen. (S. 128.) Chamisso hat im „Deutschen Musenalmanach für d. J. 1838" das Datum des Todestages Antoniens „† 21. Mai" daruntergesetzt. Das einzige Gedicht, das in der ersten Hälfte des Jahres 1837 entstanden ist. Vgl. auch W.$^5$ VI, 243. „Ich werde alt, das Gedächtnis für die jüngste Zeit geht mir aus, und mich erschrecken Töne, Worte, Bilder aus meiner frühesten Kindheit, die mir unversehens aufgehen mit aller Bestimmtheit der Gegenwart, und ich träume nur vom Schlosse Boncourt und dem Regiment von Götze, kaum einmal von meiner Frau, kaum von meinen Kindern, denen ich doch lebe. — V. 33. Kadu, Chamissos Freund und Reisegenosse aus Radak. Vgl.

Einl. S. CVI und W. III[5], 207 ff. und IV, 124 ff. Als Kotzebue wieder eine Reise unternommen hatte und aus Kamtschatka die ersten Nachrichten einliefen, aus denen hervorging, daß er auch Radak wieder besucht hatte, schreibt Chamisso in einem Briefe an Trinius (2. Juni 1825): „Ich nehme an Kadu auf Radak den wärmsten, innigsten Anteil, ich liebe den Mann, wie man nur einen Bruder lieben kann, und die Lage, worin wir ihn gelassen, berechtigt wohl zu großer Besorgnis. Ich würde dem ausnehmend dankbar sein, der, was immer Kotzebues Nachrichten über Radak enthalten mögen, zu meiner Kenntnis gelangen ließe." — V. 45. Bendel, Chamissos Offizierbursche, vgl. Einl. S. XC. — V. 55. Seine Mutter suchte ihn von dem Plane, sich mit ganzer Kraft wissenschaftlichen Studien zu widmen, mit allem Nachdruck abzubringen. Sie schrieb ihm damals (Einlage eines Briefes an de la Foye vom 20. Januar 1805): . . . . Rêvez-vous quand vous parlez des universités de Saxe? La science est sans doute une fort belle chose, mais c'est lorsqu'elle peut nous être utile, et je vous en prie à quoi pourroient vous servir tous les sciences de l'univers ou pour votre bonheur ou pour votre utilité? Craignez-vous de ne pas rencontrer assez des tableaux de mauvaises mœurs et d'irréligion pour désirer aller dans la réunion complète de l'un et de l'autre en admirer les merveilleux effets? Je vous assure, mon ami, que j'aimerois mieux semer mon argent dans les champs, si j'en avois, que de fournir les moyens d'employer votre temps d'une manière si pernicieuse. Donnez vous à la littérature, elle amuse l'esprit, et c'est de cela surtout, que vous avez besoin, et l'orne et donne des passetemps agréables à la bonne heure; mais pour l'esprit de l'école, je trouve que ce que l'on puisse faire de mieux est de l'oublier, et d'y renoncer bien vite lorsqu'on en sort, ce n'est donc pas la peine de l'aller acheter si chèrement. Je vous le disois, je crois dans ma dernière lettre, on vous a trouvé bon et bien tel que vous étiez; restez donc tel, mais surtout conservez vos principes et de religion et de mœurs, de pureté d'honneur et de délicatesse, enfin ressemblez à votre frère Hippolyte, à vous-même, à ce que vous étiez lorsqu'on vous a vu, et vos affaires iront bien je l'espère." Chamisso hängte dieser Einlage die Bemerkung an: „Ich habe nicht umhin gekonnt, Dir das alles abzuschreiben, empfinde Du nach alles, was zu sagen mir ekelt und Dir zu sagen unnütz ist." Es wäre falsch, wenn man aus dieser Meinungsverschiedenheit den Schluß zöge, daß zwischen Mutter und Sohn eine Entfremdung Platz gegriffen habe. Ein fest eingewurzeltes ethisches Verhältnis wird durch intellektuelle Dissonanzen dieser Art nicht gestört.

Wer hat's getan? (S. 131.) Die in Anführungsstriche gesetzten Verse sind aus dem Gedichte „Sage von Alexandern" V. 97—99 und V. 109 entnommen. Vgl. II, 53. Das Gedicht ist das letzte, das Chamisso geschrieben hat.

Wechselgesang bei der Abfahrt. (S. 132.) Vgl. Fortunatus S. 30. Von Chamisso selbst den „Werken" unter dem Titel „Der Schatz" eingefügt.

Weiter nichts als ein Traum. (S. 133.) Übersetzung aus dem Englischen, im Chaos Nr. 6. — V. 9. Sirokko, heißer Südostwind. — V. 43. Erstürmung der Addabrücke bei Lodi am 10. Mai 1796.

Das ist's eben. (S. 136.) V. 10. Blende, deutscher Ausdruck für Nische.

Der Tochter Verzweiflung. (S. 137.) V. 5. Schaffnerin, Aufseherin.

Der arme Sünder. (S. 138.) Parodie der gruselsüchtigen Schicksalstragödie. — V. 60. Lücke im Manuskript.

An C. v. Holtei. (S. 144.) „Mein hoher Herr," Zitat aus dem „Käthchen von Heilbronn", in dem Holteis erste Gattin, Luise, geb. Rogée, unübertrefflich war. Vgl. Blumen auf das Grab der Schauspielerin Holtei. Berlin 1825.

Trinkspruch zum 31. März 1826. (S. 144.) V. 14. Jean Paul Fr. Richter starb am 14. November 1825.

An Frau von Goethe. (S. 145.) V. 2. „Chaotisch", Anspielung auf den Namen der Zeitschrift „Chaos" Ottiliens v. Goethe, der das Gedicht gewidmet ist.

Zur Feier Goethes. (S. 145.) „Mittwochsgesellschaft" vgl. Einl. S. CXVIII.

An Paul Erman. (S. 148.) V. 18. „Vortelchen", Kunstgriff, List (landschaftliche, geschwächte Form, vgl. Urtel und urteln). — V. 19. 1810 war Erman als Professor der Physik an die Universität Berlin berufen worden.

An Fouqué. (S. 149.) V. 7 vgl. S. 149.

An denselben. (S. 149.) Vgl. II, 33.

Zu Stägemanns Jubiläum. (S. 150.) Friedr. August v. Stägemann (1763—1840), Staatsmann und Dichter, unter Stein und Hardenberg hervorragender Mitarbeiter an der Reformgesetzgebung. Als Dichter veröffentlichte er „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—1813" (Halle 1814, 2. Aufl. 1816), vermehrt in den „Historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (Leipzig 1828).

Vor dem Bilde von Karl Lessing. (S. 150.) Karl Friedrich Lessing (1808—1880), Historien-, Landschafts- und Porträtmaler, Schüler Schadows (vgl. das folgende Gedicht) in Düsseldorf, einer der Hauptmeister dieser Schule. Das hier genannte Bild „Das trauernde Königspaar" befindet sich im Besitz des Kaisers von Rußland. Die Berliner Nationalgalerie besitzt von ihm die „Hussitenpredigt" und „Huß auf dem Scheiterhaufen".

Trinkspruch auf G. u. W. Schadow usw. (S. 151.) Friedrich Wilhelm Schadow (1789—1862), Schüler seines Vaters, schloß sich in Rom den Nazarenern an und war von 1826—1859 Akademiedirektor in Düsseldorf. Aus Berlin hatte er seine Schüler mitgenommen: Lessing (vgl. die Anmerkung vorher), Bendemann (1811—1889), ein Hauptführer der älteren Düsseldorfer (Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, im Besitze des Kaisers) und Hübner (1806—1882), seit 1871 Direktor der Dresdener Gemäldegalerie.

Trinkſpruch zum 3. Auguſt 1836. (S. 152.) Am Geburtstage Friedrich Wilhelms III.

Die jungen Dichter. (S. 153.) Chamiſſos erſter Verſuch in Terzinen.

Elegie. (S. 161.) Vgl. Einl. S. XVIII. Ich vermute, daß ſich dieſes Gedicht noch nicht an Cérès, ſondern an die von den Eltern ihm gewonnene Braut Turbanna de Givancourt wendet. In dem a. a. O. zitierten Briefe iſt „Tin . . .“ wohl verleſen, es muß „Tur . . .“ heißen.

Cérès. (S. 162.) Die an Cérès gerichteten Gedichte ſind hier zuſammengeſtellt. — *Οἷον* uſw. „Gleich wie ein Stern, den geſendet der Sohn des verborgenen Kronos.“ Das Metrum iſt eine freie Umbildung antiker Versmaße in der Weiſe Klopſtocks. Wie uns Varnhagen erzählt, beſchloſſen die Freunde, da ihnen dieſe Ode etwas toll vorkam, Chamiſſo einen Schabernack zu ſpielen. Sie ſchickten ihm in demſelben Metrum eine Ode mit dem Motto *Οὐδέ τί πω* uſw. zurück, in der nur der Schein eines Sinnes war. Er merkte den Scherz und tat ganz unſchuldig; die beiden Oden, ſchrieb er, würden nebeneinander ſtehen. Nun glaubte man ihm Aufſchluß geben zu müſſen, und hierauf antwortete Chamiſſo mit gutgeſpielter Entrüſtung: „Du kommſt etwas ſpät mit deinen Erklärungen, Gott beſſere was geſchehen iſt, aber die beiden Oden *Οἷον δ' ἀστέρα* und *Οὐδέ τί πω σάφα ἴδμεν* ſtehen nebeneinander recht behaglich ſchwarz auf weiß gleich in der Mitte des zweiten Bogens. Breche dir der Teufel den Hals mit deinen verfluchten Späßen!“ — V. 15, 25. Vgl. Adelberts Fabel S. 142, Z. 20 ff.

A Pauline. (S. 165.) An ſeine Schwägerin gerichtet.

An Henriette Ephraim. (S. 166.) Vgl. Einl. S. XXI.

Das Lied von der Freundſchaft (S. 166.) Vgl. Einl. S. XXII. Nachbildung der Stances irrégulières de Cérès à Adelbert:

„A l'amitié douce et paisible
Pourquoi préférer les tourments
Qu'éprouve une âme trop sensible
Sous les lois du Dieu des amants?
Loin de nous pareille folie,
Que l'amitié file nous jours . . .
Le ciel brûlant de l'Arabie
Vaut-il celui des Troubadours?

Si l'amour offre quelques charmes
Ah! combien il cause de maux!
L'inquiétude et les alarmes
Eloignent de nous le repos.
Voit-il sa victime expirante
Le cruel rit de ses douleurs,
Mais l'amitié compatissante
S'empresse d'essuyer ses pleurs.

Fuyons l'amour et son ivresse,
Que notre encens purifié

Jusqu'au trépas brûle sans cesse
Sur les autels de l'amitié.
De son culte aimable et sincère
Augmentons encor la douceur.
Recevez le doux nom de frère
Et donnez-moi celui de sœur."

An Sie. (S. 167.) Vgl. hierzu die folgende Stelle in einem Briefe, den Chamisso in der ersten Hälfte des Jahres 1804 an de la Foye schrieb (aus dem Varnhagenschen Nachlaß, abgedruckt bei Geiger, „Aus Chamissos Frühzeit, S. 34 ff.). — Sie hatte mir öfters von einem bejarten Freunde, einem Amerikaner gesprochen, dessen letzte Briefe sie unbeandwortet gelassen hatte; warum dieß geschehen war, wußt ich auch. Dieser Mensch, ein edler mann, der sie liebt, hat, besorgt um sie, sich eingeschifft und trift in wenigen Wochen hier ein. sie kann ihn nicht mehr über das Meer bannen und weiss nicht eine Verbindung abzulehnen, zu der der von mir eingesehene Drang der Umstände sie unwiderstehlig reißt, bedrängt und geängstet und liebekrank hätte sie den rasenden entschluß zu fassen vermogt, sich dem Geliebten hin zu geben, ihm und dem Schicksale sich ganz anzuvertrauen, um jenem (ihrer Grundsätze nach) sagen zu müssen: sihe, ich ward eines andern, kann nicht die Deine sein. Sie gab mir ein Rendez-vous, wir lagen lange stunden im hohen grase gelagert, verschlungenen Armen, kämpfend in heissen Schmerz und Lust und ich — entrang ihr nicht die ernste Entschließung. Sie schied als Schwester von dem (mußt ich wähnen) hochgeachteten Manne, scheinend, ihr Loos ergriffen zu haben, und drückte ihm nach gewechselten tausend Schwüre der ewigen Unvergessenheit den brüderlichen Kuß auf die Lippen und sprach: Chamisso, wir sahen uns zum letzten male also. und doch, Freund, doch weiß ich mich nicht aus dem Weibe zu finden, und nicht die verschleierte Zukunft zu ersehen. Sie liebet, liebt, wo sie ehret, schätzet, ist sinnlich, übersieht das geliebte, doch schwehrlich sich selber, und Stark und Schön, die sie ist, liebet, kindisch vielleicht, mit Dolche zu spielen, die sie zu wätzen ihre Lust hat. seither ist es ganz wie vorher, nur spricht sie gern in Gesellschaft von dem schönen Orte des Waldes, wo sie in hohem grase sich lagert und die einsamen Tritte sie immer zurückführen. Daß sie meinetwegen nur sich einige mal geweigert hat Berlin zu verlaßen, magst Du schon wissen. Daß ich über den Weg, der mich also geführt, mir Vorwürfe mache. habe ich Dir schon gesagt." Hieran schließen sich die beiden folgenden Sonette „Sie und Er".

Er. (S. 168.) V. 28. Von Chamisso mehrfach gebraucht. Vgl. z. B. W.[5] V, 135 in einem Briefe an Varnhagen (26. Februar 1806): „Dieses und jegliches Opfer nehm' ich von Euch an, das auch mich unserem Ziele näher rückt; denn sind wir etwa Ich und Du und Er und der Andere? Nein, wir sind Uns."

An Philomela. (S. 169.) Philomele, eig. Gesangsfreundin, die Nachtigall. — Jean Baptiste Rousseau (1670—1741). Hochgefeierter Odendichter seiner Zeit, die das kalte Gepränge seiner Dichtung nicht

durchschaute. Bekannt ist der boshafte Witz Voltaires, Rousseaus Ode an die Nachwelt werde schwerlich an ihre Adresse gelangen. — V. 7. Dryaden, Baum- oder Waldnymphen.

Die Romanze der Blume. (S. 171.) Vgl. Einl. S. XXVII. Am 3. September 1804 schreibt Chamisso an de la Foye, im Anschluß an den Vorfall in der Lützowischen Abendgesellschaft (vgl. Einl. S. XXVIII): „Mein Gewissen, lieber Freund, ist doch nicht ganz rein, denn folge mir auf eine andre Bühne, — dieses spielt seit wenigen Wochen (3—4 Sonntage in Potsdam bei Itzigs Eltern). Dort im Kreise der Töchter blühte, von einer langwierigen Krankheit erstanden, eine Freundin Maschinka Burja. Das Mägdelein ist nicht schön und ich muß sie öfters gesehen haben, ohne sie im mindesten zu beachten. Sie ist (bei ihren physischen Leiden), heiter, mitteilend, weiblich und weiblich sein wollend, ohne Gelehrsamkeit und Gelehrttun und doch gebildet und auf dem Wege zur schönen Bildung. Einige Gespräche auf einer Wasserfahrt über Ehre, weibliche Bildung und Bestimmung brachten uns näher, wir saßen über Tisch nebeneinander und sprachen miteinander, und, Gott weiß wie, da galten wir schon für zusammengehörend. — Nun erfolgten das nächste Mal einige Neckereien: ich hatte eine Blume von ihrem Busen genommen und sie befahlen mir alle für meine Geliebte über diese Blume zu dichten; hier hast Du die Dichtung, die da entstand. (Folgt das Gedicht: Rankend sich an deinen Busen.) Diese Romanze hielt sie erst geheim, dann ward es laut, daß sie da war usw. Ein andermal macht ich flüchtig ihren Riß, da die Rede von meiner Kunst war, und ich brachte ihr bei der nächsten Wanderung ihr sehr gut geratenes Porträt, das ich ihr absichtlich vor allen bei der Tafel darreichte. Da ward mir von allen und den Eltern das Bild zugesprochen und sie erwähnte nicht, daß sie ein Recht auf dasselbe gehabt hätte. Sie überhaupt betrug sich stets leidend, aber nie abwehrend, ich immer doch nur galant, nie leidenschaftlich, ich habe ihr nur leise die Hand gedrückt, wenn ich beim Spazierenwallen ihr Führer war, sie hat den Druck nicht erwidert und nicht ihre Hand zurückgezogen. Alle aber und die Pflegeeltern, deren Ehrbarkeit nicht zu bezweifeln, haben sich stets und gleich vom Anfange betragen, als in uns ein wohlzusammengefügtes künftiges Paar ersehend, dem sie beförderlich sein wollten. Nun ist das Mägdlein wieder in Berlin bei den Eltern, welche, glaub ich, nicht reich sind (Professor an der académie militaire mit 2 oder 3 Kindern). Sie leben aus Enthaltsamkeit und frommer Sitte, wie auch, weil die Mutter immer krank ist, ganz ohne Gesellschaft und ich weiß nicht, ob und wie ich Maschinka wiedersehen werde. Dies ist, lieber Freund, meine Erzählung oder Beichte. Finde Dich daraus, wie Du kannst und magst, ich aber lasse der bis jetzt so frommen, trägen, lahmen Schindmähre meines Schicksals die Zügel schießen und sporne nicht und empfehle mich dem lieben Gotte, klagend nur, daß diese Romane mich nicht so sehr angreifen, wie sie wohl könnten oder sollten. Das könnte mir Ärger über mich selber geben." (Vgl. für das folgende Einl. S. XXVIII.) Aus dem Varnhagenschen Nachlaß, abgedruckt bei Geiger, Aus Chamissos Frühzeit S. 48ff., dem ich

auch die folgenden Notizen entnehme. Maschinka war eine Tochter Abel Burjas, 1752—1816 [Chamisso schreibt in dem Briefe Bürja, das Varnhagen richtig stellte], der auf verschiedenen Gebieten literarisch tätig war, seit 1789 der Akademie in der mathematischen Klasse als Mitglied angehörte und seit 1811 an der Universität las. Maschinka kommt, wie ich vermute, als Modell für die Mina im „Schlemihl" in Betracht. Vgl. Einl. S. XC.

Die, Schmerzen gleich usw. (S. 172.) An Auguste Klaproth gerichtet. Vgl. Einl. S. XXVIII. Auch Geiger a. a. O. S. 59 ff. — V. 11. Erdgeist, besonders die Erdgeistszene des Goethischen Fragments hatte ihn, wie sein „Faust" zeigt, tief ergriffen (vgl. Einl. S. XV). — V. 18. Rosaura, in der im Varnhagenschen Nachlaß befindlichen Handschrift „Augusta".

An Sophie Sander. (S. 172.) Vgl. Einl. S. XXVIII. Sie wird in Chamissos Briefen häufig genannt. In einem Briefe an de la Foye vom 6. Jan. 1805, der mit einigen von Auguste Klaproth „in Chamissos Wachtstube am Brandenburger Tor" geschriebenen Zeilen aus einem ihrer Gedichte anfängt, findet sich die ergötzliche Stelle: „Ich habe letzthin, lieber Guter, und mit inbrünstiger Andacht Deine Gesundheit getrunken. Es war bei der Sander. Sie trank sie mir zuerst zu. Glaubst auch Du an diese Gebete im Weine? Heilig sind sie mir und heilig das Blut der Reben. Besoffen sein ist ein viehischer Zustand, ein göttlicher aber berauschet sein, und ich weiß ihn zu genießen." Hieran schließt sich folgende Charakteristik: „Ich bin oft bei der Sander, trinke oft in ihrem Hause. Sie ist ein wundersames göttliches Wesen, wie alle Weiber, die ich gekannt und die mich angezogen haben. Und sie ganz nach ihrer Weise. Daß sie unglücklich ist, erträgt sie mit Ironie und hat ihr wohl einige Bitterkeit gegeben; aber ich glaube sie natürlich und bei hohen Gaben, die einen Deutschen fesseln können, hat sie alle die, welche einen Franzosen anziehen können. Verstehst Du mich? Man kann bei ihr über das Schreckliche scherzen und lachen und es recht tief fühlen, daß es schrecklich sei. Doch nicht ich liebe sie, aber wie sehr ich sie schätze, habe ich Dir gesagt, und ich glaube, daß auch sie mich schätzet. Sie sehe ich am mehrsten."

An Karoline. (S. 173.) Karoline Lehmann (vgl. Einl. S. XXVII) verheiratete sich 1804 mit Muzio Clementi (1752—1832), starb aber schon im folgenden Jahre. Vgl. W. V$^5$, 82.

An Friedrich Schiller. (S. 174.) Vgl. Einl. S. XIV.

An Fichte. (S. 174.) Mit diesem Sonett begrüßten Chamisso und Neumann den Beitritt Fichtes (vgl. Einl. S. XXV), der auf die Nordsternbündler tief einwirkte, so daß, wie Varnhagen sagt, „von da ab über allem trüben und wirren Gewoge des Lebens dieser Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend stand, zu dem sie zuversichtlich emporblickten, um sich zum Rechten und Wahren zu reinigen und zu stärken". (Denkw. I, 235.)

Die Mutter am Kreuze. (S. 183.) Das Stabat mater dolorosa ist neben dies irae eine der wenigen alten Sequenzen, die der Reform des Papstes Pius V. 1568 nicht zum Opfer fiel. Der Text stammt

von Jacoponus (gest. 1306); unter den Kompositionen sind die berühmtesten von Josquin (geb. um die Mitte des 15. Jahrhunderts), dem „Fürsten der Musik", wie die Zeitgenossen den an der Spitze der niederländischen Kontrapunktisten stehenden Meister nannten, von Palestrina (1514—1594), Pergolesi (1710—1736) und Rossini (1792 bis 1868).

*Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον.* (S. 185.) Vgl. Einl. S. XXVI.

Nach Anakreon. (S. 186.) Griechischer Lyriker aus Teos in Jonien, Zeitgenosse des Polykrates von Samos. Sehr wenig von ihm erhalten. — „Anakreon scheinet mir wahrlich ein magerer Bursch. Aber warum müßte ein Gedicht, das nach ihm wäre, eben darum verworfen werden? liest man doch gern in Goethe ‚An die Zikade'. Wenn du mein Dingchen nicht schlecht findest, laß es hinein laufen!" (Am 31. Mai 1805 an Varnhagen, W. V⁵, 76).

An Wilhelm Neumann. (S. 186.) Vgl. Einl. S. XVII.

An Varnhagen in Hamburg. (S. 187.) — Einlage eines Briefes vom Ende April oder Anfang Mai 1805, der anfängt mit den Worten: „Nebst einem Gruß von Theremin folgendes Sonett an Dich." — S. 188. V. 33. Wohl eine Anspielung auf die „Blitzmordrezension" des Musenalmanachs in der Jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung" (1805, Nr. 104, 105, 107), die, wie Varnhagen berichtet, einen niederschmetternden Eindruck unter den Nordsternbündlern hervorrief, weil man — und mit Recht — annahm, Goethe stünde dahinter. Varnhagen läßt in seinen „Vermischten Schriften", Lpz. 1875, Bd. 2, 338, seinen Schwager Ludwig Robert folgende Episode berichten: „Als ich einst, ich glaube im Jahre 1804, bei Goethe zu Tische war, kamen Almanache, der Chamisso-Varnhagensche war auch darunter, und Goethe nahm einen nach dem andern, hielt sie an seine und seiner Frau Ohren, und fragte: ‚Hörst du was? Ich höre nichts. Nun, wir wollen die Kupfer betrachten, das ist doch das beste' und so legte man die Almanache zur Seite". In Goethes Tagebüchern findet sich keine Erwähnung des Almanachs und der Dichter. Die drei Jahrgänge der Musenalmanachs sind heute bibliographische Seltenheiten. Wie Geiger berichtet, der 1889 von dem „Musenalmanach auf das Jahr 1806" einen Neudruck veranstaltete, fand sich das einzige, ihm bekannt gewordene Exemplar des ersten Jahrganges in Goethes Handbibliothek.

Deutschland. (S. 188.) Vgl. Einl. S. XXXIII.

Erwachen. (S. 189.) Vgl. W. V⁵, 101: „Der Magdeburger Dom ist ein schönes, heiliges, hohes, gothisches Gebäude. Der Brocken — wir sind zwei Tage um seinen Fuß gezogen, immer in Gewölk er sich gehüllt haltend, auf daß es unendliche Schneen auf ihn schüttle, — seinen Gipfel nur gesehen, wann das Gewölk auf seinen Flanken ruhte. Herrlich war es wohl, wie wir aus dem dichtesten Schneegestöber und dem Harze traten und hinter uns die verdunkelte Berges- und Wolkenmasse ließen, zu treten in den erfreulichen Strahl der hoch über das Gebirg' am heitern Himmel rollenden alten Sonne." (An Varnhagen und Neumann, den 6. November 1805). Der Brief, dessen Anfang die Rautenberger Episode (vgl. Einl. S. XXXIV) berichtet, schloß wohl mit

diesem Gedichte, in dem Chamisso den liebgewonnenen Pfarrerstöchtern, Sophie, Adolfine und Friederike Camman, seinen Dank entrichtete. — V. 3. Vgl. den Anfang der zitierten Briefstelle.

Die Nase und der Braten. (S. 189.) Vgl. W. V$^5$, 112: „Einen unendlichen Spaß gewährte mir der letzte Tag, und im Genuß eines erfreulichen Sieges des Bessern in mir über die reine Flachheit. Das Compagniechef nämlich, welches sehr schlecht eingenistet war und sehr des köstlichen Essens, das ich genoß, begehrte, war äußerst artig einigemal bei uns erschienen und hatte auch Einmal das Glück des Tisches genossen. Am letzten Tage, als an welchem ein königlicher Abschiedsschmaus nebst reichem Punsch bereitet war, erschien es wieder, auf daß es Abschied nähme und die Zeitung zum Durchlesen erhielte. Mit sichtbarer Verlegenheit des Bewußtseins der Schuld gegen die Konvenienzen erhielt es wirklich den begehrten Abschied auf der Stelle, nicht aber die Zeitungen, welche noch nicht da waren, ‚man würde sie dem Herrn Hauptmann zusenden'. — Wie es abzog, blieb vor Angst die Spitze seiner Nase in der Mitte der Stube, wo sie war, und es zog sich nur mit der sich ziehenden Wurzel bis zur Thür hinaus, wir mußten die vergessene Erscheinung eigenhändig ihm nach, aus dem Hause zuschieben. Wie alles fort war, wurde es laut. — ‚Wir hätten, — sagten die Guten, — es doch bitten müssen, — aber es ist so hübsch und gut, daß wir heute unter Freunden bleiben.' Sie frugen mich, ob ich noch heute hinausginge zum Schreiben, wenn ich das thäte, dann wollten sie noch dem Compagniechef nachschicken; — ich kehrte das Ding um und sagte: ‚Schicket ihr nach, so gehe ich oben'; wir lachten, und es blieb wie es war. — Aber nach den Zeitungen schickte es wohl noch zehnmal, die hatten wir mit häufigen Toasten recht heilig gelesen, und wir waren freudig worden. Der Prediger, wie zuletzt sie an das Compagniechef, das ihrer so sehr begierige, geschickt werden sollten, holte hervor, seine Freude zu verlängern, eine Zeitung von passendem Tage und Nummer von Anno 1803, die 3 wurde in eine 5 verwandelt, und wir lachten unsere Kleidungen naß und uns selbst aber dreiviertel todt, indem wir, uns auf der Erde wälzend, in dieser neuen Zeitung vom gelben Fieber in Malaga, der Furcht in London, und von Schinderhannes vieles Erbauliche lasen. Sie wurde den andern beigelegt und dem Compagniechef richtig zu seiner Erbauung eingehändigt." (An Varnhagen, den 4. Dezember 1805.) Vgl. auch W. V$^5$, 180: „A propos — ‚Die Nase und der Braten', welche nur zwei von unsern Lesern zu Gesichte gekriegt haben, sind zu meiner Unlust doch sehr bald herum verkündigt worden, und selbst Majors lassen gnädigst an mich die Bitte ergehen, daß ich ihnen die Satire, die ich auf die Nase des Kapitäns N. N. gedichtet hätte, doch mittheilen möchte, — ich mag diesen Ruf nicht haben, ich lehne ab jede Beschuldigung der Art und lasse das Ding von selbst sterben." (28. Januar 1806 an Varnhagen und Neumann.) Ein Monat später, am 17. Februar, läßt Chamisso die folgende Regieanweisung Varnhagen zugehen: „Die Wagen, von denen Erwähnung geschieht in dem Märchen des Müllers von Wichershausen, sind keine andern als die Bagagewagen der Hauptnase, oder des Nasenmannes, mit dem ich mich beim Marsche einen Tag wie den andern

zu placken habe. Hier dieses Wunderdinges seltsames und sehr ähnliches Schattenportrait, eine zu meinem Gedichte gehörige Figur, — Du, Varnhagen, sollst sie regieren lernen und die Herzens-Kinder damit erfreuen, wenn es sie anders nicht erschreckt. Bei der Ausrufung: ‚Was!' läßt sich sehr artig das Maul weit aufsperren und die Nase weit herausschießen — und dergleichen mehr, du wirst schon kleine Dramen dazu ersinnen." Über das Märchen des Müllers von Wichershausen vgl. Einleitung S. XXXVII.

An Wilhelm Neumann. (S. 192.) — V. 25. Zauberflöte, ein sehr starker Ziegenhainer. — V. 29. Flageolett, kleine Flöte, Vogelpfeifchen. — V. 32. Alle wie auch Reimer (V. 27) mit Chamisso eng befreundet. Fanny Hertz, eine Freundin der Varnhagenschen Familie, wird in Chamissos Briefen mehrfach genannt. Als Modell für die Fanny im „Schlemihl" kommt sie nicht in Betracht. — V. 33. Fähnrich, Varnhagen.

Nach Marot. (S. 193.) — Clément Marot (1495—1544), französischer Hofdichter, von Marguerite de Valois, der geistreichen Verfasserin des Heptaméron, begünstigt, zeichnete sich besonders im Epigramm aus. Er ist der einzige Dichter des 16. Jahrhunderts, der heute noch in Frankreich gelesen wird.

An Fouqué. (S. 194.) Vgl. Einl. S. LXIII.

An Varnhagen. (S. 194.) Vgl. Einl. S. LXXIII und Geiger, Aus Chamissos Frühzeit. S. 264ff.

À Madame de Staël. (S. 195.) Vgl. Einl. S. LXXVIII.

Abschied von Simonde Sismondi. (S. 195.) Jean Charles Léonard Simonde de Sismondi (1773—1842), bekannter französischer Geschichtsschreiber und Literarhistoriker. Vgl. Einl. S. LXXX.

An Helmina v. Chézy. (S. 196.) Vgl. Einl. S. LXVI und Geiger a. a. O. S. 210ff.

Auf der Reise um die Welt. (S. 196.) Geschrieben zu Ehren der kleinen Insel im Kotzebuesunde, die Chamisso-Insel getauft wurde. — V. 4. Amerigo Vespucci 1451—1512, italienischer Seefahrer, der als Steuermann und Kosmograph drei Reisen nach dem neuentdeckten Kontinent unternahm. Seine Reisewerke wurden viel gelesen, so daß Kolumbus schon bei Lebzeiten völlig in den Hintergrund rückte. Der Vorschlag Martin Waldseemüllers, eines Gelehrten im lothringischen Städtchen St. Dié, der unter dem gräzisierten Namen Hylacomylus die Reisen Vespuccis 1507 herausgab, den neuen Erdteil zur Ehrung Vespuccis „Amerika" zu nennen, setzte sich bald allgemein durch. — V. 5. ὀλιγόν τε φιλόν τε, wenig aber herzlich. — V. 7. Fernando de Magelhaens (1480—1521), portugiesischer Weltumsegler, entdeckte die nach ihm benannte M.-Straße zwischen Patagonien und Feuerland. — V. 10. Karl Sigismund Kunth (1788—1850), Botaniker, Lehrer Chamissos, der zu Kunths Flora Berolinensis, Berl. 1813, Anmerkungen verfaßte (vgl. Einl. S. LXXXIX). Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, wo er die von A. v. Humboldt und Bonpland gesammelten Herbarien ordnete und in umfangreichen Werken ausschöpfte, kehrte er 1819 nach Berlin zurück, wurde Professor der Botanik und Vizedirektor des

Botanischen Gartens und 1829 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. — V. 11. Fallopius, derber Scherz mit den Muttertrompeten, den tubae Fallopii (1523—1562), eines italienischen Anatomen und Chirurgen.

Carabus. (S. 197.) Ein Insekt. — V. 2. Unalaschka, wichtigste Insel der Aleuten, der Inselkette zwischen Alaska und Kamtschatka. Vgl. Einl. S. CV. — V. 3. Eschholtz, Kollege Chamissos. — V. 8. Achyranthes, Pflanze Chamissoa, von Kunth in den Humboldtschen Nova genera et species zuerst aufgestellt, gebildet aus einigen Arten der Gattung Achyranthes. — V. 10. Vgl. das vorhergehende Gedicht, V. 10. — V. 14. Chamisso-Insel im Kotzebuesund des nordwestlichen Alaska. — V. 26. Earl, Graf. — V. 32. Dalles, Armut, wie der Name Schlemihl aus dem Jüdischen entnommen. — V. 33. O te beda. Hierzu bemerkt Hitzig W VI$^5$, 55: „O te beda ist nicht russisch, was es doch sein soll. Dieser Sprache kundige Freunde haben uns über das dabei stattfindende Mißverständnis folgende Vermutung mitgeteilt: Chamisso, so meinen sie, habe diese Laute ohne Zweifel den russischen Matrosen von der Bemannung des Rurik abgelauscht. So wie er sie schreibe, bedeuten sie allerdings nichts; aber sie schienen aus den mißverstandenen Ausrufungen wōt bĕdā! („Siehe das Unheil") oder wot tŏbje na! („Da hast du die Bescherung!"), die der gemeine Russe oft im Munde führt, sich Chamisso als o te beda! eingeprägt haben.

An Professor Lichtenstädt. (S. 199.) Chamissos Gastfreund in Petersburg.

An Hitzig. (S. 199.) V. 5. Kronprinz von Preußen. — V. 22 Lichtenstädt, vgl. vorst. Anm. — V. 25. Semler, ein Freund Hitzigs, Geheimer Rat aus Berlin, der sich damals, um einen Handelsvertrag mit Rußland abzuschließen, in Petersburg aufhielt. — V. 30. Garlieb Merkel, der mit Kotzebue den „Freimüthigen" herausgab, zog in einer Rezension des Musenalmanachs gewaltig vom Leder, um den guten Geschmack gegen die neue Schule zu verfechten. Varnhagen rächte sich an diesem „literarischen Gespenst, dessen Hauptmotiv der Neid sei," indem er ihm mit Unterstützung Bernhardis und Neumanns in dem Pasquill „Testimonia auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" (ohne Angabe des Verfassers und unter falschem Druckort in Köln bei Peter Hammer 1806) den Kopf bürstete. Die Erwiderungen seitens der Merkelianer suchten den hier angeschlagenen Ton natürlich noch zu übertrumpfen. So fängt eine dieser Gegenschelten folgendermaßen an: „Ein Mensch, dem die Natur sogar das Talent des Rohrsperlings versagte, der zu dumm ist, aus eigener Kehle zu schimpfen, hat dieses elendeste aller elenden Machwerke zusammen gestoppelt." (Neue Bibl. d. sch. W. Bd. 72, 294 ff.)

Sonett an Hitzig. (S. 200.) Geschrieben Ostern 1823 als Geburtstagsgruß. — V. 13. Die beiden ältesten Söhne Chamissos.

Die Reise um die Welt. (S. 200.) — V. 5. Vgl. Einleitung S. CVIII. — V. 39. Vgl. Einl. S. CIX und W. III$^5$, S. 112.

Antonie an die Eltern. (S. 205.) Die Hochzeit fand am 25. Sept. 1819 statt, dem Tage, an dem 28 Jahre früher die Eltern der Braut ihren Ehebund geschlossen hatten.

An Antonie. (S. 206.) V. 23. Edes, Eduards Hitzigs. — V. 33. Schimpf, in der alten Bedeutung, gleich Scherz. So noch bei Wieland und Goethe belegt. Hier wohl ein Nachklang der germanistischen Studien Chamissos. Das Novellenbuch „Schimpf und Ernst" von Johannes Pauli, das 1522 im Druck erschien, dürfte ihm in der 1822 von Gustav Jördens veranstalteten Ausgabe bekannt geworden sein.

An Antonie. (S. 207.) Im Juli und August 1824 unternahm Chamisso mit seinem Freunde Eiselen eine Fußreise nach dem Harz. Vgl. das folgende Gedicht und „Auf der Wanderschaft". Auch an den „Kameraden", seinen Sohn, dem er bei jedem Stückchen Zucker, das er ihm gab, von dem wunderbaren Zuckerlande zu erzählen pflegte, das sie einst miteinander besuchen wollten, schrieb er vom Brocken aus einen „Brief", den er einem Liedchen an Antonie beilegte: „Bei dem folgenden war es mir sehr ernst zumut und feucht zu Augen. Schreib' es ab und gib dem Kameraden den Brief, den er freilich nicht verstehen kann. Er kann sich's von Vater Ede oder Tante Emilie lesen lassen und es vielleicht für die Zukunft hin im Gedächtnis behalten." Sonst zeigt sich Chamisso in den Briefen an seine Kinder sorgsam bestrebt, seine Gedanken ihnen mundgerecht zu machen. Hitzig teilt uns einen dieser Briefe mit, den Chamisso 1836 aus dem Bade Charlottenbrunn an seinen damals fünf Jahr alten Sohn Adolph richtete: „Im Walde, nah an unserm Garten, da sind in einem weiten, eingezäumten Raume recht hübsche kleine Hirsche, man nennt sie Rehe. Der Vater hat schöne Hörner, Geweihe, auf dem Kopfe, womit er stoßen kann und die Kinder stößt, die ihm nicht gleich gehorchen. Die Mutter ist ein gar sanftes, hübsches Tier. Wir gehen alle Tage da spazieren; sie kennt uns gut und wartet auf uns, bis wir kommen. Wir geben ihr dann Blätter zu fressen und kratzen sie hinter den Ohren, was sie sehr gern hat. Dann kommt sie mit uns und folgt sie uns soweit sie kann, und frißt dann Blätter aus unsern Händen und läßt sich hinter den Ohren kratzen. Sie hat Mutter ganz besonders lieb und verläßt mich, um ihr nachzugehen; wenn aber der Vater kömmt, dann tritt sie zurücke und läßt ihm immer den ersten Platz. — Wenn ich die lieben Tiere sehe und sie liebkose, so denke ich jedesmal an meinen Adolph. Ich glaube, er würde auch seine Freude an den Tieren haben und sie liebkosen und ihnen frische Blätter geben. Das hab' ich denn meinem Adolph erzählen wollen und ihm sagen, daß, so lieb ich die Tiere habe, ich ihn doch viel lieber hab und mich mit ihm viel mehr freuen würde. Aber er muß auch recht artig, sanft, folgsam und gehorsam sein wie es die Rehe sind. — Lebe wohl, mein Adolph; um recht geliebt zu werden, muß man artig, sanft, folgsam und gehorsam sein."

An Eugenie. (S. 209.) Hitzigs älteste Tochter, die sich 1826 mit dem Geodäten J. J. Baeyer vermählte.

Eugenie. (S. 210.) V. 24. Vgl. die Anm. vorher.

Der Pappelbaum. (S. 211.) V. 11. Freund, Fouqué, dem Nennhausen gehörte.

Es hat ein Fuchs. (S. 212.) Ebenso wie das folgende Sonett aus dem Varnhagenschen Nachlaß. Bisher ungedruckt. — V. 2. Koramiert,

An Ferdinand VII. (1784—1833), grausamer Reaktionär.

Wer kauft Liebesgötter. (S. 213.) Die Überschrift ist dem Goethischen Gedichte entnommen. Vgl. Jubiläumsausgabe. Cotta I, 27 und Anm.

An die Herzogin von Broglie. (S. 215.) Vgl. Einl. S. LXXX.

Nach der Grippe. (S. 215.) Vgl. Einl. S. CXLVII.

Epigramme. (S. 217.) In einem Briefe an Varnhagen November 1804 spielt Chamisso auf diese Distichen an: „Suche die Beilage (stumm wie ein Fisch) zum 126. Stück von der Haude- und Spenerschen Zeitung, 20. Oktober 1804, und erkenne, was doch ein Brinkmann nicht vermag. Hierzu bemerkt Varnhagen (W. V$^5$ 51): „Das angeführte Zeitungsblatt enthält eine Anzahl Distichen unter der Überschrift ‚Angebinde an Selmars Nase'. Selmar ist der frühere Dichternamen Gustavs von Brinkmann [1764—1847, schwedischer Staatsmann und Dichter]. Die sehr unglimpfen Scherze mögen in geselligem Übermut unter Julius Klaproths Vorsitz entstanden sein". Sie sind Philonasus unterzeichnet und ein Nachklang der Haugschen Hyperbeln auf die große Nase des Herrn Wohl. In Chamissos poetischem Hausbuche finden sich nur die vier in unserem Texte mitgeteilten Distichen. In der Spenerschen Zeitung vom 20. Oktober 1804, Stück 126, ist das „Angebinde an Selmars Nase" beträchtlicher ausgefallen:

Schutz.

Trefflichen Schutz gewähret den Freunden die Nase des Selmar
Was er dahinter gesagt, höret ja niemand davor.

Achtlosigkeit.

Kräftige Dichter beschlossen den Selmar einst zu zerprügeln
Aber sie dachten nicht dran, daß er den Braten schon roch.

Getäuschte Hoffnung.

Als vom Regen durchnäßt ich sucht' ein schirmendes Obdach,
Rettend die Nase mir bot Selmar der Gütige dar.
Aber o weh! mich ereilet hier ein nässerer Regen:
Unter der Nase hervor quollen Gedichte mir zu.
So durch Erfahrung geprüft denn hab' ich von neuem das Sprichwort:
Wer dem Regen entgeht, fällt in die Traufe hinein.

Vergeblicher Wunsch.

Angelangt glaubte schon Selmar die Vers' auf hohem Olympus
Doch zu der Erde herab hat sie die Nase gedrängt.

Rettung.

Längst schon wärst du ertrunken in Fluten der eigenen Dichtung
Doch ist kein Wasser so tief, daß es die Nase bedeckt.

Entsagung.

Gern wohl erhöbst du zum Himmel die stolze, herrliche Nase,
Doch zu erheben die Last reichet nicht menschliche Kraft.

### Liebeserklärung.

„Gleich meiner Nas' unendlich, so schwöre ich, sei meine Liebe."
Antwort: „Süßer Verräter, du lügst; nimmer wohl reicht sie so weit."

### Unabwendbares Schicksal.

Schrecken erfüllt mein Herz! weh mir; ich erbleiche vor Angstgrauen!
Selmar, der Schwätzer, der kommt, setzt mir die Nas' auf die Brust.

### Weihe.

Freundlich nimm so es hin, das Angebinde der Nase,
Da den Weg zu dem Ohr neidisch mir jene versperrt.

2. und 3. Einlage eines Briefes vom 7. September 1806 an Varnhagen W. V$^5$, 170, unter der Überschrift: „Folgendes ist eine Probe aus meinem Encheiridion." Vgl. Einl. S. XVIII. — 4 und die folgenden Epigramme, Beitrag Chamissos zu einer von Varnhagen geplanten satirischen Sammelschrift „Das gelehrte Berlin", in der die Berliner Literaten zur Zielscheibe polemischer Laune dienen sollten. Interessanter als die herzlich schwachen Epigramme, in denen Chamisso nicht recht bei der Sache ist, ist folgende Stelle in einem Briefe an Varnhagen und Neumann vom 12. August 1806, W. V$^5$, 161: „Daß ein ‚Gelehrtes Berlin' gut honoriert werde, scheint mir ohne Zweifel, indes mißfällt es mir doch, dieser Unart Schriften so ganz sich zu ergeben; wie ich dachte, da ich Euch über die Testimonia (vgl. Anm. zu S. 199, V. 30) schrieb, denke ich noch, und begehre keinen Teil zu haben an diesem zweiten Unfug. Nehmt nur als Freundschaftsbeweis die Mitteilung des beigefügten Blättchens an: bei genauerer Sicht halte ich dafür, daß es ein Leichtes sei, einem ehrlichen Manne sowohl als einem Schufte eine solche Laus anzuhängen, daher es auch immer ein Unersprießliches, Nichtbeweisendes bleibt."

4. Paul Erman (1764—1851), Lehrer und Freund Chamissos, Sohn des in Nr. 10 genannten Historikers Jean Pierre Erman (1735 bis 1814), der 1792 zum Historiographen der brandenburgischen Geschichte ernannt wurde. Paul Erman wurde 1810 bei Gründung der Berliner Universität Professor der Physik. Vgl. S. 148.

5. Heinrich Julius Klaproth (1783—1835), Orientalist. Vgl. Einl. S. XVII. — Johann Friedr. Ancillon (1767—1837), Theologe, Historiker und Staatsmann, 1810 Lehrer des Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV., 1832 Minister des Auswärtigen. Vgl. Einl. S. XIII.

# Anmerkungen zu Teil 3.

## In dramatischer Form.

Motto: „Öhlenschläger", Chamisso lernte ihn in Kopenhagen auch persönlich kennen, vgl. W.[5] VI, 9. Adam Gottlob Öhlenschläger (1779 bis 1850), dänischer Dichter. Er übersetzte seine Werke selbst ins Deutsche.

### Der Tod Napoleons.

Vor Z. 1. Alessandro Manzoni (1785—1873), italienischer Romantiker. Die Ode In morte di Napoleone (Il cinque Maggio) ist von Goethe übersetzt worden, vgl. Jubiläumsausg. III, 248 und Anm. Das Motto ist Str. 4, V. 17: „Jungfräulich, keiner Schmeichelei Noch frevler Schmähung schuldig".

### Faust.

„Sein guter und sein böser Geist" — nach dem Vorgange Marlowes und des Volksbuches, vielleicht auch Bürgers (Wilder Jäger). — V. 20 ff. vgl. hierzu das Briefzitat in der Einl. S. XLV.

### Fortunati Glücksäckel.

„Famaguste" an der Ostküste Cyperns. — V. 42 ff. von Chamisso in einem Briefe an Hitzig (6. Februar 1811) zitiert. — V. 159. „Gefäll", fällige Einkünfte. — V. 193. „Galee", ältere Form für Galeere, ein zweimastiges Ruderschiff mit niedrigem Bord. — V. 200. Anspielung auf das Symbol des Nordsternbundes, vgl. Einl. S. XXVI. — V. 303 ff. hat Chamisso unter dem Titel „Der Schatz" 1835 in die dritte Aufl. der Gedichte aufgenommen. Mit dieser Szene schließt eine Art Vorspiel, und (wie im Volksbuche) zehn Jahre älter treten die Figuren wieder auf und das Spiel spielt fort (Brief vom 28. September 1806, W. V[5], 174). — V. 659, wohl nicht sprichwörtlich, sondern von Chamisso des Reimes wegen umgegossen. — V. 740, vgl. Einl. S. XXXVII. — V. 795 ff., zuerst 1818 unter dem Titel „Volks- und Wiegenlied" in Försters Sängerfahrt veröffentlicht, dann unter der Überschrift „Katzennatur" 1827 der ersten Sammlung der Gedichte eingefügt (Schlemihl, zweite Aufl. S. 149). Koßmann, der seiner Ausgabe eine eingehende Analyse der Dichtung voranschickt, vermutet, daß Chamisso die Anregung zu diesem Gedichte aus La Fontaines „Le cochet, le chat et le souriceau" empfangen hat. — V. 969. „Lügend dich", aus dem Grunde meines Herzens stiegen

lichtreine Traumgebilde, die mich über dich belogen. — V. 1027. „Kalumet" (lat. calamellus), Friedenspfeife der Indianer. — V. 1033. Das Tabakrauchen brachten die Entdecker Amerikas mit nach Europa herüber. Chamisso war ein fanatischer Raucher, vgl. Einl. S. LXI. — V. 1139. „Unze" (uncia), 30 Gramm. — V. 1209, häufiger Gallicismus bei Chamisso, ebenso 1215, 1219. — V. 1253. „Ob" = wenn auch. — V. 1437, vgl. das Synthelein in Adelberts Fabel, Einl. S. XLIV. — V. 1570, „ausgezollt", ausbezahlt.

## Übersetzungen.

**Motto:** „Franz Kugler" (1808—1858), Kunsthistoriker. Seine „Belletristischen Schriften" erschienen gesammelt, Stuttgart 1851—1852 8 Bde. Von ihm stammt auch eine Vertonung von „Frauenliebe und Leben" und das den Eingang des Bandes schmückende Bildnis, das Chamisso im 48. Lebensjahre darstellt.

**Das Lied von Thrym.** (S. 75.) Vgl. W.[5] VI, 176. „Eine Streiferei in das Gebiet der Goten und Isländer hat mir neulich eine metrische Übersetzung der Thryms quida abgeworfen" (8. Mai 1821 an Trinius); an den Bruder Hippolyt (10. November 1820): „Ich habe mein Isländisch selbst mit Hilfe des Dänischen, das mir geläufig ist, viel schwieriger zu verdauen gefunden, als ich es erwartet hatte" (Fulda, „Chamisso und seine Zeit", S. 213).

**Idylle.** (S. 79.) Vgl. das Widmungsgedicht an Ottilie von Goethe, II, 145. Vgl. auch Einl. S. CXLVII.

**Aus Béranger.** (S. 82.) Bérangers Lieder, Auswahl in freier Bearbeitung von Adelbert v. Chamisso und Franz Freiherr von Gaudy, Leipzig 1838. Nicht aufgenommen sind hier die vier in Chamissos „Werke" eingereihten Gedichte: Die Kartenlegerin, Die rote Hanne, Der Bettler, Prophezeiung des Nostradamus.

**Die Reliquien.** (S. 94.) S. 95, V. 55, „bei meiner Six", fürwahr, wohl Verstümmelung von Seele, wie etwa potz von Gottes.

**Plötzlicher Tod.** (S. 97.) „Nach Wilhelm Neumann", alter Freund Chamissos, vgl. Einl. S. XVII.

**Die Neger und die Marionetten.** (S. 100.) V. 11. „Pulcinelle", aus dem lat. pullus, Hahn, gebildet, der Possenreißer.

**Der Alchimist.** (S. 102.) V. 12. „Paktolus", ein Goldsand führender Fluß in Lydien; sprichwörtlich: Pactolus tibi fluat, mögen dir Reichtümer zuteil werden. — V. 20, Kortez und Pizarro, spanische Konquistadoren.

**An Jacques Laffitte.** (S. 103.) V. 23. „endossiere", Wechsel umschreiben oder überweisen. — V. 25, „Dolus", Betrug. — V. 27, „Paktolus", vgl. Anm. zu S. 102, V. 12.

**Die Toren.** (S. 106.) V. 17. „Saint Simon", Claude Henri Graf St. Simon (1760—1825), Sozialist. — V. 25. „Fourier" (1772 bis 1837), Sozialist. — V. 33. „Enfantin" (1796—1864), Anhänger des Saint-Simonismus.

Hirtenbrief der Generalvikare von Paris. (S. 111.) V. 9. „Arouet", Voltaire.

Siegeslied der Türken über Pfara. (S. 119.) „Pfara", Insel im Ägäischen Meer.

Weigerung. (S. 125.) Sebastiani (1772—1851), französischer Marschall, 1830—1834 Minister des Auswärtigen.

Davids Leichenbegängnis. (S. 134.) Jacques Louis David (1748—1825), französischer Historien- und Porträtmaler, Begründer der klassizistischen Malerei.

## Adelberts Fabel.

S. 142. Z. 11. „Polarstern", vgl. Einl. S. XXVI.
Z. 27, vgl. Einl. S. XXIII und XXIX.

S. 144. Z. 25 ff. Anspielung auf Baaders Pythagoräisches Quadrat, vgl. Einl. S. XXVI. Vgl. auch W. V$^5$, 150: „Eine Korrektur will ich Euch indes andeuten: in der Schlußphrase, vor der Periode, die da anfängt: ‚Es war aber keine Zeit' usw., wo er die Gestalt über dem Gewässer verfolgt, müssen Süden, Norden, Osten und Westen, d. h. alle vier Weltgegenden genannt werden, ich weiß, daß die eine weggeblieben ist."

## Peter Schlemihls wundersame Geschichte.

In den Deutungsversuchen, die sich zu einer ganz stattlichen Reihe zusammenschließen, lassen sich drei Hauptstränge unterscheiden. Die eine Gruppe der Ausleger sucht auf biographischer Grundlage, die andere vom Standpunkt des naiven Lesers, die dritte durch Verquickung dieser beiden Interpretationen zum Ziele zu gelangen. Am verbreitetsten ist wohl die Meinung, die zuerst Hüser in dem Programm „Wie Chamisso ein Deutscher wurde", Halle 1847, aufgestellt hat. Er sieht in der Schattenlosigkeit einen Hinweis auf Chamissos Vaterlandslosigkeit. Ihm schloß sich Vilmar (Geschichte der deutschen „National-Literatur") und Koch in der Einleitung zur Cottaschen Chamissoausgabe an. Hier heißt es z. B.: „Über den tieferen Sinn der Dichtung ist viel geschrieben und gestritten wurden. Und doch ist das Ganze klar genug. Der Gedanke, die Schattenlosigkeit als Symbol der Vaterlandslosigkeit des Dichters aufzufassen, läßt sich nicht abweisen, besonders nicht, wenn man die Entstehungszeit des Werkes in Anschlag bringt. Aber ebenso gewiß ist, daß diese Deutung vom Dichter durchaus nicht festgehalten und streng durchgeführt wird." Ohne diese Einschränkung, die sich schon bei Hüser findet, wird die Gleichung Vaterland = Schatten ganz konsequent von Du Bois-Reymond durchgeführt (Deutsche Rundschau 1888. 56, 333 und „Adelbert von Chamisso als Naturforscher", Leipzig 1889, S. 15). — Die zweite Gruppe wird zuerst durch Simrock vertreten, der in einer Rezension der zweiten Aufl. des „Schlemihl" (Gesellschafter 1827, Nr. 118, Beilage) den Schlagschatten der Achtung und dem Vertrauen der Menschen gleichsetzt. Franz Kern („Chamissos Faust und Peter Schlemihl", Voss. Zeitung 1886, Nr. 48, Sonntagsbeilage) und der anonyme Verfasser der „Be-

merkungen zu Chamissos Peter Schlemihl (Voss. Zeitung 1889, Nr. 471, 473) stehen dieser Auffassung sehr nahe, indem sie die Schattenlosigkeit als den Verlust der öffentlichen Meinung gedeutet wissen wollen. Eine zweite Spielart dieser Gruppe geht auf Ampère zurück (Revue des Deux Mondes 1840, 22, S. 661 ff.), der sich ungefähr folgende Interpretation leistete: „Reichtum genügt nicht; man muß ein je ne sais quoi dazu haben, Stellung, Berühmtheit, muß Talent besitzen oder ein Buch gemacht haben." Der letzte Teil des Satzes ist übrigens nicht mit Gold zu bezahlen! — Ähnlich äußert sich Kurz (Geschichte der deutschen Literatur, 3, 614a): „Der Mensch könne sich in der Gesellschaft nur durch den Besitz der bedeutungslosesten, nichtigsten Dinge Ansehen und Anerkennung verschaffen." Auch A. Dietrichs schließt sich in der Einleitung seiner französischen Übersetzung des „Schlemihl" (Paris, Westhausser 1888) dieser Meinung an: „Der Mensch, der nicht nach der Schablone der übrigen geschaffen ist, werde Mißachtung erregen." — An der Spitze der dritten Gruppe finden wir Scherer (Geschichte der deutschen Literatur[8] S. 787): „Der Schatten ist, genau gesagt, in Chamissos Intention die Fähigkeit zu *scheinen*." Dieser geistreichen Interpretation folgt Chabozy in seiner mir nicht zugänglich gewordenen Dissertation „Über das Jugendleben Ch.s zum Beurteilung seiner Dichtung Peter Schlemihl" (Jena 1880): „Chamisso verschmähte die hohlen, gleißenden und oft gleißnerischen Formen, er achtete den äußeren Firnis gering", weiterhin Walzel (Kürschners Deutsche National-Literatur, Bd. 148, S. XLIV ff.) und gleichzeitig, aber unabhängig von dieser wichtigsten Arbeit der Chamissoliteratur, J. Schapler, der diesen Gedanken mit hanebüchener Konsequenz durch eine ganze Dissertation getrieben hat. — Neben diesen drei Gruppen ist schließlich noch eine vierte vorhanden, die von einer Interpretation überhaupt nichts wissen will. Auf diesem ablehnenden Standpunkt steht C. Biedermann (Hallische Jahrbücher 1840, Nr. 151), dessen Ausführung in der Fuldaschen Kompilation (Chamisso und seine Zeit, Leipzig 1881, S. 126) ohne Quellenangabe zu finden ist, ferner Koberstein (Gesch. der deutschen Nationalliteratur IV[5], 675), und neuerdings G. Hofmeister, der aus der Not zu offensichtlich eine Tugend macht, wenn er seine Kritik der bisherigen Erklärungen mit den Worten beschließt (Programm der Charlottenschule, Ostern 1883, S. 28): „Alle jene Erklärungen sind aber zu gesucht, passen nur zum Teil, widersprechen Äußerungen Chamissos und sind vor allem unpoetisch." — Ohne Frage besticht am meisten von allen Interpretationsversuchen derjenige Scherers in der knappen glücklichen Formulierung, die ihm Walzel gegeben hat: „Der Schattenverlust bedeute die Unfähigkeit zu *scheinen*." Schade nur, daß dieser Gedanke, der aus der Dichtung wohl herausgelesen werden kann, auf Chamisso bei schärferem Zusehen gar nicht anwendbar ist. Mindestens müßte es statt „Unfähigkeit" heißen: Widerwille. Aber auch hiermit würde meines Erachtens das Problem zu harmlos aufgefaßt sein. Diese Philosophie Hans Jedermanns hatte für Chamisso nur eine Vordergrundsbedeutung. In einem kürzlich mitgeteilten Briefe Hans v. Marées findet sich eine Stelle, die auch Chamisso geschrieben haben könnte: „Bei allen Leistungen von dauerhaftem Werte spielt der Charakter eine größere Rolle als man glaubt.

Das größte Hindernis bleibt stets die gute Gesellschaft; um comme il faut zu sein, bedarf es nicht mehr Verstandes, als des eines Nußknackers, während die verlangten erbärmlichen Rücksichten den Gescheiten seiner besten Zeit und besten Gedanken berauben." (Kunst für Alle XII, Heft 20, 482.) — Im Gegensatze zu allen bisherigen Deutungsversuchen habe ich einen anderen Weg eingeschlagen, den der psychologischen Analyse des ganzen Menschen, und während der Ausarbeitung des Lebensbildes fiel mir die Lösung von selbst in den Schoß, so daß ich später, zur Betrachtung des „Schlemihl" selbst vorrückend, nur ihre Richtigkeit der Dichtung gegenüber zu prüfen hatte. Da sie sich dabei stichhaltig zeigte, hoffe ich die langjährige Polemik zum Abschluß gebracht zu haben.

S. 155. Z. 8, über Nachahmungen, Fortsetzungen und Verballhornungen vgl. Walzel a. a. O. S. LXII.

S. 158. Z. 1 ff., „gelehrten Berlin", Hitzigs „Gelehrtes Berlin" (Berlin 1826) bringt biographische Notizen über Chamisso.

S. 159. Das Gedicht stellte Chamisso der 3. Aufl. voran.

S. 161. Z. 10. „Nordertor", in Hamburg, vgl. Einl. S. LVIII und LXXXVIII.

S. 163. Z. 2. „Dollond", John Dollond (1706—1761), Erfinder des achromatischen Fernrohres.

S. 166. Z. 5 ff.: „Die Springwurzel öffnet alle Türen und sprengt alle Schlösser. Der schwarze Specht (picus martius) kennt sie. Er macht sein Nest in hohlen Bäumen, man muß die Öffnung, wenn der Vogel ausgeflogen, verstopfen. Er holt die Wurzel, um sein Nest zu öffnen, man muß ihn fangen, um sie sich zu verschaffen. Alraunwurzel ist, glaube ich, die Mandragore. Die Erzählungen darüber sind sehr verschieden, es ist sehr schwierig, sie sich zu verschaffen, sie gibt ein besonderes Geschick, um sich Schätze zu verschaffen. Wechsel- oder Heck-Pfennige sind Kupfermünzen, die jedesmal, wenn man sie umdreht, ein Goldstück hervorbringen. Raubtaler ist ein Taler, der jedesmal zu seinem Herrn zurückkehrt und alle Geldstücke, die er berührt, mit zurückbringt. Das Tellertuch, ein Tischtuch, das sich mit allen Gerichten, die man verlangt, bedeckt. Das Galgenmännlein ist ein Teufel in einer Flasche, der alles tut, was man will und gibt, was man verlangt. Man kauft ihn für Geld, man kann ihn aber nur für einen geringeren Preis, als man selbst gegeben, wieder verkaufen. Sein Recht ist den letzten Besitzer, der ihn nicht mehr loswerden kann, da der Preis zu gering geworden, als sein Eigentum mitzunehmen." (Chamisso an seinen Bruder Hippolyt, d. 17. März 1821, bei Fulda a. a. O. S. 134 f.)

S. 167. Z. 6. „Breitestraße", in Hamburg, vgl. S. 161, Z. 10.

S. 168. Z. 9. „Zauberring". „Der Zauberring, ein Ritterroman (Nürnberg 1813) von Fried. Baron de la Motte Fouqué, der diesem seinen Ruf begründet hat" (Chamisso an Hippolyt bei Fulda a. a. O. S. 135). Vgl. auch W. VI$^5$, 163: „Der Zauberring von Fouqué ist ein vollendetes Werk, und namentlich der vollendete Ring aller seiner sonstigen Dichtungen, deren jegliche nur ein Stück davon als Punschextrakt mit gehörigem warmen Wasser ist — aber ein Dichterwerk und ein deutsches mit vielen Liedern und Gedichten."

S. 169. Z. 43. „Bendel", Name von Chamissos Offiziersburschen, vgl. W. V⁵, 101 und besonders den Schluß des Faksimiles in der Anm. zu S. 209, Z. 8.

S. 174. Z. 22. „Rascal", englisches Wort = Taugenichts, Schuft. Chamisso an Hippolyt bei Fulda, a. a. O. S. 134.

S. 177. Z. 2. „Das verehrte Haupt", Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1797—1840). Vgl. W. VI⁵, 5: „Der Hausknecht [des Buchhändlers Perthes, vgl. Einl. S. LXXXVII], der seinen Herrn so freundlich vertraut mit mir umgehen sah und bei dem Globus von weiten Reisen sprechen hörte, fragte einen der Kommis: ‚Wer ist denn der ausländische schwarze Herr?' Dieser antwortete ihm: ‚Es ist Mungo Park', und der gute teilnehmende Hausknecht lief durch die Stadt und hielt jeden Bekannten an: Wissen Sie es schon, Mungo Park ist bei uns! Er ist wirklich bei uns und ich habe ihn gesehen; er sieht so und so aus und er hat meinem Herrn seine Reisen erzählt. Natürlich kommen noch jetzt die guten Hamburger scharenweise und einzeln zu Perthes in den Laden gelaufen und bitten ihn inständigst, er möge sie doch mit Mungo Park bekannt machen, oder nur machen, daß sie ihn sehen, oder daß sie ihn sprechen hörten, der so, der andere so, jeder nach den Ansprüchen, die er macht." — Mungo Park (1771—1805), Afrikareisender, erschloß das Nigergebiet in zwei berühmten Reisen 1795—97 und 1805.

S. 189. Z. 4, ich gewann auf den Schatten, Gallizismus: gagner sur . . .

S. 201. Z. 25. „Mein Anzug", vgl. Einl. S. LVIII.

Z. 31. „Knotenstock", vgl. II, 193, Z. 25.

S. 204. Z. 39. „Eliasberg", höchster Berg in Alaska.

S. 209. Z. 8. „Figaro", vgl. Einl. S. XC und W. V⁵, 101: „Mein armes, armes Vieh, mein Figaro, ist in Brandenburg von mir gekommen" (6. Nov. 1805). Vgl. auch für das Motiv des Wiedersehens die Schlußsätze des faksimilierten Briefes: „Zu den heftigen, lebhaften Freuden, die ich in diesem Zuge noch erlebet habe, zähle ich — und alles, was ich lebe, mußt Du kleinlichst wissen, Du armer, vereinzelter in Deiner Absonderung — zähle ich, sag ich, nach dreiwöchentlicher Trennung meinen vielgeliebten, guten, herrlichen Figaro wieder umarmt zu haben, — o was hätten wir uns nicht alles zu erzählen, Du mein armes, gutes getreues Pudelhaupt, er ist doch der einzige vernünftige Mensch, den ich jetzt sprechen kann, ich will noch zu ihm meinen guten getreuen Knecht Bendel zählen, mit dem ich manchmal sehr vertrauliche gute Gespräche führe und dem ich es auch wohl oft sage, wie es mir ums Herz ist, aber nach den Zweien wüßt' ich keinen zu nennen."

Z. 22. „Tieckius", Tiecks „Leben und Taten des kleinen Thomas, gen. Däumchen".

Z. 42. „Ich werde Sorge tragen" usw. Den zoologischen und mineralogischen Teil seiner Sammlungen, sowie eine wertvolle tagalische Bibliothek schenkte Chamisso der Universität Berlin.

# Vermischtes in Prosa.

S. 215. Das am 21. März 1809 gefällte Urteil des Ehrengerichtes gab Chamisso das Zeugnis „der Pflichttreue im Kriege und über Befreiung von jeglicher Anschuldigung in Beziehung auf sein Benehmen in Hameln".

S. 222. Z. 1. Odysseus. — Z. 2. „Bei Grabbes Tod", vgl. W. VI$^5$, 268: „An Grabbe ist das eine Gute, daß er Freiligrath zu dem schönen Gedicht auf ihn Veranlassung gegeben".

# Alphabetisches Verzeichnis

## der Gedichte nach Anfängen und Überschriften.

(Gedichte ohne römische Ziffern stehen im 1. Teil.)


| | Seite |
|---|---|
| À Cérès Duvernay | II. 163 |
| À Madame de Staël | II. 195 |
| À Pauline | II. 165 |
| Abba Glosk Leczeka | 199 |
| Abdallah | 192 |
| Abdallah liegt behaglich | 192 |
| Abend | 56 |
| Abschied von Simonde Sismondi | II. 195 |
| Adelbert | II. 205 |
| Adelberts Fabel | III. 141 |
| Adelbert an seine Braut | II. 203 |
| Als Achilles ward | III. 115 |
| Als Anno dreiundachtzig | II. 33 |
| Als einst in Knabenjahren | 58 |
| Als zu den Trümmern, daß ich sie betrachte | II. 172 |
| Alt-Mütterchen | III. 105 |
| Am Rosenhag im Tal | 29 |
| Am Sonntag abend auf dem | II. 78 |
| An Antonie (Berühret Morpheus) | II. 206 |
| An Antonie (Man schaut von) | II. 207 |
| An Antonie (Nicht rechnen mich) | II. 207 |
| An Antonie (Zu dieses Tages) | II. 208 |
| An Antoniens Geburtstag | II. 209 |
| An Auguste W. | II. 142 |
| An Barante | II. 194 |
| an C. von Holtei | II. 144 |
| An den Träumer | II. 135 |
| An des Kreuzes Fuß | II. 183 |
| An die Apostolischen | II. 7 |
| An die Herzogin von Broglie | II. 215 |
| An Eduard Hitzig | II. 149 |
| An eine Freundin | II. 142 |
| An Eugenie | II. 209 |
| An Ferdinand VII. von Spanien | II. 212 |
| An Fichte | II. 174 |
| An Fouqué (Kann nicht reden) | II. 194 |
| An Fouqué (mit Vision) | II. 149 |
| An Fouqué mit dem Schlemihl | II. 149 |
| An Frau von Goethe | II. 145 |
| An Friedrich Schiller | II. 174 |
| An Graf Löben | II. 196 |
| An Helmina v. Chézy | II. 196 |
| An Henriette Ephraim | II. 166 |
| An Hitzig (Geschaukelt ward ich) | II. 200 |
| An Hitzig (Ich kann und mag) | II. 199 |
| An Jacques Laffitte | III. 103 |
| An Karoline | II. 173 |
| An meine Freunde, die neuen Minister | III. 126 |
| An meinem Herzen, an | 14 |
| An Paul Erman | II. 148 |
| An Philomela | II. 169 |
| An Professor Lichtenstädt | II. 199 |
| An Sie | II. 167 |
| An Sophie Sander | II. 172 |
| An Trinius | II. 127 |
| An Varnhagen in Hamburg | II. 187 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| An W. Neumann : . . . . | II. | 186 |
| An Wilhelm Neumann auf dem Lande, bei Berlin . . . . | II. | 192 |
| Anbetung . . . . . | II. | 175 |
| Ancillon . . . . . | II. | 218 |
| Antonie . . . . . | II. | 202 |
| Antonie an die Eltern . . . | II. | 205 |
| Auch Christoph ging . . . . | III. | 116 |
| Auch du, mäßiger Held . . . | II. | 218 |
| Auf den Tod von Otto von Pirch . . . . . | II. | 119 |
| Auf der Reise um die Welt . | II. | 196 |
| Auf der Wanderschaft . . . | | 50 |
| Auf hohen Burgeszinnen . . | | 183 |
| Auf! wach' auf! entsetzlich . . | | 212 |
| Aus Béranger . . . . . | III. | 82 |
| Aus der Beringsstraße . . . | | 7 |
| Aus der Vendée . . . . . | II. | 12 |
| Aus hoch erhobener Schale . . | II. | 151 |
| Ausgespannt das Tal der . . | II. | 132 |
| Bald legt sich der Alte . . . | | 176 |
| Bei der Rückkehr . . . . . | | 8 |
| Bei Zurücksendung eines vergessenen Strickzeugs . . . . | II. | 204 |
| Beim Portier im Erbgeschoß . | III. | 98 |
| Betrauzt die Gräber . . . . | III. | 121 |
| Berlin 1831 . . . . . | | 8 |
| Berührt Morpheus deine . . | II. | 206 |
| Berührt vom gottgesandten . | II. | 188 |
| Bestreut mit Eichenlaub . . . | | 37 |
| Bestuseff . . . . . | II. | 41 |
| Bin Poet, bin . . . . . | III. | 130 |
| Bisson vor Stampalin . . . | II. | 33 |
| Blauer Himmel . . . . . | | 55 |
| Bocquet ab hoc . . . . . | II. | 217 |
| Böser Markt . . . . . | | 117 |
| Burg Niedeck ist im Elsaß . . | | 185 |
| Byron ist erschienen! . . . . | | 209 |
| Carabus . . . . . | II. | 197 |
| Cérès . . . . . | II. | 162 |
| Chamisso . . . . . | II. | 218 |
| Chamisso an Fouqué . . . | II. | 202 |
| Chassané und die Waldenser . | II. | 31 |
| Chios . . . . . | | 212 |
| Da Fluch verbreitend . . . | II. | 191 |
| Da kam vom heiligen Vater . | | 143 |
| Da nachts wir uns küßten . . | | 85 |
| Das Auge . . . . . | | 162 |
| Das Burgfräulein von Windeck | | 89 |
| Das Dampfroß . . . . . | | 66 |
| Das Gebet der Wittwe . . . | | 69 |
| Das Heimweh . . . . . | III. | 129 |
| Das ist der Schein . . . . . | II. | 128 |
| Das ist die Not . . . . . | | 69 |
| Das ist's eben . . . . . | II. | 136 |
| Das Kind an die erloschene Kerze . . . . . | | 83 |
| Das Kruzifix . . . . . | II. | 95 |
| Das Lied vom Thrym . . . | III. | 75 |
| Das Lied von der Freundschaft | II. | 166 |
| Das Mädchen zu Cadix . . | | 166 |
| Das Malerzeichen . . . . . | II. | 107 |
| Das Mordtal . . . . . | II. | 60 |
| Das Riesenspielzeug . . . . | | 185 |
| Das Schloß Boncourt . . . | | 52 |
| Das Urteil des Schemjáka . . | | 127 |
| Das Vermächtnis . . . . . | II. | 74 |
| Daß für Laternen man . . . | II. | 218 |
| Davids Leichenbegängnis . . | III. | 134 |
| Dein Vater hält dich im . . | | 34 |
| Dein Vetter grüßt aus . . . | III. | 123 |
| Dem Söldner zahlt den . . . | | 171 |
| Denke, denke, mein Geliebter . | | 18 |
| Den mit Kränzen sie . . . | II. | 186 |
| Den Mond verschlangen . . . | II. | 167 |
| Den stillen Schoß der . . . | II. | 169 |
| Der Alchymist . . . . . | III. | 102 |
| Der alte Korporal . . . . | III. | 133 |
| Der alte Müller . . . . . | | 105 |
| Der alte Sänger . . . . . | | 184 |
| Der arme Heinrich . . . . | | 221 |
| Der arme Sünder . . . . . | II. | 138 |
| Der ausgewanderte Pole . . | II. | 136 |
| Der Bettler . . . . . | | 108 |
| Der Bettler und sein Hund . | | 157 |
| Der Birnbaum auf dem Walserfeld . . . . . | | 190 |
| Der blinde Knabe . . . . | II. | 173 |
| Der einst zum Grabstein Blüchers bestimmte Granitblock . . . | II. | 7 |
| Der erste Hohenstaufen . . . | | 191 |
| Der erste Schnee . . . . . | | 47 |
| Der ewige Jude . . . . . | III. | 86 |
| Der Fels, das ist die . . . | II. | 152 |
| Der Frau Base kluger Rat . . | | 72 |
| Der Frühling ist kommen . . | | 47 |
| Der galante Fischer . . . . | III. | 130 |
| Der Gang war schwer, der . . | | 50 |
| Der Geist der Mutter . . . | II. | 75 |
| Der Gemsen-Jäger und die Sennerin . . . . . | | 86 |
| Der Glücksvogel . . . . . | | 84 |
| Der Graf und der Leibeigene . | | 174 |
| Der heil'gen Kirche waren . . | II. | 31 |
| Der heilige Martin . . . . | | 197 |
| Der Himmel wölbt sich . . . | | 111 |
| Der ich zuerst das Freiheitswort . . . . . | II. | 34 |
| Der Invalid im Irrenhaus . | | 158 |
| Der jungen Freundin ins Stammbuch . . . . . | II. | 119 |
| Der Klapperstorch . . . . . | | 38 |
| Der König im Norden . . . | | 182 |
| Der Kranke . . . . . | | 96 |
| Der leise schleichend euch . . | | 47 |
| Der Muse folgt nach der . . | II. | 117 |
| Der Müllergesell . . . . . | | 113 |
| Der Müllerin Nachbar . . . | | 102 |
| Der neue Ahasverus . . . . | | 149 |
| Der neue Diogenes . . . . | | 205 |
| Der Pappelbaum . . . . . | II. | 211 |
| Der Pharisäer trat im Tempel | II. | 18 |
| Der Pilger, der die Höhen . . | II. | 24 |
| Der Rabe fliegt zum Raben . | II. | 216 |
| Der rechte Barbier . . . . | | 119 |
| Der Regen fällt, die Sonne . | | 82 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| Der Regen strömt, die | | 50 |
| Der Republikaner | II. | 29 |
| Der Ruhm | III. | 107 |
| Der Säugling an der Brust | | 107 |
| Der Schatz | | 151 |
| Der Sohn der Witwe | | 100 |
| Der Soldat | | 112 |
| Der Sonne gilt, dem Lichte | II. | 144 |
| Der Spielmann | | 112 |
| Der Stein der Mutter | II. | 47 |
| Der Sturm | II. | 169 |
| Der Szekler Landtag | II. | 51 |
| Der Tochter Verzweiflung | II. | 137 |
| Der Tod des Königs Christoph | III. | 116 |
| Der Tod des Räubers | | 171 |
| Der Tod Napoleons | III. | 11 |
| Der Unhold, der im Schlaf | II. | 127 |
| Der Vater ging auf die Jagd | | 85 |
| Der Vater kam, der Vater frug | | 38 |
| Der vertriebene König | II. | 11 |
| Der von Gott du dich erfüllt | II. | 181 |
| Der vortreffliche Mantel | | 76 |
| Der Waldmann | | 177 |
| Der Wandrer eilt das Tal | | 177 |
| Des Basken Etchehons Klage | | 164 |
| Des Gesellen Heimkehr | | 159 |
| Des Harzes Riese ward | II. | 189 |
| Des heil'gen Herzens tiefstem | II. | 174 |
| Deutsche Barden | II. | 15 |
| Deutsche Volkssagen | | 185 |
| Deutschland | II. | 188 |
| Die alle freien Stimmen ihr | II. | 11 |
| Dichters Unmut | II. | 126 |
| Die alte Bettlerin | III. | 88 |
| Die alte Fahne | III. | 131 |
| Die Alte wacht und betet | | 69 |
| Die alte Waschfrau | | 43 |
| Die Blinde | | 20 |
| Die Blitze erhellen die | | 219 |
| Die Boten sind gekommen | | 140 |
| Die Braut | | 37 |
| Die Braut spricht zum Bräutigam | II. | 204 |
| Die, deren Schoß geboren | | 18 |
| Die drei Schwestern | | 42 |
| Die drei Sonnen | | 53 |
| Die drei Vettern | III. | 123 |
| Die echten Korsen, welche | II. | 87 |
| Die fünf Stockwerke | III. | 98 |
| Die Giftmischerin | | 170 |
| Die goldene Zeit | | 67 |
| Die Gräber der drei Julitage | III. | 121 |
| Die Großmutter | | 97 |
| Die hohe Herrin hat mich | II. | 194 |
| Die Irrlichter | III. | 101 |
| Die jungen Dichter | II. | 153 |
| Die Jungfrau von Stubbenkammer | | 88 |
| Die Kartenlegerin | | 106 |
| Die Klage der Nonne | | 40 |
| Die kleine Liese am Brunnen | | 39 |
| Die Knospe der Rose | II. | 170 |
| Die Korbflechterin | | 82 |
| Die Kreuzschau | II. | 24 |
| Die letzten Sonette | II. | 126 |
| Die Lieder, die mir unter | | 7 |
| Die Löwenbraut | | 155 |
| Die Lyra klang, ich sann | III. | 127 |
| Die Männer im Zobtenberge | | 188 |
| Die Mühle, die dreht | | 102 |
| Die Müllerin | | 102 |
| Die Muse führt euch in das | II. | 75 |
| Die Muse winkt, die Lyra | III. | 93 |
| Die Mutter am Kreuze | II. | 183 |
| Die Mutter betet herzig | | 111 |
| Die Mutter und das Kind | | 94 |
| Die Myrmidonen | III. | 115 |
| Die Nase und der Braten | II. | 189 |
| Die Neger und die Marionetten | III. | 100 |
| Die öffentliche Meinung schreit | II. | 9 |
| Die Predigt des guten Briten | II. | 53 |
| Die Quelle | | 86 |
| Die Reise um die Welt | II. | 200 |
| Die Reliquien | III. | 94 |
| Die Retraite | II. | 78 |
| Die Romanze der Blume | II. | 171 |
| Die rote Hanne | | 107 |
| Die Ruine | II. | 25 |
| Die Sänger saßen in | | 154 |
| Die Schmerzen gleich, an | II. | 172 |
| Die Sklaven | III. | 91 |
| Die Sonne bringt es an den Tag | | 160 |
| Die Sterbende | | 169 |
| Die stille Gemeinde | II. | 117 |
| Die Toren | III. | 106 |
| Die Trauung | II. | 155 |
| Die Verbannten | II. | 35 |
| Die Versöhnung | II. | 87 |
| Die versunkene Burg | | 186 |
| Die Wahrheit, sie besteht | II. | 140 |
| Die Waise | | 98 |
| Die Weiber von Winsperg | | 191 |
| Die Zeit, die grübelnd | III. | 107 |
| Die zwei Grenadiere | III. | 107 |
| Die zwei Raben | II. | 216 |
| Die zwölfte Stunde war beim | II. | 17 |
| Diesen Martin, rief der | | 197 |
| Dies hier der Block, und | | 170 |
| Dir dankt das Volk, so | III. | 110 |
| Dir ist der alte Müller | | 162 |
| Dir ist sonst der Mund | | 49 |
| Don Juanito Marquis Verdugo de los Leganes | II. | 68 |
| Don Quixote | | 103 |
| Don Raffaels letztes Gebet | II. | 34 |
| Drei Taler erlegen für | | 157 |
| Du arme, arme Kerze | | 83 |
| Du der Lieb' und Milde | II. | 196 |
| Du dürft'ger Greis, du | III. | 102 |
| Du fangest sonst von | II. | 126 |
| Du hast an meinen Liedern | II. | 149 |
| Du hast, Ghiberti | II. | 92 |
| Du hast zu sprechen, selber | II. | 142 |
| Du liebst mich wohl, ich | | 34 |
| Du, meine liebe deutsche Heimat | | 0 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| Du, mein Schmerz und meine | | 22 |
| Du öffnetest zu heiterm | II. | 145 |
| Du Ring an meinem Finger | | 11 |
| Du schlummerst, seiner Knabe | | 33 |
| Du siehst geschäftig bei dem | | 43 |
| Du sinkest, Missolunghi | | 210 |
| Du spieltest, noch ein Kind | II. | 209 |
| Durchbrochen hatten sie das | III. | 91 |
| Ei, ei Freund Löben | II. | 196 |
| Eid der Treue | | 76 |
| Ein Baal Teschuba | II. | 80 |
| Ein französisches Lied | | 64 |
| Ein früher Winter bleichet | II. | 153 |
| Ein Gerichtstag auf Huahine | II. | 43 |
| Ein Kölner Meister | II. | 92 |
| Ein Lied von der Weibertreue | | 132 |
| Ein Nekromant stand | III. | 94 |
| Ein Reich des Winters starrt | II. | 35 |
| Ein Rosenzweig dich schmücken? | | 28 |
| Ein Staatsminister nimmt's | III. | 125 |
| Einer kam vom Königsmahle | | 117 |
| Einer vom Bauche | III. | 113 |
| Elegie | II. | 161 |
| En m'arrachant le bandeau | II. | 165 |
| Endlich verherrlichet sieht | II. | 196 |
| Entkräftet lag ich mit | II. | 215 |
| Epigramme | II. | 217 |
| Erbrausen hör' der Winde | II. | 186 |
| Er, der Herrlichste von | | 10 |
| Erman, der Vater, über Sophie Charlotte | II. | 218 |
| Erscheinung | II. | 17 |
| Erwachen | II. | 189 |
| Es fliegt ein Vogel in | | 84 |
| Es geht bei gedämpfter | | 113 |
| Es gingen achtundzwanzig Jahre hin | II. | 205 |
| Es hat die Zeit gegeben | | 20 |
| Es hat ein Fuchs | II. | 212 |
| Es hat euch anzuhören wohl | | 44 |
| Es ist ja Sommer | II. | 128 |
| Es ist nur so der Lauf der Welt | | 57 |
| Es quält mich so in | II. | 192 |
| Es ragt ein altes Gemäuer | | 182 |
| Es ragt, umkrönt von | | 186 |
| Es ritt ein Reiter die | | 101 |
| Es schallen gut im Liede | | 199 |
| Es schallten muntre Lieder | | 99 |
| Es schimmerten in rötlich | II. | 15 |
| Es schneiet; vor der Tür | III. | 88 |
| Es schwingt in der Sonne | | 81 |
| Es stehn in unserm Garten | | 80 |
| Es überfiel mich Müden | II. | 60 |
| Es wallt das Gewölk | | 35 |
| Es wallte so silbernen | | 53 |
| Es war ein König im | | 182 |
| Es ward von unsern Vätern | | 190 |
| Es wiegte die alte Linde | | 92 |
| Es wird aus trägen Stunden | II. | 107 |
| Es wird vom Zobtenberge | | 188 |
| Es wütet der Sturm | | 105 |
| Es zog verblaßt die Sonne | II. | 168 |
| Eugenie | II. | 210 |
| Evangelium St. Lucae 18, 10 | II. | 18 |
| Fahre nur fort, zu | II. | 218 |
| Familienfest | | 85 |
| Faust. 1803 | III. | 14 |
| Fernher aus geheimem | | 151 |
| Fortunati Glückfädel und Wunschhütlein 1806 | III. | 23 |
| Francesco Francias Tod | II. | 94 |
| Francesco Francia war | II. | 94 |
| Frauen-Liebe und Leben | | 10 |
| Freund, noch einen Kuß | | 15 |
| Frisch gesungen | | 57 |
| Frühling | | 47 |
| Frühling und Herbst | | 53 |
| Frühlingslied | | 79 |
| Füllt die Becher bis | | 67 |
| Fünf Jahre zur See! | | 137 |
| Für Madame Adelbert | II. | 205 |
| Für Recht und Wahrheit | II. | 149 |
| Fürwahr, der Frühling ist | | 53 |
| Geduld! | | 58 |
| Geh du nur hin | | 48 |
| Gehört vom Lindwurm habt | | 23 |
| Geht Kinderchen, ich | III. | 85 |
| Geläute schallt vom Turm | | 169 |
| Gemächlich in der Werkstatt | | 160 |
| Gendarmen, ausgesendet | | 161 |
| Genug gewandert | | 81 |
| Georgis | | 207 |
| Georgis, Held Georgis | | 207 |
| Gern und gerner | | 50 |
| Geschaukelt ward ich von | II. | 200 |
| Gestalten hab' ich, wie der Geist | | 151 |
| Gleich dem Gestirn, welches | II. | 162 |
| Griesgram | II. | 146 |
| Großmutter, schläfst du? | | 97 |
| Guter Rat den Belgiern | III. | 120 |
| Gütiger Gott, mit dir | II. | 217 |
| Hab' ich dich Göttergleiche | II. | 161 |
| Hab' oft im Kreise der | | 57 |
| Halt an den schnaubenden | | 89 |
| Hans | III. | 89 |
| Hans im Glücke | | 121 |
| Hans Jürgen, läßt du das | | 115 |
| Hans Jürgen und sein Kind | | 115 |
| Hans! steh auf! ich | III. | 89 |
| Hegst die Zeichen, trauter | II. | 211 |
| Hegst im Herzen du die | | 149 |
| Heimkehret fernher, aus | | 8 |
| Heimweh | | 45 |
| Heiter blick' ich, ohne Reue | | 55 |
| Helft mir, ihr Schwestern | | 12 |
| Herein! | | 151 |
| Hermbstädt | II. | 218 |
| Herr Huldreich, der Herzog | | 90 |
| Herr Roland, ein seltsamer | | 114 |
| Her zogen die Schwäne | | 100 |
| Herzog Huldreich und Beatrix | | 90 |
| Hilf, Bruder, lieber Bruder | | 127 |
| Hinaus ins Freie | II. | 175 |
| Hirtenbrief der Generalvikare von Paris | III. | 111 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| Hochzeitlieder (Es flehn in) | | 80 |
| Hochzeitlieder (Laßt uns mit den) | II. | 141 |
| Hör' ich seine Stimme wieder? | | 29 |
| Hört, für diese Fastenzeit | III. | 111 |
| Hört, ihr Herrn, und laßt euch | | 62 |
| Hymne an Johannes | II. | 181 |
| Ich bin nach Weisheit | II. | 148 |
| Ich bin nicht mehr, was | II. | 193 |
| Ich bin schon alt, es mahnt | II. | 74 |
| Ich blicke mit dem Herzen | II. | 215 |
| Ich fühle mehr und mehr | II. | 127 |
| Ich habe, bevor der Morgen | | 17 |
| Ich hab' ihn im Schlafe | | 19 |
| Ich hab' in den Küssen | | 27 |
| Ich hab' in dieser Mühle | | 113 |
| Ich kann's nicht fassen, nicht | | 11 |
| Ich kann und mag und | II. | 199 |
| Ich komm', ich eil' | III. | 97 |
| Ich meine diesen Becher | II. | 147 |
| Ich muß den Zweig, den bösen | | 27 |
| Ich muß in diesen Mauern | | 40 |
| Ich sag' euch, Goethe lebt | II. | 148 |
| Ich schlich so blöd für mich | II. | 203 |
| Ich schweifte rastlos auf | II. | 25 |
| Ich trank' in schnellen Zügen | | 88 |
| Ich träum' als Kind mich | | 52 |
| Ich trinke meist nur Wasser | II. | 131 |
| Ich war auch jung und | | 48 |
| Ich werde nicht mit dir, du | | 85 |
| Ich will in dieser Rinne | | 108 |
| Ich will mich für das Faktum | II. | 51 |
| Ich wollte, wie gerne, dich | | 49 |
| Idylle | III. | 79 |
| Ihn riechend in der Küche | II. | 189 |
| Ihn wird der Zorn des | II. | 41 |
| Ihr, die den Garten mir | | 221 |
| Ihr, die mir das Haar | II. | 166 |
| Ihr gnäd'gen, hochgebornen | III. | 97 |
| Ihr sprachet: „Sohn der | III. | 129 |
| Ihr Traum | II. | 164 |
| Ihr wollt zurück uns führen | II. | 8 |
| Im Herabsteigen vom Brocken | II. | 208 |
| Im Herbst | | 61 |
| Im Rat der Creek-Indianer | II. | 58 |
| Im Städtchen gibt es | | 112 |
| In alten Büchern stöber' ich | II. | 53 |
| In den Grund des Brunnens | | 39 |
| In den jungen Tagen | | 56 |
| In malaiischer Form | | 81 |
| In meiner Mutter Hütte | II. | 21 |
| In Purpur prangt der | | 108 |
| Indes die niedre Welt | II. | 174 |
| J'ai vu la Grèce | II. | 195 |
| Jammernd sinn' ich und | | 21 |
| Ja, überhand nimmt | II. | 7 |
| Josua | | 63 |
| Juchhei! Das war ein | | 63 |
| Julius Klaproth | II. | 217 |
| Kann ich keine Lieder | II. | 202 |
| Kann nicht reden, kann | | 194 |
| Kanon | | 69 |
| Karoline, Karoline! | II. | 172 |
| Katzennatur | | 70 |
| Kein Schlummer hemmt | II. | 164 |
| Kleidermacher-Mut | | 65 |
| Kommt über dich der Geist | II. | 141 |
| Korsische Gastfreiheit | | 219 |
| Kraft der Erde, Licht der | | 26 |
| Küssen will ich, ich will küssen | | 15 |
| Lafayette in Amerika | III. | 136 |
| Längst schon wärst in der Flut | II. | 217 |
| Laß, ehrwürdiger Greis | | 218 |
| Laß, Graf, die Jagd und | | 174 |
| Laß, Kind, laß meinen Weg | | 56 |
| Laß reiten | | 101 |
| Laß ruhn die Toten | | 182 |
| Laß zu Minervas | II. | 150 |
| Laßt das Wort uns geben | | 60 |
| Laßt uns mit den Bechern | II. | 141 |
| L'autre jour mon | II. | 163 |
| Lebens-Lieder und Bilder | | 23 |
| Lebe wohl | | 78 |
| Lebt wohl, ihr Lieder | III. | 127 |
| Lebwohl, mein reizend | II. | 33 |
| Lehrt mich deuten, meinen | II. | 213 |
| Leipzig, Leipzig! arger | | 158 |
| Liebesprobe | | 92 |
| Liebe Tochter, was klagst du | | 76 |
| Lieben Wähler meines | III. | 113 |
| Liederstreit | | 154 |
| Lieder von Raback | III. | 81 |
| Lisettens Tugend | III. | 97 |
| Lord Byrons letzte Liebe | | 209 |
| Mag fürder Treiben unstet | II. | 199 |
| Mahnung | II. | 10 |
| Man schaut von dieses Berges | II. | 207 |
| Maria Stuarts Abschied von Frankreich | III. | 95 |
| Märzveilchen | | 111 |
| Mäßigung und Mäßigkeit | | 60 |
| Mateo Falcone, der Korse | II. | 83 |
| Mein Aug' ist trüb', mein | | 48 |
| Mein güt'ger Herr, du willst | | 32 |
| „Mein hoher Herr!" Wie | II. | 144 |
| Mein Lieb, auch deine | III. | 105 |
| Meine teuren Eltern, habt | | 73 |
| Meineidig, schmachbedeckt | II. | 212 |
| Memento | II. | 10 |
| Mich ärgern höchlich alle | II. | 211 |
| Minnedienst | | 77 |
| Mir ward als Kind im | | 57 |
| Mißtrauest, Liebchen, du | | 76 |
| Mit der Myrte geschmückt | | 155 |
| Mit Ingrimm mochte | II. | 95 |
| Mit meinen alten | III. | 131 |
| Möchte dir ein Amt | III. | 103 |
| Möchte doch einer die Fäuste | | 25 |
| Möchtest du den Jungen | | 72 |
| Morgentau | | 48 |
| Müßig plaudernd von | III. | 79 |
| Mutter, Mutter! meine Puppe | | 24 |
| Mutter, Mutter! unsre Schwalben | | 25 |
| Muttertraum | | 111 |
| Nach Anakreon | II. | 186 |
| Nach dem Dänischen von Andersen | | 111 |

| | Seite |
|---|---|
| Nach der Grippe | II. 215 |
| Nach Marot | II. 193 |
| Nachhall | II. 124 |
| Nächtliche Fahrt | 168 |
| Nacht und Winter | 54 |
| Nachtwächterlied | 62 |
| Nacht war es | II. 19 |
| Nebukadnezar | III. 93 |
| Neger härmten sich und | III. 100 |
| Nein, meine Freunde, nein! | III. 126 |
| Neuer Tagesbefehl | III. 118 |
| Nicht der Tau und nicht der | 17 |
| Nicht rechnen mich zu ihrer Zunft | II. 207 |
| Nicht verhehlen kann ich's | II. 204 |
| Niedrig schleicht blaß hin die | 51 |
| Nimm mich verirrten Jäger | 86 |
| Noch ein Abenteuer | 103 |
| Noch hallt nur aus der | 50 |
| Noch hält auf uns der | II. 136 |
| Noch hatte der Rabbiner | II. 80 |
| Noch war zu Toledo in | 137 |
| Nun hast du mir den ersten | 14 |
| Ob ich dich liebe? kannst | II. 205 |
| Ob ich es soll im | II. 167 |
| O, lasset uns in dieser | II. 122 |
| O, laßt mich schlafen! | 45 |
| O, reiche Christ, dem | III. 86 |
| O, Sommernacht | III. 101 |
| Paul Erman | II. 217 |
| Pech | 59 |
| Peter Schlemihl | III. 147 |
| Plötzlicher Tod | III. 97 |
| Polterabend | 74 |
| Pomares hohe Wittib | II. 43 |
| Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM | 110 |
| Rankend sich an deinen | II. 171 |
| Recht empfindsam | 73 |
| Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange | II. 58 |
| Reinerz | II. 216 |
| Roland ein Roßkamm | 114 |
| Rosen in dem Maien | 81 |
| Rose, Rose, Knospe | 27 |
| Sage von Alexandern | II. 53 |
| Sagt, Bürger, welch ein | III. 136 |
| Sagt mir doch, was Licht | II. 173 |
| Salas y Gomez raget | II. 100 |
| Sang der sonderbare Greise | 184 |
| Sängers Lohn | II. 141 |
| San Vito | 137 |
| Schlief die Mutter endlich | 106 |
| Schnell! schnell, mein Schmied! | 66 |
| Schon die heil'ge Früh' | II. 155 |
| Schon ordnen sie den Zug | II. 29 |
| Schreibt Nostradamus, der | 110 |
| Segen | II. 191 |
| Seht auf schwarz beschlagner | II. 136 |
| Sei mir gegrüßt, o mein | 96 |
| Sei stark, du meine Männin | 86 |
| Seit ich ihn gesehen | 10 |
| Senkt sich die Sonn' | II. 8 |
| Sergeant, was haben denn | III. 118 |
| Siegeslied der Türken über Pfara | III. 110 |
| Sie haben mich geheißen | 98 |
| Sie haben zwei Tote zur | 132 |
| Sie lassen uns verzweifelt | III. 107 |
| Sie und Er | II. 167 |
| Sobald ich deinen lieben | II. 187 |
| So macht, ihr Brüder | III. 120 |
| Sonett an Hitzig | II. 200 |
| Sophia Kondulimo und ihre Kinder | 210 |
| So still das Tal geworden! | 80 |
| So wüte, Sturm | II. 198 |
| Stellt willig euch, nicht taub | II. 50 |
| Sternschnuppe | 71 |
| Stets muß das Hohe | II. 187 |
| Stimme der Zeit | II. 120 |
| Stolz, mein Stolz, wohin | 21 |
| Süßer Freund, du blickest | 13 |
| 's war einer, dem's zu Herzen | 61 |
| 's war mal 'ne Katzenkönigin | 70 |
| ΘΑΝΑΤΟΣ | II. 21 |
| Töricht ist's, dem sanften | II. 166 |
| Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον | II. 185 |
| Totenklage | 83 |
| Tragische Geschichte | 61 |
| Tränen | 16 |
| Traum | II. 19 |
| Traum der eignen Tage | 14 |
| Traum und Erwachen | II. 128 |
| Treuen, festen, klaren | II. 195 |
| Treue Liebe | 99 |
| Triumph, laßt wehen des | III. 119 |
| Trinkspruch am 28. August 1831 | II. 147 |
| Trinkspruch am 28. August 1832 | II. 148 |
| Trinkspruch auf G. u. W. Schadow, Bendemann u. Hübner | II. 151 |
| Trinkspruch in einer literarischen Gesellschaft | II. 122 |
| Trinkspruch zum 31. März 1826 | II. 144 |
| Trinkspruch zum 3. August 1836 | II. 152 |
| Tue es lieber nicht! | II. 52 |
| Umnachtet von den Massen | II. 185 |
| Und als das Kind geboren | 38 |
| Und als die Schneider | 65 |
| Und bald sprang auf | 146 |
| Und sitz' ich am Tische beim | 64 |
| Und soll ich nach Philisterart | 119 |
| Und wär' ich ein lustiges | II. 209 |
| Und wenn Bestand im Wechsel | II. 205 |
| Ungewitter | 183 |
| Unsre Quelle kommt | 86 |
| Untergang | II. 178 |
| Untertauchen in die See | III. 81 |
| Varnhagen | II. 218 |
| Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesme | II. 50 |
| Vergeltung | 179 |
| Vermietet mir oben ein | II. 137 |
| Verratene Liebe | 85 |
| Vetter Anselmo | 137 |
| Vier Lieder von Béranger | 106 |
| Völker und Staaten fürwahr | II. 218 |

| | Seite |
|---|---|
| Vom Pythagoreischen Lehrsatz | II. 140 |
| Vom wackern Reichhart | II. 185 |
| Von der upp'gen, grünen | II. 170 |
| Von des Nordens kaltem | 54 |
| Von jenem Recken schreiben | II. 185 |
| Von Weibern gesungen | III. 81 |
| Von wessen Rufe hört man | II. 83 |
| Vor dem Bilde von Karl Lessing: | |
| Das trauernde Königspaar | II. 150 |
| Vorrede zu Bérangers Liedern | III. 82 |
| Vorwärts, Kameraden! | III. 133 |
| Vorwort zu den neuen Liedern | III. 55 |
| Wach auf! du träumst | II. 135 |
| Während dort im hellen | 77 |
| Wahrlich aus mir hätte | 59 |
| Wandelnd unter den Akazien | II. 146 |
| Wann einer ausgegangen | 71 |
| Warum deinen Klagen | II. 169 |
| Was dieser mächt'ge Stein | II. 7 |
| Was doch mag so mildes | II. 210 |
| Was ist's, o Vater, was | 16 |
| Was klappert im Hause so | 38 |
| Was mir im Busen schwoll | II. 122 |
| Was pressen sich die dichten | 205 |
| Was soll ich sagen? | 48 |
| Waterloo | III. 110 |
| Wechselgesang bei der Abfahrt | II. 132 |
| Wehet der Wind, so knarrt | II. 218 |
| Weigerung | III. 125 |
| Weiter nichts als ein Traum | II. 133 |
| Welch ein anderes Bild | II. 217 |
| Welcher zu sein du dich | II. 217 |
| Wen birgt da unten | II. 119 |
| Wer den gestirnten Himmel | II. 120 |
| Wer doch durch des Festes | 81 |
| Wer gab mir jenen Carabus | II. 197 |
| Wer hat's getan | II. 131 |
| Wer hat zum Schreier also dich bedungen? | II. 9 |
| Wer ist, der dieses Bild | II. 150 |
| Wer kauft Liebesgötter | II. 213 |
| Wer klopft so stark? | 159 |
| Wer nennt mir diesen Flüchtling | II. 10 |
| Wer nicht gereist, den acht't | II. 200 |
| Wer sollte fragen wie's | 78 |
| Wer stört der stillen Gegend | II. 12 |
| Wessen ist die Burg, die dort | 221 |
| Wie der Mai | 179 |
| Wie hat mir einer Stimme | 20 |
| Wie ich vom Stolz vom | II. 133 |
| Wie in ihrer Hand du mir | II. 204 |
| Wie jetzt der Baum im | II. 124 |
| Wie klang aus deinem Munde | 32 |
| Wie kommt's, daß du | II. 147 |
| Wie mit Zank und mit | II. 217 |
| Wie noch in seinem Stolz | II. 68 |
| Wie sie zu unserm Norden | II. 144 |
| Wie so bleich ich | 19 |
| Wie stürmte der Knab' in | 31 |
| Wie trag' ich's doch, zu | 21 |
| Wie ward zu solchem Jammer | 94 |
| Wie wohlgefällig hat auf mir | 37 |
| Willst deines Hauses Glanz du | II. 10 |
| Willst, ein Schlechter unter | 166 |
| Willst zurück zu deiner Mutter? | 121 |
| Windbraut tobet | 83 |
| Winter (Es zog verblaßt) | II. 168 |
| Winter (In den jungen Tagen) | 56 |
| Wir gleichen bleiernen | III. 106 |
| Wir haben uns als | II. 149 |
| Wir sind drei Schwestern | 42 |
| Wir tragen gar im Herzen | II. 126 |
| Wir wollten mit Rosen | 48 |
| Wo durch die Ebnen in der | II. 47 |
| Woher, Alte, deine schönen | 74 |
| Wohl bei Regenschauern | II. 208 |
| Wohl wandert' ich aus in | 50 |
| Wohl war der Winter ein | 79 |
| Woinarowski | II. 35 |
| Wonnsagelig | III. 81 |
| Zarte, süße Rosenblüte | II. 142 |
| Zehn Zentner schwer | II. 119 |
| Zornig ward Thor | III. 75 |
| Zu des Meeres | II. 178 |
| Zu dieses Tages Feier | II. 208 |
| Zu Goethes Geburtstag | II. 147 |
| Zu Grüneberg in der | II. 138 |
| Zu Holten bei der Burg | II. 52 |
| Zu Stägemanns Jubiläum | II. 150 |
| Zu sterben kann dem Besten | II. 216 |
| Zum Unheil hat uns nur | II. 33 |
| Zur Antwort | 49 |
| Zur Einleitung des Deutschen Musenalmanachs 1833 | II. 122 |
| Zur Feier Goethes | II. 146 |
| Zur Unzeit | 49 |
| Zurück, hier dürft ihr | III. 134 |
| Zweites Lied von der alten Waschfrau | 44 |

# Inhaltsverzeichnis zu allen drei Teilen.


Seite

Erster Teil

Chamissos Leben und Werke . . . . . V

Gedichte I . . . . . 5

Zweiter Teil

Gedichte II . . . . . 5

Dritter Teil

In dramatischer Form . . . . . 9

Übersetzungen . . . . . 73

Adelberts Fabel . . . . . 139

Peter Schlemihls wundersame Geschichte . . . . . 147

Vermischtes in Prosa . . . . . 211

Anmerkungen . . . . . 223

Alphabetisches Verzeichnis der Gedichte nach Anfängen und Überschriften . . . . . 269

LG
102634
Author Chamisso, Adelbert von
C4485S
Title Werke; ed. by Sydow. 3 vol. in 1.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY